Edgar F. Cyriax

HIRTH

Das

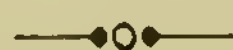
Gesamte Turnwesen.

Ein Lesebuch für deutsche Turner.

In erster Auflage herausgegeben

von

Georg Hirth.



Aufsätze turnerischen Inhaltes

von älteren und neueren Schriftstellern.

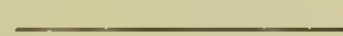


Zweite erweiterte Auflage in 4 Abteilungen.

Besorgt

von

Dr. F. Rudolf Gasch.



Band 1. (Abteilung I.)

Mit 8 Bildnissen.



Hof.

Verlag von Rud. Lion.

1893.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

Ansehen und Betrieb der Gymnastik bei den Griechen und Römern.

Die Leibesübungen im Mittelalter.

Die Leibesübungen in der neueren Zeit vor Jahn.

Die Begründung der Turnkunst.

Jahn und seine Zeitgenossen.

Aufgabe der Turnkunst.

Von Friedrich Ludwig Jahn.

(„Deutsche Turnkunst", Berlin 1816, S. 209.)

Die Turnkunst soll die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wiederherstellen, der bloß einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Überverfeinerung in der wiedergewonnenen Mannlichkeit das notwendige Gegengewicht geben und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen und ergreifen.

Solange der Mensch noch hienieden einen Leib hat und zu seinem irdischen Dasein auch ein leibliches Leben bedarf, was ohne Kraft und Stärke, ohne Dauerbarkeit und Nachhaltigkeit, ohne Gewandtheit und Anstelligkeit zum nichtigen Schatten versiegt — wird die Turnkunst einen Hauptteil der menschlichen Ausbildung einnehmen müssen. Unbegreiflich, daß diese Brauchkunst des Leibes und des Lebens, diese Schutz- und Schirmlehre, diese Wehrhaftmachung so lange verschollen gewesen. Aber diese Sünde früherer leib- und liebloser Zeit wird auch noch jetzt an jeglichem Menschen mehr oder minder heimgesucht. Darum ist die Turnkunst eine menschheitliche Angelegenheit, die überall hingehört, wo sterbliche Menschen das Erdreich bewohnen. Aber sie wird immer wieder in ihrer besonderen Gestalt und Ausübung recht eigentlich ein vaterländisches Werk und volkstümliches Wesen. Immer ist sie nur zeit- und volksgemäß zu treiben, nach den Bedürfnissen von Himmel, Boden, Land und Volk. Im Volk und Vaterland ist sie heimisch und bleibt mit ihnen immer im innigsten Bunde. Auch gedeiht sie nur unter selbständigen Völkern und gehört auch nur für freie Leute. Der Sklavenleib ist für die menschliche Seele nur ein Zwinger und Kerker.

Ansehen und Betrieb der Gymnastik

bei den

Griechen und Römern.

1.

Friedrich Thiersch'

Zueignung seiner Ausgabe von Pindarus' Werken

an

Friedrich Ludwig Jahn,

den Erneuerer der Turnkunst.

(„Pindarus' Werke, Urschrift, Übersetzung in den Pindarischen Versmaßen und Erläuterungen" von Friedrich Thiersch. Leipzig, bei Gerhard Fleischer, 1820.)

Friedrich Wilhelm Thiersch, geboren am 17. Juni 1784 zu Kirchscheidungen bei Freiburg a. d. Unstrut, studierte in Leipzig und Göttingen Theologie und Philologie, wurde 1809 Professor am Lyceum in München und 1826 ordentlicher Professor der Philologie an der Münchener Hochschule. Als er 1814 und 1815 zur Wiedererlangung der entführten bayerischen Kunstschätze in Paris weilte, wurde er dort mit Jahn bekannt und befreundet. In den Jahren 1831—32 war er in Griechenland auch politisch thätig für die Wahl des bayerischen Prinzen Otto, des späteren Königs von Griechenland. Thiersch starb, als Präsident der Akademie in München, am 25. Februar 1860. Seine Schriften beschäftigten sich meist mit der griechischen Sprache, aber auch mit politischen und kirchlichen Gegenständen und dem höheren Schulwesen.

Dem Turnvater Jahn, den er noch 1843 in Freiburg besuchte, widmete er sein Buch: „Pindarus' Werke".

Vergl. „Friedrich Thierschs Leben", herausgegeben von seinem Sohne H. Thiersch, Leipzig, Verlag von Winter, 1866, und die „Monatsschrift für das Turnwesen", herausgegeben von Euler und Eckler, III, S. 287, Berlin, Gärtner, 1884.

Während ich den Pindarus übersetzte, und die Bilder des öffentlichen Lebens, das er singt, der großen Völkerfeste zu Olympia und Pytho mit ihren Spielen und Ehren, in erneuter Klarheit an mir vorübergingen, gedachte ich oft deiner und deines ruhmvollen Bemühens, die Turnkunst aus ihrem langen Schlafe zu erwecken und durch sie das Gemeinsame und Öffentliche unter uns mit einem Teile jener Herrlichkeit zu umgeben,

sich selbst gebildet, noch kann es in seiner Mutter Leib zurückgehen, um sich anders und edler zu gestalten; aber die Einsicht in unseren Zustand und in das Bessere sollen wir zu gewinnen bemüht sein und, wie du gethan und zu thun nicht müde wirst, darauf hinarbeiten, daß die nach uns Heranwachsenden für dasselbe erzogen und seines Besitzes froh werden.

Wie es gekommen, daß wir gleichsam eines Teils von uns selbst verlustig gegangen und um einen großen Besitz ärmer geworden sind, ist, soviel ich weiß, noch nirgend genau erwogen worden. Das Übel ist allgemein; denn, wie wir in Deutschland, so haben auch die andern Völker mit der alten Leibeserziehung oder Gymnastik ihrer Vorfahren den Sinn für die Bedeutung und Ehre derselben verloren. Man sage nicht, daß die neue und höher gebildete Zeit notwendig eine andere Ansicht herbeiführen und lehren mußte, alle Sorge auf die Pflege des Geistes zu wenden und jene Übungen und Fertigkeiten des Leibes als gemein und einem feinen Manne unanständig zu betrachten. Denn die Geschlechter, bei denen das Turnwesen zu Grunde ging, standen hinter den griechischen, bei denen es blühte, an Bildung und Feinheit weit zurück, und jene Übungen haben wenigstens nicht bewirkt, daß ihre Nachkommen die an Leib und Geist gleichmäßig gepflegten und entfalteten Alten erreicht oder übertroffen hätten, es wäre denn, daß unsere Weltweisen sich über Plato und unsere Dichter sich über Sophokles erheben wollten. Auch darum sind wir nicht in jene Einseitigkeit geraten und verarmt, weil die Form unserer Staaten und Verhältnisse jene Kunst unnütz oder gar verdächtig gemacht hätte. Zwar wurde sie von den Alten als die Quelle erhabener Gesinnungen und Freundschaft, als die Grundlage der Freiheit und Ehre betrachtet. Sie war ein Vorrecht der freigeborenen Hellenen. Der Knecht und der Barbar entbehrten der Gymnastik aus demselben Grunde, weil sie dem fremden Willen hörig und persönlicher Würde und Selbständigkeit unteilhaft waren, und ein alter Staatslehrer nennt unter den Mitteln, durch welche eine Zwingherrschaft befestigt werde, als das wirksamste, die Turnplätze oder Gymnasien zu schließen, die Übungen derselben ganz aufzuheben, damit die Genossenschaften ganz aufgelöst, die Gleichgesinntheit zerstört und durch Versäumnis des Leibes die Dienstbarkeit des Geistes erzeugt und befestigt werde. Indes haben bei Griechen und Römern die Gymnasien die Selbständigkeit der Völker lange überlebt, weil ihre Übungen wohl

ohne Freiheit bestehen konnten, obwohl umgekehrt in Griechenland die Freiheit auf sie gebaut war. Nach fünf Jahrhunderten, nach dem Untergange der griechischen Selbständigkeit, turnte die lakedämonische und attische Jugend, um Kräfte zu üben und zu bilden, deren ihre geknechtete Heimat in der Öde eines ehrlosen Friedens nicht bedurfte. Auch ist auf deutscher Erde nie eine solche Gewaltherrschaft gesehen worden, welche das Turnen zu scheuen gehabt. Die Edlen und Häupter der Stämme waren auch die ersten und gewandtesten in den ritterlichen Übungen, ja die Staaten waren zum Teil ganz frei und selbstherrlich, als die Turnkunst verloren ging. Wenn nun aber nicht Bildung und hohe Einsicht, nicht die Umwandlung des Lebens oder die Forderung des Staates das Übel herbeigeführt, wer soll denn die Schuld tragen? Das Turnwesen legt gegen fernen und dem gemeinen Sinne unbedeutenden Gewinn eine nahe und große Arbeit auf, und seine natürlichen Feinde sind Trägheit und Bequemlichkeit. Der Schweiß ist auch hier vor die Tugend gestellt, und wenn es mit keinen anderen Wurzeln, als denen des Bedürfnisses, in dem Boden eines Landes haftet, so wird es absterben, sobald man glaubt, seiner entbehren zu können. Das war sein Verhängnis, wie unter den übrigen neuen Völkern, so auch unter den Deutschen. In welcher Weise und Ausdehnung es bei uns in vorchristlichen Zeiten gewesen ist, liegt im dunkeln. Kaum ist davon eine andere Nachricht, als jene bei Tacitus von dem kriegerischen Tanze, den nackte Jünglinge zwischen aufgestellten Schwertern vor dem versammelten Volke aufführten, zu uns gelangt. Das Kühne und Gefährliche des Spiels setzt lange Übung und große durch langes Turnen erworbene Gewandtheit, der kriegerische Geist des Volkes und der Bedarf der Schlachten Mannigfaltigkeit und Beharrlichkeit der Turnübungen voraus. Ferner deutet jener Wagetanz, vor dem versammelten Volke aufgeführt, auf festliche Zeit, und die Feste sind nicht ohne Götter, denen sie gefeiert wurden. Man darf also annehmen, daß die Turnübungen bei Festen und Opfern zur Schau gebracht, unter den Schirm der deutschen Ehre gestellt und durch ihre Feste geweiht waren. Daß aber die verschiedenen Arten von Übungen auf gleiche Weise vor dem Volke gezeigt, daß die Sieger gepriesen und belohnt wurden, läßt sich vermuten, nicht beweisen. Noch jetzo deutet manche erlöschende Spur in den Gebräuchen des Volkes auf vorchristliche Festspiele zurück.

Wir haben hiermit auf die Ansichten hingedeutet, welche

gelten und lebendig sein müssen, wenn das Turnwesen tiefer in dem Volke haften, mit seinem Dasein gleichsam verwachsen, den Geist desselben und die edlere Gesinnung tragen und den Wechsel der Zeiten und Gewohnheiten unveränderlich bestehen soll. Was aber das deutsche Altertum von Turnübungen und Spielen, von ihrer Begründung und Sicherstellung nur ahnen läßt, zeigt das griechische in hellem Lichte, und die Turnkunst in einer Ausbildung, wie nur Jahrhunderte fortgesetzter Bemühungen sie erzeugen konnten, zugleich aber auch in Verhältnissen und Verbindungen, die ihr eine unverwüstliche Dauer sichern mußten. Jede Stadt und Gemeinde freier Menschen war mit Turnschulen oder Gymnasien ausgestattet, welche unter dem Schutze heimatlicher Gottheiten als geweihte Bezirke standen und von den Edelsten und Besten der Gemeinde verwaltet und gehütet wurden. In diesen Heiligtümern war die Erziehung mit gleichgewogener Sorge um die geistige und leibliche Pflege der aufblühenden Jugend bemüht, und in solcher Kunst und Vortrefflichkeit, daß selbst Plato, dem von bestehenden Dingen wenig genügte, im Wesen dieser Erziehung nichts zu ändern fand. Neben den Turnschulen standen die Tempel und ladeten die geübte Jugend aller Stämme zu ihren Festen und Turnspielen ein; nicht etwa hier und dort, nicht nur in Olympia und Pytho, oder auf dem Isthmus und zu Nemea, sondern überall, wo irgend eine Gottheit oder ein Heros sich besondern Dienstes erfreute, war bei seinem Feste der ruhmbegierigen Jugend vor den Augen der griechischen Götter ein Schauplatz eröffnet, auf welchem sie die behende, dem Dienste der Freiheit und der Heimat gewidmete Kraft wetteifernd bewähren und Kränze gewinnen konnte, die Glanz und Achtung auf ihr ganzes Leben verbreiteten. Der Knabe, dessen Kraft eben erst geweckt war, der Jüngling und der noch jugendliche Mann traten hier, von erfahrenen Kampfrichtern geprüft und geschieden, einander entgegengestellt zum Wettstreite hervor, und des Siegers Name, besonders bei den großen heiligen Spielen, flog gleichsam durch alle Staaten des großen Vaterlandes. Ihn empfingen am Abend nach den Feiern und daheim festliche Gelage, seine Tugend erhoben Pindar und Simonides im ehrenden Gesange, seine Gestalt Phidias und Polyklet in bewunderten Werken der bildenden Kunst. Und faßt man alles zusammen, so hatte jenes Land der Wunder alles erschöpft, was sich irgend zur Pflege und Belohnung des Turnwesens Reiches und Großes erfinden und in das Leben

einführen ließ. Es ist hier nicht meine Absicht, die tieferen Gründe aufzusuchen, auf denen eine solche Würdigung jener edlen Kunst in Staaten beruhte, die ihre Freiheit auf den ganzen und vollen Menschen gründeten, noch wollen wir der lebendigen Gefühle der Kraft, der Ehre und der Tugend, die in den Turnschulen, wie in den Sälen griechischer Kunst und Weisheit, aus dem üppigen Boden emporschossen, weiter gedenken, noch auch der festen, für das Leben geschlossenen Genossenschaften, der heroischen Freundschaft und Todesverachtung, welche hier gegründet wurden und gediehen. Indem wir diesen reichen und schönen Stoff, welcher sich zur Vollendung des Gemäldes darbietet, hier nur bezeichnen, bemerken wir noch dieses, daß die griechische Turnkunst die Tage junger Freiheit und Ehre darum überlebte, weil sie unauflöslich mit der Erziehung verknüpft blieb, auch in den Zeiten der Erniedrigung in den Festen und Feiern Ruhm und Ehre finden ließ und nie aus dem Schirme und der Pflege einheimischer Götter gefallen war. Erst bei dem Siege des Christentums über die alten Götter wurde sie mit allem, was dem Heidentume und seinen Gebräuchen verwandt war, unter dem Einsturze seiner Heiligtümer verschüttet und begraben. In die Tempel, welche aufrecht geblieben, zogen statt der alten Götter und Helden die Heiligen des Christentums ein, wie zu Athen in das Parthenon statt der Pallas Athene die Panhagia — die heilige Jungfrau —, in das Theseum statt des Theseus und Herkules jener Ritter, welcher den Lindwurm erschlug. Den neuen Ankömmlingen oder ihren Priestern und Verehrern waren mit den Festen der vertriebenen Götzen auch die Spiele und Festlichkeiten ein Greuel, durch welche der Teufelsdienst — so hieß er ihnen — war geschmückt und verherrlicht worden. Was seit jener Zeit von Turnkünsten noch bestand und, zum Teil auf die Türken übergegangen, noch jetzt geübt wird, ist so wenig der Rede wert, als das wenige, was uns aus ähnlichem Besitze der Vorfahren geblieben war.

Diese Bemerkungen haben die Beantwortung der Frage eingeleitet, wie nämlich es geschehen, daß unter dem ritterlichen Volke der Deutschen kein Turnwesen nie zur vollen Ausbildung gekommen und schon vor Jahrhunderten erstorben ist. Das Christentum trat hier zwar nicht feindlich entgegen, aber doch hemmend. Die Ritter, die Edlen, waren fromm und andächtig; aber ihre Übungen zu Kampfe und leiblicher Tüchtigkeit waren von der Kirche und ihren Gebräuchen geschieden. Sie turnten

gleichsam auf eigne Hand, wie alle Freie, solange die Ehre der Waffen galt, in aller Weise, mit rechtem Ernst und wahrem Eifer, mehr nach Sitte, als nach Gesetz, mehr nach freier Neigung, als nach Amtsordnung und Gebot des Gesetzes; und wenn der junge Edle in den freien Leibes- und Ritterkünsten geübt war, boten die Kirchen und ihre Feste der errungenen Fertigkeit keinen Kampfplan, worauf sie sich zeigen und Ehre erlangen konnte. Nur eine Gattung von Turnübungen, die Kunst, mit der Lanze zu Roß den Gegner aus dem Sattel in den Sand zu setzen, fand im Turnier öffentlichen Ausruf und Ehre, weil in ihm der rechte Kern der Schlachtenkunst und Tapferkeit zu finden war; aber selbst diese Übung ward durch Sitte und Vorurteil noch mehr beschränkt: nicht der Knabe, nicht des noch zarteren Jünglings ruhmbegieriger Mut ward zugelassen, und von den Männern nur, wer turnfähigen Adel beweisen konnte. Alle anderen Zweige der Kunst, das Ringen, der Sprung, der Lauf, der Wurf, blieben ohne die Aufmunterung feierlicher Spiele und öffentlicher Ehre. Man sage nicht, daß diese nur schwach geübt oder geschützt wurden. Zwar mochte das Ganze weniger als bei den Griechen in Zusammenhang gebracht und in das Einzelne ausgebildet worden sein; aber geübt ward der Knabe, besonders der ritterliche, in jeder Weise, welche Kraft und Gewandtheit seines Leibes bewirken konnte, setzte die Übungen als Jüngling und Mann mit Lust und Liebe fort, und selbst der Fürst freute sich, wie der Edle in Deutschland, an dem Lobe, welches ihm wegen Fertigkeit im Sprunge oder Steinwurfe von den Zeitgenossen in Dichtung oder in geselliger Rede zu teil ward. Zu dem, was hierüber die bekannten Bücher, zum Teil noch Handschriftliches an Zeugnissen und Beweisen enthalten, liefere ich hier aus unserer nächsten Umgebung in München einen auswärts weniger bekannten Beleg. Herzog Christoph von Bayern, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, war einer der mutigsten und tapfersten Ritter seiner Zeit. Bei einem Turnier in Landshut wagte er, vor der ganzen versammelten Ritterschaft allein, sich einem riesenhaften Ungar, der sie zum Kampfe forderte, zu stellen, und rettete durch Besiegung des gewaltigen Feindes die deutsche Rittérehre. Dieser Herr war auch im Wurfe und im Sprunge der erste. Noch liegt in dem Gange des Hoflagers dahier, aus der alten Burg an diesen Ort versetzt, ein ungeheurer schwarzer Stein, den er zu schleudern imstande war; der stärkste Mann würde ihn kaum heben, „wie

jetzt die Sterblichen sind"; und Nägel in der Wand, deren niedrigsten ein Mann gewöhnlicher Größe kaum mit der Hand erreicht, bezeichneten die Höhe, zu welcher er und nächst ihm die beiden Geübtesten im Sprunge sich erhoben. Eine Marmorplatte dabei enthält die Reime, in welchen ein deutscher Pindar nach seiner Weise schlicht und einfach diese Tugend des starken und mutigen Fürsten auf die Nachwelt gebracht:

Als nach Christi Geburt gezehlt war
Vierzehen hundert Neuntzig Jar,
Hat Hertzog Christoph hochgeboren
Ein Held auß Beyern außerkoren,
Den Stein gehebt von freyer Erdt
Und weit geworffen ohn geferdt
Wigt dreyhundert Vier und sechzig Pfunt
Des gibt der stein und schrifft Urkunt.

Drey Nägel steckhen hie vor Augen,
Die mag ein jeder Springer schauen.
Der höchste Zwelf schuech von der Erdt,
Den Hertzog Christoph Ehren werdt,
Mit seinem fueß herab thet schlagen
Kunrath luef biß zum andern Nagel
Wol von der Erdt Zechent halb schuech
Neunthalben Philip Springer luef,
Zum dritten Nagel an der Wandt
Wer hoher springt, wirt auch bekandt.

(Text nach H. F. Maßmann, „Die öffentl. Turnanstalt zu München", München 1838, S. 48.)

Doch war damals die Zeit nicht mehr fern, wo der nicht bekannt wurde, welcher es diesen ritterlichen Herren gleich oder zuvor that. Die neuere Turnkunst, nicht wie die griechische durch weise Gesetzgeber in die Erziehung verflochten, der Olympiaden und Siegesfeier ermangelnd und allein von dem Bedürfnisse des Krieges und dem Gefühle eigner Tüchtigkeit gehalten, verlor, wie der alte Geist zu weichen anfing, an Kraft und Umfang und ging, ein Opfer der Trägheit und Bequemlichkeit, mitten in noch selbstkräftigen und freien Völkern zu Grunde. Selbst die Turniere sanken und verödeten, da eine andere Kriegskunst zu anderen Waffen und Übungen nötigte, und von dem alten Turnwesen blieb außer dem Ritte in der Fechtkunst nur noch der Hieb, welchen die Fortdauer des Zweikampfes bei Leben und Ehre erhielt; bei den Engländern der Faustkampf, zur Schlichtung gemeinen Streites; dann in den Scheiben- und

Vogelschießen mit Armbrüsten und Feuergewehr nur ein Schatten seiner selbst zurück. Andere seiner Zweige waren durch Franzosen ganz verkehrt, wie der Tanz, oder bis zum Unkenntlichsten abgestutzt und verziert worden, wie was nun Voltigieren genannt und noch auf Fechtboden an hölzernen Pferden geübt wird. Die übrigen vergingen ganz oder erhielten sich in einfältigen löblichen Spielen auf dem Lande, am Kletterbaume, im Hahnenschlage, Wettlaufe, Feuersprunge, zerstreut und ohne Wirkung für das Ganze.

Dir gebührt der schöne Ruhm, in einer schweren Zeit, wo viele an der Rettung des Vaterlandes verzweifelten, nicht nur durch Wort, sondern, soviel einem einzelnen vergönnt ist, auch durch That für dieselbe vorbereitet und ihr zur großen Hilfe die erloschene Turnkunst aufgeweckt zu haben. Seitdem blüht sie, verbreitet unter die deutsche, der Freiheit und der Ehre begierige Jugend, nun als Pflegerin männlicher Kraft und, was von gleicher Wichtigkeit, als Mutter der Gleichgesinntheit für Recht, Freiheit und Eintracht des Volkes, für Freiheit des Vaterlandes im Innern und Einheit gegen alle Feinde deutscher Nation nach außen, eine der schönsten Früchte, welche die Jahre nach unsrer Befreiung, größer durch innere Entwickelung, als durch äußere Kraft, gezeitigt haben. Möge sie schon jetzo stärker, als die Stürme, welche ihr drohen, an innerer Kraft und Ausbildung, wie an äußerer Würde und Ehre gewinnen; denn noch ist erst der Anfang gemacht, vergleicht man, was geschehen muß, um sie über den Wechsel der Zeit und der Meinung zu stellen. Noch ist sie, auch wo sie den öffentlichen Anstalten zugewiesen wird, mehr ein Nebenwerk der Erziehung, als ein wesentlicher Teil derselben oder unauflöslich mit ihr verbunden. Noch ist kein Geschlecht im Turnen erwachsen, das im Besitze der Kunst und Übung, die es liebt, von seiner Würde und Bedeutsamkeit durchdrungen wäre. Nur wenn beides geschehen, wenn auch die begonnene Entwickelung des öffentlichen Lebens in Deutschland noch mehrere Volksfeste und Feiern wieder eingesetzt hat, wird auch die Turnkunst wahrhaft in das Leben eintreten, jene Feste beleben und von ihnen für ihre Leistungen Glanz und Ehre davontragen. Wird sie aber mit der Erziehung und dem öffentlichen Leben unauflöslich verflochten sein, so werden auch die Gesänge wieder erwachen, welche ehemals die alten Übungen umgaben, sich aller Stoffe bemächtigen, die des Ganzen und der einzelnen Tugend in rühmlicher Gesinnung und That dar-

bieten, und, um mit Pindar zu reden, „auch das alte Gerücht großen Thatruhms aus seinem Lager führen". Dann heißt es auch bei uns von ihm: „Es lag entschlafen zuvor, doch geweckt, erglänzt hell am Leib es gleich dem Frühstern wunderbar vor anderen Sternen." Mit diesen Hoffnungen und Wünschen für dein ruhmvolles Verdienst um das deutsche Vaterland erfüllt, führe ich aus der schönsten und herrlichsten Zeit des griechischen Altertums, gleichsam mitten aus den Festspielen im Peloponnes und zu Pytho, den großen griechischen Turnsänger Pindar bei dir ein. Du wirst ihn mit jener Achtung aufnehmen, die ihm gebührt, nicht nur weil er der einzige ist, welcher im Gesange das Turnwesen mit unvergänglicher Ehre geschmückt hat, und der größte Mann, welcher je die griechische Laute schlug, sondern auch wegen der Hoheit seiner Gesinnung, der Tiefe seines Geistes und seiner Weisheit. Seine Art und Weise gestattet nicht eine schnelle Befreundung. Doch lohnt es die, welche seinen Umgang suchen, dadurch, daß er ihnen zwischen dem Fremdartigen und Fernliegenden einen Schatz wunderbarer Anmut und großherziger Gesinnung zum Gebrauche darbietet. Keiner wird nach einem näheren Umgange von ihm scheiden, welcher nicht durch ihn wäre gestärkt und erhoben worden. Das aber ist nicht die geringste Tugend des Pindar, daß er die Kunst, welche er preiset, in ihrer vollen Würde begriffen und mit dem Höchsten, was das Leben bietet und der Geist denkt, in unmittelbare Verbindung gebracht hat. Ich habe ihm zwar deutsche Rede geliehen, doch konnte ich ihn nicht zum Deutschen machen, ohne sein innerstes Wesen aufzulösen. Sein Gesang mußte sich in denselben Maßen und Wendungen entfalten, wie in der Ursprache, wenn er in seiner Eigentümlichkeit sollte begriffen werden. Doch habe ich gesucht, ohne zu große Opfer des in unserer Sprache Üblichen, soviel mir möglich von dem Wohllaute und rhythmischen Schwunge, von der Fülle und Kraft der griechischen Rede in die deutsche herüberzuleiten. Demungeachtet bleibt er an Geist und Form ein Fremder. Als Fremdling tritt er ein, nicht als ein Einheimischer, nicht daß man seine Form bei uns nachahmen, aber doch, daß man ihn in seiner Art achten und begreifen solle. Das wird selbst denen förderlich sein, welche bei uns die Dichtkunst, besonders die lyrische, üben und, ungewarnt von trauriger Erfahrung, unbelehrt von dem Beispiele großer Meister, sie von ihren Wurzeln abgelöst und aus den reichen und fruchtbaren

Fluren des Lebens mit sich in ein Gebiet entführt haben, wo statt der Wesen nur Schatten und Träume einheimisch sind. Mögen diese in Pindar, nicht abgeschreckt durch die ihnen fremde Form, die wahre lyrische Dichtung wiederfinden, als wurzelnd im Leben, indes ihr Haupt sich in des Äthers Blau ausbreitet, als genährt von dem Erfreulichen, was ihr die Vergangenheit des Volkes oder seine Gegenwart an Tugend und Gesinnung darbietet, und bemüht, um dasselbe die Gaben der Anmut, die Würde der Weisheit auszubreiten und mit sich zu den Sternen zu erheben. Der hat die wahre Dichtung gefunden, welchem alles Große und Edle, was seine Zeit gedacht und gefühlt, klar geworden ist, und welcher versteht, es in voller Würde und Schönheit vor aller Augen hinzustellen, daß jeder, der des Erfreulichen teilhaft ist, sich selbst, seine Ansichten und Gefühle darin in schönerer und edlerer Gestalt wiederfindet. Deinen lieben Turnern und Turnfreunden aber möge zur Ermunterung und, wenn es nötig ist, zum Troste gereichen, daß die Kunst, welche sie, Knaben und Jünglinge, mit frohem und unverdrossenem Bestreben ausüben, bei dem größten Volke des Altertums solcher Ehre würdig gehalten ward und einen solchen Sänger fand, daß einst die Turnkunst über den Sieger in ihren Übungen, sowie über seine Heimat, ihre Götter und Helden Lob und Ehre verbreitet und das ganze Leben mit unvergänglichem Ruhme geschmückt hat. Zugleich aber werden sie finden, daß bei den Griechen Turnfertigkeit und Bildung in geselligem Vereine gingen, daß neben dem Leibe auch der Geist in allen edlen Künsten und Bestrebungen wohl geübt, und nur dem, welcher das Edle beider Art in sich vereinigte, die Mannherrlichkeit beigelegt ward. Nicht die Kraft der Hände und Fäuste allein wird im Pindar gepriesen, sondern da, wo sie mit Scheu vor den Göttern und Frömmigkeit, mit Mäßigkeit, mit Verschmähung des Übermuts und der Ungebühr, mit Ehrfurcht vor dem Gesetz und vor den Eltern, mit edler Gesinnung für Freunde und Fremdlinge, mit weisem Gebrauche des Reichtums, lebendigem Gefühle für Ruhm und Ehre und mit Weisheit und Erfahrung in den Werken der Musen und Huldgöttinnen vereinigt und durch alle Güter und Zierden griechischer Bildung geschmückt ist.

Stärke und Festigkeit des Leibes, ohne den Schmuck der Bildung, bezeichnete den Barbaren; an der innigen Genossenschaft leiblicher und geistiger Veredelung ward der Hellene erkannt.

Was Perikles in der Lobrede von den Athenern sagt: „Wir suchen das Schöne mit mäßigem Aufwand und suchen die Weisheit ohne Weichlichkeit“, gilt von allen echten Hellenen und ist das Geheimnis der griechischen Bildung, nach welcher die leibliche Erstarkung nicht durch das Bestreben um Weisheit gehemmt, noch dieses durch die Versäumnis des Leibes und durch Weichlichkeit der Triebkraft beraubt wird. Eine Verschwisterung der Turnkunst mit Roheit, Pochen auf Leibesstärke, Verschmähung der Scheu und Sitte, hätte schnell entweder die Turnkunst als etwas Barbarisches in Verachtung gebracht oder die höhere Bildung in die Barbarei aufgelöst. Daß weder das eine noch das andere geschah, verhinderte der Genius von Griechenland, der bei dem Verluste vieler und großer Gaben in jener Durchdringung und Eintracht leiblicher und geistiger Vortrefflichkeit dem vielfach zerrissenen und gekränkten Volke eines der edelsten Güter bis an das Ziel seiner Tage bewahrt hat. Was aber in Griechenland galt und in dieser Sache Gebrauch und Sitte war, ist nicht zufällig so beschaffen, daß andere sich dessen entschlagen konnten, sondern im Wesen der Sache tief begründet und die wahre und einzige Bedingung, unter welcher die Turnkunst bei gesitteten und gebildeten Völkern eintreten und gelten kann. Ja, wir dürfen uns nicht verbergen, daß jene Verschwisterung beider Vortrefflichkeiten bei uns um so dringender gefordert wird, je allgemeiner die Bildung unter den Völkern geworden ist, und je gewisser ein großes Volk in unseren Tagen verloren geht, welches sich auf der Höhe des Zeitalters zu behaupten nicht imstande ist. Ein Ausweichen von der Bahn führt uns unaufhaltsam dem Wahn, der Beschränktheit, der Geistesschwäche in die Arme, und vor allem dem Aberglauben und seinem abscheulichen Gefolge, der noch fortdauernd uns zur Seite gelagert ist, oder schleudert uns in eine Verwirrung der Begriffe und Bestrebungen, in denen wir nicht nur die Güter nicht erreichen, nach denen wir streben, sondern dafür auch die verlieren, welche wir bereits erworben haben. Nur wenn die Turnkunst mit der Bildung des Geistes, mit dem gründlichen, echten Wissen, mit dem richtigen Urteile über alles, was uns not thut, mit dem geraden und offenen Sinn für das Edle und Würdige sich verbindet, und das Turnen des Leibes durch das Turnen des Geistes gehoben und geadelt wird, so daß der im Turnen geübte Knabe und Jüngling auch mit Wissen und Verstand, mit edlem Wesen und

Sitte geziert ist, vor allem aber vor jedem Übergreifen über sein Maß und Ziel in Dingen und Bestrebungen, welche nicht seines Belanges sind, bewahrt wird, kann in dieser Zeit und in ihrem großartigen Bestreben und Wirken die Turnkunst in ihr Recht und Eigentum wieder eintreten und, darin befestigt, zu der Wiedergeburt und Verjüngung, in welcher die Zeit und besonders Deutschland offenbar begriffen ist, wohlthätig beitragen.

Auf alles dieses hinzuweisen hielt ich nicht deshalb für nötig, weil ich etwa von dir und den Deinigen Übles in der guten Sache fürchtete. Wie lebendig das Bild der Unschuld und Reinheit in Gesinnung, Wort und That dich erfüllt, kann jeder aus deinen Schriften sehen; wie wohlthätig und dafür begeisternd deine Rede auf die Jugend, welche dir vertraut, übergeht und wirkt, habe ich damals erfahren, als uns die Erfolge des Krieges in Paris zusammenführten. Auch fand ich dein Bestreben fern davon, Halbheit oder Seichtigkeit im Wissen zu begünstigen oder irgend eine Kenntnis, welche den Geist veredelt, bildet und schmückt, gering zu achten, vielmehr dich selbst dafür eifernd und verlangend, daß der Knabe und Jüngling, wie auf dem Turnplatze, so im Leben und in der Schule dem Edelsten und Besten nachtrachten und sich wie mit unbescholtenem Wesen, so mit gründlichem Wissen schmücken solle. Auch wäre es thöricht, zu fürchten, daß in einer so erleuchteten und mit allen Gaben und Ehren reich geschmückten Stadt, wie Berlin ist, sich ein einseitiges Bestreben auf Kosten so großer und wichtiger Güter geltend machen und behaupten könnte. Indes sind die Turnplätze schon weit umher im Lande geöffnet und sollen nach unseren Wünschen allerorten geöffnet werden. Da kann es nicht fehlen, daß bei der Mangelhaftigkeit der Erziehung, welche bisher gegolten hat, bei der großen sittlichen und wissenschaftlichen Ungleichheit, welche als Folge davon unter unserer Jugend angetroffen wird, sich vielerlei eindrängt und geltend macht, was dem edlen Sinne als Zeichen der Barbarei erscheinen muß. Denn es ist, wie man bei euch schon richtig bemerkt hat, die Schranke, über welche der Knabe und Jüngling in den Turnplatz einschreitet, kein Lethestrom oder Zauberkreis, in welchem er sein früheres Leben vergessen oder den alten Menschen ablegen könnte, um mit dem Turnkleide einen neuen anzuziehen. Auch kann gerade der Geistlose und Beschränkte hier durch rohe Leibeskraft meinen eine Auszeichnung zu gewinnen, welche ihm auf anderm Gebiete versagt wird. Gegen diese allein sei meine

Rede gerichtet, wie es die deine, wenn es not thut, auch sein wird.

Hiermit aber sei auch den Gegnern gesagt, besonders den ehrenwerten und hochgesinnten unter ihnen, daß nicht die Sache von solchen Leuten geführt wird, wenn es sich vom Turnen handelt, sondern die Sache der edlen deutschen Jugend, die, jedes Lobes begierig, eine ganze und volle Entwickelung aller Kräfte des Leibes und Geistes sucht, auf dem Turnplatz aber mit Gesundheit und Stärke für die Bildung jene Spannkraft des Geistes, auf welcher allein sie, umgeben von Unschuld und Sitte, frisch und fröhlich entsprossen kann, und im Verein mit anderen Jünglingen eine Genossenschaft, die, auf gleiche Bestrebungen und Lauterkeit der Gesinnung gegründet, das Leben erheitert und schmückt und den werdenden Mann für Vaterland, Bildung und Ehre erwecken und begeistern kann.

München, den 6. Januar 1819.

2.

Gymnastik und Agonistik der Griechen.

(Diese Abhandlung wird dem Werke: „Das Leben der Griechen und Römer. Nach antiken Bildwerken dargestellt von Ernst Guhl und Wilhelm Koner. Berlin, Weidmann, zuerst 1861, dann in vielen Auflagen", deswegen entnommen, weil sie, von technischen Einzelheiten abgesehen, eine gute, gemeinverständliche Übersicht über die Gestaltung der Gymnastik bei den Hellenen gewährt.)

Ebenso wie die Hellenen die Musik als Mittel zur Bildung und Veredelung des Geistes ansahen und derselben je nach der Individualität der in den einzelnen Staaten seßhaften Bevölkerung eine mehr oder weniger bevorzugte Stellung in der Erziehung einräumten, legten sie auch auf die Ausbildung des Leibes ein nicht minder großes Gewicht. Gerade dadurch, daß die Hellenen durch die physische Erziehung auf die geistige Entwickelung der Jugend einzuwirken strebten und den Grundsatz, daß ein gesundes geistiges Leben nur aus einem gesunden, kräftigen Körper sich entwickeln könne, praktisch zur Geltung brachten, unterschieden sie sich wesentlich von allen andern Völkern des Altertums. Dem Körper die gehörige Spannkraft und schöne Haltung zu geben, die harmonische Entwickelung der einzelnen Körperteile zu befördern, die heranwachsende Jugend für das Ebenmaß schöner Formen empfänglich zu machen, ihr Mut und Entschlossenheit einzuflößen und sie für die praktische Tüchtigkeit im öffentlichen Leben vorzubereiten, das waren die Grundideen, welche den Griechen bei der physischen Erziehung der Jugend maßgebend waren. Diese Grundsätze verwirklichten sich in der Ausbildung der Gymnastik und Agonistik (Kampfkunst), und beide wurden wesentliche Elemente des griechischen Volkslebens. Sie sollten, wie Lucian in seiner Apologie der Gymnastik sagt, einerseits die Jugend von dem falschen Ehrgeiz abhalten, in unziemlichen Dingen miteinander zu wetteifern und aus Müßiggang in Frechheit und Leichtfertigkeit zu geraten;

anderseits den Jüngling zum Schutz der Freiheit des Vaterlandes, seines Wohlstandes und Ruhmes erziehen und ihm jene sittliche und körperliche Tüchtigkeit (Kalokagathia) geben, welche die Griechen jener Zeit in so hohem Grade vor den übrigen Völkern auszeichnete. — Wie in der geistigen Ausbildung, zeigte sich aber auch in der physischen Erziehung ein Unterschied bei den verschiedenen Stämmen Griechenlands. Während in den dorischen Staaten, und hier besonders in Sparta, die physische Erziehung die Jugend durch Abhärtung des Körpers gegen Schmerz und durch Ertragung von Beschwerden für ihre Bestimmung als kampfgerüstete Bürger vorbereitete, ward in den ionischen Staaten, vorzugsweise aber in Athen, eine gleichmäßig harmonische Ausbildung des Leibes und der Seele angestrebt, und hier trat in der körperlichen Erziehung namentlich das Streben nach Ebenmaß und Gefügigkeit, nach Anstand und Grazie in den Vordergrund.

Die Anfänge der Gymnastik und Agonistik wurzelten schon in der mythischen Zeit, wenn auch die einzelnen Übungen noch damals der planmäßigen Anordnung und der Gesetze entbehrten, welche die späteren Zeiten der Gymnastik bezeichnen. Die Feste der Götter und das Andenken an Heroen wurden schon im hohen Altertum durch festliche Spiele verherrlicht, bei denen auf körperliche Gewandtheit und Leibeskraft berechnete Wettkämpfe eine bevorzugte Stelle einnahmen. In diesen der mythischen Zeit angehörenden Wettkämpfen lagen die Anfänge der späteren schulgerechten Turnkunst, deren Ausbildung durch die lykurgische, sowie durch die solonische Gesetzgebung wesentlich gefördert wurde. Über die für die einzelnen gymnastischen Übungen bestimmten Räumlichkeiten nötigt uns die schwierige, noch keineswegs zur Genüge gelöste Frage über die Scheidung des Gymnasion von der Paläſtra, einige Worte zu erwähnen. Von jenen in der heroischen Zeit innerhalb oder bei den Städten gelegenen Übungsplätzen, auf welchen eine Abgrenzung der Räumlichkeit nach den in ihnen ausgeführten Wettkämpfen noch nicht stattfand, kann hier natürlich nicht die Rede sein. Daß aber in der historischen Zeit, als bereits die Ausbildung der Gymnastik getrennte Räumlichkeiten für die einzelnen Gattungen der Leibesübungen erforderte, eine Trennung der Paläſtra von dem Gymnasion eingetreten war, kann wohl mit Bestimmtheit angenommen werden, wenn auch die schriftlichen Zeugnisse des Altertums sich durchaus darin widersprechen. So bezeichnet Herodot

den Dromos und die Paläſtra mit dem gemeinſamen Namen Gymnasia, während Vitruv Gymnaſion und Paläſtra unter dem Ausdruck Paläſtra zuſammenfaßt. Die Paläſtra war aber jedenfalls in früherer Zeit eine beſondere Baulichkeit, mochte dieſelbe mit dem Gymnaſion verbunden ſein oder abgeſondert von demſelben liegen. Erſt zur Kaiſerzeit ſcheint der Unterſchied zwiſchen beiden verſchwunden zu ſein, weshalb auch Vitruv die geſamte Anlage für die gymniſchen Spiele mit dem Namen Paläſtra bezeichnen konnte. In Athen waren die Gymnaſien öffentliche, teils auf Staatskoſten, teils aus Mitteln von Privaten erbaute Anſtalten, in welchen die Epheben und Männer verkehrten und hier durch Leibesübungen und heiteres und belehrendes Zuſammenleben in gleicher Weiſe für die Kräftigung des Leibes wie des Geiſtes ſorgten. Dort befanden ſich das Lykeion, der Kynoſarges, die Akademie, das Ptolemaion, das prachtvoll gebaute Gymnaſion des Hadrianus, ſowie das kleine Gymnaſion des Hermes. Bei weitem größer aber war die Zahl der Paläſtren in Athen. Sie waren nur Privatinſtitute und ausſchließlich für den Unterricht der Knaben in der Gymnaſtik beſtimmt. In kleinen Städten hingegen mögen wohl die beſchränkten Mittel und Räumlichkeiten eine Vereinigung der Jugend mit den Erwachſenen in einem Raume erfordert haben. Falſch iſt aber jedenfalls die Anſicht, daß die Paläſtra ausſchließlich der Tummelplatz für die Athleten geweſen ſei. Die lokale Trennung der Übungsplätze der reiferen Jugend und der Männer von denen der Knaben, welche auch aus Rückſicht auf die Sittlichkeit für notwendig erachtet wurde, ergab aber auch eine Sonderung der Leibesübungen in leichtere und ſchwerere, je nach den Altersklaſſen, von welchen dieſelben geübt wurden. Als ſolche auch in ihren Leiſtungen geſchiedene Altersgenoſſenſchaften der Knaben erſcheinen die paides neoteroi und presbyteroi oder die protera und deutera helikia, jene die jüngeren, dieſe die etwas älteren Knaben umfaſſend, an die ſich eine dritte Altersſtufe, die trite helikia, anreihte, zu welcher wohl diejenigen Knaben gehören mochten, welche auf dem Übergange vom Knaben- zum Ephebenalter ſtanden und die ſonſt auch mit dem Namen der ageneioi (unbärtige) bezeichnet wurden; ähnliche Klaſſen mögen auch bei den Epheben beſtanden haben. Beſonders ſcharf waren aber dieſe Altersgenoſſenſchaften in Sparta abgegrenzt, wo jede derſelben eine Stufe des ſpartaniſchen Abhärtungsſyſtems durchzumachen hatte.

Bevor wir jedoch zur Betrachtung der einzelnen Leibesübungen übergehen, wollen wir einige Bemerkungen über die in den nachfolgenden Abschnitten mehrfach in Anwendung kommenden Benennungen: Gymnastik, Agonistik und Athletik vorausschicken. Mit dem Namen Gymnastik zunächst bezeichnen wir alle körperlichen Übungen, welche, nach gewissen Regeln unternommen, auf die Kräftigung einzelner Gliedmaßen, sowie des ganzen Körpers einzuwirken bestimmt sind. Liegt es nun auch in der Beschaffenheit einzelner dieser Übungen, wie Lauf, Sprung und Wurf, daß dieselben von einer Person ohne Gegner geübt werden können, während das Ringen bereits den Wettkampf zweier Personen bedingt, so veranlaßt doch die Gemeinsamkeit, in welcher diese Übungen von mehreren Personen gleichen Alters und von gleichen Kräften ausgeführt zu werden pflegen, ein gegenseitiges Messen und Prüfen der Kräfte, ein Wetteifern der sich Übenden untereinander, und so sehen wir in der Gymnastik den Wettkampf begründet. Das Streben nach Gewandtheit und Fertigkeit in den Leibesübungen, der Ehrgeiz, aus dem Wettkampfe als Sieger hervorzugehen, fand aber hauptsächlich seine Nahrung in jenen an den großen Nationalfesten der Hellenen veranstalteten Preiskämpfen. Hier durfte die Blüte griechischer Jugend unter den Augen einer unermeßlichen Volksmenge, begrüßt von dem Beifallsruf der Edelsten und Besten der Nation, im edlen Agon (Wettkampf) sich versuchen und um den Siegerkranz ringen, den das unparteiische Urteil der Richter nur dem wackersten der Kämpfer zuerkannte. Der Wert, den jeder einzelne darauf legte, seinen Namen der Zahl der Sieger beigesellt zu sehen und durch seinen Sieg den Ruhm seiner Vaterstadt zu verherrlichen, wurde der Haupthebel zur Ausbildung der höheren, ausschließlich auf den Wettkampf gerichteten Gymnastik, welche mit dem Namen Agonistik bezeichnet wird. Je mehr aber das Streben sich geltend machte, durch Gewandtheit und Körperstärke in den öffentlichen Spielen zu glänzen und hier einen unsterblichen Ruhm, der ja der Ehre eines römischen Triumphes gleichgeschätzt wurde, zu gewinnen, trat der eigentliche pädagogische Zweck der Gymnastik, in der Jugend ein kräftiges, zum Schutze des Staates tüchtiges Geschlecht heranzubilden, in den Hintergrund. Ebenso wie die Kunst nach Überwindung der technischen Schwierigkeiten nur allzuleicht in den Fehler der Künstelei und Geziertheit verfällt, zeigte sich auch in der Gymnastik durch die Sucht zu glänzen eine die

Regeln der Schönheit überschreitende Technik. Das Gefallen aber, welches die Griechen an dieser gekünstelten Steigerung der Technik, wie dieselbe von einzelnen ausgebildet wurde, an den Tag legten, spricht hinreichend für den sinkenden Geschmack an dem wahrhaft Edlen und Harmonischen. So sehen wir die freie, edle Agonistik in den handwerksmäßigen Betrieb derselben, in die Athletik, nach der späteren Bedeutung des Wortes, ausarten. Ein gleiches Abgehen von der edlen Einfachheit charakterisierte aber auch bei den musikalischen Wettkämpfen den gesunkenen Geschmack der späteren Zeiten. Wie dort die Athletik der Zweck der Agonistik, wurde hier die Virtuosität das höchste Ziel der Kunstübung.

Die hellenische Kunst aber fand in jenen schönen Bildern, welche sich täglich in der Paläſtra und dem Gymnasion vor den Augen des Beschauers aufrollten, die ergiebigste Quelle für ihre Leistungen. Hier begeisterte sich der Künstler im Anschauen der zarten, abgerundeten Formen der Jugend, der markigen Heldengestalten der Männer, hier fand er in den schönen Stellungen der Agonisten die Motive für seine künstlerischen Schöpfungen, und dieser durch die lebendige Anschauung stets rege erhaltene Sinn für schöne Formen beseelte ihn bei der Ausführung seiner Werke. Das Volk aber blickte mit Stolz auf diese echt volkstümlichen Leistungen der Kunst, in denen es ja sein eignes Spiegelbild fand, und im Anschauen derselben wurde gleichzeitig der Schönheitssinn im Volke wach erhalten. Ist nun auch von den massenhaft im Altertum angefertigten plastischen Denkmälern, mit welchen die Siege in den Agonen, namentlich zu Olympia, verherrlicht wurden, nur ein sehr kleiner Bruchteil auf uns gekommen, so genügen doch diese wenigen Beispiele, um zu zeigen, in welcher nahen Verwandtschaft die Kunst zu dem griechischen Volksleben stand. Aber nicht allein hat die bildende Kunst, welche sich vorzugsweise für solche Darstellungen eignet, auf diesem Gebiete Ausgezeichnetes geleistet, sondern auch in den Vasenbildern des vollendeteren Stils offenbart sich in der Darstellung der Wettkämpfe eine lebensfrische Auffassung. Auf diesen Vasenbildern nun erblicken wir häufig bald ältere, bald jüngere, in lange Himatien eingehüllte Männer, welche, auf ihren Krückstock gelehnt, den sich im Agon Tummelnden entweder zuschauen oder mit einem gabelförmig gespaltenen Stabe, dessen Bestimmung freilich nicht klar ist, die Übungen leiten. In diesen Männern haben wir unstreitig die Gymnasten oder Pädotriben

zu erkennen, von denen die ersten die Ausbildung der sich Übenden in bezug auf die Bildung, Gestaltung und Haltung des Körpers zu überwachen, die letzteren aber den materiellen Unterricht, die Erlangung von Fertigkeit in den einzelnen Leibesübungen, zu leiten hatten. Sie waren die eigentlichen Turnlehrer, und als solchen gebührte ihnen der Platz unter den Turnenden. Sonst erscheinen noch als Beamte der Turnplätze die Sophronisten, deren Amt es war, die Aufsicht über das sittliche Verhalten der Jugend zu führen, dieselbe zur Sophrosyne (Weisheit und Tugend) anzuhalten. Ihre Zahl belief sich in Athen auf zehn, von denen jede Phyle einen wählte. Zur Kaiserzeit sehen wir ferner den Kosmeten, welchem ein Antikosmet und zwei Hypokosmeten beigeordnet waren, zum Aufseher der Epheben im Gymnasion bestellt. Dem Gymnasiarchen aber lag die Oberaufsicht über die Gymnasien ob, ein Ehrenamt, das mit erheblichen Leistungen aus eignen Mitteln verbunden war; dahin gehörte die Ausschmückung der für die Festspiele bestimmten Räumlichkeiten, die Bestreitung der Kosten des Fackellaufes, die Beschaffung des für die Übungen nötigen Öls, welches in späteren Zeiten jedoch vom Staate geliefert wurde, sowie die Leitung der von Knaben und Epheben zum Gedächtnis berühmter Männer aufgeführten Festzüge.

Was nun die einzelnen Leibesübungen speziell betrifft, so kann man annehmen, daß die einfachsten, d. h. diejenigen, welche ohne Gerät und ohne Antagonist (Gegner) ausgeführt werden konnten, die ältesten gewesen sind. Als erste bezeichnen wir den Lauf, der auch in der Reihe der Wettkämpfe, welche an den vier großen hellenischen Festspielen, den Olympien, Pythien, Nemeen und Isthmien, aufgeführt wurden, die erste Stelle einnahm. Der Wettlauf bestand zunächst in dem einfachen Lauf, in welchem die abgesteckte Bahn vom Ausgangs- bis zum Endpunkte einmal durchlaufen wurde. Bei den Übungen der kleineren Knaben bestand jedoch die zu durchlaufende Strecke nur aus der Hälfte der ganzen Rennbahn, bei denen der größeren aus zwei Dritteilen derselben. Dieser Knabenwettlauf wurde in der 37. Olympiade in die Reihe der olympischen Spiele aufgenommen, und auf Inschriften finden sich die Namen der jugendlichen Sieger in diesem Kampf stets zuerst aufgeführt. In denjenigen Staaten aber, in welchen auch für die Körperpflege des weiblichen Geschlechts Sorge getragen war, wurde der Wettlauf als die vorzüglichste gymnastische Übung für die Jungfrau angesehen und war hier die Strecke der zu durchlaufenden Bahn um ein

Sechstel kürzer als die ganze Länge der für die Männer bestimmten Laufbahn.

In der zweiten Art des Laufes, im Diaulos, hatte der Laufende die Bahn zweimal zu durchmessen, indem derselbe, um das Ziel einen Bogen beschreibend, zum Ablaufsstande ohne anzuhalten zurückkehrte. — Den größten Aufwand von Kraft und Ausdauer erheischte aber die dritte Art des Laufes, der Langlauf (Dolichos), in welchem ohne abzusetzen die Bahn so oft zu durchmessen war, daß der zurückgelegte Weg nach den verschiedenen Angaben entweder 12, 20 oder 24 Stadien betrug. Welche Anstrengung dazu gehört haben muß, einen solchen Weg ohne Unterbrechung im Lauf zurückzulegen, wird aus der Übertragung der Stadien in unser Längenmaß ersichtlich. Rechnet man nämlich das Stadion zu 49 rheinländischen Ruten und 40 Stadien auf eine geographische Meile, so ergiebt sich bei einem Wege von 24 Stadien für die zu durchlaufende Strecke eine Länge von mehr als einer halben Meile. Erklärlich scheint es daher auch, daß zu Olympia, wo die Rennbahn gerade ein Stadion betrug, bei einem Dolichos von 24 Stadien die Bahn mithin zwölfmal hin und zurück zu durchlaufen war, der als Sieger im Wettlauf bekränzte Spartaner Ladas, am Ziele angelangt, tot zu Boden sank. Zur Überwindung der Schwierigkeiten in diesem Laufe gehörten, wie Lucian sagt, Kraft und Atem, für das Durchmessen der kürzeren Bahn dagegen möglichste Geschwindigkeit. — Zu diesen Übungen gehörte auch der Lauf in Waffenrüstung. Anfangs wurde derselbe von jungen, mit Helm, Rundschild und Beinschienen gewappneten Männern ausgeführt; in späterer Zeit jedoch beschränkte sich die Ausrüstung für diesen Lauf nur auf den Schild. Von welcher Wichtigkeit dieser Waffenlauf als Vorübung für den Felddienst war, geht daraus hervor, daß die Griechen, ähnlich der im französischen Heere eingeführten Taktik, die feindlichen Schlachtlinien nicht selten im vollen Lauf anzugreifen pflegten, wie unter anderem von der Schlacht bei Marathon berichtet wird. Wie alle übrigen Übungen, wurde auch der Wettlauf völlig unbekleidet ausgeführt, nur in früheren Zeiten pflegten die Wettkämpfer einen Schurz um die Lenden zu tragen. Die Wettläufer nun, welche bei dem Wettkampf als Bewerber um die Preise auftraten, wurden in Abteilungen, deren jede aus vier Wettkämpfern bestand, an den Ablaufsstand geführt, und hier entschied das Los über die Reihenfolge, in welcher der Lauf

jeder Abteilung beginnen sollte. Jede Anwendung von List und Gewalt, um dem Mitlaufenden den Vorsprung abzugewinnen, war streng untersagt. Hatten nun die einzelnen Abteilungen den Wettlauf ausgeführt, so mußten die Sieger in jeder derselben untereinander einen neuen Wettlauf beginnen, und in diesem entschied es sich erst, wem der Siegerkranz oder der Preis zu teil werden sollte.

Als eine Gattung des Wettlaufes haben wir auch die unter dem Namen des Fackellaufes bekannte nächtliche Feier zu betrachten, welche in einigen Staaten Griechenlands zu Ehren einzelner Gottheiten, wie z. B. zu Athen an den großen und kleinen Panathenäen, an den Hephästeen, den Prometheen, an dem Feste des Pan, im Piräus an den Bendideen zu Ehren der Artemis, in Korinth an dem Feste der Athene Hallotia u. s. w., angestellt wurden. Bei diesen nächtlichen Wettläufen kam es darauf an, eine Fackel brennend bis zum Ziele zu tragen. —

Der Sprung nahm in der Reihe der gymnastischen Übungen die zweite Stelle ein. Schon im Homer erscheinen bei den Kampfspielen der Phäaken im Sprunge geübte Männer, und später wurden die Sprungübungen in den Kreis der Wettkämpfe aufgenommen und bildeten, wie der Lauf, unter den öffentlichen Spielen einen Teil des später zu beschreibenden Pentathlon. Wie auf unsern Turnplätzen, scheint auch in der Palästra und im Gymnasion der Hoch-, Weit- und Tiefsprung besonders geübt worden zu sein. Ob die Griechen sich aber der in unserer Turnkunst üblichen Springstange bedient haben, müssen wir dahingestellt sein lassen, da die auf vielen Vasenbildern in den Händen turnender Epheben sich befindenden Stangen wohl eher als Gere, denn als Springstangen zu deuten sein möchten. Zieht man aber in Betracht, daß den Griechen die Gymnastik als eine Vorbereitung für den Kriegsdienst galt und daß im Kriege der Speer zum Überspringen von Gräben oft benutzt wurde, so darf man wohl auch annehmen, daß die den Speer vertretende Springstange als Turngerät eingeführt gewesen war. Für den Gebrauch derselben spricht die auf einem geschnittenen Steine abgebildete Amazone, welche, ein solches Gerät in den Händen haltend, sich zum Sprunge anschickt (? D. H.). Bekannt dagegen ist es sowohl durch schriftliche als monumentale Zeugnisse, daß die Griechen, um ihrem Körper beim Sprunge die gehörige Schnell- und Schwungkraft und namentlich für den Weitsprung Sicherheit in der Richtung zu geben, sich der Halteren bedient

haben. Die Gestalt dieses unseren Hanteln ähnlichen Turngerätes lernen wir, während die alten Autoren nur wenig über dasselbe berichten, aus zahlreichen bildlichen Darstellungen kennen. Dieselben waren entweder halbovalförmig gestaltete Metallstücke, in deren gebogenen Seiten sich Öffnungen zum Hindurchstecken der Hände befanden, oder sie bestanden aus zwei durch eine Handhabe verbundenen Kugeln oder Kolben, glichen also in dieser Form vollkommen unseren Hanteln. Die Anwendung dieser Halteren war jedenfalls folgende: der Springende, mochte derselbe den Standsprung, d. h. den Sprung ohne Anlauf, oder den Anlaufsprung ausführen, streckte die mit den Halteren bewaffneten Arme in gerader Richtung nach vorn und bewegte dieselben, den Körper gleichsam fortrudernd, während des Sprunges mit einem heftigen Ruck nach hinten (? D. H.). Der Körper erhielt dadurch eine Schnellkraft, welche den Springenden mit Sicherheit über einen größeren Raum hinwegtrug, als dies ohne Anwendung der Sprunggewichte möglich gewesen wäre. Immerhin aber bleibt es unerklärlich, daß der Krotoniate Phayllos mittels dieser Halteren einen Weitsprung von fünfundfünfzig Fuß ausgeführt habe, da die geübtesten Turner unserer Zeit mittelst der Springstange bloß ein Drittteil dieser Entfernung zu überspringen imstande sind. Nach der auf unseren Turnplätzen üblichen Methode wurde auch auf den Sprungplätzen der Alten die Stelle des Aufsprunges durch ein in den Boden gegrabenes Zeichen oder durch ein freistehendes Sprungbrett bezeichnet. Das Ziel aber, welches die Springenden zu erreichen hatten, wurde entweder durch eine in die Erde gezogene Furche angedeutet, oder es wurde die von jedem der Wettkämpfer übersprungene Entfernung durch einen Einschnitt in den Boden bezeichnet. Hat nun auch unsere Turnkunst den Gebrauch der Halteren als Sprunggewichte nicht aufgenommen, so ist doch ihre schon dem Altertum bekannte Anwendung als Gerät zur Stärkung der Arm-, Nacken- und Brustmuskeln auch in der neueren Turnkunst zur Geltung gekommen.

Die höchst charakteristische Schilderung des Ringkampfes zwischen Ajas und Odysseus mag uns in die dritte Gattung der Agonen, in den Ringkampf, einführen:

Als sich beide gegürtet, da traten sie vor in den Kampfkreis,
Faßten sich dann einander, umschmiegt mit gewaltigen Armen 2c.
Beiden knirscht' auch der Rücken, von stark umspannenden Armen
Angestrengt und gezuckt; und nieder strömte der Schweiß rings;

Aber häufige Striemen entlang an Seiten und Schultern,
Rot von schwellendem Blut, erhuben sich; und mit Begier stets
Rangen sie beide nach Sieg, um den schön gegossenen Dreifuß.
Weder vermocht' Odysseus im Ruck auf den Boden zu schmettern,
Noch auch Ajas vermocht' es, ihn hemmte die Kraft des Odysseus 2c. 2c.
. . . . . . Doch der List nicht sparet' Odysseus,
Schlug ihm von hinten die Beugung des Knies, und löste die Glieder:
Rücklings warf er ihn hin, und es sank von oben Odysseus
Ihm auf die Brust. . . . . . .

Wie aus dem ersten Verse hervorgeht, traten die Ringkämpfer bei Homer noch mit dem Schurz umgürtet auf und erst mit der 15. Olympiade fiel auch in diesem Wettkampfe die Bekleidung fort. — Ebenso scheint auch die für den Ringkampf sehr wesentliche Sitte, den Körper einzuölen, bei allen Agonen erst in der nachhomerischen Zeit aufgekommen zu sein. Das Salben des Körpers mit Öl diente dazu, die Gliedmaßen geschmeidig und elastisch zu machen. Um aber zu verhindern, daß die im Kampfe umschlungenen Glieder nicht allzuleicht sich den Umschlingungen des Gegners entwanden, pflegten die Kämpfer ihren Körper mit Staub zu bestreuen. Außerdem trägt, wie Lucian sagt, diese zwiefache Einreibung der Haut dazu bei, das allzustarke Schwitzen zu verhindern, verwahrt die Haut, deren Poren bei so heftigen Übungen überall offen sind, gegen die nachteiligen Wirkungen der Zugluft und stärkt die Kräfte zur längeren Ausdauer im Kampfe. Dieses Einreiben der Glieder war das Amt des aleiptes, des Einsalbers. Natürlich mußte nach Beendigung des Kampfes eine gründliche Reinigung des Körpers vorgenommen werden, und hierzu bedienten sich die Alten des unter dem Namen strigilis bei den Römern, stleggis oder xystris bei den Griechen bekannten Schabeisens, das auch nach jedem Bade zur Reinigung der Glieder benutzt wurde. Dasselbe bestand aus einem löffelartig ausgehöhlten Instrumente aus Metall, Knochen oder Rohr, mit einem Griff versehen.

In keiner anderen Art des Wettkampfes bedurfte es aber einer schulgerechteren Bildung, als im Ringkampfe. Hier entschied nicht bloß die rohe Kraft, sondern ein festes Auge, die geschickte Benutzung jeder vom Gegner gegebenen Blöße, die Anwendung gewisser in der Ringschule erlernter und erlaubter Griffe, sowie die Überlistung des Gegners durch trügerische Wendungen und Stellungen, wobei es aber gleichzeitig darauf ankam, daß die Bewegungen gefällig und anständig waren. Die Ringschule hatte gewisse Regeln, welche die Kämpfer nicht

überschreiten durften; mit unseren humaneren Ansichten stimmen dieselben freilich nicht überein, da zwar im Altertum, wie auf unseren Ringplätzen, das Schlagen des Gegners verboten war, nicht aber das Stoßen, das gelegentliche Umknicken der Finger und Zehen, um den Gegner an der Fortsetzung des Kampfes zu hindern, sowie das Umschlingen des Halses mit den Händen. Auch das Zusammenrennen mit den Köpfen gegeneinander war gestattet, wenn nicht vielleicht darunter ein Aneinanderdrängen der Stirnen zu verstehen sein sollte, eine ja auch auf unseren Ringplätzen erlaubte Stellung. — Die Griechen unterschieden nun zwei Arten des Ringkampfes, nämlich denjenigen, in welchem die Ringer aufrecht stehend einander niederzuwerfen strebten und, niedergeworfen, sich zu einem neuen Kampfe erhoben. War der Gegner in einem und demselben Kampfe dreimal niedergeworfen, so mußte er sich besiegt erklären. Die andere Art des Ringkampfes bildete die Fortsetzung des ersteren und bestand darin, daß die Ringer, nachdem der eine derselben zu Boden gefallen war, der andere aber auf ihm lag, in dieser liegenden Stellung den Kampf fortsetzten.

Beide Gattungen des Wettkampfes wurden nach gewissen Kunstgriffen ausgeführt, welche vorzugsweise den Zweck hatten, den Gegner am freien Gebrauch der Arme und Beine durch Umschlingung derselben zu hindern. Mit erhobenen Armen näherten sich beim Beginn des Kampfes zuerst die Gegner, nahmen, indem sie das rechte Bein vorstreckten, mit anfangs zurückgezogenem Oberkörper eine feste Ausfallstellung an, und nun begann der Kampf mit den Händen und Armen, wofür die allgemeine Bezeichnung drassein war, und bei welchem jeder die Arme und Schultern des Angreifers zu packen und zu umklammern suchte. Ein anderes Schema — denn so hießen die Schulgriffe — bildete der Beinkampf, den schon Odysseus in dem oben gedachten Ringkampf anwendete, indem er dem Ajas mit den Fersen einen solchen Schlag in die Kniekehle versetzte, daß derselbe zusammensank. Ebenso kunstgerecht war unstreitig der mehrfach bildlich dargestellte Beinkampf, bei welchem der eine Kämpfer das Bein seines Gegners mit den Händen emporhebt und so denselben zum Fallen bringt, oder das Umschlingen der Beine beim Stehkampf, welches, sobald die Ringer zu Boden gesunken waren, hier namentlich fortgesetzt wurde, um das Aufstehen des Gegners zu verhindern. Manche andere, von den alten Schriftstellern gegebene, auf den Ringkampf sich beziehende

Schemata übergehen wir hier, da ihre Erklärung nicht überall feststeht.

Unsere Erklärung der vierten Übung in der Gymnastik, des Diskoswurfes, wollen wir an die Betrachtung einer der schönsten Statuen des Altertums, in welcher uns wohl die gelungenste Kopie der von Myron angefertigten Statue eines Diskoswerfers erhalten ist, anknüpfen. Der Oberleib des Diskoswerfers ist nach vorn mit einer Beugung zur rechten Seite hin gesenkt und findet seinen Ruhepunkt auf dem linken Arm, dessen Hand auf der Kniescheibe des etwas nach vorn gekrümmten rechten Beines aufgestützt ist. Der Schwerpunkt des Körpers ruht also auf dem rechten Fuße, während das linke, nur mit den Zehen auf den Boden gestützte Bein das Gleichgewicht herstellt. Zum Wurf des schweren Diskos, welcher auf der inneren Fläche des Unterarms und der Hand ruht, ist der rechte Arm rückwärts über die Schulterhöhe gehoben, um mit voller Kraft die Scheibe im Bogenwurf schleudern zu können. Nacken und Haupt aber sind nach der rechten Seite hin übergebeugt, so daß der Diskoswerfer mit seinem Blicke prüfend die Stellung der rechten Seite seines Körpers zu überschauen vermag. Diese Stellung beim Schleudern der Diskosscheibe war wohl die schulgerechte und hat mit der Stellung unserer Kegelschieber einige Ähnlichkeit, nur daß hier die Kugel in gerader Richtung, dort aber der Diskos im Bogenwurf fortgeschleudert wird. Bereits im Homer erscheint der Wurf mit dem Diskos, dessen Bekanntschaft wir aber schon in den ältesten Mythen machen, als ein Lieblingsspiel der Männer. Der homerische Diskos bestand aus einem roh gegossenen Eisenstück oder, wie bei den Phäaken, aus Stein. Später wurde Erz oder auch eine schwere Holzart dazu verwendet. Der Diskos der historischen Zeit nun war linsenförmig, einem kleinen Rundschilde ähnlich, ohne Handhabe; der Diskoswerfer aber bog die Fingerspitzen über den Rand der Scheibe, um dieselbe in ihrer Lage auf der Handfläche festzuhalten. Die Größe des Diskos richtete sich auf den Übungsplätzen wohl nach den Kräften der in jeder Riege gemeinsam Turnenden, während bei den öffentlichen Spielen derselbe jedenfalls für alle Kämpfer von gleicher Größe und Schwere war. Der Wurf geschah von einer kleinen Erderhöhung aus, und der weiteste Wurf, mochte ein bestimmtes Ziel abgesteckt sein oder nicht, entschied den Sieg. —

Konnte nun schon der Diskoswurf als eine unmittelbare Vorschule für den Krieg gelten, so war dies noch bei weitem

mehr bei den Übungen im Speerwurf der Fall, der schon in der homerischen Zeit bei den Kampfspielen eine hervorragende Stellung einnahm und später in den Kreis der gymnastischen und agonistischen Übungen aufgenommen wurde. Während aber im Homer dieser Wettkampf in voller Rüstung und mit scharfen Waffen vorgenommen wurde, kamen in den Gymnasien wohl nur stumpfe Stäbe, ähnlich unseren Geren, zur Anwendung. —

Diese fünf beschriebenen Übungen, nämlich der Lauf, der Sprung, das Ringen, der Diskoswurf und der Speerwurf, bildeten den mit dem Aufblühen der vier großen hellenischen Festspiele in Griechenland eingeführten Fünfkampf. An einem und demselben Tage wurden jene fünf Wettkämpfe hintereinander vorgenommen, und gerade die Mannigfaltigkeit des Fünfkampfes weckte bei den kräftigeren Männern das Verlangen, in demselben ihre in der Schule der Gymnastik erlangte Gewandtheit und Stärke zu zeigen und um den Kranz zu ringen. Dieser Kampfpreis wurde aber nur demjenigen zuerkannt, welcher aus allen Gattungen der Kämpfe als Sieger hervorgegangen war, nicht aber demjenigen, der nur in der einen oder andern Kampfesart gesiegt hatte. Nach Böckhs Ansicht begann das Pentathlon (der Fünferkampf) mit dem Sprunge, dem der Lauf, Diskos- und Speerwurf und der Ringkampf folgten; andere Philologen haben dagegen die Reihenfolge der Übungen verändert. Zweifelhaft bleibt es freilich, ob bei dem Fünferkampfe jedesmal alle fünf Kampfesarten durchgekämpft worden sind oder nicht. Der Sprung, Diskos- und Speerwurf gehörten notwendig zur Aufführung desselben, und sie bildeten nach Krauses Ansicht in seiner „Gymnastik und Agonistik der Hellenen“ den Triagmos, der jedesmal durchgekämpft wurde, während besondere Umstände wohl das Auslassen des Lauf- und Ringkampfes veranlassen konnten.

Kein Kampf aber war mit größerer Lebensgefahr oder mehr mit der Gefahr einer Verstümmelung verknüpft, als der Faustkampf. Ein treffliches Bild desselben geben uns die Verse beim Homer:

Und sie erhoben sich beide zugleich mit den nervigten Armen,
Stießen zusammen und trafen sich schwer mit den fliegenden Fäusten.
Furchtbar schallte der Backen Getön, und es floß von den Gliedern
Strömend der Schweiß.

Um den Schlag mit der geballten Faust noch zu verstärken, zugleich aber dieselbe gegen eine Verwundung zu schützen, umwand

der Faustkämpfer beide Hände mit einem Riemengeflecht von Ochsenhaut derartig, daß die Finger frei blieben und sich zur Faust ballen konnten. Die Enden dieser Riemen wurden, wie jene der Sandalen oberhalb der Knöchel, so hier über den Handgelenken, mehrfach verschlungen und so befestigt, daß die Pulsader bedeckt war. Dieses war die ältere, schon im Homer vorkommende Sitte, und bezeichnete man die Handbekleidung auch mit dem Namen meilichai, vielleicht weil dieselbe, wie Krause bemerkt, einen wohlgemeinten und schonenden Schlag bewirkte.

Die Athletik begnügte sich indes nicht mit diesem, wohl nur Beulen, aber nicht gerade Wunden verursachenden Schlagriemen; sie besetzte vielmehr denselben mit Streifen gehärteten, scharfen Leders oder mit Nägeln und bleiernen Buckeln, durch welche jeder wohlgezielte Schlag seine blutigen Spuren zurücklassen mußte. Solche furchtbare Waffe waren wohl auch die von den Alten mit dem Namen sphairai bezeichneten Faustriemen. Die Finger sind hier durch einen Metall- oder Lederring gesteckt, und der Arm ist mit einem dichten Riemengeflecht bedeckt, auf welches eine schildartig gestaltete Platte zum Schutz des Unterarms geheftet ist.

Eine in ihrer Wirksamkeit gewiß noch furchtbarere Faustrüstung zeigt z. B. eine Fechterstatue des Dresdener Museums, vielleicht ist es die von den Alten als die gliederzermalmende bezeichnete. —

Nachdem nun vor dem Beginn des Kampfes die Faustriemen von Sachverständigen angelegt worden waren, traten die Kämpfer auf die Mensur und pflegten wohl, um die Gelenkigkeit ihrer Arme zu prüfen, einige Fechterbewegungen durch die Luft zu beschreiben. War das Signal zum Kampfe gegeben, so legten sich die Fechter aus. Durch allerlei Kunstgriffe suchten sie den Gegner zu ermüden, sich selbst aber so zu decken, daß kein Schlag sie treffen konnte. Die rechte sowie die linke Faust wurden, da beide stets mit Faustriemen bewaffnet waren, abwechselnd zum Schlagen benutzt, während der nicht im Angriff stehende Arm zum Parieren der Hiebe vorgehalten wurde. — Wie beim Ringkampf war aber auch hier Behendigkeit im Ausweichen durch ein rasches Zurückschnellen des Körpers, ein geschicktes Wechseln der Stellung und des Platzes, die größte Anspannung der Muskeln, sowie Schlauheit und List an ihrer Stelle. Die Anwendung unerlaubter Mittel, um den Sieg zu erringen, sowie die absichtliche Tötung des Gegners wurde jedoch schwer

geahndet. Hauptsächlich wurden die Hiebe gegen den Oberkörper gerichtet, und Schläfen, Ohren, Backen, Nase und Kinn waren die Zielscheibe für die Faustschläge. Zähne und Ohren kamen dabei freilich am schlimmsten weg, da erstere häufig eingeschlagen, letztere zerquetscht wurden. Ohrenklappen jedoch, zum Schutz dieser Teile, wurden wohl nur in der Ringschule, nicht aber bei den öffentlichen Schauspielen angewendet. Bei gleicher Gewandtheit und Stärke gönnten sich die Faustkämpfer ab und zu eine kurze Erholung, um alsdann mit neuen Kräften das blutige Schauspiel wieder zu beginnen. Bei lange anhaltenden Kämpfen aber pflegten sie, um eine raschere Entscheidung des Sieges herbeizuführen, einen festen Stand einzunehmen und in dieser Stellung solange angriffs- oder verteidigungsweise zu verharren, bis der eine oder der andre Kämpfer durch Emporheben der Hand sich für besiegt erklärte.

Hatte sich schon im Faustkampf ein reiches Feld für die Produktion der Athletik eröffnet, so war dies noch in bei weitem größerem Maße im Pankration der Fall. Derselbe bestand in einer Verbindung des Faust- und Ringkampfes, welche jedoch dem heroischen Zeitalter unbekannt war und erst in der 33. Olympiade in die Reihe der öffentlichen Spiele aufgenommen wurde. Die Vereinigung beider Kampfesarten schloß natürlich die Benutzung der Faustriemen aus, da diese den freien Gebrauch der Hände zum Ringkampf gehindert haben würden. Nach den Regeln der Kunst durfte beim Pankration der Schlag nicht mit geballter Faust, sondern nur mit gekrümmten Fingern ausgeführt werden. Sonst war jeder schulgerechte Griff oder Schlag, jede List zur Berückung des Gegners, kurz alle für den Ring- und Faustkampf einzeln angewandte Schemata in dieser zusammengesetzten Kampfesart gestattet, und nur die Anwendung unerlaubter Mittel zur Schwächung des Gegners wurde streng bestraft.

In den Kreis gymnastischer Übungen gehört auch das Ballspiel, welches als gliederstärkend von den Ärzten des Altertums in diätetischer Rücksicht sehr anempfohlen und von den Griechen als Mittel zur Entwickelung körperlicher Gewandtheit und Grazie mit großer Vorliebe betrieben wurde. Knaben und Männer, Mädchen und Frauen fanden Erholung und Zeitvertreib in diesem Spiele, welches, wie die gymnischen Übungen, nach gewissen Regeln erlernt und getrieben werden mußte. In den Gymnasien war deshalb auch ein besonderer Raum für diese

Übungen bestimmt, in denen ein Lehrer in der Kunst des Ballspiels Unterricht erteilte. Man bediente sich lederner, mit Federn, Wolle oder Feigenkörnern gestopfter Bälle von verschiedenen Farben. Was die Größe betrifft, so unterschied man kleine, mittelgroße, sehr große und leere Bälle. Das Spiel mit dem kleinen Ball zerfiel nun wiederum in drei Klassen, nämlich in den Wurf mit dem kleinsten Balle, dem etwas größeren und mit der größten Gattung. Der Hauptunterschied zwischen dem Spiel mit diesen kleineren Bällen von dem mit den größeren bestand nun darin, daß bei ersterem die Hände nicht über die Schulterhöhe, bei letzterem aber über die Kopfhöhe gehoben werden durften. Die für die verschiedenen Arten des Ballspiels von den alten Schriftstellern gegebenen Erklärungen sind jedoch so mangelhaft, daß wir aus ihnen mit wenigen Ausnahmen keine klare Anschauung gewinnen können. Anderseits beschränken sich die bildlichen Darstellungen fast nur auf sitzende Frauengestalten, welche sich am Spiel mit einem oder mehreren Bällen ergötzen. Wir müssen deshalb, in Ermangelung eines Bildes aus dem griechischen Volksleben, eine Szene aus einem römischen Sphairisterion, welches aus den Wandgemälden in den Thermen des Titus zu Rom stammt, zu Hilfe nehmen. Hier üben sich drei Epheben unter Anleitung ihres bärtigen Lehrers im Spiel mit sechs kleinen Bällen; die Haltung ihrer Arme entspricht jener für diese Gattung des Spiels vorgeschriebenen Stellung. Zu den Spielen mit dem kleinen Ball können wir zunächst die aporraxis rechnen. Der Ball wurde hierbei in schräger Richtung gegen den Boden geschleudert, machte, vermöge seiner Elastizität, mehrere Sprünge, die gezählt zu werden pflegten, und wurde von dem Mitspielenden mit der flachen Hand aufgefangen und sofort in derselben Weise zurückgeworfen. Die Ballspieler bewegten sich hierbei nur wenig von der Stelle und nur, wenn der Ball im Aufspringen aus der geraden Richtung gewichen war, mußten die Spielenden ihre Stellung verändern. Das mit dem Namen ourania bezeichnete Ballspiel, bei welchem der kleine Ball möglichst hoch in die Luft geschleudert und von dem Mitspielenden aufgefangen wurde, gehört gleichfalls dieser Klasse an. Ein Parteiballspiel hingegen war der episkyros, dessen eigentliche Heimat Sparta war. Bei diesem teilte sich die Gesellschaft in zwei gleiche Parteien, welche durch einen Strich — skyron, Kreidelinie — voneinander geschieden waren. Hinter jeder Reihe der Mitspielenden deutete ein Strich die

Grenze an, bis zu welcher sie beim Auffangen des Balles zurückweichen durften. Der Ball wurde nun auf das skyron gelegt, von einem der Spielenden ergriffen und der Gegenpartei zugeworfen, welche denselben innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen aufzufangen und zurückzuschleudern hatte. Das Spiel endete, sobald die eine Partei hinter die Grenzlinie zurückgetrieben war. — Weniger unterrichtet sind wir freilich über den Wurf mit den größeren und größten Bällen, welche mit bedeutender Kraftanstrengung in die Höhe geschleudert und mit der flachen Hand oder dem Arm vom Gegner aufgefangen und zurückgeworfen werden mußten. Vielleicht ist das heutzutage noch in Italien unter den jungen Männern übliche eigentümliche Ballspiel eine Reminiscenz aus dem Altertume. — Ob das unter dem Namen phaininda bekannte Ballspiel, bei welchem der Werfende den Ball einem seiner Spielgenossen scheinbar zuschleuderte, in Wirklichkeit aber demselben eine andre Richtung gab, mit kleinen oder großen Bällen aufgeführt wurde, ist zweifelhaft. Soviel aber steht wohl fest, daß die zu diesem Spiel benutzten Bälle hohl waren. — Endlich kann man noch das Spiel mit dem korykos*) in das Bereich des Ballspieles ziehen. Von der Decke des Zimmers hing nämlich an einem Stricke bis etwa zur Bauchhöhe der Spielenden ein mit Mehl, Feigenkörnern oder Sand gefüllter Ballon herab. Die Aufgabe des Übenden bestand nun darin, diesen nach und nach in immer schnellere Bewegung zu setzen und den heftig anprallenden Ballon entweder mit seiner Brust oder seinen Händen zurückzustoßen. —

Daß die gymnischen Spiele mit besonderem Hinblick auf die dereinstige Kriegstüchtigkeit der Jugend geübt wurden, läßt sich aus der Natur der meisten derselben nachweisen. Alle jene Kampfübungen sahen die Griechen, wie Lucian sich ausdrückt, als eine Vorbereitung auf den bewaffneten Kampf an, denn Leute, deren nackende Körper auf diese Weise geschmeidiger, gesünder, kräftiger, dauerhafter und behender gemacht waren, mußten, wenn es galt, ungleich bessere Soldaten abgeben und dem Feinde desto furchtbarer werden.

*) Vergl. GutsMuths, „Spiele“, 8. Aufl., S. 169.

3.

Von der baulichen Einrichtung eines griechischen Turnplatzes.

Von W. L. Meyer.

(„Deutsche Turnzeitung", Jahrg. 1863, S. 6 u. 11.)

Wilhelm Ludwig Meyer wurde geboren in Loccum in Hannover den 2. September 1835. Er besuchte von 1844—1854 das Gymnasium zu Göttingen. Als Ostern 1848 das Turnen hier eingeführt wurde, erhielt er Gelegenheit, auch für seine körperliche Ausbildung zu sorgen, und fand in J. C. Lion, der damals in Göttingen studierte und das Turnen am Gymnasium einrichtete, einen Lehrer und Freund. Meyer studierte in Göttingen von 1854—1858 und war auch während dieser Zeit ein fleißiger Besucher des ihm lieb gewordenen Schulturnplatzes; er fuhr fort, nicht nur sich selbst zu üben, sondern auch die älteren befreundeten Schüler bei der Unterweisung der jüngeren im Turnen zu unterstützen. Ostern 1858 trat er eine Lehrerstelle im Bülowschen Institute in Bergedorf an und kam 1859 an das Königliche Gymnasium in Aurich, wo ihm im Sommer 1861 die alleinige Leitung des Turnens anvertraut wurde. Im Jahre 1867 wurde Meyer an das neu wiedereröffnete Pädagogium in Ilfeld versetzt und von da Ostern 1870 an das Gymnasium in Clausthal. Trotz seiner Stellung als erster Oberlehrer und Professor leitete er auch hier bis zu seinem 55. Lebensjahre die Turnübungen seiner Schüler.

Er schrieb folgende geschichtliche Aufsätze über die Turnkunst der Alten: „Die Turnvereine der Griechen", „N. Jahrbüch. f. d. Turnkunst" Bd. III, S. 13 (vergl.: „Über Turnvereine bei den Griechen", „D. Turnz." 1856, S. 41). — „Die Gymnastik der Römer", „N. Jahrb. f. d. Turnk." Bd. III, S. 229 u. 328 (vergl.: „Vom Turnen der Römer", „D. Turnz." 1858, S. 51). — „Von der baulichen Einrichtung eines griechischen Turnplatzes", „D. Turnz." 1863, S. 6 u. S. 11. — „Die leiblichen Leistungen der Alten", „D. Turnz." 1864, S. 36. — „Die leiblichen Leistungen der Ritter im Mittelalter", „D. Turnz." 1866, S. 162. — „Das Turnen der Mädchen bei den Alten", „D. Turnz." 1871, S. 101. (Ausführlicher im Programm des Gymnasiums zu Clausthal, Ostern 1872: „De virginum exercitationibus gymnicis apud veteres.")

Die Turnplätze der Griechen waren in der ältesten Zeit nur freie, geebnete Plätze, auf denen höchstens gewisse Einteilungen angebracht waren. So benutzten die Phäaken ihren

Marktplatz zugleich als Turnplatz. Wenn's jedoch möglich war, so richtete man schon früh den Turnplatz gern ein an dem Ufer eines Flusses, an der Küste des Meeres, oder in der Nähe eines Teiches, einer Quelle, damit die Turner nach den Übungen von Staub und Schweiß sich reinigen konnten. Auch dachte man schon früh daran, die Turnplätze mit Bäumen einzufassen, um den Turnern und Zuschauern Schatten zu gewähren.

Als aber die körperlichen Übungen mehr und mehr kunstmäßig betrieben wurden, als in der Zeit nach den Perserkriegen die Wohlhabenheit und Bildung in den griechischen Städten rasch zunahm; da fing man an, auf den Turnplätzen auch Gebäude zu bauen und für bedeckte Räume zu sorgen, damit die dort so allgemein beliebte Kunst zu jeder Zeit ausgeübt werden könnte. Diese Gebäude werden anfangs sehr einfach angelegt worden sein. Man wird sich damit begnügt haben, das Bedürfnis notdürftig zu befriedigen. Erst später, zur Zeit des Perikles und noch mehr zur Zeit Alexander des Großen, wird man die Bauten so vollständig angelegt und so prächtig ausgeschmückt haben, wie dieselben uns von den Schriftstellern der römischen Kaiserzeit geschildert werden.

Über die Anfänge der baulichen Einrichtungen auf den griechischen Turnplätzen nun sind uns ebensowenig Nachrichten erhalten, als über die allmähliche Vergrößerung und Vervollständigung derselben. Es ist das leicht zu erklären. Den Griechen war die Einrichtung eines Gymnasiums (Turnanstalt), in dem sie von Jugend auf verkehrten, so sehr bekannt, daß ihre Schriftsteller dieselbe bei ihren Lesern als bekannt voraussetzten. Erst der römische Baumeister Vitruvius, welcher unter Cäsar und Augustus lebte, hat uns im elften Kapitel des fünften Buches über die Baukunst eine Beschreibung eines griechischen Gymnasiums gegeben. Er hatte dabei das Gebäude eines Turnplatzes seiner Zeit, nach der Meinung Iguarras das Gymnasium zu Neapolis, vor Augen. Er nennt dasselbe dem Sprachgebrauche der Römer gemäß, welche mit dem Namen des Hauptgebäudes des Gymnasiums, der Palästra, das Ganze zu benennen pflegten, Palästra. Diese Beschreibung ist keineswegs genügend, um uns ein klares, anschauliches Bild von der Einrichtung des Gymnasiums zu geben. Nicht nur ist der Ausdruck des Vitruv oft zu kurz und unbeholfen, auch sind uns die Pläne und Erläuterungen, welche er selbst hinzugefügt hatte, verloren gegangen. Allein wenn man die in Ephesus, Hiera-

polis und Alexandria Troas entdeckten Reste alter Gymnasien zur Vergleichung heranzieht, so genügt doch die Beschreibung, um ein ungefähres Bild zu erhalten. Man erkennt immerhin, daß alle Gymnasien nach einem allgemeinen Grundsatze erbaut und nur nach dem Geschmacke des Baumeisters verschieden waren.

Es soll hier versucht werden, mit Hilfe des Vitruv und der meisten Ausleger desselben ein Bild eines griechischen Gymnasiums zu entwerfen: es soll beschrieben werden, welche Räumlichkeiten der Turnplatz, den Vitruv vor Augen hatte, umfaßte; und auch in welchem Verhältnisse diese zu einander standen.

Zuvor jedoch sei es mir erlaubt, das System der griechischen Turnkunst den Lesern in der Kürze vorzustellen und daraus im allgemeinen auf die dem Bedürfnisse entsprechenden, notwendigen Bestandteile eines Gymnasiums zu schließen. Denn wie noch jetzt, so ist auch von alters her der erste Grundsatz bei allen Bauten der gewesen, daß dieselben dem Zwecke entsprechen müssen, dem sie dienen sollen. Es wird hiernach, denke ich, die nach dem Vitruv zu gebende Beschreibung leichter zu verstehen sein.

Wenn man nur diejenigen der Übungen der griechischen Turnkunst ins Auge faßt, welche Gegenstände des öffentlichen Unterrichts waren, dagegen die Übungen der Athleten, diejenigen der Heil- und Kriegs-Gymnastik unberücksichtigt läßt, so war das Gebiet der griechischen Turnkunst noch bei weitem nicht so groß, als das unserige, und das System ihrer Gymnastik noch sehr einfach. Vor allem übte man das Laufen, eine von alters her am meisten geachtete Übung, die bei den großen Nationalspielen immer den Anfang machte und für so wichtig galt, daß man mit dem Namen der Sieger im Laufe die Olympiade (eine Periode von 5 Jahren) bezeichnete. Sodann wurde der Sprung geübt, damit die Beine nicht nur schnell, sondern auch stark und kräftig wurden. Um die Arme zu kräftigen, übte man das Werfen, welches teils mit dem Speere, teils mit dem Diskos (Metallscheibe) geschah. Außerdem wurde das Ringen fleißig geübt, wobei alle Glieder des Körpers angestrengt wurden. Eine allseitige Übung des Körpers gewährte ferner der Fünfkampf oder das Pentathlon, womit man die Verbindung der vorher genannten fünf Übungen bezeichnete. Siebentens war der Faustkampf im Gebrauche, wobei die Kämpfer, um den Schlag mit der geballten Faust zu verstärken, beide Hände mit einem Riemengeflechte von Ochsenhaut umwunden hatten, welches mit bleiernen Kugeln besetzt war. Eine andere Übung war endlich

das Pankration, worunter man eine Verbindung von Faust- und Ringkampf verstand, jedoch waren die Hände der Pankratiasten nicht mit den gefährlichen Bleikugeln bewaffnet, da diese den freien Gebrauch der Hände zum Ringen gehindert haben würden. Diese wenigen Übungen, Lauf und Sprung, Speer- und Diskoswurf, Ring- und Faustkampf, Pentathlon und Pankration, unter denen die sechs ersten einfach, die beiden letzten zusammengesetzt sind, bildeten in der letzten Zeit das System der griechischen Turnkunst; auf diese also wird bei der baulichen Einrichtung der Gymnasien besonders Rücksicht genommen sein.

Andere Übungen, wie Klettern und Hängen an einem Seile oder an einer Stange, das Aufheben und Halten von Gewichten, die Arm-, Bein- und Rumpfbewegungen kamen erst später in Aufnahme. Auch die Waffenübungen, die Geh- und Marschierübungen werden in der älteren Zeit nicht allgemein auf den griechischen Turnplätzen geübt worden sein. Dasselbe gilt von den Wagen- und Pferderennen; denn nur die Begüterten waren imstande, Wagen auszurüsten und zum Wettkampfe bestimmte Rosse zu züchten.

Von Bedeutung für die Anlage des Baues ist aber noch der Umstand, daß diese Übungen oft in Wettkämpfen dem versammelten Volke vor Augen gestellt wurden. Ein Wett- und Schauturnen bildete in der Regel die höchste Zierde der gottesdienstlichen Feste. Und die Teilnahme der Erwachsenen am Turnen war sehr groß. Besonders gern sahen sie den Wettkämpfen zu. Denn der einfache Blätterkranz, der die Stirn des glücklichen Siegers umfing, schien nicht allein diesem eine fast göttliche Ehre zu sein, sondern gereichte auch allen Mitbürgern zur Ehre.

Fragen wir im Hinblick hierauf, sowie auf den Übungsstoff der griechischen Turnkunst, was für Räumlichkeiten notwendig hergestellt werden mußten, um die Übungen betreiben zu können, so ergiebt sich Folgendes. Es war erforderlich:

1) ein geebneter, mit Sand bestreuter Raum;

2) ein Gebäude, in welchem die Turner bei unfreundlichem Wetter, bei Regen und Kälte Schutz fanden; in welchem sie außerdem vor dem Turnen die Kleider ablegen konnten: denn man turnte nackend;

3) ein Ort zur Aufbewahrung des Öles. Die griechischen Turner pflegten nämlich den Körper, um die Glieder ge-

lenkiger und geschmeidiger zu machen, vor dem Turnen mit Öl einzureiben;

4) ein Ort zur Aufbewahrung des trockenen Sandes. Denn nach dem Einreiben mit Öl pflegten die Turner sich mit Sand zu bestreuen, damit sie namentlich beim Ringen einander besser fassen konnten;

5) ein Bad, damit die Turner imstande waren, den Schweiß und Staub wieder abzuspülen, womit sie bei den Übungen bedeckt wurden.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen wenden wir uns zu der Beschreibung des Gymnasiums, welches Vitruv als einen mustergültigen Bau bezeichnet.

Der Turnplatz, den wir uns rechtwinklig oder viereckig zu denken haben, war rings von einer Mauer eingeschlossen, die an drei inneren Seiten mit Säulenhallen versehen war. An der Seite oder vielleicht in der Mitte des Platzes erhob sich ein großes prächtiges Gebäude, die Palästra. Diese war ringsum von Säulenhallen umgeben, und zwar auf drei Seiten, im Norden, Osten und Westen, von einfachen Hallen, während von der Südseite eine Doppelhalle, eine doppelte Säulenreihe sich hinzog. Diese Hallen hatten im ganzen einen Umfang von 1200 Fuß. Angenommen nun, daß die Palästra die Form eines Quadrats hatte, so hatte eine jede der die Palästra umgebenden Hallen eine Länge von 300 Fuß. Der Zweck der Hallen war ein doppelter: einmal dienten dieselben dazu, eine Verbindung zwischen den daran stoßenden Räumen herzustellen; sodann dienten sie den Freunden des Turnens, die den Übungen im Freien vor der Palästra zusehen wollten, zum Aufenthalte. An die einfachen Hallen schlossen sich offene, geräumige Säle, welche besonders für gesellige und wissenschaftliche Zwecke bestimmt waren, an. Diese waren deshalb mit Sitzen versehen, damit Philosophen, Rhetoren und Freunde der Wissenschaft sitzend sich in denselben unterhalten konnten. An die Doppelhalle im Süden aber reihten sich die wichtigsten Räume der Palästra, die durch die doppelte Säulenreihe der Palästra völlig geschützt waren, nicht nur vor den Strahlen der Sonne, sondern auch davor, daß bei stürmischem Wetter, welches besonders der Südwind zu bringen pflegte, der vom Regen aufgewühlte Schmutz nicht hineingetrieben wurde.

Unter den einzelnen Räumen der Palästra war der hauptsächlichste das Ephebeum, in welches man durch die Doppel-

halle eintrat, und welches den Mittelpunkt des ganzen Baues bildete. Der Name kommt daher, daß hier die Jünglinge, die Epheben, sich übten. Die Größe dieses Saales giebt Vitruv nicht genau an, wohl aber das Verhältnis der Maße. Es war ein sehr geräumiger Saal, der um den dritten Teil länger als breit war. Für die Bequemlichkeit der Zuschauer und derer, die hier Unterhaltung suchten, war dadurch gesorgt, daß die Halle an den Wänden ringsumher mit Sitzen versehen war.

Der zweite Raum in der Paläſtra war das Koryceum, welches zur Rechten des Ephebeum gelegen war. Der Name kommt her von dem Korykos, welches einen Schlauch bedeutet. Im Gymnasium wird damit ein lederner Sack oder irgend ein Ball bezeichnet, der dem Alter und der Kraft der Turner gemäß mit Feigenkörnern und Olivenschalen oder mit Mehl und Sand gefüllt war. Dieser Ball wurde an der Decke befestigt und zu einem beliebten Spiele benutzt: man warf denselben einander zu, stieß ihn mit der Faust vorwärts und wehrte ihn von sich selbst ab. Das Koryceum wird also dazu bestimmt gewesen sein, um dieses Spiel mit dem Korykos, das Sack- oder Ballwerfen, zu treiben. Einige meinen freilich, daß, da dieses ein sehr untergeordnetes war, in diesem Gemache überhaupt die verschiedenen Arten des Ballspiels getrieben worden seien. Der Ort für das Ballspiel heißt sonst Sphäristerium: es würde also dann Koryceum einerlei sein mit Sphäristerium. Und in der That muß es auffallen, daß ein Sphäristerium bei Vitruv nicht erwähnt wird, da die Lust am Ballspiele bei den Alten sehr groß war, und in der Regel in der spätern Zeit ein Gymnasium ein Sphäristerium zu enthalten pflegte. Auch haben einige unter dem Koryceum das Zimmer zum Aufbewahren der Kleider verstehen wollen, das sogenannte Apodyterium, welches ebenfalls oft als Teil eines vollständigen Gymnasiums genannt wird. Allein das sind Vermutungen. Vielleicht hat Vitruv ein Sphäristerium deshalb nicht erwähnt, weil er einen besonderen Raum für das Ballspiel für unnötig hielt. Bei heiterem Himmel konnte das Ballspiel viel bequemer im Freien vorgenommen werden.

Der dritte Raum der Paläſtra, welchen Vitruv nennt, ist das Konisterium, welches zur Aufbewahrung des feinen Sandes bestimmt war. Es lag ebenfalls rechts vom Ephebeum, unmittelbar neben dem Koryceum. Es diente zugleich dazu, die Bestäubung vorzunehmen. Man that dies entweder selbst, indem

man Körbe zu Hilfe nahm, deren feine Löcher den Sand regelmäßig verteilten, oder man warf sich in eine Sandgrube und ließ sich von anderen mit Sand bestreuen.

Noch weiter rechts von den beiden vorher genannten Gemächern, da, wo die südliche und östliche Halle aneinander stießen, lag das Kaltwasserbad. Dieses kalte Bad enthielt ein Schwimmbassin von bedeutendem Umfange, so daß mehrere nebeneinander schwimmen konnten. Es war nämlich Sitte, daß die Turner nach Beendigung ihrer Übungen durch das kalte Bad sich wieder erfrischten. Namentlich diente das Bad auch zur Reinigung von dem durch Schweiß und Öl aufgenommenen Staub und Sand. Dieser Schmutz wurde vorher durch das sogenannte Schabeisen, ein löffelartig ausgehöhltes Instrument aus Metall oder Knochen, entfernt.

Wenn wir jetzt zu den Räumlichkeiten auf der linken Seite des Ephebeums übergehen, so lag da zuerst das Eläothesium. Man kann das Wort übersetzen mit Ölspeicher oder Ölstube. Dieser Raum diente dazu, das Öl aufzubewahren, welches im alten Gymnasium von der größten Wichtigkeit war. Man gebrauchte das Öl zum Einreiben des Körpers vor den Übungen, um die Kräfte zur längeren Ausdauer im Kampfe zu stärken und zugleich das allzustarke Schwitzen zu verhüten und die Haut vor den nachteiligen Einwirkungen der Zugluft zu bewahren. Sodann gebrauchte man das Öl auch nach den Übungen, weil man glaubte, daß das Einreiben der Haut für die Befestigung der Gesundheit zuträglich sei.

Neben der Ölstube lag das Tepidarium. Dieses Zimmer diente dazu, um sich auf das warme Bad vorzubereiten und nach dem Bade sich abzukühlen. Außerdem wurde in diesem Zimmer die Einreibung nach dem Turnen vorgenommen. Die erste Einreibung verrichteten meistens die Turner selbst; die zweite aber, welche nach dem Bade stattfand und mit Drücken und Kneten verbunden war, wie sie der natürlichen Beschaffenheit eines jeden entsprach, wurde von einem besonders dazu angestellten Einsalber verrichtet.

Vom Tepidarium führte ein Gang in das Propnigeum, in den Raum vor dem Ofen, der in der Ecke der Hallen lag. An das Propnigeum schloß sich das warme Bad oder die Schwitzstube. Dies war ein längliches Zimmer, dessen schmale Seiten im Halbkreise abgerundet waren. Die Schwitzstube enthielt auf der einen Seite das Schwitzbad. Dies bestand aus

einem weiten, beckenartigen Gefäße, oder einem glühenden Ofen, um welchen herum die Schwitzenden saßen oder standen, um die ausströmende Hitze auf ihren Körper wirken zu lassen. Auf der anderen Seite des Zimmers lag ein Warmwasserbad. Dies war ein Bassin oder mehrere Wannen mit warmem Wasser.

Die bisher beschriebenen Räume sind sämtlich in dem Hauptgebäude enthalten, welches von Vitruv mit dem Gesamtnamen Palästra bezeichnet wird. Einen zweiten Teil des Turnplatzes bildeten die drei Hallen, welche, wie schon oben erwähnt wurde, an den drei Seiten der Mauer hinliefen, die den Turnplatz einschloß.

Wenn man durch die Doppelhalle auf der Südseite der Palästra ins Freie trat, so erblickte man zur Rechten und Linken die einfachen Säulenhallen, welche an der Ost- und Westseite der Einschließungsmauer hinliefen, vor sich an der Südspitze der Mauer eine doppelte Halle. Die einfachen Hallen hatten eine Breite von 10 Fuß. Sie erstreckten sich bis zu dem hinteren Teile der Doppelhalle, welcher an der Mauer lag, und waren dadurch miteinander in Verbindung gesetzt. Diese Hallen gewährten den Spaziergängern auf dem Turnplatze Schutz gegen Sonne, Regen und Wind; unter ihnen fanden auch die Zuschauer Platz, wenn ein Schauturnen abgehalten wurde. Der vordere Teil der Doppelhalle, welcher der Palästra zugekehrt war, war weit breiter als die anderen Hallen. Dieser hatte innerhalb der Säulen eine Vertiefung von 1½ Fuß, zu der man auf zwei Stufen hinabstieg, und die Vertiefung selbst war 12 Fuß breit, so daß diejenigen, welche an den Seiten auf den Rändern umhergingen, von den mit Öl bestrichenen Turnern nicht belästigt werden konnten. Diese Halle war (der sogenannte Xystos oder) die bedeckte Laufbahn. In derselben wurde der Wettlauf geübt, und deshalb hatte diese gewöhnlich die Länge eines Stadiums. Die Länge der beiden anderen Hallen war, je nach der Gestalt des Turnplatzes, verschieden. Wurde in der bedeckten Laufbahn nicht geturnt, so diente dieselbe ebenfalls zu Spaziergängen.

Hinter der Doppelhalle, wahrscheinlich an der Außenseite der Mauer, welche den Turnplatz umgab, lag noch das Stadium. Dieses war für Wettkämpfe im Turnen bestimmt und enthielt für die große Menge der Zuschauer bei denselben auch Sitze.

Einen dritten Teil des Turnplatzes bildete der große Platz zwischen der Palästra und den Hallen, welche der Einschließungs-

mauer entlang errichtet waren. Auf diesem von Gebäuden freien Platze lag einmal der Dromos, die offene Laufbahn. Sie war gleich neben der bedeckten Laufbahn angelegt und an den Seiten mit Bäumen eingefaßt, welche denjenigen, die im Freien liefen, angenehmen Schatten boten. Der Boden in derselben war nicht fest und hart, sondern lose. Er wurde oft aufgelockert und von Gras und Kraut, welches beim Laufen hinderlich ist, sorgfältig gereinigt.

Zweitens war dieser Platz zu Anlagen für Spaziergänger benutzt. Da sah man Alleen von Ölbäumen, Ulmen und Pappeln; dann wieder grüne Rasenplätze oder auch größere Plätze mit festgestampftem Boden, auf denen teils Übungen vorgenommen werden konnten, teils Sitze zum Ausruhen angebracht waren. Diese Anlagen, die man sich wahrscheinlich neben den Seitenhallen des Turnplatzes, wie neben der Laufbahn zu denken hat, trugen nicht wenig dazu bei, den Turnplatz der Alten zu verschönern und denselben auch für die Nichtturnenden zu einem Lieblingsaufenthalte, zu einem Mittelpunkte des geselligen Verkehrs zu machen. Doch war nicht der ganze von Gebäuden freie Teil des Turnplatzes zu Anlagen verwandt. Wie schon innerhalb der Anlagen Übungsplätze frei gelassen waren, so gab es auch noch andere freie Plätze, auf denen man bei gutem Wetter turnen konnte, und auf denen man namentlich die Übungen im Springen, im Werfen mit dem Diskos oder dem Speere, sowie die mannigfaltigsten Turnspiele vornahm.

4.

Olympia.

Von Ernst Curtius.

(„Olympia“, ein Vortrag, gehalten im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin 1852; aus „Altertum und Gegenwart“ von Ernst Curtius, Bd. II, S. 128. W. Hertz, Berlin 1886.)

Ernst Curtius, geboren 1814 in Lübeck (um vier Jahre älter als sein bekannter Bruder Georg), studierte in Bonn, Göttingen und Berlin Sprachwissenschaft, begleitete 1837 Brandis und 1840 O. Müller nach Griechenland und besuchte Italien. Nachdem er von 1843 an in Berlin doziert hatte, wurde er 1856 Professor der klassischen Sprachen in Göttingen. Im Jahre 1868 kehrte er als Professor für alte Kunstgeschichte und als Direktor des Antiquariums am Königlichen Museum zurück nach Berlin.

Curtius schrieb mehrere bedeutende klassisch-philologische und archäologische Werke, so 1851 „Peloponnesos“, 1876 „Plastik der Hellenen“, 1877—78 „Die Ausgrabungen zu Olympia“ und eine „Griechische Geschichte“, 5. Aufl., 1881. Seine zahlreichen Reden und Vorträge sind gesammelt in dem Buche: „Altertum und Gegenwart“ (3 Bände, Berlin, W. Hertz).

In dem vorliegenden, schon 1852 gehaltenen Vortrage wurde nur die umfängliche Beschreibung von Olympia weggelassen. Der Verfasser sagt in einer späteren Rede („Das vierte Jahr der Ausgrabungen von Olympia“, „Altertum und Gegenwart“, 2. Band, 1886, S. 157) von seinem ersten Vortrag über Olympia: „Die Worte fanden eine gute Stätte. Als die Stunde gekommen war, ging unter dem Strahl der Friedenssonne das Samenkorn auf, und nach drei Arbeitsperioden mußten schon die größten Räume, die uns hier zur Verfügung standen, hergerichtet werden, um einen Teil der an das Licht gezogenen Kunstwerke zu einem olympischen Museum zu vereinigen“; ferner an einer anderen Stelle desselben Buches („Rückblick auf Olympia“, 2. Bd., S. 188) über den Erfolg seiner Rede: „— — — Nachdem am 4. Oktober 1875 der erste Spatenstich geschehen war, ist uns heute (d. h. 1880) der ganze Hain, ein ummauerter Raum, etwa von der Größe des Lustgartens, besser bekannt, als der Marktplatz von Pompeji.“ —

Vergl. auch im „Kulturhistor. Bilderatlas“ von Schreiber, Leipzig, Seemann 1885, I. Tafel XII die Ansicht und den Plan von Olympia.

Als Xerxes die Heere des Morgenlandes über den Hellespont geführt, Thessalien eingenommen und das feste Thor des inneren Griechenlands, den Seepaß der Thermopylen, sich durch Verrat geöffnet hatte, konnte er nicht anders glauben, als daß nun jeder ernstliche Widerstand beseitigt wäre und daß die Hellenen der südlichen Landschaften in Zittern und Angst des über sie hereinbrechenden Schicksals warteten. Da kamen Überläufer aus Arkadien in das Lager, unstäte Leute, die des Lebens Not hintrieb, wo es zu verdienen gab. Man brachte sie vor den König, um sie auszufragen, was die Hellenen machten. „Sie feiern das Fest der Olympien", war die unerwartete Antwort; „sie schauen den Wettkämpfen und Wagenspielen zu"; und als man sie weiter fragte, um welchen Preis jene Kämpfe gehalten würden, erwiderten sie: „Um den Kranz vom Ölbaum!" Da sprach einer der persischen Großen ein kluges Wort, wenn es ihm auch als Feigheit ausgelegt wurde. Denn als er von dem Kranze hörte, konnte er es nicht verschweigen, sondern sagte laut vor allen: „Wehe, Mardonius, gegen was für Männer hast du uns geführt, die nicht um Gold und Silber Wettkämpfe halten, sondern um Männertugend!"

So erzählt uns Herodot, dessen Gedanken sich mit Vorliebe um jenen Gegensatz der Hellenen und Barbaren bewegten, welcher lange im stillen vorbereitet, nun vollständig entwickelt, in die Weltgeschichte eingetreten war, um sie für Jahrhunderte zu erfüllen. Um Macht und Besitz ist unter den Völkern der Erde allerorten gekämpft worden, solange die Geschichte ihren blutigen Weltgang hält; aber vor und nach den Hellenen hat es kein Volk gegeben, dem die freie und volle Entfaltung der menschlichen Kräfte des Lebens Ziel war, so daß, wer in diesem Streben vor allem Volke Anerkennung errungen hatte, sich reich belohnt fühlte, so reich, daß ihm die Welt mit ihren Schätzen nichts Höheres zu bieten vermochte.

Bei den Ausdrücken, mit welchen neuere Völker die menschliche Bildung bezeichnen, denkt man fast ausschließlich an die geistigen Anlagen. Dem griechischen Sinne war aber der Gedanke durchaus fremd, daß der Mensch aus zwei ungleich berechtigten Hälften bestehe und daß er nur mit der geistigen Begabung die Verpflichtung erhalten habe, die anvertrauten Kräfte mit aller Sorgfalt zu stärken und zu veredeln. Die Griechen erkannten in dem Baue des Leibes und der hohen Bildungsfähigkeit seiner Organe eine gleich wichtige und unab-

weisliche Forderung der Götter. Die Frische leiblicher Gesundheit, Schönheit der Gestalt, ein fester und leichter Schritt, rüstige Gewandtheit und Schwungkraft der Glieder, Ausdauer in Lauf und Kampf, ein helles, mutiges Auge und jene Besonnenheit und Geistesgegenwart, welche nur in täglicher Gewohnheit der Gefahr erworben wird, — diese Vorzüge galten bei den Griechen nicht geringer, als Geistesbildung, Schärfe des Urteils, Übung in den Künsten der Musen. Das Gleichgewicht des leiblichen und geistigen Lebens, die harmonische Ausbildung aller natürlichen Kräfte und Triebe war den Hellenen die Aufgabe der Erziehung, und darum stand neben der Musik die Gymnastik, um von Geschlecht zu Geschlecht eine an Leib und Seele gesunde Jugend zu erziehen. Darauf beruhte das Gedeihen der Staaten. Deshalb blieb jene Doppelerziehung nicht dem Ermessen der einzelnen Häuser anheimgestellt, sondern überall — wenn auch nicht in der Gesetzesschärfe wie in Kreta und Sparta — wurde die von den Vätern überlieferte Sitte gymnastischer Übungen vom Staate geordnet und gefördert.

Öffentliche Gymnasien mit großen, sonnigen Übungsplätzen, von Hallen oder Baumreihen eingeschlossen, meistens vor den Thoren in ländlicher Umgebung angelegt, durften in keinem Orte fehlen, der auf den Namen einer hellenischen Stadt Anspruch machte. Wer nach Ansehen und Einfluß unter seinen Mitbürgern strebte, mußte bis zur Vollendung männlicher Reife den größten Teil seiner Zeit in den Gymnasien zugebracht haben, und in manchen Städten war es ausdrücklich Gesetz, daß niemand in die Bürgerschaft aufgenommen werden durfte, der nicht die ganze Reihe gymnastischer Übungen vollendet hatte.

Den Eifer für diese Übungen erhöhte der Ehrgeiz. Die Gymnasien boten den Knaben und Jünglingen tägliche Gelegenheit, die wachsenden Kräfte aneinander zu messen; der Wetteifer steigerte sich, wenn bei festlichen Anlässen das Volk sich versammelte, den Wettkämpfen zuzuschauen. Hier trat die Gymnastik in den Dienst der Religion. Denn wenn zum Andenken der stadtgründenden Heroen, wenn zur Feier der unsterblichen Götter, unter deren Obhut der Staat fortbestand, das Beste dargebracht wurde, was der Boden des Ackers, was die Herden des Feldes erzeugten oder was der Menschen erfindungsreicher Sinn in der Kunst der Formenbildung, wie der Rede und des Gesanges zu schaffen wußte — wie sollte da nicht auch das köstlichste aller Güter, deren sich der Staat erfreute, den Göttern

geheiligt werden, die männliche Tüchtigkeit seiner Bürger und die Jugendkraft des nachwachsenden Geschlechts! Die Wettkämpfe selbst waren Opfer des Dankes, und die Götter, sagt Plato, sind Freunde der Kampfspiele. Wohl gab es keine Huldigung, welche so mühselige Ausdauer vieler Jahre, so viel Aufwand an Kraft und Zeit, so viel Entbehrung und Schmerzen forderte. Aber die Hellenen haben nie die Freude des Lebens in träger Behaglichkeit gesucht; sie fühlten lebendig, was auch unter uns jeder aus eigener Erfahrung wissen sollte, daß eine freie, alle Muskeln anspannende Bewegung des Körpers in Luft und Sonnenlicht jeden gesunden Menschen freudig belebt und mit innerer Heiterkeit erfüllt. Darum waren die Festspiele für die Hellenen die höchste Lust des Lebens; sie konnten sich auch die Inseln der Seligen nicht ohne Ringplätze denken, und als die Zehntausend einst nach unsäglichen Mühseligkeiten aus dem Innern Asiens endlich wieder an das Gestade des Meeres gelangt waren, nach dem sich ihr griechisches Herz gesehnt hatte, da war das Erste, was sie zum Danke gegen die Götter und Erquickung ihrer ermatteten Seelen vornahmen, daß sie vor den Thoren von Trapezunt Kampfspiele anstellten; sie waren wieder Griechen auf griechischem Boden, und alles Ungemach war vergessen.

Es gab keine größeren Götterfeste ohne Festspiele, und die Athleten, welche ihre Meisterschaft in einem Zweige der Gymnastik wie ein Gewerbe behandelten, konnten umherwandernd zu allen Jahreszeiten Kampfspiele besuchen, in denen Siegespreise zu gewinnen waren. Wenn aber die olympischen Spiele nach Pindars Worten alle anderen so übertrafen, wie das Quellwasser die Schätze des Erdbodens und wie das Gold die Güter des Reichtums, so liegt der Grund davon in der besonderen Geschichte von Olympia.

Wo der Alpheios aus den engen Felsschluchten Arkadiens in das niedrige Küstenland von Elis eintritt, wird er von waldreichen Höhen eingefaßt, zwischen denen er in breiten, vielgewundenen Strömungen hinfließt. Das nördliche Ufergebirge nannten die Alten Olympos; das war ein Name, mit dem man in der Vorzeit die heiligen Gipfel des Landes bezeichnete. Eingeborene Pelasger haben hier gewohnt und ihren Zeus verehrt, als den Gott schreckender Naturmacht und als den Urheber des Segens, welcher sie in der fruchtbaren Thallandschaft umgab. Die Sage nennt einen alten König des Landes Oinomaos und Pisa als die Hauptstadt seines Reiches.

Gleichzeitig mit der Wanderung der Dorier kamen ätolische Stämme über den Meerbusen von Korinth, und während jene im Süden und Osten auf dem Boden von Agamemnons Herrschaft neue Staaten einrichteten, besetzten diese das westliche Uferland der Halbinsel und gründeten unter ihrem Führer Oxylos den Staat Elis. Auf Geheiß des Orakels wurden achäische Geschlechter, welche sich von Pelops herleiteten, zur Teilnahme an der Staatengründung eingeladen; sie kamen und ließen sich in Pisa nieder. Wohin Pelopiden wanderten, brachten sie auch ihre väterlichen Sagen und die Verehrung ihres Ahnherrn. Die Gestalt des Pelops verwob sich mit den pelasgischen Erinnerungen des Landes, ihm feierten sie die Leichenspiele an den Ufern des Alpheios.

Das friedliche Bundesverhältnis zwischen Elis und Pisa trübte sich durch den engen Anschluß der Eleer an die Politik der dorischen Spartaner, welche dem Achäerstamme überall feindlich gegenüberstanden. So wurden auch die Pelopiden in Pisa unterdrückt, aber die alten Gottesdienste erhielten sich. Der pelasgische Zeus blieb in seinen Ehren als der älteste Inhaber des geweihten Bodens, und ebensowenig wagte man den achäischen Heros in seinen Rechten anzutasten. Als Vertreter der dritten Epoche Olympias kam Herakles hinzu, dessen Name der mythische Ausdruck für den Einfluß der dorischen Staaten ist; die Einrichtungen der Dorier werden als Thaten des Herakles dargestellt. Deshalb ist Herakles der Festordner von Olympia, der Erneuerer der Pelopsspiele, der Gründer jener Satzungen, durch welche Olympia seine geschichtliche Bedeutung erhalten hat. Sparta nämlich fühlte, als der mächtigste und geordnetste Staat, in sich den Beruf, die in so viele Stamm- und Stadtgebiete zerrissene und in unaufhörlicher Befehdung sich erschöpfende Halbinsel zu einigen und eine dauerhafte Ordnung ihrer inneren Verhältnisse herzustellen. Dies konnte auf keine mildere und weisere Art geschehen, als durch die Einsetzung eines gemeinsamen Bundesheiligtums. So schlossen denn zunächst die beiden Vertreter von Sparta und Elis, Lykurgos und Iphitos, ein heiliges Bündnis miteinander, dessen Urkunde, auf einer Metallscheibe kreisförmig aufgeschrieben, noch im zweiten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung in Olympia aufbewahrt wurde. Die beiden Mächte verbürgten sich für die Sicherheit des Heiligtums, sie verbürgten allen, die auf den neu gebahnten Straßen zu seinen Festen wallfahrteten, freies Geleit. In der ganzen

Halbinsel wurde Waffenruhe angesagt, wenn die Zeit der Festspiele herankam. Den Eleern aber wurde die Verwaltung des Heiligtums übertragen und dafür ihrer Landschaft eine ewige Waffenruhe verliehen; keine bewaffnete Schar durfte ihre Grenzen überschreiten, ganz Elis war ein dem olympischen Gotte geweihtes Land.

Je mehr sich von diesem Anfange aus die Verhältnisse unter Spartas Leitung ordneten, desto höher stieg das Ansehen des Heiligtums; ein Staat der Halbinsel nach dem andern erkannte seine Satzungen an und beschickte seine Feste. Da nun der Peloponnes der von hellenischem Leben am vollständigsten durchdrungene Teil der alten Welt war, so wurde aus dem peloponnesischen Heiligtume ein hellenisches, und je mehr sich die Hellenen ihrer politischen Zersplitterung und ihrer weit getrennten Wohnsitze ungeachtet als ein durch Sprache, Sitte, Religion und Kunst einiges Volk fühlen lernten, um so mehr erkannten sie allmählich alle in Olympia einen geistigen Mittelpunkt, einen wohlgelegenen Schauplatz gemeinsamer Festlichkeiten, einen Versammlungsort der Ost- und Westgriechen; sie zählten nach Olympiaden, maßen nach olympischen Stadien und schlossen sich den heiligen Gebräuchen und Rechtssatzungen Olympias an.

Olympia war ursprünglich ein Tempelbezirk vor den Thoren Pisas. Nach der Zerstörung der Stadt ließen die Eleer kein neues Pisa aufkommen, auch keine neue Stadtgemeinde in Olympia sich bilden, welche ihrer Hauptstadt jemals das wichtige Vorrecht der Verwaltung des Heiligtums streitig machen könnte. Die Landschaft war weit und breit umher nur in Dörfern bewohnt, die wohlhabendste und gepflegteste Gegend Griechenlands, voll von Ackerfluren, Wäldern und Gärten, welche das Kleinod des Landes einhegten. Olympia selbst bestand aus zwei scharf gesonderten Teilen; es lag entweder innerhalb oder außerhalb der Altis. In der Altis, dem Tempelhofe des Zeus, befand sich nur, was den Göttern gehörte Herakles hatte den Raum mit seinen Schritten abgemessen, er hatte die hohe Umfassungsmauer gegründet, welche alles Unheilige von der Schwelle des Zeus fern hielt. Diese Mauer zog sich auf der Abendseite am Kladeos entlang, dem platanenreichen Nebenflusse des Alpheios; sie erstreckte sich im Süden oberhalb des Alpheiosbettes und schloß sich im Osten an das Stadium an. Sie hatte verschiedene Pforten, aber nur ein Eingangsthor, dessen schimmernde Säulenhalle die Stirnseite der Altis bezeichnete; nur hier durften

die Festzüge den Boden der Altis betreten. Auf dem Wege zum Tempel hatte man rechts den heiligen Ölbaum, von dessen Zweigen ein Knabe, dem noch beide Eltern am Leben sein mußten, mit goldenem Messer die Siegeskränze abschnitt; darum hieß er der Baum der schönen Kränze. In seinem Gehege, Pantheion genannt, hatte man den Nymphen einen Altar erbaut, damit sie nicht ablassen möchten, mit frischem Taue das Gedeihen des köstlichen Baumes zu pflegen. Es war ein wilder Ölbaum, dessen Blätter sich durch ein tieferes Grün von dem zahmen Ölbaume unterscheiden; es war der Erstling von der Pflanzung des Herakles, welcher von den schattigen Istrosquellen her das erste Reis geholt haben sollte, um das baumlose Alpheiosthal zu schmücken.

Oberhalb des Kranzbaumes erhob sich auf mächtigem Unterbaue der große Tempel des Zeus. Er ist die wichtigste und zugleich die sicherste Stelle innerhalb der Altis, denn sein Fußboden, seine Säulen und Bildwerke sind an ihrem Orte durch die Ausgrabungen der Franzosen 1828 wieder aufgefunden worden.

Der profane Raum von Olympia, welcher sich zwischen der Altis und dem Alpheios hinzog, hatte nur wenig ansehnliche Gebäude. Das bedeutendste war das Leonidaion, welches in der Kaiserzeit zur Aufnahme römischer Großen benutzt wurde. In seiner Nähe war das Gebäude, in welchem Phidias mit seinen Schülern und Werkleuten gearbeitet hatte. Seine Nachkommen blieben in Olympia ansässig; sie hatten das erbliche Ehrenrecht, für die Reinhaltung des Zeusbildes zu sorgen. Auch wurde des Meisters Werkstätte, die von allen Fremden mit Ehrfurcht besucht wurde, wohl später noch für die in der Altis vorkommenden Kunstarbeiten benutzt; deshalb stand in ihrer Mitte ein Altar aller Götter, damit jedes Werk, zu welches Gottes Ehren es auch bestimmt sein mochte, hier mit Gebet und Opfer begonnen werden konnte.

Außerdem waren gewiß noch andere Gebäude vor dem Thore der Altis, die eine Art Vorstadt des Heiligtums bildeten: Gebäude zur Bewirtung der wohlhabenderen Festgäste, zur Aufnahme der Kampfwagen, der Rosse und Maultiere; Wohnungen für die Priester und die Beamten Olympias; dazu gehörten auch die Fremdenführer, die in verschiedene Klassen eingeteilt waren, so daß die Altäre, die Schatzhäuser, die Statuen, selbst die einzelnen bedeutenderen Tempel ihre besondere Erklärerzunft

hatten. In der Altis walteten die Priester, welche die Gottesdienste wahrnahmen, die nicht ausgesetzt werden durften, und die Flamme des Herdfeuers unterhielten. Den oberen Priestern aus erlauchten peloponnesischen Geschlechtern, die als Verwalter des Orakels eine nationale Bedeutung hatten, stand ein zahlreiches und genau geordnetes Personal priesterlicher Beamten zur Seite, Opferschlächter, Flötenbläser, Holzverwalter, welche die nach alten Satzungen vorgeschriebenen Hölzer für die Brandopfer lieferten, endlich freie und unfreie Diener, welche Handreichung leisteten. Das war die Einwohnerschaft Olympias, die immer an Ort und Stelle sein mußte; doch durfte sie sich nicht zu einer städtischen Gemeinde erweitern. Olympia blieb ein ländlich stiller Ort, und die Waldeinsamkeit des Alpheiosthales wurde nur durch die Schritte der Wanderer unterbrochen, die des Weges zogen und am Zeusaltare ihr Gebet sprachen.

Aber wie veränderte sich alles, wenn das vierte Jahr, das Jahr der großen Olympien herankam und wenn die heiligen Gesandten, „Zeus des Kroniden Friedensboten, der Jahreszeiten Herolde" von den Pforten der Altis auszögen und den Hellenen die ersehnte Kunde brachten: „Das Fest des Zeus ist wiederum nahe, aller Streit soll ruhen, jeder Waffenlärm schweige! Frei mögen auf allen Land- und Wasserstraßen die Pilger heranziehen zu der gastlichen Schwelle des Zeus!"

Alle Hellenen waren eingeladen, und ausgeschlossen nur die Schuldbeladenen, oder die dem olympischen Zeus Ehrfurcht versagt oder die sich an der gemeinsamen Sache der Hellenen versündigt hatten, wie einst auf Themistokles' Antrag Hieron ausgeschlossen wurde, der König von Syrakus, weil er von dem Kampfe gegen Xerxes zurückgeblieben war. Die eingeladenen Städte schickten ihre angesehensten Männer als Gesandtschaften nach Olympia, die auf stattlichen Wagen, in Prachtgewänder gekleidet, mit zahlreichem Gefolge zum Zeusfeste wallfahrteten und im Namen ihrer Städte herrliche Opfer darbrachten. Die Städte der Kolonien benutzten dies Fest, um sich mit dem Mutterlande in lebendigem Zusammenhange zu erhalten; ihre Bürger eilten in den von Stürmen selten beunruhigten Sommermonaten herbei, und das Ionische Meer sowie die breite Alpheiosmündung füllten sich mit den bekränzten Festschiffen der auf den Küsten von Asien und Afrika, von Italien, Sizilien und Gallien wohnenden Hellenen, und bewundernd musterte das am Gestade versammelte Volk die auf fernen Weiden gezogenen

Rosse und Maultiere, welche durch fremdländische, dunkelfarbige Sklaven auf den Boden von Elis geführt wurden.

Es war die größte hellenische Volksversammlung, welche sich in Olympia vereinigte. Was also eine möglichst große Verbreitung unter allen Stämmen der Hellenen erreichen sollte, wurde durch die Herolde Olympias ausgerufen, so die Ehrenbezeugungen, die eine Stadt der anderen zuerkannte, später die Verordnungen Macedoniens und Roms, welche alle Hellenen angingen. Weisheit und Kunst stellten hier ihre Werke zur Schau und zur Prüfung aus, und wo konnte Herodot sein unsterbliches Werk über die Kämpfe der Hellenen und Barbaren lieber vorlesen, als in Olympia!

Die Kampflustigen unter den versammelten Hellenen mußten sich bei den Kampfrichtern, den elischen Hellanodiken, melden; sie wurden in Hinsicht ihres Ursprunges, ihres Rufes, ihrer körperlichen Tüchtigkeit geprüft: sie mußten nachweisen, daß sie zehn Monate lang in einem hellenischen Gymnasium die Reihe hergebrachter Übungen gewissenhaft vollendet hatten, und wurden dann mit den Kämpfern gleicher Gattung und Altersstufe zusammengeordnet. Zum Schlusse dieser Vorbereitungen wurden sie vor das Bild des schwurhütenden Zeus geführt, der zum schreckenden Wahrzeichen in jeder Hand den Blitzstrahl führte, um einen Eid darauf zu leisten, daß sie im Wettkampfe keine Unredlichkeit und keinen Frevel sich zu Schulden kommen lassen wollten.

Die Spiele und Feste wurden im Laufe der Zeiten vielfach geändert und vergrößert, da die Eleer unablässig bedacht sein mußten, die Feier der Olympien, das Kleinod ihres Staats, die Quelle ihres Wohlstandes, auf alle Weise zu pflegen und durch zeitgemäße Fortbildung vor der gefährlichen Konkurrenz anderer Festspiele zu behüten. So war aus einem Festtage allmählich eine Reihe von fünf Tagen geworden, welche in die Zeit des Vollmondes um die sommerliche Sonnenwende fielen.

Die Stadien sind älter als die Hippodrome, und wenn wir aus Homer wissen, wie die Hellenen ihren geliebtesten Heroen den schnellfüßigen nannten, so wird es uns nicht wundern, daß auch in Olympia die einfachste und natürlichste aller körperlichen Geschicklichkeiten die älteste Kampfart war. Nach dem Sieger im olympischen Wettlaufe bezeichneten die Griechen die Jahrbücher ihrer Geschichte; den behendesten Läufer zu sehen, füllten sich zuerst mit Zuschauern die Stufensitze des Stadiums,

und wenn die Volksmenge beisammen war, dann traten durch den verdeckten Gang die Kämpfergruppen herein, von den Kampfrichtern geführt, welche, durch Purpurgewänder ausgezeichnet, auf ihrem Ehrensitze Platz nahmen. Der Herold rief die Kämpfer vor die Schranken; sie wurden mit Namensaufruf dem Volke vorgestellt. Wer einen derselben seiner Sitten oder seiner Herkunft wegen für unwürdig hielt, um den Kranz des Zeus zu kämpfen, der konnte sich zur Anklage erheben, die von den Hellanodiken sofort erledigt wurde. Dann traten die Kämpfer an die silberne, dem Zeus heilige Losurne heran, und einer nach dem anderen nahm, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen hatte, eins der Lose hervor, welche nach gleichen Buchstaben die Paare oder Gruppen bestimmten. So viele der Gruppen da waren — denn es liefen immer vier miteinander — so oft wurde der Kampf erneuert, und da einer Sieger bleiben mußte, so traten, die in den verschiedenen Gruppen gesiegt hatten, zuletzt zum entscheidenden Preiskampfe zusammen.

Nach Art des Wettlaufes wurden auch die anderen Wettkämpfe des Stadiums eingeleitet und ausgeführt, der Sprung, in welchem Schwungkraft der Glieder und Entschlossenheit sich bewährte, der Ringkampf, durch welchen Männer wie Milon, der weise Schüler des Pythagoras, ihren Ruhm durch alle Länder verbreiteten, ferner der rohere Faustkampf, der Wurf des Diskos und des Speers, sowie die zusammengesetzten Kampfarten.

In allen den genannten Gattungen der gymnastischen Übungen bewährte sich des Mannes eigene Kraft und Gewandtheit in freier Selbstthätigkeit. Ihnen gegenüber standen die ritterlichen Spiele, wo man der Rosse Tüchtigkeit den Sieg verdankte. Wenn dieser Kampf dennoch alle anderen überstrahlte, so war es nicht sowohl die Rücksicht auf die Kunst des Wagenlenkers, als vielmehr der Glanz des Reichtums, die Pracht des Aufzuges, welche zu gunsten dieser Kampfart entschieden. Hier zeigten sich nur die größeren Staaten, und überall galt es für eine Stufe hohen Erdenglückes, wenn es jemand vergönnt war, für den Wettkampf Viergespanne aufziehen zu können. Nur die Reichsten traten hier in die Schranken, die Könige von Syrakus und Kyrene sandten ihre Wagenlenker; hochfahrenden Jünglingen wie Alkibiades erschien nur der Sieg im Hippodrom als ein begehrungswürdiges Ziel.

Zu diesem herrlichsten der Schauspiele füllten sich am vierten Festtage die langen Stufenreihen zu den Seiten der Rennbahn.

Die Wagenstände wurden verlost; vor jedem Wagenstande war ein Seil gezogen, hinter welchem die Renner ungeduldig den Boden stampften. In der Mitte des Dreiecks, welches die beiden Seiten der Wagenstände mit der Halle des Agnaptos bildeten, stand ein Altar; auf dem Altare saß ein eherner Adler, welcher, in die Luft steigend, dem Volke umher den Anfang des Spieles verkündete. Gleichzeitig senkte sich der Delphin, der an der äußeren Spitze des Dreiecks auf einem Querbalken lag; ein Sinnbild des reisigen Meergottes. Dies war das Zeichen für die Reiter und Wagenlenker; denn unmittelbar darauf wurden die Seile vor den Wagenständen fortgezogen, aber nicht auf einmal von allen, sondern zuerst von den beiden, welche zur Rechten und Linken dem Delphin am fernsten lagen und zuletzt von den beiden nächst gelegenen. So tauchten die Gespanne paarweise vom Hintergrunde her vor den Augen des Volkes hervor und bildeten beim Beginn der Bahn eine prächtige, unaufhaltsam vorwärts stürmende Wagenreihe. Durch die künstliche Einrichtung des Ablaufes wurde wenigstens im Anfange der Zusammenstoß der Wagen möglichst vermieden, den Ungeschick oder böser Wille leicht veranlassen konnten. Nun kam auf der breiteren Bahn, welche ein Viergespann mit ausgewachsenen Rossen zwölfmal durchmessen mußte, alles darauf an, einerseits die kürzesten Fahrten zu machen und möglichst nahe an der Zielsäule mit dem linkslaufenden Pferde herumzulenken, anderseits aber dem auf dieser Linie sich zusammenschiebenden Wagengedränge vorsichtig auszuweichen. Oft siegte der mit Bedacht von dem Zielschafte abwärts haltende Wagenlenker; in einem Rennspiele scheiterten vierzig Wagen an dieser Klippe und ließen dem allein übrig bleibenden einen leichten Sieg. Die Zuschauer verfolgten mit Angst und Jubel die rasch sich vollendenden Ereignisse des ergreifenden Schauspieles, bis sie mit lautem Beifallssturme den Glücklichen begrüßen konnten, den des Herolds Stimme ausrief. Angst und Qual waren vergessen, und wie die Glut des Julitages sich endlich in ersehnte Abendkühle verwandelte, so begann die Siegesfeier. Der Sieger wurde von seinen Angehörigen und Landsleuten umringt, von den anwesenden Hellenen begleitet; der festliche Zug bewegte sich von Hippodrom und Stadium nach dem Eingangsthore und zum Tempel des Zeus; denn hier zu den Füßen des Gottes standen die Sessel der in seiner Vollmacht siegverleihenden Hellanodiken; hier stand der heilige Tisch, auf welchem die frisch ge-

schnittenen Kränze des Ölbaumes lagen; vor den Augen des Zeus wurde des Siegers Haupt geschmückt, wurde die Palme in seine Hand gegeben. Ein Teil der Festversammlung füllte die Hallen und Galerien des Tempels; „heilige Hymnen", sagt Pindar, „strömten hernieder, wann nach des Herakles alten Satzungen des Zeus wahrhaftiger Kampfrichter, der ätolische Mann, des grünen Ölzweiges Schimmer um das Haupt legt".

Dann brachte der Sieger sein Dankopfer am Altare des Zeus dar, und als hochbeglückter Gast des olympischen Gottes wurde er mit seinen Siegesgenossen im Speisesaale des Prytaneions am Herde des Heiligtums bewirtet.

Die Masse des Volkes aber lagerte sich vor der Altis zwischen wohl versorgten Meßbuden im Freien oder unter Zelten. „Wann der schönen Seele geliebtes Abendlicht leuchtet", singt Pindar, „dann erschallt die ganze Flur bei lieblichen Gelagen von Siegesgesängen." Es war die lustige Nachfeier des heißen Tages. Hier schlossen sich neue Freundschaften, hier begegneten sich alte Gastfreunde; hier erzählte jeder von den Wundern seines Landes und seiner Stadt; alle griechischen Mundarten tönten durcheinander; hier wurde gekauft und verkauft, es wurden Geschäfte aller Art gemacht, es war das bunteste Treiben eines südlichen Jahrmarktes.

Aber nicht mit kurzem Freudenrausche war die Feier des Sieges beendet. Die Kunst fesselte sie in bleibenden Werken; denn die Gestalt der Sieger sollte nicht nach flüchtigem Eindrucke aus dem Gedächtnisse der Hellenen wieder verschwinden. Sie wurden im Erzgusse dargestellt, kommenden Geschlechtern zur Erinnerung und zur Nacheiferung; wer dreimal gesiegt hatte, durfte in ganzer Größe und voller Treue dargestellt werden. Die Darstellung der Wettkämpfer entzündete neuen Wettkampf unter den bildenden Künstlern. Denn bald begnügte sich die Kunst nicht damit, die Gestalt des Siegers treu wiederzugeben, sondern auch die verschiedenen Gattungen der Spiele, die besondere Tüchtigkeit der Kämpfer, ja die entscheidenden Momente des Wettkampfes und die Stellung, in welcher der Sieg gewonnen war. Man sah den Diskobolen mit aller Muskeln Anspannung zum Wurfe antreten, man sah den sieggewohnten Faustkämpfer ruhig die Arme auslegen, es konnte ihm keiner beikommen; man sah den Läufer, mit dem letzten Atemzuge auf der trockenen Lippe, vorgestreckt am Ziele anlangen. Die Kunst lernte hier die Bewegung des menschlichen Körpers in

ihrem wichtigsten und lebensvollsten Augenblicke erfassen und eine Geschichte der olympischen Spiele in dramatischen Gestalten verkörpern.

Diese Bildsäulen wurden wohl häufig vervielfältigt, um auch in des Siegers Vaterstadt als ein zwiefacher Schmuck aufgestellt zu werden, aber ihre Anschauung blieb immer eine beschränkte, und sie sind, wo sie aufgestellt waren, spurlos wieder untergegangen. Weitere und bleibendere Wirkung hatten die Werke der Dichtkunst, welche sich den Siegen anschlossen. „Ich bin kein Erzbildner", singt Pindar; „was ich schaffe, bleibt nicht mit träger Fußsohle auf dem Gestelle stehen." Pindars olympische Festgrüße sind durch das geflügelte Wort zu Land und zu Wasser weit hinausgetragen worden über das Thal des Alpheios, weithin über alles hellenische Land. Denn es war ja der olympische Sieg nach griechischem Glauben nicht ein einzelnes, glänzendes Ereignis des Lebens, nach welchem alles wieder in das alte Gleis zurückkehrte. Es war der Anfang eines neuen Lebens, es war der Aufgang einer Sonne, welche über das ganze Leben des Bekränzten, über sein Geschlecht und seine Vaterstadt einen milden und wärmenden Glanz breitete; denn der Hellene dachte sich nie vereinzelt, sondern stets in lebendigem Zusammenhange mit seinem Stamme und der Gemeinde seiner Stadt. Darum folgte der ersten Festfreude, welche bei dem Getümmel Olympias und der vielgeteilten Aufmerksamkeit nicht zur vollen Berechtigung kommen konnte, die eigentliche Feier bei der Heimkehr.

Man riß die Stadtmauern ein, um dem Wagen des Siegers Bahn zu machen; was bedurfte die Stadt der Mauern, die solche Männer hatte! Ein unabsehlicher Zug schloß sich an, indem der Sieger im Purpurgewande voranfuhr und die Festgenossen durch die Hauptstraßen zu dem Tempel der stadthütenden Gottheit führte; ihr wurde das Opfer des Dankes dargebracht und an das Opfer schloß sich das Mahl der Freude.

Für diese Feier galt es, den schönsten Schmuck zu suchen in dem Liede eines gefeierten Sängers, welches den Zug begleitete oder beim Mahle gesungen wurde. Glücklich, wer einen Pindar gewinnen konnte, denn er ahnte wohl, daß dadurch sein Ruhm der Unsterblichkeit übergeben sei! Das Lied wurde beizeiten bestellt, damit der Dichter es nach der Geschichte des Siegers und seines Geschlechts einrichten, damit es von einem Chore der Vaterstadt erlernt und eingeübt werden konnte. Ent-

weder übernahm dies der Dichter selbst oder er sandte seinen Chormeister, „der Musen Briefstab", der des Dichters Worte überbrachte und in seinem Sinne den Vortrag derselben, die rhythmischen Weisen, die Begleitung von Musik und Tanz anordnete.

Man denke sich aber die Hymnen Pindars nicht wie Vergötterungen sterblicher Menschen, wie Huldigungen pomphafter Schmeichelei! Ein hoher Ernst geht durch seine Lieder; wie ein Prophet tritt er zu den Großen der Erde, mit demütigender Strenge erinnert er sie, daß „der Mensch des Tages Kind sei, eines Schattens Traumbild; nur in den von Gott verliehenen Strahlen erhalte sich des Lebens Glanz". Das Siegesglück soll nicht im Taumel genossen, es soll als Gottes Gabe erkannt, es soll mit Würde getragen, es soll wie ein Segen in das ganze Leben verwebt werden; den Gebeugten soll es aufrichten, den von Thatendurst gequälten Herrscher (wie Hieron von Syrakus) soll es ruhig und zufrieden machen. In den Liedern Pindars findet der olympische Sieg seine höchste Weihe und Verklärung; sie wurden von Theben aus wie ein goldener Same echter Weisheit, Kunst und Gottesfurcht ausgestreut in alles hellenische Land. Sie gingen zu Lande nach Thessalien, sie zogen zu Schiffe nach Asien und Afrika, sie wurden an den Höfen von Cyrene und Syrakus gesungen, sie wurden in die Pfosten rhodischer Tempel eingegraben und von Geschlecht zu Geschlecht wie eine unverwelkliche Blüte der Dichtkunst getragen.

Das war den Griechen Olympia. Darum saßen sie hier in heiterer Feststimmung, während Leonidas an den Grenzen ihres Landes den Opfertod starb; darum überhörten sie den herantobenden Kriegslärm, denn sie fanden in dem ungestörten Kultus ihres Nationalgottes die sicherste Bürgschaft seines Segens, sie fühlten beim Anblick ihrer Olympioniken die freudigste Siegeshoffnung; von Olympia zogen sie nach Salamis und Platää. Und als nun dem ganzen Volke der große olympische Sieg verliehen wurde, da begann auch für Olympia die herrlichste Zeit; das ganze Volk war von Siegesgefühl gehoben, die reiche Beute wurde in Weihgeschenke verwandelt, Pindar sang und Phidias bildete.

Auf zwei Grundfesten ruhte die Feier der Olympiaden, auf dem Gefühle des nationalen Zusammenhanges und auf der jugendlichen Empfänglichkeit des Volkes. Die erste dieser Grundfesten war schon fünfzig Jahre nach Thermopylä durchaus er=

schüttert, und wenn auch das schöne Erzbild des Gottesfriedens an seiner alten Stelle der Tempelhalle stehen blieb, so galt er doch in Wahrheit nicht mehr. Die Ehrfurcht vor den Satzungen der Väter, die Scheu vor dem Göttlichen entwich mit entsetzlicher Schnelligkeit, und so stark sich der hellenische Glauben erwiesen hatte, eine gesunde Volkskraft zu tragen und zu heben, so unfähig zeigte er sich, ein sieches Volksleben zu erneuern.

Mit der Religion verfiel auch die Kraft der Freude, das schönste Erbteil der Hellenen. Es erlahmte die Schwungkraft der Seele, man konnte sich nicht mehr vergessen in der Anschauung des Festes. Jetzt erst fühlte man die unerträgliche Glut der Julisonne, jetzt alle Qualen des Aufenthaltes in der versumpften Niederung. Der Zusammenhang mit den überseeischen Pflanzstädten wurde zerrissen; der Wohlstand sank, die Vornehmen blieben zurück; zornige Herren drohten ihren Sklaven, sie nach Olympia zu schicken.

Äußerlich war der Verfall nicht so rasch. Als die Römer aufhörten, den Griechen Barbaren zu sein, suchte die Eitelkeit ihrer Kaiser den erloschenen Glanz zu beleben. Noch vierhundert Jahre nach Christus dauerte das Fest, 293 Olympiaden sind in der Altis aufgezeichnet worden, und nachdem deutsche Völker den Hain des Zeus verwüstet hatten, mußte Justinianus die von neuem aufkommenden Spiele Olympias gewaltsam unterdrücken.

Der Verfall des Heiligtums ist durch den Alpheios beschleunigt worden. Denn seit er nicht mehr durch Dämme gebändigt wird, hat er bei jedem Hochwasser seine Flut über den Boden der Altis gewälzt und die von Erderschütterungen umgeworfenen Säulen zugeschwemmt. So ist er auch im Mittelalter ein treuer Altishüter geblieben, er hat die Schätze der Kunst unter seiner Schlammdecke versteckt und an alter Stelle aufbewahrt.

Darum hat der erwachte Sinn für griechische Kunst, darum hat Winckelmann vor allen sich mit Recht gesehnt, diese Decke zu lüften. Sechzig Jahre nach seinem Tode war es die wissenschaftliche Kommission des französischen Befreiungsheeres, welche seinen Gedanken ausführte. Zwei Gräben wurden an den schmalen Seiten des Zeustempels gezogen und in kürzester Zeit grub man aus der Tiefe eine Reihe von Bildwerken; es waren die Zwölfkämpfe des Herakles, wie sie Pausanias beschrieben hat. Ehe man noch den ganzen Tempel von Schutt gesäubert

hatte, wurden die Grabungen plötzlich eingestellt; man hörte auf zu suchen, ehe man zu finden aufgehört hatte. Von neuem wälzt der Alpheios seinen Schlamm über den heiligen Boden, und wir fragen mit gesteigertem Verlangen: wann wird sein Schoß wieder geöffnet werden, um die Werke der Alten an das Licht des Tages zu fördern!

Was dort in dunkler Tiefe liegt, ist Leben von unserem Leben. Wenn auch andre Gottesboten in die Welt ausgezogen sind und einen höheren Frieden verkündet haben, als die olympische Waffenruhe, so bleibt Olympia doch auch für uns ein heiliger Boden, und wir sollen in unsere, von reinerem Lichte erleuchtete Welt herübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude.

5.

Über Gymnastik.

Ein Zwiegespräch von Lucian.

Ins Deutsche übersetzt von **Christoph Martin Wieland.**

(„Lucians von Samosata sämtliche Werke“, aus dem Griechischen ins Deutsche übersetzt von Ch. M. Wieland. 4. Teil. Leipzig, Weidmann 1789, S. 323 ff.)

Lucian (Lukianos), geboren um 130 n. Chr. zu Samosata in Syrien, gestorben wahrscheinlich um 200 in Ägypten. In überaus zahlreichen Schriften hat der fein gebildete Grieche die Entartung seiner Zeit zum Gegenstande seiner scharfen Satire gemacht. Als Philosoph neigte er sich den Epikuräern zu. Die meisten seiner Schriften sind in dialogischer Form abgefaßt.

Von den deutschen Übersetzungen des vorliegenden Zwiegespräches haben wir die unsres berühmten Wieland (geboren zu Biberach am 5. Sept. 1733, gestorben in Weimar am 20. Jan. 1813) gewählt, welche sich durch Gefälligkeit und Leichtigkeit der Sprache auszeichnet.

Vorbemerkung des Übersetzers. Der berühmte Arzt Galenus, ein Zeitgenosse unseres Autors (denn er lebte unter Hadrian und den Antoninen), war ein erklärter Gegner der Gymnastik und bestritt sie in seinen Schriften mit einer beinahe übertriebenen Hitze und mit allen den Vorwürfen, die der scharfsinnige Herr von Pauw in seinen „Recherches sur les Grecs“ mit seiner gewöhnlichen Stärke, wiewohl vielleicht gar zu einseitig, vor kurzem wieder geltend gemacht hat. Er ist so weit entfernt, ihr ihren gewohnten Platz unter den liberalen Künsten einzuräumen, daß er sie im Gegenteil eine heillose Kunst unter der Maske eines ehrwürdigen Namens (κακοτεχνίαν ὑποδύουσαν ὀνόματι σέμνῳ) schilt; ja er treibt seinen Haß gegen sie so weit, daß er sogar den Namen Athletik (doch wohl nur zum Scherz?) von ἄθλιος (elend, jammervoll) ableitet. Wiewohl ich nun nicht behaupten möchte, daß dieser

Lucianische Dialog gerade gegen den Galenus gerichtet sei, — denn auch Plutarch und andre Philosophen, lange vor ihnen der Dichter Euripides, hatten sich schon (besonders der letztere mit großer Heftigkeit) gegen die Kunst und Lebensart der Athleten erklärt — so ist doch nicht unwahrscheinlich, daß die Bewegung, in welche diese Materie durch die paradoxen und übel klingenden Behauptungen des Galenus unter einem so müßigen und das Disputieren so leidenschaftlich als das Ringen liebenden Volke vermutlich gesetzt worden war, unserem Autor zu diesem Dialog Anlaß gegeben habe, worin es ihm hauptsächlich darum zu thun scheint, den wahren Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem die gymnastischen Künste betrachtet werden müßten, wenn man ein richtiges und billiges Urteil darüber fällen wolle. Sich auf eine Beantwortung aller, besonders der diätetischen Einwürfe des Galenus einzulassen, war ebensowenig seine Meinung, als eine etwas tiefere und genauere Erörterung der streitigen Frage seine Sache war. Da er sie aber von beiden Seiten betrachten wollte und vorausbeschlossen hatte, daß die Griechen recht behalten sollten, so hätte er weder eine zweckmäßigere Methode, als die dialogistische, noch schicklichere Interlocutoren wählen können, als Anacharsis und Solon. Anacharsis, eine Scythe, war (wie dieser Dialog voraussetzt) noch nicht lange in Athen, als er von Solon, seinem Wirte und Freunde, zum ersten Male ins Lyceum geführt wurde, wo die athenienſische Jugend öffentlich in den verschiedenen gymnastischen Übungen des Ringens, des Faustkampfes, des Springens, des Wettlaufes u. s. w. unterwiesen wurde. Alles, was er hier sieht, ist ihm noch ein Rätsel, dessen Sinn er nicht erraten kann, und das ihm um so ungereimter vorkommt, da es nicht nur mit der scythischen Erziehung der Jugend nichts Ähnliches hat, sondern den Sitten und Gebräuchen seines Volkes (bei dem z. B. die Schande eines empfangenen Backenstreiches auf der Stelle in dem Blute des Beleidigers abgewaschen werden muß) schnurstracks zuwider ist.

Von einem Scythen waren keine Argumente von einer gewissen Subtilität zu erwarten; er betrachtete die gymnastischen Übungen im Lyceum zu Athen mit dem kunstlosen Menschenverstande eines rohen Sohnes der Natur und mit den Vorurteilen eines Scythen: Solon hingegen verteidigt sie gegen ihn mit allen Vorteilen eines Griechen, eines Atheniensers und eines Staatsmannes, der dieses Institut nicht nur als eine uralte

Sitte seines Volkes, so wie er sie gefunden, beibehalten, sondern noch der eigene Gesetze bestätigt und reguliert hatte und also bei ihrer Rechtfertigung doppelt interessiert war; und wiewohl der Sieg insofern unentschieden scheint, als jeder Teil auf seiner Meinung bleibt, so war doch bei Lucians Lesern oder Zuhörern, im Durchschnitt genommen, ausgemacht, daß Solon gewonnen hatte; und er hatte den letzteren seine Sache gut genug führen lassen, um diese Meinung, nach der Vorstellungsart eines Volkes, bei welchem die gymnastischen Übungen von so vielen Jahrhunderten her Nationaleinrichtung und mit ihrer ganzen Verfassung wesentlich verbunden waren, hinlänglich zu begründen und über alle Einwürfe hinwegzusetzen. Überdies hatte er bei dieser Wahl der Personen seines Dialoges noch einen doppelten Vorteil. Der erste ist, daß die gymnastischen und athletischen Übungen zu Solons Zeiten ihrem ursprünglichen militärischen Geiste und Zwecke viel näher und noch nicht mit so vielen Mißbräuchen verbunden waren, als in den Zeiten, wo Galenus gegen sie schrieb; und der zweite, daß ihm ein paar so stark gegeneinander abstechende Interlocutoren Gelegenheit gaben, seinen Dialog mit desto mehr dramatischer Kunst und Feinheit auszuarbeiten und ihn dadurch für seine Leser, die für diese Art von Schönheiten der Komposition sehr empfindlich waren, um soviel interessanter zu machen.

Anacharsis. Aber, bester Solon, was können diese jungen Leute bei dem allen für eine Absicht haben, was ich sie hier beginnen sehe? Die einen winden sich umeinander herum und suchen einer dem anderen ein Bein zu unterschlagen, andere packen sich bei der Gurgel, wenden alle ihre Kräfte an, einander unter sich zu kriegen, und wälzen sich miteinander im Kot herum wie die Schweine. Anfangs und sobald sie sich ausgezogen haben, schmieren sie einander wechselweise (wie ich selbst gesehen habe) ganz gelassen mit Öl ein und streicheln sich, als ob sie die besten Freunde wären, aber auf einmal, weiß der Himmel, was sie ankommt, daß sie mit den Köpfen vorwärts widereinander rennen und die Stirnen zusammenstoßen, wie die Schafböcke — und wenn einer, wie du hier eben sehen kannst, den anderen aus dem Gleichgewicht gehoben und zu Boden geworfen hat, läßt er ihn nicht einmal wieder aufstehen, sondern stürzt sich mit seiner ganzen Schwere über ihn her und

drückt ihn aus allen Kräften in den Kot hinein. — Siehst du, wie er ihn zwischen seinen Beinen geschlossen hält und ihm den Ellenbogen auf die Gurgel setzt, daß der arme Tropf nicht mehr atmen kann, und wie ihm dieser auf die Schulter klopft, vermutlich um ihn dadurch zu bitten, daß er ihn nur nicht gar erdrossele. Wozu ihnen aber das Ölen helfen soll, begreife ich nicht; wenigstens hindert sie es nicht, tüchtig besudelt zu werden, denn die Salbe wischt sich bald wieder ab, und sie sehen aus, als ob sie mit Kot überzogen wären; dazu kommt dann noch der viele Schweiß, und das alles macht sie so schlüpfrig, daß es ein ordentlicher Spaß ist, sie einander wie die Aale aus den Händen schlüpfen zu sehen. Andere thun das nämliche im offenen Hofe, aber anstatt sich im Kot herumzuwälzen, bewerfen sie einander mit dem feinen Sande, womit jene tiefe Grube angefüllt ist, oder bestäuben sich selber von freien Stücken damit, wie die Gockelhähne, vermutlich um ihrer Haut das Schlüpfrige von dem Öle zu benehmen und einander desto besser packen zu können. Kaum haben sie sich so eingesandet, so geht's mit Fäusten und Fersen aufeinander los. Siehst du den dort, der soeben eins mit der Faust auf den Backen bekam? Der arme Teufel scheint die Hälfte seiner Zähne mit all dem Blut und Sand, womit er den ganzen Mund voll hat, auszuspeien. Wie kommt's, daß der vornehme Herr da*) sie nicht auseinander bringt und dem Streit ein Ende macht? Denn aus seinem Purpurrock zu schließen, muß er einer von euren Archonten sein. — O schön, er hetzt sie sogar selber an und lobt den noch, der dem anderen den derben Backenstreich gegeben hat! — Und was wollen denn jene dort, die sich eine so gewaltige Bewegung geben, ohne daß man erraten kann, warum? Sie nehmen einen Anlauf, als ob sie davonrennen wollten, und bleiben doch immer auf der Stelle. Was für ein Vergnügen können sie daran finden, so miteinander in die Höhe zu springen und mit ihren Fersen in die Luft zu schlagen? Ich gestehe dir, daß ich von alle diesem nichts begreife. Ich möchte wohl wissen, was Tollheit ist, wenn das nicht toll sein heißt. Wenigstens soll man mir so leicht nicht weiß machen, daß Leute, die solche Dinge thun, bei ihren fünf Sinnen seien.

Solon. Mich wundert gar nicht, lieber A., dich in diesem

*) Er meint ohne Zweifel den Gymnasiarchen, eine obrigkeitliche Person, welche die Oberaufsicht bei diesen Übungen hatte.

Tone von Übungen reden zu hören, die etwas so Neues für dich und von euern scythischen Sitten so weit entfernt sind; vermutlich fehlt es den Scythen auch nicht an Künsten und Beschäftigungen, die einem Griechen ebenso seltsam vorkämen, wenn er ihnen, wie du hier, zum ersten Male zusähe. Aber sei darüber ganz ruhig, mein Bester! Diese jungen Leute sind nicht rasend, und ihre Absicht ist nichts weniger, als einander zu beleidigen, wenn sie so aufeinander zuschlagen und sich im Kote herumwälzen und mit Sand überstreuen: diese Übungen haben einen Nutzen, der nicht ohne Vergnügen ist, und verschaffen dem Körper keine kleine Stärke. Wenn du dich, wie ich hoffe, länger unter den Griechen aufhalten solltest, so gedenke ich es noch bald genug zu erleben, daß du selbst einer von diesen gesalbten und eingepuderten sein wirst, so angenehm und nützlich wirst du die Sache finden.

A. Bleib mir vom Leibe damit, S.! Ich gönne euch den Spaß und den Nutzen, den ihr dabei findet, von ganzem Herzen: aber mir soll keiner kommen und so mit mir kurzweilen wollen, oder ich werde ihm zeigen, wozu wir ein Schwert an unserem Gürtel tragen. — Aber sage mir doch, was für einen Namen gebt ihr dem, was hier vorgeht?

S. Der Ort selbst, A., wird bei uns Gymnasion genannt und ist dem Apollo Lykios geheiligt, den du dort abgebildet siehst, wie er sich an die Säule lehnt, den Bogen in der linken Hand haltend und die rechte schlaff und lässig um sein Haupt gebogen, als ob er von einer langwierigen Arbeit ausruhe. Von diesen Übungen aber nennt man das, was dort auf dem nassen Lehmboden geschieht, Ringen, wiewohl du auch hier im Staube einige ringen siehst; und was diese thun, die in aufgerichteter Stellung einander Faust- und Fersenschläge beizubringen suchen, heißen wir in unserer Sprache Pankration. Außer diesen gibt es auch noch andere Leibesübungen, die zu den gymnastischen gezählt werden, als der Kampf mit bewaffneter Faust, das Scheibenwerfen und das Springen. Für alle diese Kunstfertigkeiten stellen wir öffentliche Wettkämpfe an, und der Überwinder wird für den besten unter seinesgleichen gehalten und trägt Kampfpreise davon.

A. Und worin bestehen diese?

S. Zu Olympia ist es eine Krone von wilden Ölzweigen, auf dem Isthmus eine von Fichten, zu Nemea eine von Eppich. Bei den pythischen Spielen wird der Sieger mit einem Apfel

von Bäumen, die dem Apollo, und bei uns, bei den panathenäischen, mit Öl von Ölbäumen, die der Minerva heilig sind, belohnt. — Was lachst du, A.? Etwa weil dir unsere Kampfpreise so klein vorkommen?

A. (spottend). Bewahre, im Gegenteil, mein lieber Solon, ich finde sie so respektabel, daß sich diejenigen, die so herrliche Preise aussetzen, wirklich nicht wenig auf ihre Freigebigkeit einzubilden haben, und daß eure Athleten über Vermögen thun sollten, um sie einander vor dem Munde wegzunehmen. Es ist wohl der Mühe wert, sich um einen Apfel oder eine Hand voll Eppich so großer Arbeit zu unterziehen und der Gefahr, erdrosselt oder doch zum Krüppel gemacht zu werden, auszusetzen, als ob einer nicht in allem Guten so viele Äpfel, als er Lust hat, bekommen oder sich mit Eppich und Fichtenlaub kränzen könnte, wenn er sich auch nicht mit Kot überziehen oder alle Rippen im Leibe zusammenstampfen läßt.

S. Aber mein Bester, wir sehen hierbei nicht auf den inneren Wert der Preise; wir betrachten sie bloß als Zeichen des Sieges und Merkmale, wer die Überwinder seien; aber der damit verbundene Ruhm scheint den Siegern um keinen Preis zu teuer; er veredelt auch Fersenstöße in den Augen derer, die sich um seinetwillen keine Mühe noch Arbeit dauern lassen. Denn umsonst ist er freilich nicht zu haben, und wer ihm nachtrachtet, muß vorher viel Beschwerden und Ungemach überstehen, ehe ihm die süße und kostbare Frucht derselben zu teil wird.

A. Wenn ich dich recht verstehe, guter Solon, so besteht also diese süße Frucht darin, sich des Sieges wegen von allen denen gekrönt und gepriesen zu sehen, von denen sie vorher der empfangenen Schläge wegen bejammert worden; und sie können nun nicht anders als glücklich sein, da sie für alles, was sie gearbeitet und ausgestanden, Äpfel und Eppich bekommen haben.

S. Ich sage dir, das kommt dir so vor, weil du unserer Verfassung und Sitten noch unkundig bist; du wirst bald anders von diesen Dingen denken, wenn du unsere großen Volksversammlungen besucht und die unendliche Menge von Menschen, die diese Schauspiele herbeiziehen, und jene mit so vielen Tausenden angefüllten Schaugebäude gesehen haben wirst und gehört, in welchen Ehren die Athleten gehalten werden, und wie der, der seine Mitbewerber um die Krone überwunden hat, den Göttern selbst gleich geachtet wird.

A. Aber eben das, lieber Solon, ist gerade das Erbärmlichste, wenn die armen Leute das alles nicht vor wenigen, sondern vor einer so großen Anzahl Zuschauer und Zeugen ihrer Schmach leiden und noch hören müssen, daß man sie glücklich preist, wenn ihnen das Blut aus Mund und Nase herausströmt, oder wenn ihnen Brust und Kehle bis zum Ersticken zusammengedrückt werden. Denn das ist das Glücklichste, was ich in ihrem Siege sehen kann. Wenn bei uns Scythen einer sich untersteht, den geringsten Bürger zu schlagen oder ihn mit Gewalt zu Boden zu werfen oder ihm seinen Rock auszuziehen, so wird er von unseren Obern mit schweren Strafen belegt, wenngleich die Sache nur vor wenigen Zeugen passiert ist, und nicht auf so ungeheueren Schauplätzen, wie, deinem Sagen nach, die auf dem Isthmus und zu Olympia sind. Übrigens, wenn ich die armen Kämpfer wegen allen Elendes, das sie ausstehen, bedauere, so verwundere ich mich nicht weniger, wie alle die vornehmen und trefflichen Männer, die, wie du sagst, von allen Orten her als Zuschauer zu diesen Festen zusammenkommen, sich, mit Hintansetzung ihrer nötigeren Geschäfte, die Zeit nehmen mögen, solchen Balgereien zuzusehen. Denn noch kann ich mir nicht vorstellen, was für ein Vergnügen sie an einem Schauspiel finden können, wo Menschen sich miteinander herumschlagen, einander zu Boden werfen und sich wechselweise so jämmerlich zermalmen und zermürben, daß sie keinen Menschen mehr ähnlich sehen.

S. Wären wir jetzt in der Zeit der olympischen, isthmischen oder panathenäischen Spiele, mein lieber Anacharsis, so sollte dich der Augenschein lehren, daß wir uns nicht ohne gute Ursachen ein so ernsthaftes Geschäft aus den athletischen Übungen machen. Denn es ist unmöglich, daß dir jemand mit bloßen Worten einen solchen Geschmack von dem ungemeinen Vergnügen, das man dort erfährt, mitteilen könnte, als du haben würdest, wenn du selbst unter den Zuschauern säßest und deine Augen an dem herrlichen Anblick dieses Schauspiels, an dem Mut und der Standhaftigkeit der Athleten, an den schönen Formen ihrer Körper, an ihrem kräftigen Gliederbau, ihrer unbegreiflichen Geschicklichkeit und Kunst, ihrer unbezwingbaren Stärke, ihrer Kühnheit, Ehrbegierde, Geduld und Beharrlichkeit und an ihrer unauslöschlichen Leidenschaft, zu siegen, weiden könntest. Gewiß, du würdest gar nicht aufhören, sie zu loben und ihnen dein Entzücken zuzurufen und zuzuklatschen.

A. Sage vielmehr, zum Jupiter, ihnen meine Verachtung zuzulachen und zuzugrinsen, denn dazu möchte ich bessere Ursache haben. Oder gehen euch etwa nicht alle diesen kräftigen Körper und schönen Formen und alle diese Kühnheit und die anderen Tugenden, die du da her erzählt hast, bei diesen Spielen um einer sehr schlechten Ursache willen verloren, da es ja nicht um Rettung des Vaterlandes, das in Gefahr wäre, oder eurer Häuser und Höfe, die von Feinden verwüstet, oder eurer Freunde und Hausgenossen, die in die Knechtschaft davon geführt würden, zu thun ist? Je trefflichere Männer also diese Kämpfer, deinem Vorgeben nach, wären, um so viel lächerlicher wäre es an ihnen, umsonst und um nichts sich so zu quälen und zu martern und diese schönen und prächtigen Körper mit Sand und mit Beulen so zu verunstalten, um einen Apfel oder einen Ölzweig zu ersiegen. Denn du mußt mir nicht übel nehmen, daß mir diese herrlichen Kampfpreise immer wieder auf die Zunge kommen. Aber sage mir doch bei dieser Gelegenheit, wird diese Belohnung allen Kämpfern zu teil?

S. Keineswegs, nur dem einzigen, der über alle anderen Meister geworden ist.

A. Nun, wenn das ist, was soll ich also von einer solchen Menge Leute denken, die sich in Hoffnung eines so ungewissen und äußerst unwahrscheinlichen Sieges so zerarbeiten, wiewohl sie vorher wissen, daß nur einer von ihnen siegen kann, und alle übrigen sich's vergeblich so sauer haben werden lassen und ihre Schläge um nichts und wieder nichts empfangen haben.

S. Man sieht wohl, Anacharsis, daß du du noch wenig oder gar nicht darüber nachgedacht haben mußt, wie eine wohlgeordnete Republik eingerichtet sein müßte; denn sonst würdest du das schönste aller Institute nicht mit einem so schmählichen Tadel belegen. Wenn du dich aber dereinst darum bekümmern wirst, zu wissen, wie eine Stadt polizie̦rt werden muß, um die besten Bürger zu haben, dann wirst du auch diese Übungen gut heißen und die Achtung loben, die wir für sie tragen, und einsehen, daß die damit verbundene Arbeit und Beschwerden nicht ohne großen Nutzen sind, wiewohl du jetzt noch nichts davon begreifen kannst.

A. Ich bin ja, lieber Solon, um keiner andern Ursache willen aus Scythien zu euch gekommen, habe ja bloß deswegen eine so große Strecke Landes durchwandert und das Schwarze

Meer trotz seiner gefährlichen Stürme durchschifft, um die Gesetze und Sitten der Griechen kennen zu lernen und die beste Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft bei euch zu studieren. Eben darum habe ich auch aus allen Atheniensern dich vorzüglich deines Rufes wegen zu meinem Freunde und Wirte erwählt, da ich gehört hatte, daß du deinen Mitbürgern verschiedene vortreffliche Gesetze gegeben, ihre Sitten verbessert, nützliche Anstalten bei ihnen eingeführt und, so zu sagen, ihre ganze Republik umgeschaffen und besser eingerichtet habest. Nimm mich also je bälder, je lieber in deinen Unterricht, du sollst einen gelehrigen Schüler an mir finden, denn mich deucht, ich wollte dir, wenn du über dergleichen politische Gegenstände sprichst, mit der größten Aufmerksamkeit, so lange du es aushalten könntest, zuhören und Essen und Trinken darüber vergessen.

S. Es würde nicht leicht sein, mein Freund, alles, was über diese ganze Materie zu sagen wäre, ins Kurze zusammenzufassen; wenn du dir aber Zeit nehmen willst, sie stückweise mit mir zu durchgehen, so sollst du alles hören, was wir über die Religion, über das Verhältnis der Eltern und Kinder, über die Ehe und über die übrigen Hauptstücke der bürgerlichen Einrichtung festgesetzt haben. Wie wir aber unsere jungen Leute behandeln, sobald sie das Alter erreicht haben, wo der Verstand sowohl als der Körper zu männlicher Stärke zu gelangen anfängt, einer größeren Anstrengung fähig ist und mehr ausdauern kann, davon will ich dir jetzt sprechen, damit du sehest, zu welchem Ende wir ihnen diese Übungen vorgeschrieben haben, und warum wir sie nötigen, ihren Körper abzuhärten. Es ist dabei nicht auf die öffentlichen Wettkämpfe und Preise, die dabei zu gewinnen sind, abgesehen, denn diese können immer nur sehr wenigen zu teil werden; sondern wir verschaffen dadurch unserer ganzen Republik, nicht weniger als ihnen selbst, einen weit größeren Vorteil. Es ist um einen anderen allgemeinen Wettkampf aller guten Bürger zu thun, dessen Preis nicht ein Kranz von Fichtenlaub oder Eppich oder Ölzweigen ist, sondern einer, der alles in sich begreift, was die Glückseligkeit der Menschen ausmacht — die Freiheit eines jeden Bürgers insonderheit und des ganzen Vaterlandes insgemein, dessen Wohlstand und Ruhm, und der frohe Genuß der vaterländischen Feste, und die Erhaltung der Familien und des häuslichen Glückes, mit einem Worte, des Besten, was ein Mensch sich von den Göttern erbitten kann. Alles dies, mein Freund, ist

in den Kranz, den ich meine, zusammengeflochten und ist die Frucht jenes gemeinsamen Wettkampfes, zu welchem diese Übungen und Duldungen führen.

A. Warum, o bewundernswürdiger Mann, warum, da du mir so große und herrliche Kampfpreise zu zeigen hattest, sprachest du denn vorhin von Äpfeln und Eppich und Kränzen von Fichten und wilden Ölbäumen?

S. Auch diese, Anacharsis, werden dir nicht mehr so verächtlich vorkommen, wenn du, was ich sage, recht gefaßt haben wirst. Denn auch sie beziehen sich auf jenen vorbesagten großen Wettkampf und den Preis desselben, die allgemeine Glückseligkeit, wiewohl sie nur ein kleiner Teil davon sind; und daß ich die Preise, die bei unseren öffentlichen Kampfspielen zu Olympia u. s. w. üblich sind, zuerst erwähnte, kam bloß daher, weil eine zufällige Konversation, wie die unsrige, nicht immer den ordentlichsten Gang zu nehmen pflegt. Aber, da ich eben Muße habe, und du so viel Lust bezeugst mir zuzuhören, so wird es leicht sein, auf das zurückzukommen, womit wir hätten anfangen sollen, nämlich dir deutlicher zu machen, worin jener allgemeine Wettstreit bestehe, um dessentwillen, wie ich sagte, alle diese Übungen bei uns getrieben werden.

A. Vortrefflich, bester Solon! Auf diesem Wege werde ich vermutlich bald dazu kommen, mir eine richtigere Vorstellung von diesen Dingen zu machen und nicht mehr so lächerlich finden, wenn ich jemand den Kopf um eines Eppichkranzes willen so hoch tragen sehe. Nur wollen wir uns, wenn es dir gelegen ist, auf den Bänken dort in den Schatten setzen, damit wir von dem Gelärme der Leute, die den Ringern zusehen, nicht gestört werden. Überdies kann ich, die Wahrheit zu gestehen, die Sonne nicht wohl ertragen, die mir so brennend auf den bloßen Kopf fällt; denn, um nicht der einzige zu sein, der in einem ausländischen Anzug unter euch herumgeht, hab' ich meinen Hut zu Hause gelassen. Wir befinden uns eben in dem heißesten Teile der Jahreszeit, die ihr die Hundstage nennt, wo die Erde wie ausgebrannt und die Luft so trocken und glühend ist, daß man lauter Flammen zu atmen glaubt; dazu kommt noch, daß es um die Mittagszeit ist, wo die Sonne gerade über unserem Scheitel schwebt und diese Hitze auf einen Grad treibt, der dem Körper unausstehlich wird. Ich kann mich nicht genug verwundern, wie du, in deinen Jahren, die Sonne so gut ertragen kannst, daß du weder schwitzest, wie ich, noch irgend eine Un-

bequemlichkeit von ihr zu fühlen scheinst, und dich nicht einmal nach einem schattigen Platze umsiehst.

S. Hier, mein lieber Anacharsis, hättest du also gleich eine Probe, wozu diese thörichten Übungen gut sind. Eben dies ewige Herumwälzen im Kot und diese mühseligen Kämpfe im Sand und unter freiem Himmel geben uns das beste Verwahrungsmittel gegen die Sonne; wir haben keinen Hut nötig, ihre brennenden Strahlen von unseren Köpfen abzuhalten. — Gehen wir also nach jenem Schattenplatze! Übrigens muß ich dich bitten, daß du mir das, was ich dir sagen werde, nicht so aufnehmest, als ob ich dir Gesetze vorzutragen glaube, die du ohne Einwendung gelten lassen müßtest. Ich verlange keinen blinden Glauben, sondern wie ich dir etwas Unrichtiges zu sagen scheine, kannst du mir sogleich widersprechen und mein Räsonnement berichtigen. Denn so werden wir eines von beiden nicht verfehlen können: entweder du wirst gründlich überzeugt werden, wenn du dich von allem, was du dagegen einzuwenden hast, entschüttest, oder ich werde belehrt werden, daß ich nicht richtig über diese Dinge denke. In diesem Falle wird sich dir die ganze Republik Athen verbunden erkennen, weil sie es ist, die den größten Vorteil daraus ziehen wird, wenn du mich eines besseren überführst. Denn ich werde ihr kein Geheimnis daraus machen, sondern stehenden Fußes zu dem Pnyx*) gehen, die Kanzel besteigen und zu den Atheniensern sagen: Ich habe euch zwar die Gesetze gegeben, die ich in eurem gemeinen Wesen für die zuträglichsten hielt, aber dieser Fremde, dieser Anacharsis hier, der zwar ein Scythe, aber ein Mann von großen Einsichten, hat mich eines anderen belehrt und mir bessere Einrichtungen und Anstalten bekannt gemacht, als die eurigen. Es ist also nicht mehr als billig, daß ihr seinen Namen, als eines Wohlthäters eurer Stadt in die öffentlichen Zeitbücher einschreibt und ihn bei den ersten Stiftern derselben neben dem Tempel eurer Schutzgöttin in Erz aufstellen lasset. Und du kannst versichert sein, daß die Republik Athen sich nicht schämen wird, auch von einem Fremden und Barbaren etwas Nützliches zu lernen.

A. Sagte man mir's doch vorher, daß ihr Athenienser alle Spötter wäret und die Ironie zu eurer Lieblingsfigur ge-

*) So hieß zu Solons Zeiten der Platz, wo die öffentlichen Bürgerversammlungen zu Athen gehalten wurden.

macht hättet. Woher sollte mir armen Nomaden, der sein herumschweifendes Leben auf einem Wagen zugebracht, nie in einer Stadt gewohnt, ja nicht einmal eine andere, als die eurige, mit Augen gesehen hat, die Weisheit gekommen sein, über die beste Polizei zu disputieren und euch andere Autochthonen, die ihr in dieser uralten Stadt seit so vielen Zeitaltern her in der schönsten Verfassung gelebt habt, etwas lehren können? Zumal dich, Solon, dessen Studium von Jugend auf gewesen sein soll, die beste Einrichtung einer Republik zu erforschen, und durch welche Gesetze sie zum möglichsten Wohlstande gelangen könne? Dessenungeachtet soll dir auch hierin als einem Gesetzgeber Folge geleistet werden, und ich will dir, wo du mir unrecht zu haben scheinen solltest, widersprechen, um mich desto gründlicher belehren zu lassen. Wir sind nun der Sonne entgangen und haben hier im Schatten einen angenehmen und kühlen Sitz auf dieser steinernen Bank. Fange also an, wenn ich bitten darf, mir zu erklären, warum ihr eure Söhne, sowie sie aus den Knabenjahren treten, zu so harten und beschwerlichen Übungen anhaltet, wie es zugeht, daß sie aus euren Fechtschulen als vortreffliche Männer hervorkommen, und was es ihnen zur Tugend helfen könne, sich in Kot und Staub miteinander herumzuwalgern? Denn dies ist es, was ich gleich anfangs gerne hätte wissen mögen, das übrige wirst du so gut sein, mir in der Folge, sowie sich Gelegenheit dazu ergiebt, stückweise zu erklären. Nur bitte ich, bester Solon, nicht zu vergessen, daß du einen ungelehrten Scythen vor dir hast, und dich also so deutlich und so kurz fassest, als dir möglich ist, denn ich besorge sonst, über dem Folgenden das Vorhergehende zu vergessen, wenn du mir zu viel auf einmal sagtest.

S. Hierin, lieber Anacharsis, wirst du dir selbst am besten helfen können, du darfst mich nur unterbrechen, wenn dir das Gesagte nicht deutlich genug vorkommt, oder wenn du denkst, daß ich mich im Laufe der Rede zu weit von der Hauptsache entferne. Hingegen wird es, denke ich, nichts schaden, wenn ich mich etwas ausführlich erkläre, insofern das, was ich sage, nicht zur Sache ungehörig ist und zu unserem Zwecke beitragen kann. Denn es wird sogar im Areopagus, wo bei uns über Verbrechen gegen das Leben der Bürger gerichtet wird, uralter Gewohnheit wegen nicht anders gehalten. Denn wenn dieses ehrwürdige Gericht den Marshügel bestiegen und sich niedergesetzt hat, über einen Mord oder eine vorsätzliche Verwundung

oder angelegtes Feuer zu richten, so wird sowohl dem Kläger als dem Beklagten die Erlaubnis erteilt, entweder in eigener Person oder durch einen Anwalt gegeneinander zu handeln. Solange nun diese nichts vorbringen, als was zur Sache dient, erlaubt ihnen das Gericht zu sprechen und hört stillschweigend zu; wollte einer aber eine Vorrede voranschicken, um die Richter sich günstiger zu machen, oder durch irgend einen der mancherlei Kunstgriffe, womit die Meister in der Redekunst den Richtern nachzustellen pflegen, ihr Mitleiden oder ihren Unwillen zu erregen suchen, so tritt augenblicklich der Ausrufer hervor und gebietet ihnen Stillschweigen, weil hier nicht gestattet wird, die Aufmerksamkeit des Richters mit schönem Geschwätze zu zerstreuen oder der Sache durch den Vortrag einen Anstrich zu geben, sondern den Areopagiten bloß die nackten Thatsachen dargestellt werden müssen. Ich erteile dir also in dieser Sache alle Rechte eines Areopagiten über mich: findest du, daß ich den Rhetor mit dir spiele, so heiße mich schweigen, solange aber gesagt wird, was zur Sache taugt, muß auch erlaubt sein, alles hinlänglich auszuführen, zumal, da du dich hier in diesem dichten Schatten nicht über die Sonne beklagen kannst, und wir dermalen nichts Besseres zu thun haben.

A. Nichts kann billiger sein. Inzwischen weiß ich dir nicht wenig Dank, bester Solon, daß du mir im Vorbeigehen einen Begriff davon gegeben hast, wie im Areopagus verfahren wird; ich finde diese Einrichtung bewundernswürdig und einem Gerichtshof angemessen, der sich in seinen Entscheidungen bloß von der Wahrheit leiten lassen will. Fange also auf diese Bedingung immer an, ich übernehme die Rolle, die du mir gegeben hast, und bin bereit, dir nach der areopagitischen Weise zuzuhören.

S. Vor allen Dingen muß ich dir kurz erklären, was wir uns überhaupt von einer Stadt und ihren Bürgern für eine Vorstellung machen. Was wir unter dem Worte S t a d t verstehen, sind nicht die Gebäude, als z. B. die Mauern, Tempel, Arsenale u. s. w., woraus sie besteht; wir betrachten diese bloß als einen festen und unbeweglichen Körper, der zum Aufenthalte und zur Sicherheit der Bürger eingerichtet ist; aber die wahre Macht einer Stadt besteht, unserer Meinung nach, in ihren B ü r g e r n. Denn sie sind es, die diesen Körper erfüllen, regieren, verwalten und beschützen, kurz sie sind in demselben, was die Seele eines jeden von uns in seinem Leibe ist. Diesem

Begriffe zufolge sorgen wir zwar auch, wie du siehst, für alles, was den Körper unserer Stadt betrifft, und bemühen uns, ihm von innen durch allerlei öffentliche Gebäude die möglichste Schönheit, von außen durch Festungswerke die möglichste Sicherheit zu verschaffen; aber hauptsächlich nehmen wir den ernstlichsten Bedacht darauf, daß unsere Bürger an Leib und Seele tauglich, stark und wohlbeschaffen werden mögen, und sind versichert, es könne dann nicht fehlen, daß sie im Frieden die gemeinen Angelegenheiten sowohl, als ihre eigenen aufs beste zu besorgen, und im Kriege die Freiheit und den Wohlstand der Stadt zu beschützen und zu erhalten im stande sein werden. Wir überlassen sie also in ihren ersten Jahren den Müttern, Kinderwärterinnen und Pädagogen, um sie zu ernähren und auf eine freigeborenen Menschen anständige Art zu erziehen, sobald sie aber zu dem Alter kommen, wo man den Unterschied zwischen Gut und Böse einzusehen anfängt, wo mit der Scham und der Furcht die Begierde nach allem, was schön und vortrefflich ist, sich entwickelt, und der Körper schon so viel Festigkeit und Stärke gewonnen hat, um zu anstrengenden Arbeiten tauglich zu sein, dann nehmen wir sie zu uns, um teils ihre Seele durch andere Studien und Übungen zu bilden, teils ihren Körper an Arbeit und Erduldung aller Ungemächlichkeiten zu gewöhnen. Denn es dünkt uns nicht genug, einen jeden, sowohl was den Leib als was die Seele betrifft, so zu lassen, wie er aus den Händen der Natur gekommen ist; sondern wir halten dafür, daß es Unterricht und Zucht bedürfe, um die Gaben der Natur zu der Vollkommenheit zu bringen, deren sie fähig sind, und das, was sie mangelhaft gelassen oder gefehlt hat, nach Möglichkeit zu ergänzen und zu verbessern. Wir lassen uns hierin die Gärtner und Landwirte zum Beispiele dienen, welche die Gewächse, solange sie noch niedrig und zart sind, zudecken und umzäunen, damit sie von den Winden nicht verletzt werden, sobald aber der Stamm eine gewisse Dicke bekommen hat, die überflüssigen Schößlinge wegschneiden und sie nun den Winden überlassen, die, je mehr sie selbige durchwehen und schütteln, um so mehr zu ihrer künftigen Fruchtbarkeit beitragen.

Was also die Seele betrifft, so ist das erste, womit wir sie sozusagen anfachen, die Musik und die Rechenkunst, sowie daß wir sie schreiben und verständlich lesen lehren. Sowie sie nun darin weiter kommen, singen wir ihnen die Sprüche der Weisen vor, und die Dichter, welche die Thaten unserer

alten Helden oder andere nützliche Dinge, damit sie desto leichter dem Gedächtnis eingeprägt würden, in Verse eingekleidet haben, und was ist natürlicher, als daß ein Jüngling, durch das öftere Hören schöner Handlungen und besingenswürdiger Großthaten, womit z. B. die Werke unseres Homer und Hesiodos angefüllt sind, nach und nach aufgeweckt und zur Nachahmung angereizt wird, um dereinst auch besungen und von der Nachwelt bewundert zu werden. Wenn sie nun endlich in die Republik eintreten und es darum zu thun ist, sie zu den öffentlichen Geschäften anzuführen — doch dies gehört eigentlich nicht zu unserem Streit, denn anfänglich war die Frage nicht, wie wir die Seele unserer Jugend üben, sondern warum wir für nötig halten, sie mit diesen gymnastischen Übungen zu beschäftigen; und ich will mir also hier selbst Stillschweigen geboten haben, ohne auf den Ausrufer oder meinen Areopagiten zu warten, der vielleicht aus bloßer Bescheidenheit mich fortschwatzen ließe, wiewohl ich über die Grenzen unseres Gegenstandes hinausgekommen bin.

A. Darf ich fragen, Solon, ob der Areopagus nicht auch für diejenigen, die das Notwendigste geflissentlich mit Stillschweigen übergehen, auf eine Strafe gedacht hat?

S. Wozu fragst du mich das?

A. Weil du eben im Begriffe bist, das Schönste und Interessanteste für mich, die Bildung der Seele, zu umgehen, um von dem minder Nötigen, von Fechtschulen und Leibesübungen, zu sprechen.

S. Das geschieht bloß, mein Bester, weil ich bei der Sache, wovon die Rede zwischen uns war, bleiben und dein Gedächtnis nicht mit zu vielen Dingen auf einmal überschwemmen will. Doch, weil du es wünschest, will ich mich auch über jenes so kurz als möglich erklären, denn eine genauere Erörterung dieser Materie gehört für eine andere Gelegenheit. Wir bringen also die Seelen unserer Jünglinge in die gehörige Mensur, wenn ich so sagen darf, teils indem wir sie mit den gemeinen Gesetzen unserer Republik bekannt machen, welche, um von jedermann gelesen werden zu können, mit großen Buchstaben zusammengeschrieben und an einem öffentlichen Orte aufgestellt sind und befehlen, was man zu thun und zu lassen hat; teils durch den Umgang mit klugen und rechtschaffenen Männern, die bei uns Sophisten oder Philosophen genannt werden, von denen sie in dem, was sie zu wissen am nötigsten haben, in

den Pflichten der Gerechtigkeit und des bürgerlichen und geselligen Lebens unterrichtet werden, und wie sie sich aller unedlen und unziemlichen Begierden enthalten, allem, was schön und gut ist, nachstreben und sich niemals einer gewaltthätigen Handlung schuldig machen sollen. Wir führen sie auch in den Schauplatz, wo wir sie durch Komödien und Tragödien öffentlich unterrichten, indem wir ihnen die Tugenden und Laster berühmter Männer des Altertums mit ihren Folgen vor die Augen stellen, um diese zu fliehen und sich nach jenen zu beeifern. Wir gestatten auch den Komödianten, diejenigen von unseren Bürgern, von welchen ihnen schändliche und einer Stadt wie die unsrige unwürdige Handlungen bekannt sind, lächerlich zu machen und zu beschimpfen, teils um sie selbst vielleicht durch eine solche öffentliche Züchtigung zu bessern, teils damit die übrigen ein Beispiel an ihnen nehmen und sich vor allem, was ihnen gleiche Beschämung zuziehen könnte, hüten.

A. Ich habe sie schon gesehen, Solon, diese Tragödien- und Komödienspieler, wovon du sprichst, wenn es anders die sind, die in den langen, mit rauschgoldenen Streifen besetzten Talaren und den schweren, stelzenmäßigen Halbstiefeln mit nicht allzufesten Tritten auf der Schaubühne herumwackelten und den Kopf in einer Art von lächerlichen Sturmhauben mit einem abscheulich gähnenden Rachen stecken hatten, aus dem sie so unbändig herausschrieen, daß mir die Ohren davon gellten. Ich denke, es war eben an einem Feste, das die Stadt dem Bacchus zu Ehren feierte. Die Komödienspieler waren kleiner als jene, gingen auf ihren eignen Füßen, sahen überhaupt mehr wie andere Menschen aus und schrieen nicht so abscheulich, dafür aber waren ihre Sturmhauben desto lächerlicher; auch entstand ein allgemeines Gelächter unter den Zuschauern über sie. Jenen hochtrabenden hingegen hörten sie mit finsterem Gesichte zu, vermutlich aus Mitleiden, daß die armen Teufel so schwere Fesseln an den Füßen nachschleppen mußten.

S. Das Mitleiden, mein guter Anacharsis, galt nicht den Komödianten, sondern der Dichter hatte unfehlbar irgend eine jammervolle Begebenheit aus der alten Heldenzeit dargestellt und den Personen, die darin auftraten, so herzrührende Reden an die Zuschauer zu deklamieren gegeben, daß diese bis zu Thränen dadurch bewegt wurden. Ohne Zweifel hast du damals auch einige Flötenspieler und eine Anzahl im Kreise stehender und zusammen singender Personen gesehen, die man

den Chor nennt. Auch diese Flöten und diese Gesänge, lieber Anacharsis, haben ihren Nutzen, wiewohl ich dir jetzt, um bei unserer Hauptsache zu bleiben, keine nähere Erklärung davon geben kann. Genug, alle diese und andere ähnliche Anstalten haben bei uns einen sittlichen Zweck und zielen dahin ab, den inneren Sinn zu schärfen und nützliche Eindrücke auf die Gemüter zu machen. Bei den Leibesübungen aber, worüber du eigentlich belehrt sein wolltest, haben wir folgende Absichten. Wenn wir unsere Jünglinge, nachdem ihre Glieder die gehörige Festigkeit und Derbheit erlangt haben, nackend ringen lassen, so wollen wir sie dadurch vor allen Dingen an die Luft gewöhnen und sie mit allen Jahreszeiten und Witterungen so vertraut machen, um von Hitze und Frost nicht so leicht verdrossen und zu Geschäften untauglich gemacht zu werden. Sodann salben wir sie mit Öl und reiben sie damit ein, um ihre Glieder dadurch geschmeidiger und der Anstrengung fähiger zu machen. Denn da uns die Erfahrung lehrt, daß alles Leder durch das Einschmieren mit Öl viel dauerhafter wird und weniger reißt, so wäre es ungereimt, wenn wir nicht den Schluß daraus machten, daß auch ein lebendiger Körper durch diesen Gebrauch des Öls den nämlichen Vorteil erhalten könnte. Hierauf lassen wir sie in verschiedenen gymnastischen Künsten, die wir ausgedacht haben, von besonders dazu angestellten Meistern, diesen im Faustkampfe, jenen im Pankration unterrichten, damit sie sich gewöhnen, Anstrengung und Arbeit zu ertragen und ihrem Gegner zuleibe zu gehen, ohne sich vor den Schlägen und Wunden, denen sie sich dadurch aussetzen, zu scheuen. Wir verschaffen uns dadurch zwei sehr wichtige Vorteile an ihnen, nämlich, daß sie Herz bekommen und bei gefährlichen Gelegenheiten ihre Person nicht schonen, und dann, daß sie stärker werden und mehr ausdauern können. Denn diejenigen z. B., die sich üben, einander zu Boden zu ringen, lernen ohne Schaden fallen und leicht wieder aufstehen, üben sich in der Geschicklichkeit, sowohl den Gegner vom Leibe zu halten, als ihn mit Vorteil zu packen, zu umschlingen, emporzuheben, sich zusammendrücken und würgen lassen zu können u. s. w., lauter Übungen, die, anstatt unnützlich zu sein, vielmehr und unstreitig den größten aller Vorteile, die wir von unserer Gymnastik ziehen, gewähren, nämlich, den Körper abzuhärten und gegen Beschwerlichkeiten und Schmerzen unempfindlicher zu machen. Aber auch das ist kein geringer Nutzen, daß, wenn der Fall eintritt, wo

man dergleichen Kunstgriffe im Kriege und in einer schweren Rüstung nötig hat, sie bereits eine große Fertigkeit darin erlangt haben. Denn wir sehen alle diese Kampfübungen als eine Art von Vorbereitung auf den bewaffneten Kampf an und sind überzeugt, daß Leute, deren nackende Körper wir auf diese Weise geschmeidiger, gesunder, kräftiger, dauerhafter und behender gemacht haben, wenn es Ernst gilt, ungleich bessere Soldaten sein und dem Feinde desto furchtbarer werden müssen. Denn du begreifst leicht, denke ich, was der Mann in Waffen sein wird, der seinem Gegner sogar nackend Schrecken einjagt. Du siehst, was für Körper durch diese Übungen gebildet werden, und sie weder zu vieles und schlappes weißes Fleisch haben, noch so mager und blaß aussehen, wie die Körper der Weiber, die im Schatten hinwelken, von jeder Anstrengung am ganzen Leibe zittern und in Schweiß zerfließen und unter dem Drucke eines Helmes kaum Atem holen könnten, zumal wenn ihnen, wie jetzt, die Mittagssonne auf die Scheitel brennte. Was willst du mit solchen Schwächlingen anfangen, die in der Hitze gleich durstig werden und lechzen, keinen Staub ertragen können, sobald sie Blut sehen, zusammenfahren und schon vor Angst sterben, ehe sie noch mit dem Feinde handgemein werden? Da sind diese unsere rötlichen und von der Sonne ins Braune gefärbten Jünglinge ganz andre Leute. Sie haben ein männliches Ansehen, sind voller Seele, Wärme und Manneskraft, sind weder runzlig und dürr, noch durch ihre Schwere sich selbst zur Last, sondern von einer Wohlgestalt, die in den schönsten Umriß eingeschlossen ist, indem sie alles überflüssige Fleisch weggearbeitet und ausgeschwitzt und nur das, was von allem ungesunden Zusatz rein, derb und kräftig ist, behalten haben, Vorteile, die sie ohne jene Leibesübungen und die damit verbundene Lebensordnung nicht genießen würden. Denn diese sind dem menschlichen Körper, was das Schwingen dem Weizen ist, alle Acheln und Spreu fliegen davon, und das reine Korn drängt sich dicht in einen Haufen zusammen. Es ist daher nicht anders möglich, als daß sie der vollkommensten Gesundheit genießen und Arbeit und Strapazen ungemein lange aushalten können. Es währt lange, bis sie zu schwitzen anfangen, und selten wird man einen von ihnen sehen, der sich nicht wohl befände. Es ist (um bei meinem vorigen Gleichnisse zu bleiben) in diesem Stücke mit ihnen, wie wenn jemand auf einen Haufen Korn, Stroh und Spreu Feuer würfe: natürlich wird das Stroh augenblicklich

Feuer fangen und verbrennen, der Weizen hingegen, anstatt so schnell und auf einmal in eine Flamme auszubrechen, wird nur allmählich zu rauchen anfangen und eine viel längere Zeit brauchen, bis er ebenfalls zu Asche wird. Ebenso wird eine Krankheit oder Unpäßlichkeit, die einen solchen Körper befällt, ihn nicht so leicht entkräften und überwältigen, als einen anderen; denn seine inneren Teile sind zu wohl beschaffen, und seine äußeren zu stark befestigt, als daß Hitze oder Frost ihnen leicht gefährlich werden könnte. Und wenn sie auch auf einen Augenblick nachzugeben oder zu erliegen scheinen, so strömt ihnen doch die innere Lebenswärme, als von langem her gesammelt und auf solche Notfälle aufgespart, gleich wieder zu und erfüllt sie so reichlich mit neuen Kräften, daß sie fast immer unermüdlich bleiben. Anstatt daß die vorhergehenden Anstrengungen ihre Kraft vermindern sollten, erfolgt gerade das Gegenteil: sie wird, gleich einem Löschbrand, der durch heftiges Herumschwingen wieder entzündet wird, nur immer mehr angeflammt und wächst, anstatt abzunehmen. Außer den bisher erwähnten gymnastischen Künsten üben wir unsere Jugend auch im Laufen, wobei es hauptsächlich darauf ankommt, daß sie, wenn die Laufbahn lang ist, Kraft und Atem so geschickt sparen lerne, um bis ans Ziel auszuhalten, wenn hingegen nur ein kleiner Raum zu durchlaufen ist, ihn mit der möglichsten Geschwindigkeit zurücklege. Um es ihnen aber nicht zu leicht zu machen, dürfen sie nicht auf einem festen und widerstehenden Boden, sondern müssen in tiefem Sande laufen, wo es schwer ist, einen festen Tritt zu thun, und der Fuß in dem unter ihm ausweichenden feinen Sande immer glitschen will. Nicht weniger werden sie auch geübt, über einen Graben, oder was ihnen sonst den Weg versperren will, wegzuspringen, und das sogar mit schweren Bleikugeln in beiden Händen. Ingleichen streiten sie miteinander, wer einen Wurfspieß am weitesten werfen könne. Du hast auch in der Fechtschule ein flachrundes Stück Erz gesehen, das einem kleinen Schilde ohne Riemen oder Handhaben ähnlich ist; du versuchtest sogar, es vom Boden aufzuheben, fandest es schwer und seiner Glätte wegen nicht leicht zu erfassen. Diese Scheibe werfen sie ziemlich weit in die Höhe und streiten miteinander, wer sie am weitesten werfen könne. Diese Arbeit stärkt ihre Schultern und vermehrt die Spannkraft der Finger und Zehen. Höre nun auch, mein wackerer Freund, wozu der feuchte Lehm und der Staub gut ist, der dir anfangs so lächerlich vorkam.

Der erste Nutzen davon ist, daß sie nicht hart und also mit Gefahr, sondern weich und ohne Schaden fallen. Sodann weißt du, daß nasser Lehm dem Körper eine gewisse Schlüpfrigkeit giebt, und du vergleichest sie deswegen mit Aalen; aber dieser Umstand hat, anstatt lächerlich zu sein, einen sehr guten Nutzen. Da sie, um einander nicht zu entschlüpfen, sich desto fester packen und umschlingen müssen, so trägt auch dies nicht wenig zur Stärkung und Spannung des Körpers bei, denn du mußt dir nicht einbilden, daß es etwas so Leichtes sei, einen mit Öl und nassem Thon überschmierten Menschen, der alle seine Kraft und Geschicklichkeit anwendet, um uns aus den Händen zu glitschen, vom Boden in die Höhe zu heben. Und auch dies hat, wie ich vorhin sagte, seinen Nutzen im Kriege, wo der Fall öfters vorkommt, einen verwundeten Freund hurtig aufzupacken und in Sicherheit zu bringen, oder auch einen Feind plötzlich um den Leib zu fassen und gefangen davon zu tragen. Wir üben sie also auf solche Dinge mit einer gewissen Übertreibung und halten sie zum Schwereren an, damit das Geringere sie desto leichter ankomme. Den Staub hingegen finden wir dazu dienlich, zu verhindern, daß sie einander nicht so leicht entschlüpfen können, denn nachdem sie vorher in nassem Thon gelernt haben, einen schlüpfrigen und also schwer zu packenden Körper festzuhalten, so müssen sie nun auch geübt werden, sich aus den Händen dessen, der sie umfaßt hält, auch bei vermehrter Schwierigkeit des Entschlüpfens, loszuwinden. Überdies scheint auch der Staub das allzustarke Schwitzen zu verhindern, trägt dadurch etwas bei, daß die Kräfte länger ausdauern, und verwahrt die Haut, deren Poren bei so heftigen Übungen überall offen sind, gegen das Nachteilige der Zugluft. Auch bekommt er in Verbindung mit Lehm und Thon etwas Seifenartiges, das die Haut rein und glänzend erhält. Es brauchte nichts, als einen von diesen Bläßlingen, die immer im Schatten gelebt haben, mit einem aus denen, die im Lyceon geübt worden sind, wenn er sich den Lehm und Staub wieder abgewaschen hat, zusammenstellen zu können, und ich bin gewiß, wenn man dich fragte, welchem von beiden du gleichen möchtest, du würdest, ohne sie vorher auf eine andere Probe gestellt zu haben, dem bloßen Anblick nach lieber der derbe und zusammengeschlagene Jüngling, als der weiche Zärtling sein, der bloß darum so weiß ist, weil sein bißchen Blut sich in die inneren Teile zurückgezogen hat. Dies sind also, lieber Anacharsis, die Übungen, worin wir

unsere jungen Leute erziehen, in der Meinung, sie auf diesem Wege zu tüchtigen Beschirmern unserer Stadt und unserer Freiheit zu machen, geschickt, jeden Feind, der uns angreifen wollte, abzutreiben, und unseren Nachbarn furchtbar genug, daß die meisten Scheu vor uns tragen und uns zinsbar sind. Aber auch im Frieden haben wir desto bessere Bürger an ihnen, da sie nicht (wie andere junge Leute) aus einem falschen Ehrgeiz in unziemlichen Dingen miteinander wetteifern, noch aus Müßiggang in Frechheit und Leichtfertigkeit geraten, sondern sich aus diesen Übungen ein ernsthaftes Geschäft machen und alle ihre Muße darauf verwenden. Und nun begreifst du, in welchem Sinne ich vorhin sagte, daß das gemeine Beste und der höchste Wohlstand unserer Stadt zum Teil an diesen gymnastischen Übungen hange, insofern nämlich unsere Jugend durch dieselben, wie durch die ganze Erziehung, die wir ihr geben, sowohl für den Frieden als für den Krieg aufs beste vorbereitet und zu allem, was in unseren Augen das Edelste und Schönste ist, angehalten werden.

A. Wenn ihr also von euern Feinden angegriffen werdet, so besalbt ihr euch mit Öl, pudert euch mit Staub ein und zieht gegen sie aus, um mit geballten Fäusten auf sie loszuarbeiten, jene hingegen scheuen sich vor euch und laufen, was sie können, aus Furcht, ihr möchtet ihnen, wenn sie etwa gähnen müßten, Sand ins Maul werfen, oder ihnen von hinten zu auf den Rücken springen, die Beine um ihren Bauch schlingen und unter ihrem Helm die Kehle mit euren Ellenbogen zusammenpressen? Sie werden zwar, ob Gott will, wenigstens von ferne mit Pfeilen und Wurfspießen nach euch schießen, aber diese Geschosse werden euch so wenig anhaben, als ob ihr eben so viele Steinbilder wäret; denn ihr habt eine Sonnenfarbe und eine Menge Blut im Leibe, seid nicht Stroh und Stoppeln, um euch, wie andere, von Wunden gleich niederwerfen zu lassen, sondern erst spät, wenn ihr überall durchlöchert seid (und dann kaum), gebt ihr einige Tropfen Blut von euch, denn so was sagtest du doch, wenn ich dein Gleichnis nicht gänzlich mißverstanden habe. Oder zieht ihr vielleicht alsdann die fürchterlichen Rüstungen eurer Tragödien- und Komödienspieler an, setzt, wenn ihr etwa einen Ausfall thun wollt, jene weitmäuligen Sturmhauben auf, um euern Feinden als ebenso viele Popanze, wofür sie euch halten werden, einen rechten Schrecken in den Leib zu jagen, oder bindet euch die hohen Tragödienstiefel um

die Beine, weil sie, falls ihr etwa fliehen müßtet, so außerordentlich leicht sind, oder weil die Feinde, wenn sie vor euch fliehen, euch unmöglich entrinnen können, da ihr mit Hilfe derselben so große Schritte thun könnt? Nimm dich in acht, lieber Solon, daß es mit diesen Dingen, die euch so sinnreich ausgedacht scheinen, nicht am Ende auf ein pures Spielwerk müßiger und Zeitvertreib suchender Jünglinge hinauslaufe. Wenn euch wirklich daran gelegen ist, frei und glücklich zu sein, so werdet ihr ganz andere Fechtschulen und Waffenübungen, wobei es Ernst gilt, nötig haben. Dann werdet ihr, anstatt dieser spielenden Kämpfe unter euch selbst, es mit wirklichen Feinden aufnehmen und in wirklichen Gefahren euch zur kriegerischen Jugend bilden. Laßt also euern Staub und euer Öl, wo sie sind, und lehrt sie dafür mit dem Bogen schießen und Wurfspieße werfen; aber gebt ihnen nicht so leichte Spießchen, die der Wind hin- und herweht, sondern einen schweren Speer, der, im Kreise geschwungen, mit Zischen durch die Luft fährt, und Steine, die die Hand ausfüllen, und eine Streitaxt in die rechte, einen tüchtigen Schild von Juchtenleder in die linke Hand, einen Harnisch um den Leib und eine Pickelhaube auf den Kopf! So wie ihr jetzt seid, kann ich mir eure Erhaltung nicht anders erklären, als daß irgend ein Gott sich aus besonderem Wohlwollen eurer annehmen muß, denn sonst müßtet ihr längst von der ersten Handvoll Landsknechte, die euch zu Leibe gegangen wären, aufgerieben worden sein. Das bin ich gewiß, wenn ich nur diesen kurzen Säbel, der an meinem Gürtel hängt, zöge und unter alle eure Jünglinge dort einfiele, ich wollte das Gymnasium gleich mit meinem bloßen Schlachtgeschrei erobert haben; du solltest sehen, wie sie davon laufen würden, und wie auch nicht einer das Herz hätte, eine bloße Klinge anzusehen; wie sie sich hinter die Statuen und hinter die dicken Säulen dort verbergen, und wieviel sie mir durch ihre Angst und ihr Winseln und Zittern zu lachen geben würden. Die Röte, auf die ihr euch so viel zu gute thut, sollte ihnen bald vergehen, der Schrecken sollte sie bald aschgrau färben. Kurz, mit allen euern athletischen Übungen hat euch ein langer Friede dahin gebracht, daß ihr euch kaum den bloßen Busch auf dem Helm eines Feindes anzuschauen getrauen würdet.

S. So sprachen die Thracier nicht, Anacharsis, die uns unter Anführung des Eumolpus mit Krieg überzogen, noch eure Amazonen, die mit der berühmten Hippolyta unsere Stadt

anfielen; so hat auch niemand gesprochen, der die Probe mit uns gemacht hat. Weil wir den Körper unserer jungen Leute auf diese Art nackend abhärten, mein guter Mann, ist es darum noch keine Folge, daß wir sie auch unbewaffnet in den Krieg führen, sondern wenn sie erst für ihre Personen tüchtige Leute geworden sind, so üben wir sie auch in Waffen, deren sie sich alsdann um soviel besser zu bedienen wissen.

A. Und wo wäre denn eure Fechtschule für die Waffenübungen, Solon? Ich habe nichts dergleichen in der Stadt gesehen, wiewohl ich schon überall herumgekommen bin.

S. Die Gelegenheit dazu wird sich finden, wenn du dich länger bei uns aufhalten wirst; du wirst sehen, daß es keinem von uns an Waffen fehlt, sobald wir ihrer benötigt sind; wir haben Helme und Federbüsche für die Pferde, und der vierte Teil unserer Bürger ist beritten. Wir halten es aber für unnötig, mitten im Frieden bewaffnet zu sein und ein Schwert an der Seite hängen zu haben; ja es steht eine Strafe bei uns darauf, wenn jemand ohne Not mit einem Degen oder Dolch in der Stadt ginge oder Waffen an einen öffentlichen Ort schaffte. Euch hingegen ist es zu verzeihen, daß ihr immer in Waffen seid, da ihr in keinen befestigten Plätzen, sondern, jedem Anfalle ausgesetzt, beinahe in einem ewigen Kriege lebt, und keiner sicher ist, ob sich nicht in der nächsten Nacht jemand hinzuschleichen und ihn im Schlafe von seinem Wagen herabziehen und ermorden werde. Euer gegenseitiges Mißtrauen, und daß ihr, jeder nach seiner Willkür, nicht unter gemeinschaftlichen Gesetzen beisammen lebt, macht euch euern Säbel notwendig, um den Beschützer gleich bei der Hand zu haben, wenn euch jemand beleidigen wollte.

A. Ihr findet also, daß es überflüssig wäre, ohne Not bewaffnet zu sein, und schonet eure Waffen, damit sie nicht, wenn ihr sie immer bei der Hand hättet, beschädigt und abgenutzt werden; die Körper eurer jungen Leute hingegen greift ihr ohne die mindeste Not aufs Härteste an, und anstatt sie zu schonen und ihre Kräfte auf künftige Notfälle aufzusparen, schüttet ihr sie vergeblich in Kot und Staub hin.

S. Du scheinst dir einzubilden, mein guter Anacharsis, es sei mit den Kräften des menschlichen Körpers wie mit Wasser, Wein oder anderen flüssigen Dingen, die in einem Gefäße aufbewahrt werden, und du besorgst, wie ich sehe, wenn wir sie in unseren gymnastischen Übungen ausfließen lassen, so seien sie

verloren, und der Körper bleibe nun leer und trocken, weil er sich nicht von innen aus wieder anfüllen könne. Aber da machst du dir eine ganz falsche Vorstellung: je mehr jemand seine Kräfte durch Arbeiten erschöpft, je stärker fließen sie ihm zu, und es ist damit gerade wie mit der gefabelten Hydra, der für jeden abgehauenen Kopf immer zwei neue wuchsen. Werden sie hingegen nicht von Jugend an geübt und angestrengt, wird ihnen nicht immer hinreichende Materie gegeben, alsdann tritt der Fall ein, wo sie von ermüdenden Arbeiten geschwächt und aufgezehrt werden. Es geht damit, wie mit Feuer und Licht: du kannst mit dem nämlichen Hauche ein Feuer anfachen und in wenig Augenblicken größer machen, womit du eine Lampe ausbläsest, wenn sie nicht Materie genug hat und ihre Flamme nicht stark genug ist, den Hauch auszuhalten.

A. Ich muß bekennen, lieber Solon, daß ich das, was du sagst, nicht allzuwohl verstehe; es ist mir zu subtil und erfordert mehr Scharfsinn und Weisheit, als ich habe. Ich will dich also nur dieses Einzige fragen: warum stellt ihr bei den olympischen, isthmischen und pythischen Kampfspielen, zu welchen doch, wie du sagst, eine so große Menge Zuschauer kommen, nicht mitunter auch Kämpfe in Waffen an, sondern führt eure Jünglinge splitternackend zur Schau hervor, um einander mit den Fersen zu schlagen und mit Äpfeln und Ölzweigen belohnt zu werden? Das muß doch einen Grund haben, den ich wohl wissen möchte.

S. Wir glauben, ihnen desto mehr Lust zu den gymnastischen Übungen zu machen, wenn sie sehen, wie hoch diejenigen, die den Preis in denselben davongetragen, geehrt, und wie feierlich ihr Name mitten unter den Griechen ausgerufen wird; und da sie sich, um zu dieser Ehre gelangen zu können, vor einer so zahlreichen und ansehnlichen Versammlung nackend sehen lassen müssen, so tragen sie desto größere Sorge, ihren Körper in einer so guten Beschaffenheit zu erhalten, daß sie keine Schande davon haben, sich nackend zu zeigen*), und jeder

*) In dieser einzigen Zeile liegt die wahre Auflösung eines pädagogischen Problems, worüber in unsern Tagen soviel Vergebliches geschrieben worden ist. Ein Institut, vermöge dessen die erwachsene Jugend sich oft in puris naturalibus zeigen müßte, wäre das unfehlbarste Mittel, sie in diesem Punkte unverdorben zu erhalten. Die Frage also, worauf der Preis gesetzt werden müßte, wäre: wie ein solches Institut unter so schamhaften und verdorbenen Menschen, als die heutigen Europäer sind, möglich zu machen wäre? Der Übersetzer.

bemüht sich um so eifriger, sich des Sieges würdig zu machen. Die Belohnungen aber sind, wie gesagt, so geringfügig nicht; oder was könnten die Sieger mehr verlangen, als von so ansehnlichen Zuschauern gelobt und im ganzen Griechenlande berühmt und mit den Fingern gezeigt und für die Besten unter ihren Kameraden erklärt zu werden? Überdies wird auch in vielen Zuschauern, denen ihr Alter dergleichen Übungen noch gestattet, durch den Anblick eines so schönen Wettstreites unserer Jugend und der Ehre, die ihnen dafür zu teil wird, eine neue Liebe zur Tugend und zu edlen Bestrebungen angefacht. Und sage mir, Anacharsis, wenn jemand diese Liebe zum Ruhme aus dem menschlichen Leben verbannen würde oder könnte, was meinest du, daß wir dabei gewinnen würden? Wer würde da noch Lust haben, irgend eine hervorglänzende That zu thun? Übrigens steht es nur bei dir, den Schluß zu machen, was diejenigen im Kriege, wenn sie für Vaterland, Weib und Kinder und die Tempel ihrer Götter in Waffen sind, zu thun fähig sein werden, die um eine Krone von wilden Ölzweigen, nackend, mit einer so feuerigen Siegbegierde kämpfen. Wenn dir aber dies schon so widersinnig vorkommt, was würdest du erst sagen, wenn du unsere Wachteln- und Hahnengefechte sähest und den Ernst, womit wir uns für dieselben verwenden? Du würdest ohne Zweifel laut auflachen, zumal wenn du hörtest, daß wir ein Gesetz haben, das allen erwachsenen Personen befiehlt, dabei zugegen zu sein und zuzusehen, wie diese Vögel so lange miteinander kämpfen, bis sie sich vor Kraftlosigkeit nicht mehr rühren können. Und doch ist auch darin nichts Lächerliches, denn dieses Schauspiel erregt unvermerkt in den Gemütern den Trieb, jeder Gefahr zu trotzen, um sich nicht an Edelmut und Kühnheit von Wachteln und Hähnen übertreffen zu lassen und sich, wie sie, nicht eher als mit dem letzten Atem durch Wunden oder Anstrengung oder jede andere Schwierigkeit mürbe machen zu lassen. Daß wir aber unsere jungen Leute in Waffen kämpfen und einander blutige Wunden beibringen lassen sollten, das sei ferne! Dies hieße aus einem Wettkampf zur Leibesübung einen Kampf wilder Tiere machen; was könnte grausamer und zugleich unnützer sein, als wenn wir unsere besten jungen Bürger so zum Spaß abschlachten wollten, sie, die wir mit Nutzen gegen unsere Feinde gebrauchen können? Übrigens, mein guter Anacharsis, da du gesonnen bist, das ganze Griechenland zu durchwandern, so nimm dich in acht, wenn du nach Lace-

dämon kommen wirst, nicht auch sie auszulachen und für Thoren, die leeres Stroh dreschen, zu halten, wenn du siehst, wie sie bei ihrem Kugelspiel aufeinander schlagen, oder wie sie, in zwei Faktionen abgeteilt, deren eine die Herkulanische, die andere die Lykurgische heißt, ebenfalls nackend, auf einer ringsum mit Wasser umgebenen Ebene sich feindlich anfallen und so lange miteinander kämpfen, bis entweder die Herkulanische Partei die Lykurgische, oder diese die erstere ins Wasser hineingetrieben hat, worauf dann der Friede sogleich wieder hergestellt ist und keiner dem anderen mehr einen Schlag geben darf. Aber wie widersinnig und grausam wird dir erst vorkommen, wenn du sehen wirst, wie ihre Knaben um den Altar der Diana Orchia herum bis aufs Blut gegeißelt werden, und wie die dabeistehenden Väter und Mütter, anstatt sich darüber zu betrüben, ihnen noch drohen, wenn sie sich übel dabei gebärden, und sie inständig bitten, die Marter so lange als nur immer möglich auszuhalten. Man hat daher viele Beispiele von Kindern, die sich bei diesem Wettstreite der Geduld lieber haben zu Tode geißeln lassen, ehe sie sich vor den Augen ihrer Verwandten überwunden gegeben hätten und, solange noch ein Atem in ihnen war, umgefallen wären; du wirst auch sehen, daß ihre Standhaftigkeit durch Statuen belohnt wird, die ihnen die Republik setzen läßt. Wenn du dies alles sehen wirst, so bilde dir ja nicht ein, die Spartaner seien verrückt, und sage nicht, sie quälten sich selber unnötigerweise, und der grausamste Tyrann oder die rachgierigsten Feinde könnten es ihnen ja nicht ärger machen; denn ihr Gesetzgeber Lykurgos würde dir sehr gute Gründe angeben, warum er die spartanischen Knaben so hart behandeln lasse, und daß es weder aus Mangel an Liebe geschähe, noch weil ihm an Erhaltung des jungen Nachwuchses der Stadt nichts gelegen sei, sondern weil der Republik alles daran liegt, daß diejenigen, von deren Tugend ihre Erhaltung dereinst abhängen wird, zur unbezwinglichsten Standhaftigkeit erzogen werden und bereit sind, das Ärgste für ihr Vaterland zu wagen und auszuhalten. Auch wirst du, denke ich, nicht nötig haben, daß dir Lykurgos erst sage, ob einer, der so erzogen worden, im Kriege sich durch irgend eine Marter ein Geheimnis, woran den Spartanern gelegen ist, von den Feinden werde auspressen lassen, und ob er nicht vielmehr mitten unter der schmerzlichsten Geißelung ihrer noch spotten und seinen Peiniger herausfordern werde, wer es am längsten aushalten könne.

A. Ich möchte doch wohl wissen, Solon, ob Lykurgos in seinen Knabenjahren auch so gegeißelt worden, oder ob er diese Geduldübung erst in einem Alter angeordnet, wo er selbst davon befreit war, und also mit heiler Haut über den Rücken der jungen Spartaner disponieren konnte?

S. Er war schon bei Jahren, als er den Spartanern seine Gesetze gab, und zwar nach seiner Zurückkunft von Kreta, wohin er eine Reise gemacht hatte, um die vortrefflichen und berühmten Gesetze kennen zu lernen, welche die Kretenser von Minos, Jupiters Sohn, empfangen haben sollen.

A. Wie kommt es denn, Solon, daß du die jungen Athenienser nicht auch, nach seinem Beispiel, geißeln lässest, da es doch eine so schöne und eurer würdige Sache ist?

S. Weil wir an diesen Übungen, die von undenklichen Zeiten bei uns gebräuchlich waren, genug haben und es unserer nicht für würdig halten, fremde Gebräuche nachzuahmen.

A. Nicht? Das Wahre ist wohl, denke ich, daß du fühlst, was es sei, nackend mit emporgehobenen Armen durchgegeißelt zu werden, ohne daß weder das Gemeinwesen, noch irgend ein Mensch in der Welt einen Nutzen davon hat. Ich für meinen Teil besorge sehr, wenn ich gerade um die Zeit, da diese Exekution vorgenommen wird, nach Sparta kommen sollte, auf der Stelle von ihnen gesteinigt zu werden, denn unmöglich würde ich mich enthalten können, ihnen allen ins Gesicht zu lachen, wenn ich sie ihre eigenen Kinder wie Diebe und Straßenräuber behandeln sähe. Wahrlich, ihre ganze Republik scheint mir einer allgemeinen, tüchtigen Reform zu bedürfen, da sie so ganz widersinnige Dinge öffentlich geschehen lassen.

S. Du hast gut reden, lieber Mann, da sie nicht da sind und dir nicht antworten können, aber bilde dir darum nicht ein, daß du schon gesiegt habest. Du wirst Leute zu Sparta finden, die dir auf alle deine Vorwürfe gehörig zu antworten wissen werden. Übrigens, da unsere Gebräuche und Einrichtungen, worüber ich dir eine so umständliche Auskunft gegeben, deinen Beifall, wie es scheint, ganz und gar nicht haben, so glaube ich nichts Unbilliges zu verlangen, wenn ich dich ersuche, mir nun auch hinwieder umständlich zu erzählen, wie ihr Scythen eure jungen Leute erzieht, und was für Übungen ihr mit ihnen vornehmt, um tüchtige Männer aus ihnen zu machen.

A. Nichts kann billiger sein, bester Solon. Unsere Gebräuche sind freilich weder so feierlich, wie die eurigen, noch haben sie sonst etwas mit ihnen gemein. Wir sind so furchtsame Leute, daß wir nicht einmal so viel Mut haben, uns einen einzigen Backenstreich geben zu lassen. Indessen, weil du es wünschest, will ich dir alles sagen, was ich davon weiß. Nur wollen wir, wenn es dir recht ist, diesen Stoff für ein anderes Mal versparen, damit ich inzwischen Zeit habe, dem Gehörten in der Stille nachzudenken und mich auf alles, was ich dir zu sagen habe, gehörig zu besinnen. Für heute wollen wir es dabei bewenden lassen und, weil es schon Abend ist, nach Hause gehen.

6.

Die Wissenschaft der Gymnastik.

Von Flavius Philostratus.

Ins Deutsche übersetzt von F. Fedde.

(„Jahrbücher der deutschen Turnkunst", hrsgb. von W. Bier. Leipzig, E. Strauch, 1891. Neue Folge. Bd. X, Heft 4—8.)

Flavius Philostratus, der Sohn des Sophisten Philostratus, lebte in Athen, dann in Rom ungefähr vom Anfange bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts nach Christus. Er war, wie sein Vater und später sein gleichnamiger Enkel, als Sophist berühmt und wurde von der Gemahlin des Kaisers Septimius Severus, Julia Domna, in den Kreis der Hofgelehrten aufgenommen. Philostratus bereiste Gallien und Syrien und schrieb zahlreiche uns erhalten gebliebene Abhandlungen. Seine Schrift über Gymnastik, „logos gymnasticos", war aber bis zur Mitte unseres Jahrhunderts unbekannt. Sie findet hier eine Stelle, als die einzige uns erhaltene Fachschrift aus dem Altertum über den Gegenstand.

Die vorliegende Übersetzung ist nach der griechischen Textausgabe von C. L. Kayser gefertigt, der eine Handschrift des Klosters Athos zu Grunde liegt.

Der Übersetzer, Johann Wilhelm Friedrich Fedde, wurde am 25. März 1837 in Oldenburg geboren und besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und die Hochschulen zu Erlangen und Berlin von 1856 bis 1860. Seine philologischen und archäologischen Studien beschloß er nach der Promotion 1861 durch die Oberlehrerprüfung. Darauf wirkte er im Lehrfache in Brandenburg a. H. und Krotoschin, von 1864 aber bis zu seinem Tode am Elisabeth-Gymnasium zu Breslau, seit 1887 zum Professor befördert. Hier unterrichtete er nicht nur im Deutschen und den alten Sprachen, sondern auch bis 1880 mit großer Begeisterung im Turnen. Schon in Krotoschin hatte er einen Turnverein gegründet, in Breslau leitete er den „Alten Turnverein" als Turnwart und später als Vorsitzender. Als Kreisvertreter für den Turnkreis Schlesien und Südposen gehörte er dem Ausschuß der deutschen Turnerschaft an, und hier nahm er, in den technischen Unterausschuß berufen, Anteil an der Ausarbeitung der deutschen Turn- und Wettturnordnung. Im Jahre 1877 besuchte er als Vertreter Schlesiens beim Internationalen Turnkongreß zu Vicenza Italien. Als Turnschriftsteller schrieb Fedde neben zahlreichen Arbeiten im Kreisblatte für den zweiten deutschen Turnkreis mehrere Abhandlungen

zur Hantelfrage und zum Fünfkampfe der Hellenen, dessen turnerische Nachahmung in der Gegenwart er erfolgreich anstrebte.

Nachdem Fedde 1890 noch zum Mitgliede der Königlichen Prüfungskommission für Turnlehrer in Breslau ernannt worden war, ergriff ihn 1891 ein schweres Gemütsleiden, dem er schon am 23. Februar 1892 erlag.

(Vergl. die „Lebensbeschreibung F. Feddes“ von W. Krampe, „Jahrbücher d. deutsch. Turnk.“ 1892, Heft 6.)

---

1. Unter Wissenschaft wollen wir Thätigkeiten verstehen, wie Philosophie, Redekunst, Dichtkunst, Musik, Geometrie und natürlich auch Astronomie, soweit sie nicht überschwenglich ist*); Wissenschaft ist auch das Ordnen eines Heeres und dergleichen mehr, Heilkunde in ihrem ganzen Umfange, Malerei, Bildhauerei, Anfertigung von verschiedenen Arten steinerner und eiserner Bildwerke und Hohlgefäße. Allen Handwerken aber soll zwar Kunstfertigkeit zugestanden sein, vermöge deren ein Gerät oder Geschirr regelrecht erzielt werden kann, aber der Name „Wissenschaft“ soll den von mir bezeichneten Thätigkeiten vorbehalten bleiben. Den Steuermann rechne ich nicht zu den Handwerkern, da er sich auf die Gestirne versteht und er sich mit den Winden und den unsicheren Wetterverhältnissen befaßt. Der Grund für diese meine Ausführungen wird sich später herausstellen; die Gymnastik aber, das wollen wir behaupten, ist eine Wissenschaft, die keiner Kunst nachsteht, wert für solche, die sie betreiben wollen, in einer Denkschrift dargestellt zu werden. Denn die Gymnastik der Vorzeit bildete Männer wie Milon**) und Hipposthenes***), Polydamos und Promachos†) und Glaukos,

---

*) Mit der „überschwenglichen Astronomie“ ist die Astrologie gemeint.

**) Milon aus Kroton in Unteritalien war ein durch seine gewaltigen Körperkräfte hochberühmter Ringkämpfer; er lebte um das Jahr 500 v. Chr. Geb.

***) Hipposthenes aus Lakedämon siegte oft im Ringkampf, schon als Knabe 632 v. Chr. Geb. und auch als Mann zu Olympia auf fünf aufeinanderfolgenden Festspielen 624, 620, 616, 612 und 608 v. Chr. Geb.; auch war er ein sogenannter „Periodensieger“, d. h. er siegte der Reihe nach auf den vier großen hellenischen Kampfspielen in Olympia, Delphi, Nemea und auf dem Isthmos.

†) Promachos aus Pellene in Achaia war ein berühmter Pankratiast; er siegte einmal in Olympia, zweimal in Nemea und dreimal auf dem Isthmos. Er soll sogar den ebengenannten Polydamos zu Olympia besiegt haben, was allerdings von des letzteren Landsleuten bestritten wird.

des Demylos Sohn*), sowie die noch vor diesen lebenden Athleten. Den berühmten Peleus**) meine ich und den Theseus***) und Herakles†) selbst; die Gymnastik zur Zeit unserer Väter kennt Athleten, die, wenn auch minder bedeutend, doch bewunderungswürdig und erwähnenswert sind; aber die heutige — nun die Stellung der Athleten hat sich heute dermaßen geändert, daß schon die Liebhaber der Gymnastik bei den meisten Anstoß erregen.

2. Ich beabsichtige nun einerseits die Gründe dieses Rückganges darzulegen, andrerseits für die Leitung und den Übungs-

*) Glaukos, des Demylos Sohn, aus Karystos auf der Insel Euböa, lebte um das Jahr 480 v. Chr. Geb.; er siegte wiederholt auf allen vier großen Nationalspielen im Faustkampf. Meisterhaft verstand er sich besonders auf die „Cheironomie“, d. h. etwa „Handfechterei“ oder „Handfuchtelei“, eine Weise des Faustkampfes, bei der sich der Kämpfer auf die Verteidigung beschränkte. Sein Standbild sah in Olympia Pausanias der Perieget, der „Bädeker“ Altgriechenlands, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung; siehe Pausanias, „Beschreibung Griechenlands“ VI, 10, 3.

**) Den fünf hervorragenden Athleten aus historischer Zeit wurden in Peleus, Theseus und Herakles drei der sagenberühmten Heroen, die zur Athletik in Beziehung standen, gegenübergestellt. Peleus war der Sohn des Königs von Ägina Äakos und der Endëis; er nahm unter anderen an der vielbesungenen Jagd auf den kalydonischen Eber und an der noch berühmteren Argonautenfahrt teil. Sein und der Nereïde Thetis Sohn, Achilleus, war der tapferste Griechenheld vor Ilios.

***) Theseus, Sohn des athenischen Königs Ägeus und der Äthra, der ionische Hauptheros, wie Herakles der Hauptheros der Dorer. Wie dieser verrichtete er mancherlei Heldenthaten, die zu erzählen hier nicht der Ort ist. Als König von Attika machte er Athen zum staatlichen Mittelpunkte für alle Gaue seines Landes und stiftete zum Andenken an diese Vereinigung das Fest der Panathenäen; die Spiele auf dem Isthmos begründete er ebenfalls. Auch als Erfinder der Ringkunst hat Theseus für Athletik und Gymnastik Bedeutung.

†) Herakles, bei den Römern Herkules genannt, ein Sohn des Zeus und der Alkmene, war das höchste Heldenideal der Alten. Er soll auf dem Rachezuge gegen den Epeerkönig Augias die olympischen Spiele gestiftet haben und bei dieser Gelegenheit erster Kämpfer und Sieger geworden sein. Er wurde geradezu der Heros der Gymnastik und Agonistik und galt als das Urbild eines gymnastisch gebildeten und durchgearbeiteten Jünglings und Mannes. Sein Bild schmückte daher die Gymnasien von Hellas, sei es als völlig nackter jugendlicher Ringkämpfer, sei es als der gewaltige Athlet mit den wuchtigen muskelstarken Gliedmaßen, ausgestattet mit Keule und Löwenfell, wie ihn der berühmte Bildhauer Lysippos von Sikyon, ein Zeitgenosse Alexander des Großen, darstellte und noch heute das bekannte Standbild des „farnesischen Herakles“, eine vom Athener Glykon hergestellte Nachahmung des Lysippischen Originals, zu Neapel vergegenwärtigt.

betrieb der Gymnastik alles, was ich weiß, zusammenzufassen, sowie für die Natur, die man schmäht, das Wort zu nehmen, da die heutigen Athleten den einstigen bei weitem nachstehen; denn die Löwen, welche sie nährt, sind auch heute um nichts schlechter als einst; mit den Hunden, Pferden und Stieren hat es dieselbe Bewandtnis, und was ihre Bäume anbelangt, so sind die Weinstöcke noch ähnlich wie einst und die Gaben des Feigenbaumes, und an Gold, Silber und Edelsteinen änderte sich nichts, sondern, wie sie selbst es einführte, so läßt sie alles dem früheren ähnlich gedeihen. Was aber die guten Eigenschaften, die früher die Athleten besaßen, anbetrifft — die Natur ist ihnen nicht untreu geworden; denn sie bringt noch heute beherzte, wohlgestaltete, mit scharfen Sinnen begabte Männer hervor — und das ist ja Sache der Natur; — aber der ungesunde Betrieb der Gymnastik und ihre schwächliche Pflege raubte der Natur die ihr eigentümliche Kraft. Und während ich später (Kap. 44 ff.) darthun werde, wie dies gekommen ist, wollen wir zuvörderst den Ursprung des Laufes, des Faustkampfes, des Ringens u. s. w. betrachten, woher jedwedes entsprang und seit wann. Dabei werden uns aber allenthalben die Berichte der Eleer vorliegen*); denn solche Darlegungen muß man natürlich aus den zuverlässigsten Quellen schöpfen.

3. Es gehören nun zum gesamten Wettkampfsystem folgende leichte Übungen: der Stadionlauf (d. h. der einfache Lauf), der Dolichos (d. h. der Lang- oder Dauerlauf), der Hoplitenlauf (d. h. der Waffenlauf), der Diaulos (d. h. der Doppellauf), der Sprung und der Speerwurf; die schwereren Übungen sind das Pankration (d. h. der Allkampf), das Ringen, der Faustkampf, der Diskoswurf. Der Fünfkampf setzte sich ebenmäßig aus beiden Übungsarten zusammen: denn schwere Fünfkampfübungen sind das Ringen und Diskoswerfen, leichte das Speerwerfen, Springen und Laufen. Vor Jason**) und Peleus

*) Im Lande der Eleer (Elis), welches im nordwestlichen Teile der Peloponnesos gelegen war, lag Olympia mit dem heiligen Festbezirke der berühmtesten altgriechischen Nationalspiele; unter der Eleer Verwaltung stand der Tempelbezirk des olympischen Zeus und das Archiv, aus welchem die sichersten Nachrichten über die Geschichte und die Einrichtungen der Festspiele geschöpft werden konnten.

**) Jason, der Sohn der Äson und der Polymede, stand an der Spitze der Argonauten (d. h. Argofahrer), welche ein Menschenalter vor dem Trojanischen Kriege auf dem schnellen Schiffe Argo (d. h. die Schnelle) nach dem Osten des Pontos Euxinos (d. h. das Schwarze Meer) gelegenen

nämlich wurde der Sprung besonders mit dem Kranze belohnt und der Diskoswurf, und der Speerwurf genügte zum Siege damals, als die Argo ihre Seefahrt machte. Telamon*) warf nun den Diskos am besten, Lynkeus**) den Speer; es liefen und sprangen am besten die Söhne des Boreas***); Peleus war in diesen Stücken der Zweite, aber allen im Ringen überlegen. Als nun die Argonauten auf Lemnos†) wettkämpften, verknüpfte der Sage nach Jason dem Peleus zuliebe die fünf Kämpfe, und so trug Peleus den Sieg davon und kam in den Ruf, am meisten von seinen Zeitgenossen kriegerisch zu sein sowohl wegen der Tapferkeit, die er in den Schlachten bewies, als auch wegen der Pflege der fünf Kämpfe, die insofern kriegerisch war, als sie auch das Speerwerfen unter die Wettübungen aufnahm.

4. Der Dolichos††) (Lang- oder Dauerlauf) hatte folgenden Ursprung: Eilboten pflegten aus Arkadien†††) nach Hellas†*) als Überbringer von Kriegsnachrichten zu gehen; dabei

---

Wunderlande Kolchis fuhren, um im Auftrage des Königs Pelias von Iolkos das dort von Phrixos im Haine des Ares aufgehängte und von einem schlaflosen Drachen bewachte goldene Vließ zu holen. Es gelang dem Jason nach manchem Abenteuer das ferne Land zu erreichen und mit Hilfe der Tochter des Äetes, Königs von Kolchis, der Zauberin Medea, deren Liebe er gewonnen hatte, das Kleinod zu rauben.

*) Telamon, ein Bruder des Peleus, Herrscher von Salamis, nahm nicht bloß an der Argofahrt teil, sondern auch an der kalydonischen Jagd und begleitete seinen Freund Herakles (siehe Anm. †, S. 92) auf verschiedenen Zügen. Sein und der Periböa oder Eriböa Sohn war der Telamonier Aias, der nächst dem Sohne des Peleus und der Thetis, Achilleus, der stärkste von den Griechenhelden vor Troia war.

**) Lynkeus, ein Sohn des Aphareus und der Arene, war besonders durch seine Sehkraft ausgezeichnet: „Schärfer als Lynkeus sehen" war sprichwörtlich; der Name Lynkeus hängt zusammen mit „Lynx", womit die griechische Sprache den scharfsehenden Luchs bezeichnet.

***) Die beiden Söhne des Boreas, des Nordwindgottes, und der Oreithyia (d. h. Bergdurchstürmerin, Windsbraut) hießen Kalais und Zetes; sie wurden als die Söhne von Windgottheiten meist beflügelt dargestellt.

†) Lemnos ist eine Insel des Ägäischen Meeres; auf ihr landeten die Argonauten zuerst bei ihrer Hinfahrt nach Kolchis (s. Anm. **, S. 93), wie die gewöhnliche Sage erzählt; andere Sagen berichten, daß diese Insel erst auf der Rückfahrt berührt wurde.

††) Der Dolichoslauf hatte eine verschiedene Länge, er betrug 7, 20 oder auch 24 Stadien.

†††) Arkadien ist die gebirgige Mittellandschaft der Peloponnesos.

†*) Unter Hellas ist der mittlere Teil von Altgriechenland zu verstehen.

durften sie nicht reiten, sondern mußten auf eignen Füßen laufen. Daß nun die Eilboten immer soviel Stadien, wie der Dolichos beträgt, in der kurzen Zeit eines Tages durchliefen, machte aus ihnen Dolichosläufer und bildete sie durch den Krieg dazu aus.

5. Der Stadionlauf (d. h. der einfache Lauf)*) ist auf folgende Weise erfunden: wenn die Eleer die üblichen Opfer darbrachten, so war, während die Opfer schon auf dem Altar lagen, das Feuer noch nicht angelegt. Ein Stadion*) waren die Läufer von dem Altare**) entfernt, vor dem ein Priester als Kampfrichter mit einer Fackel in der Hand stand; und wer im Entzünden der Opfer siegte, ging als Olympiasieger hervor. — 6. Wenn aber die Eleer geopfert hatten, mußten auch die Festgesandten***) aller Hellenen opfern; damit aber ihr Opfergang sich nicht ohne weiteres vollzöge, rannten die Läufer ein Stadion weit vom Altare weg, als riefen sie das Hellenenvolk herbei, und wandten sich wieder nach dem Ausgangspunkte zurück, als meldeten sie, nunmehr werde Hellas freudig ankommen. Soviel vom Diaulos (Doppellauf †).

7. Die Hoplitenläufe (Waffenläufe ††) sind mannigfaltig und zwar besonders die zu Nemea †††), die man „Enoploi" (Läufe in Waffen) und „Hippioi" („Roßläufe") nennt; sie sind von Tydeus und seinen Genossen, den „Sieben", eingesetzt. — Der olympische Waffenlauf aber wurde, wie die Eleer erzählen,

---

*) Der Stadionlauf erstreckte sich über ein Stadion von 600 griechischen Fuß; die Länge eines olympischen Stadions betrug nach den Messungen der deutschen Ausgrabungskommission 184,97 m.

**) Hier ist der große Altar des olympischen Zeus gemeint, dem zu Ehren die olympischen Festspiele gefeiert wurden; dieser Altar bildete den Mittelpunkt der Altis, des heiligen Tempelbezirks.

***) Durch Festgesandte (Theoroi) waren alle Stämme und Staaten Griechenlands in Olympia vertreten, welche dort im Namen ihrer Staaten dem Zeus opfern und den Festspielen beiwohnen sollten.

†) Beim Diaulos oder Doppellauf wurde das Stadion hin und zurück durchlaufen; er hatte also eine Länge von 369,94 m.

††) Beim Hopliten- oder Waffenlauf trugen die Läufer die wichtigsten Waffen der Hopliten (d. h. Schwerbewaffneten), nämlich Helm, langen Schild und Beinschienen; später begnügte man sich wohl mit dem Helme allein.

†††) Nemea lag in der nordöstlichen Landschaft der Peloponnesos, Argos oder Argolis, unweit des Isthmos, der Landenge, welche die Halbinsel Peloponnesos mit Hellas (siehe Anm. †*, S. 94) verbindet. Hier im Haine des Zeus Nemeos wurden 573 v. Chr. Geb. die nemeischen Festspiele zum erstenmal gefeiert, die seitdem in jedem zweiten und vierten Jahre der vier Jahre umfassenden Olympiade stattfanden.

aus folgendem Anlaß eingerichtet: Die Eleer gerieten mit den Dymäern*) so unversöhnlich im Krieg, daß nicht einmal während der Olympien Waffenruhe**) herrschte; die Eleer aber siegten gerade am Tage der Wettspiele; da soll einer der Mitkämpfer, ein Hoplite (Schwerbewaffneter) vom Schlachtfelde weg mit der frohen Siegeskunde in das Stadion hereingeeilt sein. Diese Geschichte klingt zwar glaublich, aber ich höre sie auch von den Delphern aus der Zeit, als sie mit einigen der phokischen Städte in Krieg geraten waren, von den Argeern aus der Zeit, als sie von den Lakedämoniern ewig mit Krieg heimgesucht wurden, und von den Korinthern aus der Zeit, als sie in der Peloponnesos selbst und jenseits der Isthmos Krieg führen***). Ich habe eine andere Ansicht von dem Waffenlauf; ich behaupte nämlich: er ist aus kriegerischem Anlaß üblich geworden; mit Rücksicht auf den Beginn des Krieges kommt er unter die Wettkämpfe, indem der Schild andeutet, daß der Gottesfrieden vorbei ist und die Waffen nötig sind. Horchst du gespannt auf den Herold, so nimmst du wahr, wie er schließlich verkündigt, „der Wettkampf, der Spender der Kampfpreise, höre auf, die Trompete künde die Werke des Enyalios†) an, indem sie die jungen Männer zu den Waffen rufe". Diese Heroldskunde gebietet auch das Öl zu nehmen und irgendwohin beiseite zu schaffen, nicht um sich damit zu salben, sondern mit dem Salben sei man fertig. — 8. Als der vornehmste galt der Waffenlauf zu Platää in Böotien wegen der Länge der Laufbahn, wegen der Waffenrüstung, die bis auf die Füße herabreichte und den Wettkämpfer so deckte, als ob er wirklich kämpfte, ferner weil er wegen des herrlichen Sieges über die Perser††) angesetzt und

---

*) Dyme war eine an der Nordküste von Achaia, der nördlichsten Landschaft der Peloponnesoshalbinsel, den Eleern benachbarte Stadt.

**) Zur Zeit der Olympien herrschte auf der ganzen Peloponnesos Waffenruhe oder Gottesfrieden (Ekecheiria, d. h. „Haltehand"); die Olympien wurden seit 776 v. Chr. Geb. alle vier Jahre gefeiert und fielen auf den 11.—16. Tag des Hekatombäonmonats; der Hekatombäon umfaßte die zweite Hälfte des Juli und die erste des August. Die Olympien fanden also in den letzten Tagen des Juli statt.

***) Die Delpher waren die Bewohner von Delphi, dem Sitze des weissagenden Sonnengottes Apollon; die Argeer wohnten in der Stadt Argos und in der Landschaft Argos oder Argolis, der nordöstlichen Landschaft der Peloponnesos; die Korinther sind die Bewohner der auf dem Isthmos mit zwei Häfen gelegenen volkreichen und reichen Stadt Korinthos.

†) Enyalios ist eine Bezeichnung für den Kriegsgott Ares.

††) Bei Platää in Böotien errangen die verbündeten Griechen unter

dies eine Einrichtung war, die von den Hellenen gegen die Barbaren*) getroffen war, endlich wegen des Gesetzes, das nach Plataäs Herkommen für die galt, welche wettkämpfen wollten; wer nämlich bei ihnen schon einmal den Siegeskranz erhalten hatte, mußte, wenn er zum zweitenmal wettkämpfen wollte, Leibesbürgen stellen; denn wenn er unterlag, war ihm der Tod bestimmt.

9. Der Faustkampf ist eine lakonische Erfindung und kam auch einst zu den barbarischen Bebrykern**); am besten übte ihn Polydeukes, und es besangen ihn deswegen auch die Dichter***). Den Faustkampf übten aber die alten Lakedämonier aus folgenden Gründen: Die Lakedämonier hatten keine Helme, und der Kampf unter dem Schutze derselben war bei ihnen nicht landesüblich, vielmehr ersetzte der Schild bei kunstgerechter Führung den Helm. Damit sie sich nun vor den gegen das Gesicht gerichteten Schlägen in acht nähmen und etwaige Schläge aushielten, betrieben sie den Faustkampf und übten sich so darin, ihr Gesicht zu decken. Mit der Zeit aber gaben sie den Faustkampf gleichwie das Pankration auf; denn sie hielten es für schimpflich, auf Wettkämpfe sich einzulassen, in denen nur ein einziger Spartiat sich für besiegt zu erklären brauchte, um Sparta in den Verruf der Mutlosigkeit zu bringen. — 10. Die alte Ausrüstung zum Faustkampfe war folgende: vier von den Fingern wurden in ein Riemengeflecht gebracht und ragten über dieses soweit hinaus, daß sie zusammengeballt eine Faust bildeten; zusammengehalten wurden sie von einem Stricke, den man vom Unterarm aus zum Halt angelegt hatte. Heutzutage ist dies freilich anders geworden: man gerbt Felle von sehr feisten Rindern und fertigt daraus einen scharfen und vornüberstehenden Faustriemen. Zur Vermeidung übermäßiger Verwundungen aber nimmt der Daumen nicht mit den Fingern am Schlagen teil, damit nicht die ganze Hand kämpfe; daher schließt man auch die Riemen aus Schweinsleder von den

---

der Führung des Spartiaten Pausanias über die dreifache Übermacht der Perser unter Mardonius einen vollständigen Sieg im Jahre 479 v. Chr. Geb.

*) Mit dem Worte „Barbaren" meinten die griechischen Geschichtschreiber ohne schlechte Nebenbedeutung alle Fremden.

**) Die Bebryker bewohnten Bithynien, von den Küstenlandschaften Kleinasiens am Schwarzen Meere die westlichste.

***) Polydeukes (bei den Römern Pollux) ist einer der beiden Dioskuren (Zeussöhne); sein Bruder hieß Kastor.

Stadien aus, da man die von ihnen herrührenden Schläge für schmerzhaft und schwer heilbar hält.

11. Daß aber Ringen und Pankration (Allkampf) dem Kriege zum Frommen erfunden sind, zeigt erstens die Schlacht bei Marathon*), welche durch die Athener nahezu das Aussehen eines Ringkampfes erhielt, zu dem es in der Schlacht auch wirklich kam, zweitens die in den Thermopylen**), als den Lakedämoniern Schwerter und Lanzen zerbrochen waren und sie nun noch mit unbewehrten Händen viele Thaten vollbrachten. Von allen Wettübungen aber erhielt das Pankration trotz seiner Zusammensetzung aus unvollständigem Ringen und unvollständigem Faustkampfe den Vorrang; es erhielt aber nur bei andern Leuten den Vorrang: gerade die Eleer nämlich haben das Ringen für gewaltig und, wie Dichter***) sagen, „mühsam" erachtet, nicht bloß wegen der Verschlingungen bei den Ringergriffen, zu denen ein geschmeidiger und gewandter Leib nötig ist, sondern auch deswegen, weil man schon bei der Vorübung zum Wettkampfe

---

*) Bei Marathon an der Ostküste Attikas, der südöstlichen Halbinsel von Hellas, besiegten am 12. Sept. 490 v. Chr. 9000 Athener und Chalkidier, unterstützt von 1000 Platäern, unter Miltiades die zehnfache persische Übermacht unter Datis und Artaphernes. In dieser Schlacht legten die Athener 5000 Fuß im Sturmschritt zurück, der sich allmählich zum Sturmlaufe steigerte. Ehe noch die Perser zu einem wirksamen Bogenschusse kamen, waren die Hellenen da, um den Nahekampf zu beginnen; in diesem Nahekampfe, der den Charakter eines Ringkampfes annahm, erwiesen sich die Hellenen durch ihren persönlichen Mut und ihre gymnastische Durchbildung den Barbaren weit überlegen.

**) Thermopylä („Warmthor") — so benannt nach schwefelhaltigen warmen Quellen — hieß der Engpaß, welcher früher vom Ötagebirge am Malischen Meerbusen gebildet wurde, heute aber durch die Alluvionen des Spercheosflusses erweitert ist; durch ihn führte die Straße von Thessalien nach Hellas, zunächst nach Lokris. Hier stellte sich 480 v. Chr. ein nur reichlich 4000 Mann zählendes Griechenheer unter des Spartiatenkönigs Leonidas Führung dem unzähligen Heere des Perserkönigs Xerxes entgegen. Vier Tage wartete Xerxes auf den Abzug der winzigen Griechenmacht; zwei lange Tage stürmte die persische Übermacht erfolglos das Felsenthor. Erst als am siebenten Tage die Perser unter des verräterischen Maliers Ephialtes Führung Leonidas umgangen hatten, entließ dieser die meisten Kampfgenossen; nur seine 300 Lakedämonier, 700 Schwerbewaffnete von Thespiä und 400 Thebaner behielt er bei sich; auf einen kleinen Hügel zusammengedrängt, wehrten sie sich schließlich noch mit den Händen und dem Munde und starben alle bis auf einen unter den Pfeilen der Perser den Heldentod.

***) Homeros nennt so das Ringen in der Iliade XXIII, 701 und in der Odyssee VIII, 126.

drei Gänge macht, da ja soviel Niederwürfe zur Entscheidung nötig sind.*) Während sie es wenigstens sonderbar finden, die Pankratiasten und Faustkämpfer „ohne Staub"**) zu bekränzen, schließen sie die Ringer von dieser Ehrenbezeugung nicht aus, indem das Gesetz ausdrücklich erklärt, „nur dem gewundenen und mühsamen Ringen gestehe es einen solchen Sieg zu." Und mir ist auch der Grund klar, weswegen das Gesetz der Eleer eine solche Ordnung trifft; denn ist auch natürlich das Wettkämpfen in Olympia etwas Gewaltiges; beschwerlicher noch scheint die gymnastische Vorübung***). Was nun die gymnastischen Vorübungen der leichten Übungsarten anbetrifft (Kap. 3), so übt der Dolichosläufer (Kap. 4) etwa acht bis zehn Stadien weit und der Fünfkämpfer nimmt eine der drei leichten Übungen vor (Kap. 3), die Läufer den Diaulos (Kap. 6) oder das Stadion (Kap. 5) oder beides; was ist aber bei solchen Übungen Schlimmes? Gar nichts; denn der Übungsbetrieb ist bei den Eleern derselbe wie bei den anderen. Der schwerere Wettkämpfer aber wird von den Eleern zu der Jahreszeit eingeübt, wenn die Sonne den Schlamm in dem „hohlen" Arkadien am meisten durchglüht†), und der Staub, den er zu ertragen hat, ist heißer als der Sand der Äthiopen††); von Mittag an muß er dabei aushalten. Und von diesen großen Drangsalen die mühseligste haben die Ringer; denn der Faustkämpfer wird zwar, wenn die Zeit des Wettkampfes gekommen ist, Wunden empfangen

---

*) Daß der Ringer seinen Gegner dreimal werfen mußte, um zu siegen, ist mehrfach bezeugt.

**) „Ohne Staub" d. h. ohne wirklichen Kampf im Staube des Stadions.

***) Die gymnastischen Vorübungen der Eleer wurden unter der Leitung der Hellanodiken im Gymnasion zu Olympia 30 Tage hindurch unmittelbar vor den Olympien abgehalten; da diese letzteren vom 11. bis 16. Hekatombäon, also Ende Juli, gefeiert wurden, fiel die Vorübungszeit in unseren Monat Juli, also in die heißeste Jahreszeit.

†) Unter Arkadien ist hier wie im Kap. 4 Elis zu verstehen; Elis wird „hohl" (d. h. muldenförmig) genannt mit Rücksicht auf das Thal des Alpheos, an welchem Olympia lag; daß auf den Schlamm dieses Thals die Strahlen der sommerlichen Sonne besonders heiß brannten, wird von alten und neuen Schriftstellern oft hervorgehoben.

††) Die Äthiopen zerfielen nach der Ansicht der Griechen, z. B. des Geschichtschreibers Herodotos (um 450 v. Chr.), in östliche, mit schlichten Haaren, die bis zu den Indern hin wohnten, und in westliche, meist mit krausen Haaren. Im engeren Sinne wurden darunter die Bewohner des oberen Nilthales südlich von Ägypten verstanden.

und austeilen und seinem Gegner auf den Leib rücken, bei der Einübung aber wird er nur einen Schatten des wirklichen Wettkampfes vorführen*). Und der Pankratiast wird zwar beim Wettkampfe selber alle die Gänge machen, die das Pankration umfaßt; bei der Einübung aber macht er heute den einen Gang, morgen den andern. Der Ringkampf aber ist derselbe bei der Einübung wie beim Wettkampfe selber; denn in beiden Fällen legt er von all' seinem Wissen und Können Probe ab, und mit Recht heißt er der „gewundene"; denn gewunden ist beim Ringen selbst das aufrechte Ringen**); daher belohnen die Eleer sogar schon auf Grund der durchgemachten Einübung die gymnastische Gipfelsübung mit dem Kranze.

12. Es kamen aber, wie man erzählt, diese Übungsarten nicht alle zugleich in den Kreis der Wettkämpfe: von den Gymnasten wurde eine nach der anderen erfunden und vervollkommnet. Denn die ursprünglichen Olympien bestanden bis zur dreizehnten Olympiade (728 v. Chr.)***) nur aus dem Stadion (Kap. 5), und es siegten auf ihnen drei Eleer, sieben Messenier, ein Korinthier, ein Dymäer und ein Kleonäer†), der eine in dieser, der andere in jener Olympiade, keiner in zweien zugleich. Zur Zeit der vierzehnten Olympiade (724 v. Chr.) begann der Diaulos (Kap. 6); dem Eleer Hypenos fiel der Sieg in ihm zu. In der darauffolgenden Olympiade (720 v. Chr.) kam das Kampfspiel des Dolichos (Kap. 4) auf, und zwar siegte der Spartiate Akanthos. Das Pentathlon (Kap. 3) der Männer und den Ringkampf der Männer richtete die achtzehnte Olympiade (708 v. Chr.) ein; es siegte im Ringkampf Eurybatos der Lusier, in den fünf Kämpfen aber Lampis der Lakone. Einige Schriftsteller nennen auch den Eurybatos einen

*) Von der „Skiamachia", d. h. dem „Schattenkampfe" der sich übenden Faustkämpfer, ist bei alten Schriftstellern öfter die Rede.

**) Beim „aufrechten Ringen" (im Gegensatz zum „Wälzringen") stand man aufrecht, und niedergeworfen (daher auch „Niederwerfringen" genannt) erhob man sich wieder.

***) Seit dem ersten Viertel des achten Jahrhunderts v. Chr. rechneten die alten Griechen nach Olympiaden. Eine Olympiade umfaßte den Zeitraum, der von einer Feier der olympischen Spiele bis zur folgenden verstrich, also vier Jahre. Der Anfang der ersten Olympiade war 776 v. Chr.; damals siegte zu Olympia Koröbos aus Elis.

†) Messenien ist die südwestliche Landschaft der Peloponnesos und grenzte nördlich an Elis und Arkadien, östlich an Lakonien, im übrigen ans Meer. Kleonä war eine alte Stadt der Landschaft Argolis. Lusia war ein Gau (Demos) von Attika.

Spartiaten. Die dreiundzwanzigste Olympiade (688 v. Chr.) rief Männer schon zum Faustkampfe (Kap. 9 und 10), und zwar siegte der Smyrnäer Onomastos und brachte so den Namen Smyrna in die Siegerliste von Olympia; denn alle die ionischen und lydischen Städte und die Städte am Hellespontos und in Phrygien*) und alle die Völkerschaften in Asien übertraf Smyrna und erlangte zuerst einen olympischen Kranz. Dieser Athlet verfaßte sogar Gesetze für den Faustkampf, welche die Eleer wegen der Sachkenntnis des Faustkämpfers anwendeten, und die Arkader nahmen es nicht übel, wenn er aus dem „üppigen" Jonien kommend ihnen Gesetze für Wettkämpfe verfaßte. In der dreiunddreißigsten Olympiade (648 v. Chr.) wurde das Pankration (Kap. 11) eingerichtet, Lygdamis aber der Syrakusier**) siegte. Der Sikeliot war aber ein so großer Mann, daß er einen ellenlangen Fuß hatte; wenigstens maß er, wie es heißt, das Stadion mit so vielen seiner eigenen Füße aus, wie man Ellen auf das Stadion rechnet***). Nach der Überlieferung kam dort in der achtunddreißigsten Olympiade (628 v. Chr.) auch ein Knabenpentathlon vor; damals siegte Eutelidas der Lakedämonier; später aber machte kein Knabe mehr diese Art Wettkampf zu Olympia mit. Der Sieger im Stadion der Knaben in der sechsundvierzigsten Olympiade (damals zum erstenmal veranstaltet) war ein schöner Knabe Polymestor†) aus Miletos, der durch die Schnelligkeit seiner Füße einen Hasen überholte. Der Faustkampf der Knaben begann nach dem Berichte einiger

---

*) Smyrna, eine der blühendsten Handelsstädte an der Westküste Kleinasiens schon im Altertum, wurde von Äolern aus Kyme unter Theseus gegründet, kam 688 v. Chr. in den Besitz der Joner. Jonien war die mittlere Küstenlandschaft im westlichen Kleinasien.

**) Syrakusä, die größte und reichste Stadt Siziliens im Altertum, an der Ostküste gelegen, wurde von Dorern im Jahre 735 v. Chr. gegründet. — Sikelioten hießen die auf Sizilien (griechisch Sikelia) in großer Zahl angesiedelten Hellenen, während die barbarischen Ureinwohner Sikaner oder Sikuler genannt wurden.

***) Eine griechische Elle hatte anderthalb griechische Fuß; es gingen demnach auf ein Stadion 400 Ellen.

†) Der hier genannte Polymestor wird sonst Polymnestor genannt. Solinus erzählt von Polymnestor in seinem Polyhistor, daß er, ein milesischer Knabe, als er die Ziegen hütete, aus Zeitvertreib Hasen verfolgt und eingeholt habe. Der Besitzer der Herde habe ihn hierauf (Ol. 46, 596 v. Chr.) nach Olympia geführt, wo ihm der Siegeskranz im Wettlaufe der Knaben zu teil geworden sei. — Miletos war eine blühende ionische Handelsstadt an der Westküste Kleinasiens.

um die einundvierzigste Olympiade (616 v. Chr.), und der Sybarit Philaletas*) ist Sieger gewesen; nach dem Berichte anderer ist dies um die sechzigste Olympiade (540 v. Chr.) Krios von der Insel Keos**) gewesen. Damaretos soll in der fünfundsechzigsten Olympiade (520 v. Chr.) zuerst den Kranz im Hoplitenlauf (Kap. 6 und 7) erlangt haben; er war, denk' ich, ein Heräer.***) In der hundertundvierzigsten Olympiade (200 v. Chr.) trug man einen Knaben-Pankratiasten ein, in dem man, ich weiß nicht aus welchem Grunde, nur zögernd auf diesen Wettkampf zu Olympia sein Augenmerk richtete, als er bei andern schon in Ehren stand; denn erst in einer späten Olympiade, als Ägypten bereits Kränze mit empfing, begann derselbe, und so fiel denn jener Sieg auch einem Ägypter zu†); Naukratis wurde ausgerufen: Sieger war der Ägypter Phädimos. Diese Übungen würden meines Erachtens nicht einzeln unter die Wettkämpfe gekommen, noch jemals bei den Eleern und allen Hellenen gepflegt sein, wenn nicht die Gymnastik Fortschritte machte und jene betrieb; denn diese Siege der Athleten kommen nicht minder auf Rechnung der Gymnasten wie auf die der Athleten.

14. Was muß man also von der Gymnastik urteilen? Für was sonst soll man sie halten als für eine Wissenschaft, die sich aus der Heilkunde und der Kunst des Pädotriben zusammensetzt, dabei aber vollkommener als diese und ein Teil jener ist? Wie viel Anteil sie aber an beiden hat, werde ich darlegen. Alle Arten Ringerkünste, die es giebt,

---

*) Sybaris, von Achäern und Trözeniern im Lande der Lucaner am Tarentinischen Meerbusen um 720 v. Chr. gegründet, wurde 510 v. Chr. im Kampfe gegen die Nachbarstadt Kroton zerstört. Die Sybariten, die durch ihren Handel sehr wohlhabend wurden, galten sonst für besonders weichlich.

**) Keos, eine der Kykladeninseln, welche im Kreise (Kyklos) um die heilige Insel Delos herum im Ägäischen Meere lagen.

***) Erst nach der Gründung von Alexandria (331 v. Chr.) kamen hellenische Gymnastik und Agonistik in Ägypten auf; vorher kannten nach Herodotos (II, 91) von den Ägyptern nur die Bewohner der Stadt Chemonis einen Wettkampf nach hellenischer Weise, und nach Diodoros (I, 81) soll der kriegerische Sinn ähnliche Leibesübungen begünstigt haben. Das „Eintragen" geschah in das Verzeichnis der Sieger.

†) Naukratis war eine wichtige Handelsstadt Niederägyptens, von Milesiern am bolbitischen Nilarme um 550 v. Chr. gegründet; diese Stadt war lange Zeit die einzige Stadt Ägyptens, in der sich Hellenen niederlassen und Handel treiben durften.

wird der Pädotribe*) zeigen, indem er die günstigen Gelegenheiten zum Angriff und die Angriffsweisen und die richtigen Maße angiebt und zeigt, wie man sich etwa decken oder des Gegners Deckung überwinden kann; und auch der Gymnast wird den Athleten in diesen Kenntnissen unterweisen, wer sie noch nicht besitzt. Aber es giebt Fälle, wo es gilt, die Ringkunst oder den Allkampf kunstgerecht auszuüben oder auch einer etwaigen Finte der Gegner auszuweichen oder sie zu vereiteln; hiervon dürfte der Gymnast wohl keine Vorstellung bekommen, wenn er sich nicht zugleich auf die Übungen der Pädotriben verstände. In dieser Beziehung sind also die Künste (des Gymnasten und Pädotriben) gleich; aber das Reinigen der Säfte, das Beseitigen der überflüssigen Stoffe, das Abrunden der abgemagerten Teile, das Fettmachen, Umgestalten und Bähen eines derselben begreift die Wissenschaft der Gymnastik in sich; diese Dinge wird der Pädotribe entweder nicht kennen oder, wenn er etwas davon wissen sollte, wird er zum Schaden der Knaben einen schlechten Gebrauch davon machen, indem er die Freiheit des unvermischten Blutes foltert. Um so viel ist also die Gymnastik vollkommener als die vorher erwähnte Kenntnis; ihr Verhältnis zur Heilkunde aber ist folgendes. Alle Krankheitszustände, die man als Katarrh, Wassersucht, Schwindsucht bezeichnet, alle epileptischen Krankheiten beseitigen die Ärzte durch Klystiere, Tränkchen oder Pflaster, die Gymnastik aber sucht derartige Krankheiten durch Diät und Abreibung hintanzuhalten; wer etwas gebrochen hat oder verwundet ist oder wem das Augenlicht getrübt ist oder wer ein Glied verrenkt hat, den muß man zum Arzte bringen, da die Gymnastik mit solchen nichts zu thun hat.

15. Ich habe meines Erachtens genügend nachgewiesen, welche Bedeutung die Gymnastik im Vergleich zu den beiden Künsten hat, ich glaube aber dabei auch folgende Bemerkung zu machen. Ein und dieselbe Person dürfte wohl nicht die gesamte Heilkunde ausüben, sondern der eine behauptet wohl als vernünftiger Mann sich auf Brüche, der andere auf Fieberkranke, der andere auf Augenkranke, der andere auf Schwindsüchtige zu verstehen; und doch, da es etwas Großes ist, auch

*) Pädotribe („Knabenreiber") bezeichnete ursprünglich wohl den, der Knaben in den gymnastischen Übungen, besonders im Ringen unterwies, während der Gymnast („Lehrer der Leibesübungen") diejenigen ausbildete, welche sich der Athletik widmen wollten.

nur einen kleinen Teil davon auszuüben, behaupten die Heilkundigen mit Recht, sie kennten die ganze Heilkunde. Die Gymnastik in ihrem vollen Umfange dürfte wohl keiner als sein Fach hinstellen; denn wer sich auf die Laufübungen versteht, wird die Übungen der Ringer und Allkämpfer nicht verstehen, und wer in den schwereren Übungen unterrichtet, wird nicht kunstgerecht die übrigen Kunstfertigkeiten betreiben.

16. Das ist die Genossenschaft der Kunst; ihr Entstehungsgrund liegt in der natürlichen Anlage des Menschen zum Ringen, Faustkämpfen und Aufrechtlaufen; denn keine derartige Bestrebung dürfte entstehen, wenn nicht von vornherein ein natürlicher Entstehungsgrund vorhanden wäre. Und wie das Eisen und das Erz der Entstehungsgrund der Schmiedekunst, der Ackerboden und seine Erzeugnisse der der Landwirtschaft und das Vorhandensein des Meeres der der Schiffahrt ist, so nehmen wir an, daß auch die Gymnastik mit dem Menschen von Natur auf das innigste verbunden und verwachsen ist. Und es geht auch eine Sage: Als die Gymnastik noch nicht bestand, war Prometheus*) da, und Prometheus betrieb zuerst Leibesübungen, Hermes**) aber übte für sein Teil andere in der Gymnastik, und er achtete ihn hoch wegen seiner Erfindung; auch die erste Palästra (Ringschule) gehörte dem Hermes. Ebenso waren die von Prometheus aus Thon geformten Menschen natürlich diese Leute, welche in dem Lehm Leibesübungen betrieben hatten;

*) Prometheus („Vorbedenker"), ein Titane, Sohn des Japetos und der Klymene.

**) Hermes, bei den Römern Mercurius genannt, Sohn des Zeus und der Maia, einer Tochter des Atlas, wurde auf dem arkadischen Berge Kyllene geboren. Der flinke Götterbote, sonst oft z. B. auf älteren Vasengemälden als älterer bärtiger Mann mit Reisehut und kurzem Reisemantel dargestellt, wurde später meist als das Urbild der griechischen Epheben, wie sie in den gymnastischen Übungen ihren Leib schulten und bildeten, gedacht und so zum Gotte der Wettkämpfe mit dem Beinamen „Agonios, Enagonios" gemacht. Als solcher stiftete er die Palästra; es gab da, wo Hellenen wohnten, kaum eine Palästra oder ein Gymnasion, ein Stadion oder eine Rennbahn, die nicht dem Hermes geweiht gewesen wäre, in denen nicht sein Standbild gestanden hätte. Ein herrliches Standbild von ihm, ein Marmorwerk von der Hand des Praxiteles (im vierten Jahrhundert v. Chr.) ist vor wenigen Jahren in Olympia von der kaiserlich deutschen Ausgrabungskommission ausgegraben und jetzt unter dem Namen „Hermes von Olympia" allbekannt. Oft waren seine Bildnisse bloße viereckige Säulen mit einem Hermeskopf, die sogenannten Hermen. An verschiedenen Orten wurden dem Gotte zu Ehren Hermäen durch Kampfspiele gefeiert.

nach Ansicht der Leute aber wurden sie von Prometheus geformt, während doch die Gymnastik ihnen den Leib geschickt und ebenmäßig gestaltete.

17. Zu Pytho, auf dem Isthmos und, wo immer auf Erden Wettspiele eingesetzt wurden, hatte der Gymnast beim Salben des Athleten einen Tribon*) an, und niemand wird ihm denselben wider seinen Willen ausziehen; in Olympia aber steht er nackt da, nach der Meinung einiger Leute, weil die Eleer den Gymnasten im Hochsommer auf die Probe stellen, ob er Ausdauer kennt und den Sonnenbrand aushält. Nach der Behauptung der Eleer aber war da Pherenike**) aus Rhodos, eine Tochter des Faustkämpfers Diagoras***), und nach ihrem Äußern war Pherenike so kräftig, daß die Eleer sie zunächst für einen Mann hielten. Sie hatte jedoch zu Olympia unter dem abgeschabten Mantel ihr Geschlecht verheimlicht†) und unterwies ihren Sohn Peisidoros in den Leibesübungen. Auch jener war nun ein in seiner Kunst handfester Faustkämpfer und stand durchaus nicht seinem Großvater nach. Als man aber den Betrug merkte, da scheute man sich, die Pherenike zu töten aus Rücksicht auf den Diagoras und des Diagoras Söhne; denn das Haus der Pherenike bestand aus lauter olympischen Siegern; aber es wurde von ihnen das Gesetz gegeben, es solle der Gymnast sich ausziehen und bei ihnen nicht ununtersucht bleiben.

---

*) Der Tribon war ein mantelartiger Umhang aus Wolle, ein rechteckiges Stück Zeug wie das Himation und die Chlamys; er war aber weit kleiner als jenes, das ein bis auf die Füße herabwallender Mantel war, dagegen entschieden länger als die Chlamys, das Reisemäntelchen, welches kaum bis zur Hälfte der Hüfte herabreichte.

**) Die über Pherenike gegebene Erzählung findet sich z. B. auch bei Pausanias V, 6, 5 und VI, 7, 1; hier wird sie auch Kallipateira genannt. Die Statue des Peisidoros stand neben dem Standbilde seines Großvaters Diagoras in der Altis zu Olympia.

***) Diagoras von Rhodos, einer der berühmtesten Athleten des Altertums, war ein Zeitgenosse des Pindaros (geb. zu Theben 522 v. Chr., gest. 442), der seine Thaten in einem seiner Siegeslieder (Olymp. 7) pries. Er war ein Periodensieger (siehe Anm. ***, S. 91). Als zwei seiner Söhne zu Olympia als Sieger gekrönt wurden, setzten sie dem Vater ihre Kränze auf und trugen ihn unter dem Zujauchzen und Glückwünschen der ihnen Blumen zuwerfenden Menge im Triumph umher. Da rief dem greisen Heldenvater ein Lakedämonier zu: „Stirb Diagoras! Denn in den Himmel wirst du nicht steigen." Sein Standbild von Kallikles stand in Olympia.

†) Den Frauen war bei Todesstrafe verboten, zum olympischen Wettkampfe zu kommen oder während gewisser Tage auch nur über den Alpheios, an welchem Olympia lag, zu setzen.

18. Der Gymnast trägt dort aber auch einen Striegel*) wohl aus folgendem Grunde; der Athlet muß sich zu Olympia in der Palästra mit Staub einreiben und von der Sonne bescheinen lassen; damit er nun nicht an seiner Gesundheit Schaden nehme, erinnert der Striegel den Athleten an das Öl und mahnt ihn, es so reichlich anzuwenden, daß er es nach der Salbung sogar mit dem Striegel abkratzen muß. Einige erzählen, ein Gymnast habe mit dem geschärften Striegel einen Athleten getötet, als er um des Sieges willen keine Ausdauer bewiesen hatte. Und ich schenke der Erzählung Glauben; denn es ist besser, ihr Glauben zu schenken als nicht. Also ein Schwert gegen die nichtsnutzigen Athleten soll der Striegel sein, und dies soll also der Gymnast vor dem Hellanodiken**) in Olympia voraus haben.

19. Die Lakedämonier wollten, daß die Gymnasten auch Taktik verstehen sollten, da sie die Wettspiele als eine Vorübung für den Krieg betrachteten. Und wir brauchen uns hierüber nicht zu verwundern, da ja die Lakedämonier auch den Tanz, die zerstreuendste unter den Friedensbeschäftigungen, durchaus mit dem Krieg in Beziehung brachten, indem sie im Tanz darzustellen suchten, wie man einem Wurfgeschoß ausweicht, es schleudert, sich vom Boden erhebt, geschickt mit dem Schilde hantiert.

20. Der Fälle, wo die Gymnasten den Athleten förderlich waren durch Aufmunterung oder Tadel oder Drohung oder guten Rat, giebt es viele und mehr, als daß man sie nennen könnte; die nennenswerteren Fälle aber sollen berichtet werden. Den Karystier Glaukos***), der im Faustkampf vor seinem Gegner

---

*) Der Striegel war ein mit einem Griff versehenes Schabeisen aus Metall, Knochen oder Rohr, welches löffelartig ausgehöhlt und so gebogen war, daß es sich der Rundung der Glieder anpaßte. Die Art, wie dieses Werkzeug angewandt wurde, veranschaulicht die schöne Statue des Apoxyomenos (d. h. „des Abschabenden") im Museo Chiaramonti zu Rom, die wahrscheinlich eine Kopie nach Lysippos ist. Vergl. über den Apoxyomenos „Küppers, Bonner Gymnasialprogramm von 1869".

**) Hellanodiken (Hellenenrichter) hießen die Kampfrichter zu Olympia; anfangs war nur ein Hellanodike da, dann zwei, später neun. Auch acht, zehn und zwölf werden genannt. Sie waren durch Purpurgewänder ausgezeichnet und hatten ihren Ehrensitz zur Seite des Stadions unweit der ehernen Säulen des Zeus.

***) Dieselbe Geschichte erzählt Pausanias VI, 10, 1. 2 von Glaukos; jedoch ermuntert nach des Pausanias Bericht nicht der von Philostratus genannte Gymnast Tisias, sondern sein Vater Demylos durch jenen Zuruf.

zurückweichen wollte, führte der Gymnast Tisias zum Siege, indem er ihn aufforderte, den „Pflughieb“ zu führen. Dieser bestand nun aber in einem mit der Rechten auf den Gegner geführten Hiebe. Mit jener Hand nämlich war Glaukos so kräftig, daß er einst in Euböa eine gekrümmte Pflugschar gerade machte, indem er mit seiner Rechten wie mit einem Hammer darauf losschlug.

21. Den Allkämpfer Arrhichion*), der schon in zwei Olympiaden Sieger war und dann noch in einer dritten Olympiade um den Sieg kämpfte, sich aber für besiegt erklären wollte, versetzte der Gymnast Eryxias in eine todesmutige Stimmung, indem er ihm von außen her zurief: „Ein wie schönes Sterbekleid ist's, sich in Olympia nicht für besiegt zu erklären!“

22. Von dem Promachos aus Pellene**) merkte der Gymnast, daß er verliebt war. Da aber die Olympien nahe waren, sagte er: „O Promachos, du bist, glaube ich, verliebt.“ Als er ihn erröten sah, fuhr er fort: „Aber ich habe diese Frage gestellt, nicht um dich zu tadeln, sondern um dir dabei behilflich zu sein; ich werde bei dem Frauenzimmerchen sogar ein gutes Wort einlegen.“ Und ohne mit ihr gesprochen zu haben, kam er zu dem Athleten wieder und berichtete ihm etwas, was zwar unwahr, aber dem Verliebten überaus schätzbar war: „Sie verschmäht dich, sagte er, nicht als Geliebten, wenn du in Olympia siegst.“ Und Promachos fühlte sich von dem Gehörten gehoben und siegte nicht bloß, sondern siegte auch über den Polydamos von Skotussa nach dem Abenteuer mit den Löwen, welchen Polydamos bei dem Perser Ochos überwältigt hatte.

Auch berichtet Pausanias, Demylos sei eben dadurch, daß er bemerkte, wie sein Sohn beim Ausbessern des Pfluges seine starke Faust als Hammer benutzte, veranlaßt worden, den Glaukos nach Olympia zum Faustkampfe zu führen, obwohl er sonst in der Kunst des Faustkampfes ganz ungeübt war.

*) Ein altertümliches Standbild dieses berühmten Arrhichion sah Pausanias VIII, 40, 1 in dessen Heimat Phigaleia in Arkadien. Am angeführten Orte erzählt der Perieget, der übrigens von der oben erzählten Geschichte nichts weiß, über Arrhichions letzten Sieg folgendes: Nachdem Arrhichion schon in den Olympiaden 52 (572 v. Chr.) und 53 (568 v. Chr.) im Allkampf gesiegt hatte, kämpfte er auch Olympias 54 (564 v. Chr.) um den Kranz. Sein Gegner überraschte ihn und hielt ihn mit seinen Beinen umgürtet und preßte ihm zugleich mit seinen Händen den Nacken zusammen. Da bricht Arrhichion seinem Gegner die Finger und erringt so den Sieg.

**) Promachos aus Pellene war ein gewaltiger Pankratiast, und ihm wurden in dieser Übungsart zu Olympia ein, zu Nemea zwei und auf dem Isthmos drei Siege zu teil.

23. Wie Mandrogenes der Magnet die Ausdauer, die er als Jüngling im Allkampf bewiesen hatte, auf seinen Gymnasten zurückführte, habe ich selber gehört; er erzählte nämlich, sein Vater sei tot gewesen; unter dem Regiment seiner Mutter, die kräftig war und ganz anders als eine Frau, habe das Haus gestanden. An diese habe der Gymnast etwa folgenden Brief geschrieben: „Wenn du von dem Tode deines Sohnes hörst, so glaube es; wenn du aber von seiner Besiegung hörst, so glaube es nicht!“ Aus Scheu vor diesem Briefe, sagte er, habe er seine ganze Tapferkeit bewiesen, damit weder der Gymnast Lügen gestraft würde, noch seine Mutter sich belogen sähe.

24. Der Ägypter Attalos siegte in Platää, nachdem ihn sein Gymnast zu einem zweiten Wettkampf ermuntert hatte, obwohl bei ihnen das Gesetz galt, derjenige müsse von Staats wegen sterben, welcher sich nach einem Siege besiegen lasse, und daß derselbe als ausgeschlossen zu betrachten sei, ehe er Bürgen für Leib und Leben gestellt habe. Da aber niemand die so bedeutende Bürgschaft übernehmen wollte, gab sich der Gymnast dem Gesetze preis und ermunterte den Athleten zu einem zweiten Siege. Denn Leuten, die sich an ein größeres Werk machen wollen, erweckt es, denk' ich, gute Hoffnung, wenn man ihnen etwas zutraut.

25. Es strömt mir eine Menge solcher Anekdoten zu, wenn ich Neues mit Altem vermenge; ich will nun aber sehen, was für ein Mann der Gymnast selber sein und welche Kenntnisse er besitzen muß, wenn er über den Athleten die Aufsicht führen will. Es sei also der Gymnast weder ein Schwätzer, noch mit der Zunge ungeübt, damit weder das Stramme der Kunst durch die Geschwätzigkeit verdrängt werde, noch es einen Anstrich von Roheit bekomme, indem es ohne ein Wort betrieben wird, und er soll Physiognomik*) in vollem Maße studiert haben. Diese Forderung aber stelle ich aus folgendem Grunde: Einen jungen Athleten prüft ein Hellanodike, oder Amphiktyone**) nach folgenden Gesichtspunkten, ob er von Freigeborenen herstammt und kein

*) Über Physiognomik hatte bereits Aristoteles geschrieben. Ein Handbuch der Physiognomik verfaßte im zweiten Jahrhundert n. Chr. Polemon; nach diesem Werke arbeitete im fünften Jahrhundert der Arzt Adamantios zwei Bücher Physiognomik aus.

**) Amphiktyonen (die Umwohnenden) hießen Nachbarvölker, die zum Schutze eines von ihnen umwohnten Heiligtums verbunden waren und auch in politischer Beziehung ein Ganzes bildeten.

unehelicher Sohn ist, vor allem, ob er jung und nicht über die Jugendzeit hinaus ist, ob er ein Trinker, ein Leckermaul; ob er aber mutig oder feige, das erkennen sie nicht, noch wenn sie dies erkennen sollten, geben ihnen die Gesetze über derartige Gesichtspunkte Weisungen. Der Gymnast aber muß ein Kenner der Naturanlage sein und dies gründlich verstehen. Er soll also in vollem Maße den in den Augen liegenden Charakter erkennen, welcher die Schlaffen unter den Menschen kennzeichnet, sowie auch die Straffen und Schelmischen, die minder Ausdauernden und die Unmäßigen; einen anderen Charakter haben die Schwarzaugen*), einen anderen die funkelnden, strahlenden und mit Blut unterlaufenen Augen, einen verschiedenen die grauen und fleckigen, die hervortretenden und tiefliegenden Augen. Denn die Natur hat die Jahreszeiten durch Sternbilder, die Charaktere durch Augen gekennzeichnet. Das richtige Verhältnis der Körperteile anderseits muß er, wie in der Bildhauerkunst**), folgendermaßen beobachten: der Knöchel muß dem Handgelenk entsprechen, nach dem Schienbein aber muß man den Unterarm und den Oberarm nach dem Schenkel beurteilen, wie nach den Schultern das Gesäß; den Rücken muß man im Verhältnis zum Bauche betrachten, und die Brust muß den Partien unterhalb der Hüftknochen entsprechend sich wölben und das Haupt als Abbild des Ganzen in dem richtigen Verhältnis zu allen diesen Teilen stehen.

26. Nachdem ich alle diese Auseinandersetzungen gegeben habe, meine ich: diesen soll sich nicht die gymnastische Übung anschließen, sondern es soll der Zögling besonders vorgenommen werden und seine Naturanlage einer Prüfung unterzogen werden, wie sie angelegt ist und wozu sie geschaffen; denn wie kämen Jagd- und Pferdeliebhaber dazu, daß sie nicht dieselben Hunde zu jeder Art Jagd, sondern die einen von den Hunden zu dieser, die anderen zu jener verwenden, daß sie von den Pferden die einen zu Jagdpferden, die anderen zu Rennpferden, die anderen zu Wagenpferden machen, und zwar die letzteren auch nicht so

---

*) Nach Adamantios kennzeichnen die schwarzen Augen einen charakterlosen, gewinnsüchtigen und unzuverlässigen Mann.

**) Schon Polykletos hatte eingehende Studien über die Verhältnisse des menschlichen Leibes gemacht und in seinem Doryphoros (Speerträger) eine Statue geschaffen, die als Regel für die Schönheitsverhältnisse der menschlichen Gestalt anerkannt und daher Kanon (Regel, Richtschnur) hieß.

unterschiedslos, sondern wie ein jedes für eine Seite oder für die Wagenleine geeignet ist?*) Die Menschen aber sollte man keiner Untersuchung unterwerfen, die man nach Olympia oder Pytho führen soll, um Preise zu erringen, nach denen sogar Herakles Verlangen trug? Ich verlange also, der Gymnast soll auch das richtige Verhältnis aller der erwähnten Punkte beobachten und auch die Beschaffenheit der Säfte außer dem richtigen Verhältnis.

27. Doch noch wichtiger als dies ist eine Bestimmung, die auch Lykurgos von Sparta (Gesetzgeber 820 v. Chr.) angemessen hielt; indem er nämlich in Lakedämon kriegerische Wettkämpfe einführt, sagt er: „Die Mädchen sollen Leibesübungen treiben und von Staats wegen im Laufen geübt werden, damit sie ja gute Kinder bekämen und infolge ihrer leiblichen Kraft bessere Sprößlinge gebären; denn wenn sie Hausfrau wird, wird sie weder im Wassertragen, noch Mahlen faul sein, da sie von Jugend auf geübt ist. Sollte sie aber mit einem jungen Manne, der ebenfalls Leibesübungen treibt, verbunden sein, so wird sie bessere Sprößlinge gebären, die groß, stark und gesund sind.“ Und Lakedämon wurde kriegerisch so bedeutend, weil er dort die Eheverhältnisse so einrichtete.

28. Da man nun aber mit der Herkunft der Menschen beginnen muß, so möge der Gymnast zuerst, wenn er an den jungen Athleten herankommt, das Augenmerk auf seine Eltern richten, ob sie aus edlem Geschlecht und frei von allen den Krankheiten sind, welche sich auf die Nerven und Augen werfen und an den Ohren und Eingeweiden hervortreten; denn diese Krankheiten nisten sich irgendwie in der Natur ein und schleichen sich unbemerkt bei den Kindern ein; sie brechen aber aus, wenn das Blut in den Wechseljahren eine Veränderung erleidet. Die Abstammung von jungen Eltern, wenn beide zugleich aus edler Familie den Ehebund geschlossen haben, gewährt dem Athleten Kraft und Stärke und reines Blut, Festigkeit der Knochen, lautere Säfte und angemessene Größe; ich möchte noch sagen: sie bringen auch Jugendblüte. Man lasse sie aber für die Prüfung außer acht, wenn sie der junge Mensch augenblicklich nicht mehr hat, will man die Abstammung vernünftig untersuchen, denn auf Thorheit wird es hinauskommen, will man den

*) Bei Drei- oder Viergespannen wurden die drei bez. vier Pferde nebeneinander eingespannt; dabei trugen die beiden an der Deichsel das Joch.

Athleten, der sich dem Stadion bereits gewidmet hat und nach dem Kranz vom wilden Ölbaum und Lorbeer trachtet, nach dem Vater und der Mutter beurteilen, die vielleicht schon gar gestorben sind, da er noch ein unmündiges Kind war. Man muß vielmehr den zweckmäßigen Weg betreten und den Athleten nackt betrachten, und er wird dann offenbar darüber nicht in Unkenntnis bleiben, wie es sich mit seinen Vorfahren verhält. Schwierig freilich und keineswegs leicht ist die Aufgabe, liegt indes der Kunst durchaus nicht fern; ich bringe sie also zur Kenntnis.

29. Was für Leute also edlen und jugendlichen Eltern entsprießen werden, habe ich dargelegt; die Abstammung von Eltern in vorgerückteren Jahren läßt sich folgendermaßen nachweisen. Ihre Haut ist zart, ihre Schlüsselbeine becherartig hohl, ihre Adern hervortretend wie bei Leuten, die sich abgemüht haben, und ihr Sitzbein blutleer, ihre Muskelteile schwach. Wenn sie Leibesübungen treiben, so treten mehrere Kennzeichen hervor; ihr Blut ist infolge ihrer Kälte langsam und unreif, und der Schweiß hält sich auf der Oberfläche, anstatt aus den abgerundeten und hohlen Körperteilen hervorzudringen, und diese Leute erblühen auch durch die Anstrengungen gar nicht, falls man ihnen nicht den Schweiß fern halten sollte; einige sind nicht einmal zu leichter Bewegung geeignet, sondern bedürfen der Ruhe; sie werden dabei von Anstrengungen unverhältnismäßig mitgenommen. Ich weise diese Leute von allen Wettübungen zurück (denn sie leisten bis zum Mannesalter nicht das Nötige), namentlich aber vom Allkampf und Faustkampf; denn es werden diejenigen leicht von Schlägen und Wunden aufgerieben, welche nicht einmal eine derbe Haut haben. Trotzdem müssen sie Leibesübungen betreiben, aber der Leiter derselben muß sie mehr hätscheln, wie sie es bei Anstrengungen und Leibesübungen nötig haben. Stellt es sich heraus, daß der eine Teil des Elternpaares über die Jugendblüte hinaus war, so werden die Fehler ähnlich, aber weniger deutlich sein. — Eine krankhafte Körperbeschaffenheit wird das Blut verraten; denn dies muß einigermaßen trüb und von der Galle beschwert erscheinen. Und wenn auch einmal solches Blut vom Gymnasten belebt worden ist, so ändert und trübt es sich doch wieder; denn alles, was von Natur nicht gesund ist, macht Schwierigkeiten.

30. Ein Zeichen von krankhafter Körperbeschaffenheit ist auch ein hervortretender Kehlkopf, vorstehende Schulterflügel, ein Hals,

der hochgestreckt ist und allzuweit vorwärts geneigt da, wo die Schlüsselbeine zusammenlaufen. Und auch diejenigen, welche die Seiten zusammengepreßt, sowie diejenigen, welche sie übermäßig ausgeweitet haben, bieten viele Anzeichen von Krankhaftigkeit; denn den einen sind notwendig die inneren Teile zusammengedrückt, und es fällt ihnen schwer, den Atem bei den Anstrengungen auszustoßen und einzuziehen, und sie leiden stets an schlechter Verdauung der Speisen. Die anderen haben notwendig schwere und herabhängende Eingeweide; daher ist ihr Atemzug träge und schlaff, und die Speisen werden bei ihnen weniger verteilt werden, indem sie mehr in den Bauch kommen, als zur Ernährung des Leibes dienen.

Dies über die Herstammung derer, welche Wettkämpfer werden wollen; den für jeden der Wettkämpfe Geeigneten muß man folgendermaßen bestimmen:

31. Wer den fünf Kämpfen sich widmen will, soll schwerer sein als die leichten Wettkämpfer und leichter als die schweren, groß, kräftig und aufrecht, an den Muskeln nicht übermäßig entwickelt, ohne verkümmert zu sein. Er soll mehr lange, als ebenmäßige Schenkel haben und wegen der Umdrehung beim Speer- und Diskoswurf und wegen des Sprunges eine geschmeidige und gewandte Hüfte haben; denn beim Sprunge wird er sich nicht so leicht etwas zu leide thun und sich am Leibe nichts zerbrechen, wenn er beim Aufsetzen mit dem Fuß oder dem Sitzbein sich allmählich niederläßt. Auch muß er lange Hände und lange Finger haben; denn dann wird er den Diskos viel besser werfen, wenn wegen der langen Finger die Hand, aus welcher der Diskos geworfen wird, hohler ist, und er wird den Speer gewandter schleudern, wenn seine Finger nicht kurz sind und den Riemenspeer oberhalb der Wurfschleife berühren.

32. Wer am besten Dolichos laufen will, der soll einem Fünfkämpfer ähnlich Schultern und Nacken kräftig haben; seine Schenkel sollen schlank und leicht sein, wie bei den Stadionläufern . . . [Hier ist eine Lücke!] . . . denn jene setzen mit den Händen ihre Schenkel in scharfen Lauf, indem sie durch Hin- und Herschwingen der Arme gewissermaßen beflügelt werden. Die Dolichosläufer thun dies nur um die Zielsäule herum, während sie die übrige Zeit bei Vorhebhalte der Unterarme fast nur gewissermaßen ausschreiten; daher haben sie auch kräftige Schultern nötig.

33. Den Waffenläufer und Wettkämpfer im Stadion und Doppellauf unterscheidet keiner mehr seit den Zeiten, als Leonidas von Rhodos*) vier Olympiaden hindurch in diesen drei Stücken siegte; trotzdem aber muß man die, welche nur in einem dieser Stücke wettkämpfen, unterscheiden. — Den Waffenläufer nun sollen lange Seiten, gedrungene Schultern und eingebogene Hüften geleiten, damit die Schilde sich gut tragen lassen, indem jene ihn emporhalten. — Zum Stadionlauf, der behendesten Wettübung, sind auch die Mittelgroßen sehr tüchtig, besser aber als diese sind die nicht übermäßig Großen, sondern ein wenig über Mittelgröße Hinausgehenden; denn die übermäßige Größe ermangelt der Sicherheit wie die übermäßig emporgeschossenen Pflanzen. Sie sollen fest gebaut sein; denn das tüchtige Stehen ist die Grundlage des tüchtigen Laufens. Folgendes ist ihr richtiges Ebenmaß: die Schenkel müssen den Schultern das Gleichgewicht halten, der Brustkasten kleiner als mittelgroß sein, und er muß ein gesundes Herz und gesunde Lungen haben; die Hüften müssen behend, der Unterschenkel gerade, die Hände mäßig lang sein; auch die Muskeln sollen bei ihnen mäßig entwickelt sein; denn die übermäßig entwickelten Muskeln sind der Schnelligkeit nur hinderlich. — Die Wettkämpfer im Doppellauf sollen kräftiger angelegt sein als die Stadionläufer. Die Wettkämpfer in den drei Arten des Laufes sollen nach der Tüchtigkeit zusammengeschart sein, die Vorzüge in sich vereinigend, welche diese einzeln besitzen. Dies soll aber niemand zu den unmöglichen Dingen rechnen; denn solche Läufer hat es selbst in unserer Zeit gegeben.

34. Der Faustkämpfer soll lange Hände und tüchtige Unterarme, nicht allzu stark strotzende Oberarme und Schultern, einen starken Hals und hohen Nacken haben. Dicke Handwurzeln an den Unterarmen sind wuchtiger zum Schlagen; minder dicke sind gelenkig und hauen mit Leichtigkeit. Es soll ihm aber auch ein derbes Sitzbein zur Stütze dienen; denn das Vorschnellen der Arme zieht den Körper um, wenn er sich nicht auf ein festes Sitzbein stützt. Leute mit dicken Unterschenkeln halte ich für keine andere der Wettübungen geeignet, am wenigsten

*) Leonidas von Rhodos siegte im einfachen Wettlauf in vier aufeinander folgenden Olympiaden 154—157 (164, 160, 156 und 152 v. Chr.). Er war besonders glänzend in der Dauer seiner jugendlichen Kraft, er blühte rüstig vier Olympiaden hindurch, und es wurden ihm zwölf Siege im Wettlaufe zu teil.

aber für den Faustkampf. Denn sie sind so träge gegen die Unterschenkel der Gegner zu treten und erliegen leicht dem Angreifer. Es soll also einer gerade Unterschenkel haben, während die Oberschenkel voneinander getrennt sind und abstehen; denn die Gestalt des Faustkämpfers ist geeigneter zum Angriff, wenn die Schenkel nicht geschlossen sind. Ein zurücktretender Bauch ist am besten; denn solche Leute sind natürlich leicht und haben einen guten Atem. Doch erwächst auch von dem Bauche dem Faustkämpfer ein Vorteil; denn die gegen das Gesicht gerichteten Schläge hält ein solcher Bauch ab, indem er schon vorher gegen den Schwung des Schlagenden anprallt.

35. Kommen wir zu den Ringern! Der richtige Ringer sei lieber groß als mittelgroß! Er sei aber ebenmäßig gebaut wie die Mittelgroßen; er habe weder einen hohen Nacken, noch einen an die Schultern angefügten; denn das ist zwar angewachsen, aber es gleicht eher einem zugestutzten, als einem gymnastisch ausgebildeten Manne. So wird wenigstens einer urteilen, der weiß, wie viel anmutiger und göttlicher die Heraklesbilder sind, welche edel gehalten und nicht kurzhalsig sind. Vielmehr sei der Nacken emporgerichtet, wie bei einem schönen und selbstbewußten Rosse; erstreckt sich der andere Teil des Halses bis an die beiden Schlüsselbeine und laufen die oberen Teile der Schultern zusammen und sind sie emporgerichtet, so verleihen sie dem Ringer Größe und edles Aussehen und Kraft und bessere Fähigkeit zum Ringen; denn wenn der Nacken vom Ringen gebogen und verdreht wird, sind solche Schultern wackere Wächter, indem sie den Kopf von den Oberarmen aus stützen. Ein gutgezeichneter Unterarm ist für den Ringkampf ein Vorteil; mit einem gutgezeichneten Unterarm bezeichne ich einen solchen, an dem sich breite Adern befinden, welche von Nacken und Hals beginnend, eine auf jeder Seite, die Schultern berühren und bis zu den Händen herablaufen, indem sie an Ober- und Unterarm hervortreten. Haben nun Leute die Adern oben aufliegend und übermäßig bemerkbar, so ziehen sie von diesen keine Kraft, und diese sind unerfreulich anzuschauen wie die Krampfadern; haben aber Leute tiefe und sanft wallende Adern, so machen sie ihnen das ruhige Blut der Hände warm und bewirken bei älteren Leuten, daß sich der Arm etwas verjüngt, bei jugendlichen Leuten, daß sie als Daraufgänger erscheinen und für den Ringkampf etwas Ordentliches versprechen. Besser ist eine vorstehende und herausragende Brust; denn ihre Ein-

geweide haben in einem festen und wohlgestalteten Häuschen Wohnung genommen und sind tüchtig, kräftig, frei von Krankheiten, mit Maßen zornmutig; erfreulich ist auch eine Brust, die nur mäßig herausragt, aber ringsum abgemagert und mit Strichen versehen; denn diese ist kräftig, behend und, wenn auch der vorstehenden Brust im Ringen nachstehend, doch zum Ringen tüchtiger als die übrigen. Leute, die eine kleine und zurückstehende Brust haben, wünsche ich nicht zu entkleiden und in Leibesübungen zu üben; denn solche Leute werden überführt, einen schlechten Magen, ungesunde Eingeweide und beklommenen Atem zu haben. Der Bauch aber soll nach dem Unterleibe zu zurücktreten; denn für den Ringer ist der Bauch eine unnütze Last. Die Weichen, auf denen er ruht, sollen nicht mager sein, sondern auch an ihnen soll etwas Wohlgenährtes sein; denn solche Weichen sind fähig, alles, was ihnen beim Ringen zugemutet wird, zu umklammern, und umklammert werden sie mehr Schmerzen bereiten als leiden. Ein gerader Rücken ist zwar hübsch, aber zu Leibesübungen tüchtiger ist ein etwas gebogener, da er ja auch mehr mit der gebogenen und vornübergeneigten Stütze des Schulterblattes verwachsen ist. Es soll ihn aber ein nicht hohles Rückgrat scheiden; denn ein solches wird nicht genug Mark haben, und die Rückenwirbel möchten sich da biegen und überdies durch die Ringergriffe einmal gezwungen werden, nach innen zu gleiten; doch soll dies lieber bloße Annahme bleiben, als wirklich vorkommen. Die Hüfte, welche als eine Achse zwischen die oberen und unteren Gliedmaßen eingeschoben ist, muß geschmeidig, biegsam und drehbar sein. Dies wird durch ihre Länge und, beim Zeus, durch ihre unverhältnismäßig starke Beleibtheit erzielt. Der Körperteil unter der Hüfte sei weder etwas glatt, noch anderseits übermäßig entwickelt! Denn in dem einen Fall ist er schwach, in dem andern zu Leibesübungen nicht geeignet. Vielmehr soll er entschieden hervorragen und soll dabei fest und drall beim Ringen hervorragen. Eine Seite, welche biegsam ist und dabei die Brust stützt, macht zu Angriff und Abwehr im Ringen tüchtig. Denn liegen solche Leute unten, so sind sie von den Gegnern schwer zu überwinden, und wenn diese unterliegen, so sind sie schwer zu tragen. Schmale Hinterbacken sind schwach, zu breite träg, bewegliche aber zu allem tüchtig. Ein festgebauter und nach außen gerichteter Schenkel verbindet Kraft und Jugendschönheit und hält alles gut empor und zwar um so mehr, wenn bei

heftiger Bewegung der Unterschenkel nach keiner Richtung hin ausbiegen, sondern der Schenkel gerade auf dem Knie ruhen sollte. Unterschenkel, die nicht gerade zu den Knöcheln stehen, sondern krumm sind und nach innen neigen, bringen den Körper zum Wanken, wie Grundpfeiler, welche nicht gerade stehen, die sitzenden Säulen.

36. So sei der Ringer gestaltet, und ein solcher wird nicht minder den auf dem Boden betriebenen Allkampf und das Handringen üben. Vollkommene Allkämpfer sind diejenigen, welche zum Ringen tüchtiger angelegt sind als die Faustkämpfer und zum Faustkampf tüchtiger als die Ringer. Vortreffliche Wettkämpfer sind auch die Kleingroßen; hierunter wollen wir diejenigen verstehen, welche an Größe den Vierschrötigen und Mittelgroßen nachstehen, aber leiblich großartig und im Verhältnis zu ihrer Größe außerordentlich ausgebildet sind, und das um so mehr, wenn sie nicht mager erscheinen, sondern auch etwas Beleibtheit aufweisen. Es preist sie aber mehr der Ringkampf; denn sie sind geschmeidig, vielgewandt, feurig, leicht, flink und ausdauernd und entgehen vielen schwierigen und gefährlichen Griffen, in denen sie mit dem Kopfe wie mit einem Pfeiler sich anstemmen. Sie sind aber nicht gute Vertreter des Allkampfes und des Faustkampfes, indem sie dem Schlagenden unterliegen und sich in lächerlicher Weise von der Erde erheben, so oft sie selber schlagen. Als Beispiel der Kleingroßen wollen wir die Bildsäulen des Ringers Maron nehmen, den einst Kilikien hervorbrachte. Von diesen Übungen zurückweisen muß man auch die mit langem Rumpf; denn den Ringergriffen, vor denen man sich schwer hüten kann, auszuweichen sind auch diese Leute fähig; aber sie sind zum Niederringen ungeschickt, weil sie auf ihren Schenkeln hocken.

37. Die Beinamen löwenartig, adlerartig, straff und dürr („gespalten“ *), riemenartig, bekommen folgende Arten von Wettkämpfern: Die Löwenartigen haben eine tüchtige Brust und tüchtige Hände, sind aber nach dem Rücken zu minder tüchtig; die Adlerartigen sind diesen an Gestalt ähnlich, sind aber an den Weichen mager, wie die von den Adlern, welche sich aufrichten. Beide erklärt man für unternehmend, ungestüm und

*) Das im Text gebrauchte Wort („schizias“) wird als straff und dürr erklärt und wird von Dikäarchos z. B. zur Bezeichnung des Herakles gebraucht.

rasch, doch auch etwas verzagt infolge von Mißgriffen. Und man braucht sich darüber nicht zu wundern, wenn man der Löwen und Adler Art berücksichtigt.

38. Die „Gespaltenen" und Riemenartigen sind beide groß, haben lange Schenkel und übergroße Hände, ihr Unterschied voneinander ist aber mehr oder minder groß. Denn jene erscheinen gedrungen, die Umrisse ihres Leibes sind scharf, sie sind vielspaltig, und daher ist ihnen auch ihr Beiname gekommen; diese hingegen sind lose, mehr losgebunden und geschmeidig in Kreisdrehungen ganz so wie Lederriemen; von ihnen sind jene beim Umarmen mehr Draufgänger, die Riemenartigen aber sind mehr geeignet, festzuhalten und zu umflechten.

39. Arten von ausdauernden Wettkämpfern sind die Gallsüchtigen, Muskulösen, die mit hohlem Bauche, mit ausgelassenem Blick; aber auch einem Adler gleichen die Schnelllaufenden und Breitbrustigen, einem Löwen die Verschleimten; denn die Gallsüchtigen sind unbedeutend, wegen ihrer eigenartigen Naturanlage sogar fähig, irre zu werden.

40. Die den Bären Gleichenden sind rundlich, geschmeidig und wohlbeleibt, weniger gegliedert, mehr gekrümmt als aufgerichtet, schwer niederzuringen und entschlüpfend, kräftig packend; heißer wird ihr Atem sein, wie den Bären beim Laufen.

41. Die Gleichhandigen, die man doppelrechts nennt, eine seltene Erfindung der Natur, sind an Kraft unverwüstlich, schwer abzuwehren und unermüdlich. Diese Eigenschaft verleiht ihnen gerade eine gleichmäßigere Geschicklichkeit des Leibes von größerer Kraft als die ebenmäßig Gebauten besitzen. Ich teile mit, woher ich dies weiß: Der Ägypter Mys war, wie ich von den älteren Leuten hörte, nur ein kleiner Knabe, rang aber mehr als kunstvoll. Als er in eine Krankheit verfiel, wurde ihm die rechte Seite des Leibes geschwächt, die linke aber nahm zu; als er nun den Gedanken an Wettkämpfe aufgab, hatte er einen Traum, wegen der Krankheit solle er getrost sein; er werde in den verstümmelten Gliedmaßen mehr Kraft haben als in den unversehrten und unverwundeten. Und das Gesicht log nicht; indem er sich nämlich mit den beschädigten Gliedmaßen anklammerte, wurde er seinen Gegnern durch schwer abzuwehrende Ringergriffe lästig und hatte aus der Krankheit den Vorteil, daß er an den beschädigten Körperteilen stark war. Dies ist zwar wunderbar, aber es soll erzählt sein, nicht als geschähe es gewöhnlich, sondern als einmal geschehen, und es soll lieber als

das Werk eines Gottes gelten, der den Menschen ein großes Werk kundgiebt.

42. Über das richtige Verhältnis des Leibes und darüber, ob ein Mann von dieser Beschaffenheit besser sei oder ein Mann von jener, herrschen wohl bei den Leuten, welche ohne Vernunft diesen Gegenstand erwogen haben, Meinungsverschiedenheiten; über die verschiedenen Gemütsarten herrscht kein Widerspruch, und es dürfte sich wohl kein Widerspruch dagegen erheben, daß die warmfeuchte die beste sei; denn sie besteht wie die kostbaren unter den Bildwerken nur aus lauterem und reinem Stoff. Denn sie sind von Kot, Schlamm und den überflüssigen Säften frei, von denen der Quell des Schleimes und der Galle überströmt; sie machen gut die Mühen durch, die sie erleiden müssen, sie essen mit Lust, erkranken selten und erholen sich schnell von den Krankheiten; sie sind gelehrig und lenksam für die mannigfachen Leibesübungen wegen ihrer guten Gemütsart. Die Gallsüchtigen sind von Gemütsart heiß und trocken und bringen den Gymnasten keine Frucht, so wenig wie der heiße Sand den Sämännern. Indes sind sie durch die Entschlossenheit ihres Sinnes tüchtig, daran haben sie Überfluß .... [Hier ist eine Lücke] .... daß die Leibeswärme von der Kälte gemischt wird.*) Diese müssen bei den Leibesübungen fest angespornt werden; die Gallsüchtigen aber gehen im Schritt vorwärts und verschnaufen sich. Jene bedürfen des Zügels, diese des Sporns; jene sind durch den Staub in Schranken zu halten, diese durch das Öl anzufeuchten.

43. Soviel sei von mir vom Standpunkte der heutigen Gymnastik über die Gemütsart gesagt; denn die alte Gymnastik nahm erst gar nicht von der Gemütsart Kenntnis, sondern übte lediglich die Körperkraft. Die Alten übten sich, indem sie teils schwer tragbare Lasten trugen, teils an Schnelligkeit mit Pferden und Hasen wetteiferten, teils fest geschmiedetes Eisen gerade machten oder bogen, teils sich mit starken Jochochsen zusammenspannen ließen, teils Stiere, ja sogar Löwen auf dem Nacken trugen. Das thaten Männer wie Polymestor, Glaukos, Amesios und Polydamas von Skotussa; Tisandros aber, der Faustkämpfer aus Naxos, der eine weite Strecke des Meeres um die Vorgebirge der Insel schwamm, übte damit seine Hände und sich.

*) Diese Stelle ist so verstümmelt überliefert, daß sie eine Erklärung unmöglich macht.

Ihr Bad waren Flüsse und Quellen, und auf der Erde machten sie sich ihr Lager, bald auf Fellen ausgestreckt, bald auf Lagern, die sie sich auf den Wiesen mähten. Als Speise diente ihnen Gerstenbrot und ungebackenes und ungesäuertes Weizenbrot, und sie nährten sich von Rind-, Ochsen- und Bockfleisch sowie von Rehen. Der wilde Ölbaum und der Mastixstrauch lieferten ihnen Öl zum Salben; daher blieben sie auch bei ihren Übungen von Krankheit frei und alterten spät; die einen waren acht, die anderen neun Olympiaden hindurch Wettkämpfer; auch waren sie tüchtig im Waffendienst. Für die Mauern kämpften sie; auch hierbei fielen sie nicht, sondern wurden mit Auszeichnungen und Siegeszeichen geehrt; den Kriegsdienst betrieben sie als Vorübung der Gymnastik und die Gymnastik als Vorübung des Kriegsdienstes.

44. Als aber diese Verhältnisse sich geändert hatten und aus Kämpfern unstreitbare Männer, aus Thätigen Träge, aus Straffen Schlaffe geworden waren, und als die sizilische Schlemmerei überhand genommen hatte, da wurde die Gymnastik entnervt und Schmeichelei wurde mit zur Gymnastik gerechnet. Zuerst bot sich die Heilkunde als Beraterin an und fing an zu schmeicheln; sie ist zwar eine gute Kunst, aber zu weichlich, als daß Wettkämpfer sich damit einlassen sollten: sie lehrt Unthätigkeit und läßt die Zeit vor der gymnastischen Übung überladen dasitzen, wie libysche und ägyptische Lasten; sie führt Lust bereitende Kuchenbäcker und Köche ein, von denen sie zu Leckermäulern und Dickbäuchen gemacht werden; sie giebt unverdauliche Brote aus Mohn zu essen; sie giebt im Übermaß widersinnige Speise von Fischen; indem sie über sie Untersuchungen anstellt nach den Bezirken des Meeres, daß die aus dem Schlamm fett sind, die aus den Klippen zart, die vom hohen Meere fleischig, und daß sich in den Schlupfwinkeln zarte, in dem Seegras wenig nahrhafte Fische nähren; ferner weiß sie vom Schweinefleisch Wunderdinge zu erzählen: für schlecht soll man die Schweineherden am Meere halten wegen des Meerknoblauchs, von dem die Gestade, die Dünen voll sind; hüten soll man sich auch vor den Schweineherden aus der Nähe von Flüssen wegen der Ernährung von Krebsen; nur von Kornelkirschen und Eicheln sollen sie sich nähren.

45. Das so üppige Leben reizt auch zur Begier nach geschlechtlichen Genüssen; es gab auch den Wettkämpfern Anlaß zu ungesetzlicher Geldgier und zum Verkaufen und Kaufen der

Siege; denn die einen verkaufen ihren eigenen Ruhm, weil sie, mein' ich, viele Bedürfnisse haben; die anderen erkaufen sich mühelose Siege, weil sie ein üppiges Leben führen. Und dem Räuber oder Beschädiger eines silbernen oder goldenen Weihegeschenkes stellen die Gesetze ihren Zorn in Aussicht als des Tempelraubes schuldigen; den Kranz des Apollon oder Poseidon aber, um den sogar die Götter selber Wettkämpfe bestanden, kann man ungestraft verkaufen und kaufen. Nur bei den Eleern bleibt nach alter Anschauung der wilde Ölbaum unverletzlich; die anderen Wettspiele wurden verstümmelt. Nur ein Fall von vielen sei von mir berichtet; in ihm sind alle enthalten. Ein Knabe siegte auf den Isthmien im Ringkampf, nachdem er einem seiner Gegner 3000*) für den Sieg zugestanden hatte. Als sie nun am folgenden Tage ins Gymnasion kamen, verlangte der eine sein Geld, der andere aber erklärte, er sei ihm nichts schuldig; denn er habe ihn ja wider seinen Willen besiegt. Als jener nun nichts durchsetzte, läßt man es auf den Eid ankommen, und er trat in den Tempel des isthmischen Gottes und schwor öffentlich vor den Augen von Hellas, er habe den Wettkampf des Gottes verkauft; denn 3000 seien ihm zugesagt, und er schwor dies mit heller Stimme, weil er fürchtete, es möchte etwa nicht deutlich sein. Was möchte nicht in Ionien, was in Olympia bei solcher Beschimpfung des Festspieles geschehen sein? Denn je wahrer sie ist, wenn auch nicht ohne Zeugen, um so unheiliger und verschrieener ist sie. Ich spreche die Gymnasten nicht frei ob solcher Verderbnis; denn sie erscheinen mit Geld zur gymnastischen Übung und, indem sie den Athleten um höhere Zinsen borgen, als die sind, wofür Seehandelsleute borgen, kehren sie sich nicht um den Ruhm der Athleten, sondern werden ihre Ratgeber beim Kaufen und Verkaufen, indem sie für ihren eigenen Gewinn sorgen. Und dies soll von mir gesagt sein gegen die Geschäfte treibenden Gymnasten; denn sie treiben eine Art von Geschäft, indem sie für ihr Interesse sorgen.

46. Sie begehen aber auch den Fehler: sie entkleiden den jungen Athleten bei den Leibesübungen, als wäre er schon ein Mann; dabei lassen sie ihn vorher den Magen beschweren und zwischen der Leibesübung und dem Erbrechen dahingehen. Hierdurch benehmen sie den Knaben die jugendliche Munterkeit wie die schlechten Erzieher, indem sie sie zur Trägheit, Zaghaftigkeit

*) 3000 Drachmen d. h. 2370 Mark.

und Langsamkeit einüben und daran gewöhnen, daß sie sich zaghafter zeigen, als es ihre Jugendblüte mit sich bringt. Man müßte mit ihnen Erholungsgymnastik treiben, wie die Palästra sie übt. Ich meine die Erholungsgymnastik mit den Schenkeln, wie sie von den Weichmachern, und die mit den Händen, wie sie von den Reibern vorgenommen wird. Auch soll der Knabe dazu klatschen! Denn ihre Leibesübungen sind ausgelassener. In dieser Weise übte sich der Phönizier Helix nicht bloß in der Knabenzeit, sondern auch, als er in die Zahl der Männer gekommen war, und er wurde unaussprechlich bewundernswert, mehr als alle, die meines Wissens diesen leichten Übungsbetrieb durchmachten.

47. Auch um die Tetraden der Gymnasten muß man sich nicht kümmern; durch sie ist die Gymnastik in jeder Beziehung heruntergekommen. Wir wollen unter der Tetrade einen Kreis von vier Tagen verstehen, deren jeder etwas anderes betreibt: der eine bereitet den Athleten vor, der zweite spannt ihn an, der dritte läßt nach, der vierte hält die Mitte. Die vorbereitende Übung ist eine kurz zusammengedrängte und rasche Bewegung, welche den Athleten weckt und seine scharfe Aufmerksamkeit auf die bevorstehende Mühe richtet; die anspannende Übung ist eine unerbittliche Prüfung der dem Leibe innewohnenden Kraft; der Erholungstag ist eine Bewegung, welche in überlegter Weise die Kraftblüte wiederherstellt. Wenn man in solcher Weise lediglich harmonische Übungen anstellt und diese Tetraden so im Kreise wiederholt, so nimmt man die Gelegenheit, den Athleten nackt zu schauen und wahrzunehmen, welche Speisen geeignet sind.

48. Wein bringt Leid, es schadet der Zustand nach geschlechtlichen Genüssen und Samenerguß im Traume, Anstrengungen, Ermattung und sonst noch mehr Zustände, die teils von freiem Willen abhängig sind, teils nicht. Wie sollen wir diesen heilen, wenn wir Tetraden anwenden und losen? Die übermäßigen Esser wird die schwere Augenbraue kennzeichnen, hohle Atembeklemmung und aus den Schlüsselbeinen vorstehende Becher und die einige Aufschwellung zeigenden Weichen; die Weintrinker wird der übermäßige Bauch bezeichnen, das zu muntere Blut, die Feuchtigkeit der Weichen und der Schenkel. Die, welche von geschlechtlichen Genüssen kommen, wird mehr verraten: sie haben, wie sie leicht überführt werden, an Körperkraft abgenommen, sie werden im Atem beengt, bei dem Angriff zag-

haft, durch Anstrengungen blaß und solcher Zustände leicht überführt; sind sie ausgezogen, so wird sie das hohle Schlüsselbein überführen, das blutleere Sitzbein, die eingekerbte Seite und die Kälte des Blutes; ließe man sich mit ihnen ein, so würde wohl der Wettkampf ohne Kranz sein. Schwächlich sind bei ihnen die Partien unter den Augen, schwächlich der Herzschlag, schwächlich die Schweißdünste, schwächlich der die Speisen verdauende Schlaf; das Werfen der Augen ist unstät und bekundet den Charakter von Liebenden.

49. Bei denen, die im Traume den Samen lassen, ist das freilich eine Entladung strotzenden Wohlbefindens, aber sie sind ziemlich blaß anzusehen, zum Schwitzen geneigt, an Körperkraft etwas dürftig, infolge des Schlafes wohlgenährt; ihr Sitzbein ist untadelhaft, ihr Atem ausreichend; und wenn auch denen vergleichbar, welche Liebesgenüssen frönen, sind sie nicht dasselbe, sondern jene reinigen die Natur, diese zehren sie auf. Die Schlaffheit bezeugt der schlaffere Umfang des Leibes, die angeschwollenen Adern, die kläglichen Oberarme und die abgezehrten Muskeln.

50. Die übermäßigen Esser, mögen sie sich nun an die leichten Wettübungen machen oder an die schwereren, sollen durch Reibungen am Unterkörper behandelt werden, damit das Überflüssige an den wichtigeren Körperteilen beseitigt werde. Als Fünfkämpfer sollen sie mit einigen der leichten Übungen geübt werden, als Läufer ohne übermäßige Anstrengung, vielmehr mit Muße und bei etwas größeren Schritten; als Faustkämpfer sollen sie leichte und luftige Hiebe führen. Beim Ringen und Allkampf sollen sie aufrecht stehen. Aber notwendig ist für sie das Wälzen; beim Wälzen sollen sie aber lieber oben, als unten liegen und keinesfalls kopfüber, damit sie sich nicht mit unheilbaren Wunden verstümmeln. Und der Gymnast soll sie, bei leichten gleich wie bei schweren Übungen besonders die unteren Teile durch mäßige Abreibungen mit Öl behandeln und soll die mit Öl eingeriebenen abreiben.

51. Ist Wein in den Leibern der Wettkämpfer übermäßig vorhanden, so daß alles von reichlichem Schweiß voll ist, so soll er durch mäßige Leibesübungen hervorgelockt werden; denn solche Leute darf man weder zu sehr, noch zu wenig üben. Denn es ist besser, den verdorbenen Saft abzuleiten, damit das Blut dadurch nicht verschlechtert werde. Der Gymnast soll

abreiben und abstriegeln unter mäßiger Anwendung von Staub, damit der Schweißerguß nicht verstopft werde.

52. Für die geschlechtlichen Genüssen Ergebenen ist es besser nicht gymnastisch zu üben; denn wie sollen Leute, die unsittliche Lust für Kränze und Heroldsruf eintauschen, Männer sein können? Wenn sie also geübt werden sollten, so soll dies zur Mahnung geschehen, indem sie auf Kraft und Atem überführt werden; denn gerade diese werden durch geschlechtliche Genüsse am meisten geschwächt. Was nun den Zustand derer anbetrifft, welche im Traume den Samen lassen, so gehört auch dies zum Geschlechtlichen, ist aber, wie ich bemerkt, unfreiwillig. Solche muß man mit Sorgfalt üben und ihre Kraft allmählich immer mehr nähren; denn es fehlt ihnen daran. Und man muß ihnen die Schweiße austreiben, deren sie übermäßig viel haben. Die Leibesübungen sollen einigermaßen nachgiebig sein, aber in die Länge ausgedehnt, damit sie im Atem geübt werden. Sie brauchen mäßig viel mit Staub verdickten Öles; denn dies Mittel hält den Leib zusammen und giebt ihm mäßigen Spielraum.

53. Zur Mutlosigkeit neigende Wettkämpfer müssen durch ihren Sinn ermutigende und aufrichtende Rede sorgfältig behandelt werden. Für sie ist eine ebenmäßige Leibesübung gut; denn der etwas ängstliche Sinn ist eher geneigt zu lernen, wovor man sich hüten muß.

Freiwillige Ermattung ist der Anfang von Krankheiten, und es ist nötig, den im Staube und in der Paläſtra Abgematteten mäßigen Spielraum zu geben, wie ich bemerkte, und die im Staube Ermüdeten am folgenden Tage mit mäßiger Steigerung anzustrengen; denn das plötzliche Nachlassen der Bewegung im Staub ist ein schlechtes Mittel gegen Ermattung; denn das verbessert nicht die Kraft, sondern bringt sie herunter . . . [Hier ist eine ziemlich große Lücke!] . . . So dürfte die Gymnastik sein, die einigermaßen weise ist und den Athleten fördert.

54. Einen Beweis gegen die Tetraden, gegen die ich mich schon aussprach, bietet auch der Fehler, der bei dem Ringer Gerenios gemacht wurde, dessen Grabmal zu Athen rechts am Wege nach Eleusis steht. Als dieser das Glück gehabt hatte, in Olympia zu siegen, gab er am dritten Tage darauf einigen Bekannten ein Siegesfest mit Trinken und Essen; infolge der ungewohnten Schlemmerei verfiel er dem Schlaf. Als er am

folgenden Tage ins Gymnasion kam, teilte er dem Gymnasten mit, er habe sich den Magen überladen und fühle sich unwohl; der aber wurde wild und hörte es mit Entrüstung und war auf ihn gereizt, weil er es an der nötigen Anstrengung fehlen ließe und die Tetraden auseinander zerre, bis er ihn unmittelbar beim Üben ums Leben brachte aus Unkenntnis, da er ihn nicht vorher hatte sagen und verschweigen lassen, was er hätte erfahren müssen. So steht es also mit den Tetraden, und so werden bei Ungeübten durch einen ungeschulten Gymnasten nicht geringe Leiden bewirkt; denn daß die Stadien einen solchen Athleten verlieren, wie sollte das nicht schwer sein? Was werden die Leute, welche für die Tetraden eine Vorliebe haben, mit ihnen anfangen, wenn sie nach Olympia kommen? Hier ist der Staub, wie ich es angegeben habe, die Übungen sind festgesetzt, der Hellanodik läßt die Übungen nicht nach vorheriger Ansage machen, sondern alle werden augenblicklich aus dem Stegreif gemacht; dabei droht auch dem Gymnasten die Geißel, wenn er etwas gegen die Anordnungen macht. Gegen die Anordnungen giebt es keinen Widerspruch, da der Ausschluß von den Olympien dem sicher ist, der Widerspruch erhebt. Soviel über die Tetraden! . . . [Hier ist eine ziemlich große Lücke!] . . . Im Anschluß hieran werden wir die gymnastische Weisheit lehren und die Athleten kräftigen, und infolge der zweckmäßigen Übung werden die Stadien wieder aufblühen . . . [Hier ist eine ziemlich große Lücke!] . . .

55. Der Halter*) (d. h. Sprunggewicht, Schwungkolben, Hantel) ist eine Erfindung der Fünfkämpfer und ist für den Sprung erfunden, wonach er ja auch den Namen hat. Denn da die Kampfgesetze den Sprung für schwieriger als die anderen Wettkampfübungen halten, beflügeln sie den Springer durch die Flöte und erleichtern ihn noch durch den Halter; denn der Halter ist ein zuverlässiger Geleiter der Hände und führt den Fußstapfen fest und wohlerkennbar in die Erde. Von wie großem Werte dies aber ist, zeigen die Kampfgesetze; denn diese gestatten den Sprung nur dann zu messen, wenn die Fußspur ordentlich ist. Die langen Halteren üben die Schultern und Hände, die kugel-

*) Die Halteren, die etwa unseren Hanteln entsprachen, waren von verschiedener Form und aus verschiedenem Stoff; sie dienten dazu, den Dreisprung der Fünfkämpfer zu beflügeln und den Niedersprung zu sichern.

förmigen aber zugleich die Finger. In gleicher Weise sind sie von leichten und schweren Athleten zu allen Leibesübungen zu verwenden, nur nicht für die Erholungsgymnastik.

56. Der kotige Staub ist geeignet, um abzureiben und den übermäßig entwickelten Körperteilen Ebenmaß zu verleihen; der scherbenartige ist passend, um zu öffnen und die geschlossenen Körperteile zum Schweiße zu bringen; der erdpechhaltige, um die abgekühlten Körperteile etwas zu erwärmen, der schwarze und gelbliche, und sind beide erdhaltig und gut, um weich zu machen und ein wenig zu kräftigen; der gelbliche Staub verschafft auch ein glänzendes und anmutiges Aussehen, wie es beim edlen und durchgeübten Leibe sich findet. Man muß aber den Staub mit feuchter Hand und voneinander getrennten Fingern streuen und nicht sowohl aufstreuen als auseinander sprenkeln, damit der Pflaum auf den Athleten falle.

57. Der Korykos*) (d. h. Schwungsack) soll auch für Faustkämpfer aufgehängt sein, viel mehr aber für solche, die es auf den Allkampf abgesehen haben. Es sei aber der für Faustkämpfer bestimmte zugleich leicht, da nur die Hände der Faustkämpfer sich am Korykos üben; der für die Allkämpfer bestimmte soll wuchtiger und größer sein, damit sie ihren Stand üben, indem sie sich dem Anprall des Korykos entgegenstellen und ihre Schultern und Finger üben, indem sie auf einen entgegenwirkenden Gegenstand schlagen. Der Kopf soll dagegen stoßen,

*) Der Korykos war ein rundlicher lederner Sack, dessen Größe man dem Alter und den Kräften der Übenden anpaßte und nach demselben Verhältnis mit Feigenkörnern, Mehl oder Sand anfüllte. Man ließ ihn am Seile, wodurch er an der Decke befestigt war, so weit herabhangen, daß sein unteres Ende mit dem Nabel gleichhoch war. Der Übende faßte ihn mit beiden Händen und bewegte ihn anfangs ganz gemächlich vorwärts, dann immer schneller und schneller, so daß er dem weichenden Korykos jedesmal nachfolgte und von dem zurückkehrenden, falls er nicht auswich, fortgeschoben wurde. Endlich stieß man ihn mit voller Kraft aus den Händen, worauf er mit großer Gewalt auf den entgegengestellten Körper zurückschnellte. Man fing ihn bald mit vorgestreckten ausgebreiteten Armen, bald mit flachen ausgebreiteten Händen, welche entweder vor die Brust oder hinter den Rücken gehalten wurden. Diese Übung stärkte vorzüglich die Muskeln und Nerven, machte den Körper fest, erhöhte dessen Kraft und wirkte besonders wohlthätig auf die Eingeweide, weil durch das Zurückprallen des Korykos auf den Körper mit diesem zugleich jene erschüttert wurden.

und der Athlet soll alle Arten von Allkampf üben, soweit er aufrecht vorgenommen wird.

58. Es sonnen sich aber solche, die die Sache unverständig betreiben, bei jeder Sonne und ausnahmslos; solche aber, die mit Verständnis und Überlegung verfahren, thun es einerseits nicht jederzeit, anderseits nur, soweit es ihnen besser bekommt. Denn die Sonnenstrahlen bei Nordwind und bei Windstille sind rein und wohldurchwärmt, da sie ja aus hellem Äther hervorstrahlen; die bei Süd- und Wirbelwinden sind feucht und übermäßig heiß, mehr geeignet, die Übenden zu entnerven als zu erwärmen. Die schönen Sonnentage habe ich gemeint; vor allem muß man die Aufgedunsenen sonnen, damit sie die überflüssigen Säfte verdunsten; die Gallsüchtigen muß man davon fernhalten, damit nicht Hitze zu Hitze gefüllt werde. Ferner sollen die im Alter Vorgerückten beim Sonnen unthätig daliegen und sich von der Sonne bescheinen lassen gerade so, als würden sie gebraten. Die in der Vollkraft Strotzenden sollen dabei alle möglichen Leibesübungen treiben, wie die Eleer es gewohnt sind. Die Anwendung von trockenen Schwitzbädern und von trockenem Einsalben wollen wir den Lakedämoniern überlassen, deren Leibesübungen weder dem Allkampf noch dem Faustkampf gleichen: denn das ist Sache einer roheren Gymnastik. Die Lakedämonier selber behaupten, daß sie diese Art gar nicht wegen der Wettkämpfe betreiben, sondern wegen der Ausdauer; das ist ja freilich etwas für Leute, die sich geißeln lassen, da es bei ihnen üblich ist, sich auf dem Altar durchprügeln zu lassen.

7.

Die leiblichen Leistungen der Alten.

Von W. L. Meyer.

(„Deutsche Turnzeitung“ 1864. S. 36 ff.)

Die leiblichen Leistungen der Alten werden vielfach überschätzt und für weit bedeutender gehalten, als sie in Wahrheit waren. Noch immer liest und hört man die allgemeine Behauptung aufstellen, daß die leiblichen Leistungen der Alten die unserer Turner und Athleten weit überträfen, so weit, daß die jetzt lebenden Menschen in Hinsicht ihrer Leibeskräfte gar nicht mit denen des Altertums verglichen werden könnten. Nicht nur sogenannte Stubengelehrte, sondern auch Männer, die ihre Kenntnisse mehr aus dem Leben, als aus Büchern geschöpft haben wollen, denken sich alles Ernstes die Alten als ein viel kräftigeres, riesenähnliches Menschengeschlecht, mit einer Körperkraft begabt, welche bei denen, die jetzt das Licht der Sonne sehen, gar nicht mehr anzutreffen sei. Ja man spricht dem jetzigen Menschengeschlechte wohl gar schlechthin die Fähigkeit ab, überhaupt die hohe Vollendung von körperlicher Kraft und Gewandtheit der Vorfahren wieder zu erreichen, und redet von einem leiblichen Verfalle des gesamten Geschlechts der Menschen.

Sollten diejenigen, welche so sprechen und denken, recht haben? Hat in Wahrheit die veränderte und verfeinerte Lebensweise, die Vernachlässigung der Körperbildung und die fast ausschließliche Sorge für die Ausbildung des Geistes, hat mit einem Worte die Zivilisation neben ihren unzweifelhaft segensreichen Folgen für die Menschheit auch die verderblichen in ihrem Gefolge, daß sie die Menschen mehr und mehr verweichlicht, ihre Körperkräfte erschlafft, ihren Leib zu einer elenden, erbärmlichen Zwerggestalt zusammenschrumpfen läßt? Dann in der That wär's unnütz und einer eitlen Sisyphusarbeit vergleichbar, wenn

wir durch Anwendung künstlicher Mittel, durch planmäßig betriebene Leibesübungen aller Art den von Geschlecht zu Geschlecht fortschreitenden Verfall unserer Körperkraft aufzuhalten suchten; dann wär's durchaus nicht mehr menschenmöglich, auch einzelnen, besonders begabten und bevorzugten Naturen nicht mehr gestattet, es jemals den Alten in körperlichen Leistungen gleichzuthun. Oder dürfen wir vielleicht die beruhigende Hoffnung und die tröstende Zuversicht hegen, daß unsere vermeintliche Schwäche und der Alten gepriesene Stärke auf nichts anderem beruhe, als auf einem schönen, für viele Menschen angenehmen Glauben? Wenn aber diese Annahme richtig ist, woher stammt dann der so weit verbreitete, von seinen Jüngern so oft und freudig bekannte Glaube? Rührt dieser Glaube einfach daher, daß wir von Jugend auf gewöhnt werden, die alten Griechen und Römer nicht nur als die Erfinder und Begründer aller leiblichen und geistigen Menschenbildung anzusehen, sondern auch zu ihren Leistungen als zu ewig vollendeten und vollkommenen, unerreichbaren Mustern aufzuschauen? Sollte wirklich dieser Glaube in seinem letzten Grunde nicht so sehr verschieden von demjenigen sein, der auch einen sittlich besseren, vollkommeneren Zustand der Vorzeit annimmt und im Hinblick auf die Mängel der Gegenwart die alte Zeit ohne weiteres auch die gute nennt?

Solche und ähnliche Fragen, die gewiß schon manchem Leser aufgestiegen, aber ebenso oft unbeantwortet wieder zurückgedrängt sind, werden, dünkt mich, weniger schwer und vielleicht richtig erledigt werden können, wenn wir uns einmal die Frage zu beantworten suchen, wie groß denn die Kraft und Stärke des Körpers bei den Alten gewesen sei, und wie bedeutende leibliche Leistungen dieselben aufzuweisen haben.

Freilich ist es nicht leicht, über die Leistungen der alten Griechen und Römer in den verschiedenen Arten der Leibesübungen, über die Schnelligkeit ihrer Läufer, die Kraft ihrer Springer und Ringer ein sicheres Urteil zu gewinnen. Denn es wird uns wohl erzählt, daß jemand beim Wettturnen auf den verschiedenen Turnfesten einen Preis errungen habe; es ist uns wohl eine stattliche Menge von Namen olympischer, pythischer und anderer Sieger erhalten; aber höchst selten ist über die Größe und das Maß ihrer Leistungen eine bestimmte, zuverlässige Nachricht auf uns gekommen. Wir wissen zum Beispiel, daß Theagenes aus Thasos viele Hundert Siegeskränze als Preise in seinem Leben davongetragen hat. Aber in wieviel

Zeit er eine bestimmte Strecke durchlaufen konnte, wie weit er sprang und warf, darüber giebt uns kein Schriftsteller der Alten Aufschluß, und somit fehlt es uns gänzlich an einer sicheren Grundlage für die Beurteilung seiner Leistungen. Ganz ohne Nachrichten, die eine bestimmte Maßangabe enthalten und uns eine Vorstellung von dem Leistungsvermögen der Alten geben, sind wir jedoch nicht. Es soll versucht werden, das wenige, was uns überliefert ist, hier zusammenzustellen; und zwar soll nicht nur auf körperliche Leistungen auf den Turnplätzen, sondern auch auf solche außerhalb derselben Rücksicht genommen werden. Nur so wird es möglich sein, eine kleine Anzahl von Beispielen zusammenzubringen; und dem Hauptzwecke, der Bildung eines Urteils über die Leistungsfähigkeit der Alten, wird dies durchaus nicht hinderlich sein.

Ich übergehe dabei die Nachrichten über die alten Heroen, von deren körperlicher Stärke und Gewandtheit Dichter und Mythographen mancherlei gefabelt haben. So soll der windschnelle Parthenopäos, der Sohn der Atalante, der erste Sieger in den nemeischen Spielen, nach der Angabe des Dichters Statius vermocht haben, Hirsche einzuholen und Geschosse im Laufe zu erreichen. Ich wende mich sofort zu den Nachrichten aus der sogenannten historischen Zeit. Die Darstellung wird sich, da wohl nur wenigen Lesern die Quellen selbst zur Hand sein werden, möglichst an diese anschließen.

A. Der Schnellauf.

Ein ausgezeichneter Läufer — um mit den Leistungen der Alten im Laufen zu beginnen — war Euchidas aus Platää. Derselbe legte in einem Tage 25 deutsche Meilen im Laufe zurück. Wann und bei welcher Gelegenheit er dies vollführte, darüber erzählt uns der Geschichtschreiber Plutarch im 20. Kapitel der Lebensgeschichte des Aristides folgendes:

Nach der Schlacht bei Platää im Herbste des Jahres 479 v. Chr. Geb. befragten die Griechen das Orakel in Delphi über das Opfer, welches sie den Göttern zum Dank für den herrlichen Sieg bringen wollten. Der Gott Apollo antwortete, man sollte nicht eher opfern, als bis das von den Persern verunreinigte Feuer ausgelöscht, und reines Feuer von dem Gemeinherde in Delphi, wo das ewige Feuer brannte, wieder angezündet wäre. Die Anführer der Griechen gingen nun sogleich herum und ließen sämtliche Feuer auslöschen. Euchidas aber, ein

Platäer, versprach, er wolle möglichst schnell das Feuer des Gottes holen, und ging nach Delphi. Nachdem er daselbst, wie es Brauch war, sich gewaschen und mit Sprengwasser gereinigt hatte, bekränzte er sich mit einem Zweige des daselbst dem Apollo geheiligten Lorbeerbaumes. Nachdem er darauf das Feuer vom Altare genommen hatte, lief er nach Plataä zurück und kam zurück noch vor Sonnenuntergang, nachdem er an demselben Tage 1000 Stadien = 25 deutsche Meilen zurückgelegt hatte. Als er aber die Mitbürger begrüßt und ihnen das Feuer übergeben hatte, fiel er sogleich zu Boden und hauchte die Seele aus. Die Platäer bestatteten ihn zur besonderen Ehre im Tempel der Artemis Eukleia und schrieben ihm einen Vers auf seinen Grabstein, dessen Inhalt war: Euchidas lief nach Pytho und kehrte noch an demselben Tage hierher zurück. Auch bei dem Erinnerungsfest, welches die Griechen auf Antrag des Aristides zum Andenken an den Sieg über die Barbaren und an die wiedergewonnene Freiheit alle fünf Jahre in Plataä abzuhalten beschlossen, bei den sogenannten Eleutherien, mochte des schnellfüßigen Euchidas in späterer Zeit regelmäßig gedacht werden. Denn bei dem Wetturnen, welches den Glanzpunkt des Festes bildete, wurde jedesmal der erste und größte Preis demjenigen zuerkannt, der im Lauf, und zwar im Waffenlaufe siegte. (Plut. Aristid. XXI. Pausan. IX. 2. 6. Diod. Sic. XI. 29.)

Wir wollen die Ehren des Euchidas nicht verkleinern. Die Leistung im Lauf, welche ihm das Leben kostete und seinen Namen der Nachwelt überlieferte, ist von allen durch unverwerfliches geschichtliches Zeugnis beglaubigten, die bedeutendste. Keine der sonstigen, mit gleicher Zuverlässigkeit bestätigten Leistungen derjenigen Griechen, die das Laufen vorzugsweise und fast ausschließlich geübt, die das Laufen sozusagen zu ihrem Berufe erwählt hatten, kommt ihr gleich. Solche sogenannte Hemerodromen, Tagläufer, oder, wie wir sagen, Eilboten, Schnellläufer, benutzte man im Altertume in Ermangelung der Posten sehr gewöhnlich als Briefträger und Staatsboten, nicht selten auch im Kriege zum Spähen und Kundschaften, zu sogenannten Hemeroskopen, wie sie zum Beispiel bei dem Geschichtschreiber Herodot im 192. Kapitel des 7. Buches erwähnt werden. Als die persische Flotte auf ihrem schlechten Ankerplatze an der Küste von Magnesia von einem schrecklichen Orkane überfallen wurde, liefen die Kundschafter der Hellenen von den Anhöhen im Norden der Insel Euböa herab nach dem Hafen

von Chalkis, in welchem die griechische Flotte lag, und meldeten daselbst schon am zweiten Tage nach dem ersten Ausbruche des gewaltigen Seesturmes, welche ungeheueren Verluste die persischen Schiffe durch denselben erlitten hätten.

Die Angabe der Zeit ist hier ziemlich unbestimmt, und man braucht nicht einmal anzunehmen, daß ein und derselbe Mann in ununterbrochenem Laufe die ganze Strecke von reichlich zwölf Meilen zurückgelegt habe. Es ist doch sehr wahrscheinlich, daß in einem Falle, wo auf sichere Übermittelung der Nachrichten viel ankam, für zweckmäßige Ablösung gesorgt war. Wenn wir dies annehmen, rauben wir niemand ein Verdienst, da nicht einmal Namen genannt werden.

Anders wäre es, wollten wir an der Grundlage der im Nachstehenden enthaltenen Erzählung rütteln.

Pheidippides, welcher bei Cornelius Nepos Phidippus, bei anderen Schriftstellern auch Philippides genannt wird, war ein Herold der Athener. Als im Jahre 490 v. Chr. G. plötzlich die Nachricht nach Athen kam, daß die zahllosen Scharen der Perser unter Anführung des Datis und Artaphernes in der Bucht von Marathon gelandet wären und in der marathonischen Ebene ihr Lager aufgeschlagen hätten, wurde derselbe von den Athenern, die durch die Nähe und Größe der plötzlichen Gefahr erschreckt waren, nach Sparta geschickt, damit er die Spartaner benachrichtigte, wie schnelle Hilfe nötig wäre, und dieselben zu schleunigem Beistande aufforderte. Und so groß war seine Schnelligkeit, daß er die Reise von Athen nach Sparta in zwei Tagen machte. In höchstens 48 Stunden also durchlief er eine Strecke, deren Länge Solinus auf 1240 Stadien = 31 deutsche Meilen, Plinius auf 1140 Stadien = 28½ Meilen, neuere Geographen auf 26 Meilen schätzen. Nicht ganz drei Tage gebraucht gleich danach, um dieselbe Strecke zurückzulegen, das 2000 Mann starke spartanische Heer, welches dem Rufe des Pheidippides folgte (Her. VI. 120). Unterwegs soll dieser, einem frommen Mythus zufolge, noch obendrein eine Zeitlang aufgehalten sein. Als er nämlich beim Berge Parthenion angekommen war, begegnete ihm — wie er selbst nach seiner Rückkehr in Athen erzählt haben soll — auf seinem eiligen Wege der Gott Pan. Dieser redete ihn an und sagte, es verletze ihn sehr, daß die Athener ihn bis jetzt zu verehren vernachlässigt hätten. Trotzdem aber beauftragte er ihn, die Athener seiner Freundschaft zu versichern und ihnen seinen Beistand in dem

bevorstehenden Kampfe mit den Persern zu versprechen. Deshalb ehrten die Athener später den Gott Pan und vergalten ihm seine Freundschaft und Hilfe durch einen Tempel an der Burg und jährlichen Gottesdienst. (Her. VI. 105. Pausan. I. 28. 4. VIII. 54. 5. Corn. Nep. Milt. IV. Plin. H. N. VII. 20. Solin. Polyhist. VI.)

Unwillkürlich erinnert uns das Begegnis des Pheidippides mit dem Feldgotte an eine Geschichte, die sich einstmals mit dem besten Dauerläufer des Jahnschen Turnplatzes zu Berlin begeben hat. Dieser, ein Herr von Plehwe (Bruder des im Jahre 1858 im Zweikampfe erschossenen Generals), wird als ein Mann von nicht großem aber festem Körperbau geschildert, in Sinn und Sitte naturwüchsig und biderbe, als ein wackerer Kirchengänger, dem es nicht zu viel war, am Sonntagmorgen von Potsdam nach Berlin (4 Meilen) und zurück zu rennen, um Schleiermacher predigen zu hören und doch die Parade nicht zu versäumen, folglich als ein Mann, der der Begegnung eines Gottes wohl würdig gewesen wäre. Dieser nun, als sein Bruder sich in Neubrandenburg, 12 Postmeilen von Berlin, verheiratete, machte den Weg in einem Tage ab. Unweit des Dorfes Nassenheide wurde er, damals mit 28 Jahren schon Hauptmann, leider nur — von einem Gendarmen in seinem Laufe aufgehalten und nach dem Passe gefragt. Als er erklärt, daß er Hauptmann bei der Garde sei, und der Gendarm seinen Zweifel an dieser Aussage in etwas herben und derben Worten ausgedrückt hatte, entledigte Plehwe sich seiner durch einen Hieb auf den Rücken des Mannes und die Nase des Pferdes, welches derselbe ritt. Der Gendarm jagte ihm ins nächste Dorf voraus, brachte ihn dort zum Stehen und führte ihn zum Amtmann. Zum Schrecken für den Gendarmen erkannten dessen Söhne, welche die Schulferien im elterlichen Hause zubrachten, jauchzend in ihm den wackeren Turnfreund und veranlaßten, daß er als Hochzeitsgast nach geschehener Versöhnung mit dem Gendarmen sich von neuem in Trab setzen und sein Ziel noch rechtzeitig erreichen konnte.

Die beschriebene Leistung R. v. Plehwes läßt schon auf ein ähnliches Kraftvermögen desselben schließen, wie es Pheidippides besessen haben muß. Noch wird berichtet, daß ersterer bei einer anderen Gelegenheit von 10 Uhr morgens bis zu derselben Stunde des anderen Tages eine Strecke von 17 deutschen Meilen zurückgelegt und ferner, was für das Spätere zu bemerken ist, die 750 Fuß lange Bahn des Turnplatzes binnen 2 Stunden

24 Minuten 120mal durchlaufen habe. Fügen wir noch hinzu, daß nach Kinneir („Geographical Memoir of Persia“ p. 44. Vgl. Grote, „Gesch. Griechenl.“ Bd. II, S. 589. Meißner.) die persischen Kassiden oder Fußboten mehrere Tage hintereinander 60—70 englische Meilen reisen, daß der berühmte Schnellläufer und Schnellreisende Mensen Ernst aus Bergen in Norwegen an einem sehr heißen Tage 29 Meilen zurückgelegt hat (vergl. Krause, „Agonist.“ I, 350—351; Rothstein, „Athenäum“ IV, 2), so finden wir wenigstens hier noch keinen erheblichen Unterschied zwischen den Männern der klassischen Vorzeit und der Gegenwart. Wir fänden ihn vielleicht, wenn die Berichte über die Leistungen zweier anderer Griechen, des Anystis und des Philonides, besser beglaubigt wären. Jener war ein Läufer der Lakedämonier, dieser, ein Sohn des Zotos, aus der Kretischen Chersonnes gebürtig, ein Schnelläufer Alexanders des Großen (Pausan. VI. 16. 4). Von beiden hieß es, dreihundert Jahre nach ihrem Tode, sie wären in einem Tage von Sikyon nach Elis, 1200 Stadien oder 30 deutsche Meilen weit, gelaufen (Plin. H. N. VII. 20. Solin. Polyh. VI.). Wir möchten es allenfalls glauben, weil Plinius, um es glaubwürdig erscheinen zu lassen, angiebt, daß er wohl wisse, wie einige auch zu seiner Zeit noch 160000 Schritte, 32 Meilen, im Zirkus aushalten könnten (Plin. H. N. VII. 20); weil er die dreißig Meilen von Sikyon nach Elis sehr gut gemessen hat, und weil er sogar einem achtjährigen Knaben nachrühmt, daß er vom Mittage bis zum Abende 75000 Schritte (nach anderen Handschriften 45000 Schritte), 15 deutsche Meilen, gelaufen wäre. Aber unsere Gläubigkeit hört auf, wenn wir seine Erzählung genauer ansehen. „Philonides“, heißt es, „ein Läufer des großen Alexander, legte die 1200 Stadien von Sikyon nach Elis von 6 Uhr morgens bis 3 Uhr nach Mittag, also in neun Stunden, zurück. Wiederholt aber gebrauchte er zum Rückwege, obgleich es bergab ging, 15 Stunden, von 6 Uhr morgens bis 9 Uhr abends. Das hatte darin seinen Grund, daß er auf dem Hinwege mit der Sonne ging; wenn er aber in entgegengesetzter Richtung zurücklief, hatte er sie anfangs vor sich, zuletzt hinterm Rücken. Aus gleicher Ursache gewinnen Seefahrer, welche in Begleitung der Sonne gegen Abend steuern, selbst am kürzesten Tage noch die nächtliche Fahrzeit.“ Soweit Plinius, der in dieser Stelle die (astronomische) Thatsache erhärten will, daß man beim Reisen von Osten nach Westen Zeit gewinnt, weil die Sonne in west=

licher gelegenen Orten später aufgeht, beim Reisen nach Osten aber Zeit verliert. Daß es mit diesem Gewinne und Verluste seine Richtigkeit hat, weiß heutzutage ein jeder, aber wieviel gewonnen oder verloren wird, wußte Plinius wenigstens nicht. Der Zeitunterschied zwischen Sikyon und Elis beträgt etwa 5½ Minute. Hätte sich also der obgedachte Philonides mit der Schnelligkeit des Gedankens vom einen zum anderen Orte hin und später wieder zurück versetzen wollen, so hätte sich wohl ein Unterschied von 11 Minuten, aber nicht von — 6 Stunden herausstellen können.

B. Der Wettlauf.

Weniger bestimmt, als bei den oben erwähnten Schnellläufern, sind die Angaben der Alten darüber, was bei dem Wettlaufen geleistet wurde, welches auf den olympischen und anderen Turnfesten regelmäßig stattfand. Wenn wir übrigens auch nicht erfahren, in wieviel Sekunden der beste Sieger einmal die Laufbahn durchlaufen habe, so wissen wir doch von einigen Wetturnern der Griechen, daß dieselben in mehreren Arten des Laufes an ein und demselben Tage einen Preis erlangt haben, und das kann uns, wenn auch nicht über die Geschwindigkeit, so doch über die Ausdauer der Wettläufer ein ungefähres Urteil verschaffen. So siegte in den pythischen Spielen zweimal an einem Tage, einmal im Stadion und einmal im Diaulos, Thessalos aus Korinth. (Pind. „Olymp." XIII. 37) Der Pellaneer Phanos siegte in der 67. Olympiade in Olympia dreimal an einem Tage, nämlich im Stadion, im Diaulos und im Waffenlaufe. (Euseb. Chron. 1. p. 41. Scalig.) Dasselbe scheint auch Leonidas aus Rhodos geleistet zu haben, der vier Olympiaden hindurch als Wettläufer auftrat und in dieser Zeit zwölf Siegeskränze im Wettlaufe gewann. (Pausan. VI. 13. 3.) Ebenfalls dreimal an einem Tage, und zwar zuerst im Dolichos und Diaulos, und dann noch im Stadion, siegte in der 212. Olympiade Polites aus Keramos in Karien. (Pausan. VI. 13. 2.) Vielleicht noch mehr, als diese alle, leistete Argeus aus Argos. Wenn derselbe aber nach Africanus bei Eusebius in der 113. Olympiade im Dolichos gesiegt und noch an demselben Tage seinen Sieg in Argos verkündet haben (Euseb. Chron. p. 42) soll, welches in gerader Richtung 13 Meilen von Olympia entfernt ist, so ist es gestattet, wenigstens einen bescheidenen Zweifel an der Wahrheit einer Nachricht auszusprechen,

die wir aus einer trüben Quelle entnehmen müssen, welche 600 Jahre jünger ist, als das berichtete Ereignis.

Damit wir die Kraft und Ausdauer jener zweimal und dreimal bekränzten Wettläufer richtig schätzen können, wird es nötig sein, daß wir uns kurz die Namen der verschiedenen Arten des Laufes bei den Griechen und die Länge der zu durchlaufenden Bahn vergegenwärtigen. Auf den großen allgemeinen Volks- und Turnfesten waren allmählich mehrere Arten des Wettlaufes aufgekommen, die sich durch ihre Länge voneinander unterschieden und je nach ihrer Länge verschieden benannt wurden. Die erste Art des Wettlaufes, den einfachen Wettlauf, nannte man Stadion, womit also die Griechen nicht nur die Laufbahn, sondern auch das Laufen in derselben bezeichnen. Im Stadion mußte die abgesteckte Laufbahn einmal vom Anfange bis zum Ende durchlaufen werden. Die Laufbahn hatte aber eine Länge von 600 griechischen Fuß; sie war gleich dem 40. Teile einer geographischen oder deutschen Meile. Unter dem Diaulos verstand man eine zweite Art des Wettlaufes, in welchem die Laufbahn zweimal durchlaufen werden mußte. Man lief erst vom Ablaufsorte bis zum Ziele, bog dann vorsichtig und in einem möglichst kleinen Bogen um dasselbe herum und kehrte endlich, ohne anzuhalten, zu dem Anfange der Bahn, von wo man den Lauf begonnen hatte, zurück. Der Diaulos oder Doppellauf war also an Länge gleich zwei einfachen Läufen oder zwei Stadien, $^{2}/_{40}$ deutschen Meilen. Eine dritte Laufart bildete der Dolichos oder Dauerlauf, wie wir sagen, bei dem es nicht so sehr auf Schnelligkeit, als vielmehr auf Ausdauer ankam. Die Länge desselben ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen, da die alten Schriftsteller verschiedene Angaben darüber machen. Nach einigen betrug die Länge 7, nach anderen 20, nach anderen 24 Stadien. Daß der Dolichos eine Länge von 7 Stadien gehabt habe, scheint mir schon deshalb unwahrscheinlich, weil 7 eine ungerade Zahl ist; am wahrscheinlichsten ist es, daß die Länge 24 Stadien oder 12 Diauloi, $^{3}/_{5}$ deutsche Meilen, betrug. (Vergl. GutsMuths, „Gymnast. f. d. Jugend“, S. 198.) Bei allen drei Arten des Laufes war es, denn selbst der Dolichos ist für einen eigentlichen Dauerlauf immerhin noch kurz, vorwaltend die Geschwindigkeit, welcher die Läufer den Sieg verdankten; deutlich zeigt dies das Beispiel des Ladas, eines Spartaners, der, nachdem er den Lauf im Dolichos vollendet und als Sieger bekränzt war, bald darnach infolge der Erschöpfung

seinen Geist aufgab. (Pausan. III. 21. 1.) Das möchte beim eigentlichen Dauerlaufe, wo dem geübten Turner zuletzt die Schenkel ermüden, nicht aber der Atem ausgeht, kaum eintreten können. Wer aber ungefähr weiß, wie außerordentlich erschöpfend der Schnellauf um die Wette wirkt, selbst wenn die Bahn nur mäßig lang ist, wird die Ausdauer, welche die obengenannten siegreichen Läufer an den Tag legen mußten, gewiß nicht unterschätzen, auch wenn er ihre Geschwindigkeit nicht kennt. Um so mehr, da er sich leicht denken kann, daß wohl nur selten ein einmaliger Lauf in dieser oder jener Laufart auch schon über den Sieg entscheiden mochte; wer als Sieger ausgerufen wurde, hatte gewiß erst noch mit Mitbewerbern stechen müssen. Es wurden nämlich diejenigen, welche sich zum Wettlaufe gemeldet hatten, in Taxeis, Reihen, abgeteilt, deren jede aus vier Wettläufern bestand. Das Los entschied, in welcher Folge eine jede Viererreihe den Lauf beginnen sollte. Die Sieger der einzelnen Viererreihen mußten dann stechen, und erst wer in diesem zweiten Wettlaufe siegte, wurde als Sieger ausgerufen und bekränzt. Mochte dieses Stechen nun auch beim Diaulos und insbesondere beim Dolichos selten vorkommen, so war es doch beim Stadion sehr häufig, man kann wohl sagen Regel.

Eine vierte Art des Laufes bei den Griechen war der Hoplites Dromos oder Waffenlauf, der nicht, wie die drei obigen Laufarten, nackend ausgeführt wurde, sondern in Waffenrüstung. Anfangs wurde dieser so ausgeführt, daß die Wettläufer ziemlich vollständig mit Helm, Schild und Beinschienen gerüstet waren; später aber lief man bloß mit dem Schilde. An einen solchen Waffenlauf wird bei dem oben erwähnten Phanos zu denken sein. Von einem Waffenlaufe in voller Rüstung findet sich ein schönes Beispiel bei dem Geschichtschreiber Curtius, einem Schriftsteller, der freilich in dem Rufe steht, daß er einer glänzenden und interessanten Darstellung zuliebe mitunter von der einfachen Wahrheit abgewichen sei, daß er weniger ein Geschichtswerk, denn einen geschichtlichen Roman geschrieben habe. Im 8. Buche seines Werkes über die Thaten Alexanders des Großen, am Ende des 2. Kapitels, erzählt er von Philippus, einem Pagen des Königs Alexander, daß derselbe den König auf einem Ritte von 12 $^{1}/_{2}$ Meilen in voller Waffenrüstung begleitet habe. Hören wir ihn selbst erzählen, bei welcher Gelegenheit dies geschah.

Nachdem Alexander der Große Sogdiana völlig unterworfen

und den Sysimethres gezwungen hatte, sich zu ergeben, ließ er das Fußvolk zurück und setzte nur mit der Reiterei den Marsch noch fort, um rascher die fliehenden Feinde verfolgen und gänzlich vernichten zu können. Anfangs überwand man den steilen und durch Felsstücke gesperrten Weg, so gut es eben gehen wollte. Bald jedoch waren nicht nur die Hufe der Rosse abgenutzt, sondern auch ihre Kräfte erschöpft, so daß die Mehrzahl nicht weiter folgen konnte, und der Zug allmählich lichter wurde. Denn das Übermaß der Anstrengung überwand, wie es meist so geht, die Scham, zurückzubleiben. Dennoch setzte der König, welcher dann und wann die Pferde wechselte, die Verfolgung der Fliehenden ohne Unterbrechung fort. Die adeligen Pagen, welche ihn zu begleiten pflegten, hatten ihn sämtlich verlassen: nur Philippus nicht. Dies war ein Bruder des Lysimachus; und damals eben zum jungen Manne herangewachsen, ein blühender Jüngling von seltenen Kräften und Gaben. Dieser begleitete, so unglaublich es auch scheinen mag, zu Fuß 500 Stadien = 12½ Meilen weit den reitenden König. Obgleich ihm Lysimachus mehrmals sein Pferd anbot, konnte er dennoch nicht bewogen werden, vom Könige zu weichen; und doch hatte er nicht nur einen ledernen Panzer an, sondern trug auch noch seine Waffen. Der nämliche kämpfte, als man in einen Wald gekommen war, in welchem die Feinde sich verborgen hatten, aufs tapferste und beschützte den König, der im Nahkampfe mit den Feinden stritt. Als aber die Feinde in die Flucht geschlagen waren, verließ ihn die geistige Kraft, die in der Hitze des Kampfes den Körper und seine Kräfte aufrecht erhalten hatte. Nachdem plötzlich aus allen Gliedern Schweiß hervorgebrochen war, lehnte er sich an den nächsten Stamm eines Baumes. Als jedoch auch nicht einmal diese Stütze ihn aufrecht halten konnte, nahm ihn der König in seine Arme; und von diesen umfangen, sank er zusammen und starb. Der König war sehr betrübt hierüber und ließ ihn aufs ehrenvollste bestatten.

Das Laufen neben einem Pferde, welches wir bei diesem Philippus zugleich kennen lernen, wird auch sonst noch erwähnt. Es war der Lauf neben einem Rosse überhaupt eine besondere und merkwürdige Art des Wettlaufes bei den Griechen, welche auf den allgemeinen griechischen Turnfesten beim Wettrennen eine Zeitlang in Aufnahme gekommen war und Kalpe hieß. Bei der letzten Umkreisung der Rennbahn sprang der Reiter von seinem Pferde ab, ergriff das Pferd beim Zügel und lief

dann neben demselben her, bis er das Ziel erreichte: eine Übung, die wir auch in unseren Zirkussen von Kunstreitern mitunter ausführen sehen. Auch in der römischen Kriegsgymnastik war der Lauf mit dem Pferde eine Übung, die fleißig getrieben wurde. Ähnlich war eine Art des Wettfahrens. Bei diesem standen zwei Personen, ein Wagenlenker, Heniochos, und der eigentlich Wettfahrende, Apobates, auf dem Wagen. Der letztere sprang bei der letzten Umkreisung der Bahn vom Wagen herab, lief zu Fuß neben demselben her und schwang sich kurz vor dem Ziele mit Hilfe des Heniochos wieder auf denselben hinauf. Was die Alten in diesen Arten des Wettlaufes, im Wettlaufe mit einem Pferde oder Wagen, zu leisten vermochten, das können wir aus den Leistungen des Griechen Lasthenes, sowie aus den Leistungen der Römer Galba und Maximinus entnehmen.

Lasthenes, ein Thebaner, der in der 76. Olympiade wahrscheinlich im Dauerlaufe in Olympia siegte, that sich hervor im Wettlaufe mit einem Pferde. Er soll mit einem Rennpferde um die Wette gelaufen und den Preis erhalten haben; der Lauf soll von Koroneia bis Theben (etwa 4—5 Meilen weit) in Böotien gegangen sein. (Diod. Sic. XIV. II.)

Galba, der noch als Greis von 73 Jahren von seinen spanischen Legionen zum römischen Kaiser ausgerufen wurde und im Jahre 68 n. Chr. G. den Kaiserthron bestieg, war ausgezeichnet im Laufen neben einem Wagen. Er lief, wie Sueton erzählt (Halb. VI.), 20000 Schritte = 4 deutsche Meilen neben dem Wagen des Caligula, der von 37—41 n. Chr. G. römischer Kaiser war. Es war nämlich eine Sitte vieler römischer Kaiser, daß sie vornehmen Personen und hochgestellten Beamten neben ihrem Wagen zu laufen gestatteten und sich auf diese Weise eine besondere Ehre erzeigen ließen. Die Leistung des Galba war übrigens deshalb besonders eine so ausgezeichnete, weil er den Lauf neben dem kaiserlichen Wagen nicht mit frischen Kräften anfing und solange aushielt, sondern nachdem er eben vorher ein militärisches Manöver persönlich geleitet, also das Mühsamste dabei gethan hatte.

Im Wettlaufe mit einem Rosse zeichnete sich ebenfalls aus Maximinus, der von 235—238 n. Chr. G. römischer Kaiser war. Dieser lief mit dem Pferde des Kaisers Severus, der von 222—235 regierte, um die Wette und trug den Sieg davon. Die näheren Umstände erzählt der Geschichtschreiber Julius

Capitolinus im 3. Kapitel der Lebensgeschichte der beiden Maximine auf folgende Weise:

Als der Kaiser Severus einst auf den Exerzierplatz kam, sah er, wie Maximin, ein unter den Reitern dienender Gote, der ihm schon früher wegen seiner außerordentlichen Größe und wegen seiner großen Kraft im Ringen aufgefallen war, mitten unter einem Haufen Soldaten nach seiner Landesweise tanzte und hüpfte, und befahl sogleich einem Tribunen, ihn in die Zucht zu nehmen und ihn römische Kriegsweise zu lehren. Als Maximin bemerkte, daß der Kaiser von ihm gesprochen habe, schloß er, daß er bekannt und unter dem großen Haufen bemerkbar sein müsse, und eilte zu Severus hin, der gerade zu Pferde saß. Dieser wollte nun seine Geschicklichkeit im Laufen prüfen und ließ sein Pferd daher galoppieren und machte verschiedene Touren; dabei blieb ihm jedoch Maximin immer weithin zur Seite, während der Kaiser schon von der Anstrengung erschöpft war. Endlich fragte er ihn: „Was willst du, Thrakier? Hättest du nach deinem Laufe noch Lust zu ringen?“ Maximin entgegnete: „So lange du willst, Kaiser!“ Hierauf stieg Severus vom Pferde und ließ die frischesten, stärksten Soldaten sich ihm gegenüberstellen. Maximin warf, wie gewöhnlich, sieben der stärksten in einem Atem zu Boden. Hierauf beschenkte Severus ihn mit einer goldenen Halskette und nahm ihn unter die Zahl seiner ihn beständig begleitenden Leibwächter auf.

Zum Schlusse seien noch zwei Griechen erwähnt, deren Leistungen ganz zuverlässig durch die Sage verherrlicht und übertrieben sind, Ladas und Polymnestor.

Polymnestor war aus der ionischen Stadt Milet in Kleinasien. Als er noch ein Knabe war, wurde er von seiner Mutter vermietet, um die Ziegen zu hüten. Aus Kurzweil und zum Zeitvertreibe fing er an, Hasen nachzulaufen, und holte diese ein. Infolgedessen wurde er von dem Eigentümer der Herde sogleich nach Olympia geführt, und daselbst gewann er in der 46. Olympiade im Stadion, im einfachen Wettlaufe, den Preis. (Solin. Polyh. VI.)

Ladas war ein Spartaner. Um welche Zeit er lebte, ist nicht bekannt. Dieser scheint alle seine Zeitgenossen an Schnelligkeit übertroffen zu haben. Man verglich seine Schnelligkeit mit der eines Pfeiles. Denn so gewaltig war seine Behendigkeit, daß man, wie eine Inschrift auf ihn in der griechischen Anthologie (IV. 53) verkündet, wenn er die Rennbahn durchlief, bei

ihm nicht genau unterscheiden konnte, ob er sprang oder flog. Bei den römischen Dichtern Catull, Juvenal, Martial ist seine Schnelligkeit daher sprichwörtlich. Ladas gewann auch auf einem der olympischen Turnfeste einen Preis, und zwar im Dolichos oder Dauerlaufe. Doch vergönnte ihm das Schicksal nur eine kurze Freude über den glücklich errungenen Siegeskranz. Schon bald, nachdem er bekränzt war, hauchte er infolge der großen Anstrengung seinen Geist aus. Pausanias (III. 21) erwähnt sein Denkmal in der Nähe des Eurotasflusses und spricht die Vermutung aus, daß er erschöpft vom Schauplatze des Sieges dahin gebracht und da verschieden sei. Seine Siegerstatue war von dem berühmten Bildhauer Myron gearbeitet und stellte den Augenblick dar, wo er mit krampfhaft eingezogenen Weichen den entschwebenden Atem noch auf den Lippen festzuhalten sucht. Was nun die Leistungsfähigkeit dieses Ladas betrifft, so findet sich darüber etwas bei Solinus (Polyhist. VI.). Nach diesem war die Schnelligkeit seiner Füße so außerordentlich groß, daß er über gewölbten, lose aufgeschütteten Staub hinlief und dabei gar keine Zeichen seiner Fußspuren zurückließ, obgleich die Sandhaufen zusammenzufallen drohten.

Man kann mit dieser unglaublichen Erzählung nur die Fabel zusammenstellen, welche der Dichter Hesiod (Fragm. 221) von einem Iphiklos, dem Sohne des Phylakos und der Klymene, erzählt. Dieser wetteiferte in bezug auf Schnellfüßigkeit mit den Winden und vermochte über die Spitzen der Kornähren mit solcher Schnelligkeit und Leichtigkeit hinzulaufen, daß die Ähren nicht einmal eingeknickt wurden.

C. Der Weitsprung.

Über die leiblichen Leistungen der Alten im Springen sind uns nur zwei bestimmte Angaben erhalten, die sich auf die beiden Griechen Chionis und Phayllos beziehen.

Chionis, ein Lacedämonier, welcher auch Anchionis genannt wird, soll nach Africanus bei Eusebius 52 Fuß gesprungen sein.*) Pausanias erzählt außerdem von ihm, daß er ein vortrefflicher Läufer war. Er erhielt allein zu Olympia in der Zeit von der 28. bis zur 31. Olympiade viermal im einfachen Wettlaufe und dreimal im Diaulos oder Doppellaufe den ersten Preis. Außerdem gewann er beim Wettlaufen auf anderen

*) Afric. b. Euseb. Chron. 1. Hellen. Olymp. p. 40 (Scaliger).

Turnfesten noch viele andere Siege, die sämtlich auf einer in Olympia aufgestellten Säule verzeichnet waren.*) Wann ungefähr Chionis lebte, erfahren wir aus der Erzählung des Pausanias, daß er sich dem Battos aus Thera, einer Kolonie der Lacedämonier, anschloß, als dieser eine mutige Schar von Auswanderern seiner Vaterstadt geradeaus über das offene Meer führte, welches Kreta von Ägypten trennt. Chionis nahm dann Teil an der unter Leitung des Battos vollführten Gründung der Stadt Kyrene, die bald die bedeutendste und wichtigste Kolonie der Griechen an der Nordküste von Afrika wurde, sowie an den Kämpfen, in denen die eingeborenen Libyer von den neuen Ansiedlern besiegt wurden.**) Die Gründung Kyrenes fällt aber wahrscheinlich in das Jahr 630 v. Chr. G.

Etwas mehr wissen wir von dem zweiten berühmten Springer der Alten, von dem auch in diesen Blättern schon einige Male genannten Phayllos. Der Name wird verschieden geschrieben. Pausanias und auch (die beste Handschrift des) Herodot***) nennen ihn Phaylos, ein alter Erklärer zu Lucian Phaulos; sonst heißt er jedoch in Übereinstimmung mit einer Inschrift Phayllos, was eine Verkleinerungsform von Phaon ist; und das dürfte, da ähnlich gebildete Namen bei den Griechen auch sonst vorkommen, die richtige Schreibweise sein.

Phayllos war aus der achäischen Kolonie Kroton in Unteritalien gebürtig und lebte zur Zeit der griechischen Freiheitskriege um die 75. Olympiade. Er war zwar in den olympischen Spielen niemals als Sieger ausgerufen, aber er konnte sich rühmen, wie Pausanias erzählt, dreimal bei den pythischen Spielen in Delphi den Sieg davongetragen zu haben, und zwar zweimal im Fünfkampfe, einmal im einfachen Wettlaufe. Er darf deshalb nicht mit einem anderen Phayllos verwechselt werden, der ein sehr berühmter Läufer war und in den Lustspielen des Aristophanes vorkommt. Denn dieser wird von einem alten Erklärer des Dichters ein olympischer Sieger genannt.†)

Mehr noch, als wegen der pythischen Siegeskränze, war der Krotoniate Phayllos den Griechen bekannt und in allen griechischen Landen berühmt wegen einer heldenmütigen That,

*) Pausan. III. 14. 3. VI. 14. 3. Vgl. Grote, „Geschichte Griechenlands" II. 350.

**) Pausan. X. 9. 2. — Schol. Luciani Somn. s. Gall. c. 6. p. 298.

***) Her. VIII. 47.

†) Aristoph. Acharn. 210. Vesp. 1206.

wodurch er zugleich ein glänzendes Zeugnis von seiner patriotischen Gesinnung ablegte. Er war nämlich nach Herodot und Pausanias der einzige aus den vielen und reichen Kolonien der Griechen in Unteritalien, der zu der Zeit, da das Mutterland in Gefahr war, von dem Perserkönige Xerxes unterjocht zu werden, mit einem eigenen, von ihm selbst bemannten und befehligten Schiffe hin nach Salamis segelte und an jener herrlichen Seeschlacht teilnahm, wo griechische Klugheit über die Menge der Barbaren einen so glänzenden Sieg errang. Welch guten Klang wegen dieser uneigennützigen That der Name des Phayllos bei den Griechen hatte, und wie lange noch sein Andenken im Gedächtnisse des Volkes fortlebte, das sehen wir daraus, daß viele Menschenalter später Alexander der Große noch seiner gedachte. Als dieser durch den entscheidenden Sieg bei Gaugamela im Jahre 331 v. Chr. G. dem Perserreiche den Todesstreich versetzt hatte, und dieses gänzlich vernichtet zu sein schien; als er dann reiche Belohnungen an die treuen Freunde und Gefährten seines Ruhmes austeilte und auch den Griechen sich gnädig zeigen wollte: da schickte er, wie Plutarch erzählt, den Krotoniaten einen Teil der Beute, um den Patriotismus und die Tapferkeit des Phayllos, ihres ehemaligen Mitbürgers, zu ehren.*)

Dieser Phayllos nun soll nach Eusebius, ähnlich wie Chionis, einen Sprung von 52 Fuß ausgeführt haben; ja nach Suidas und anderen soll sein Sprung sogar 55 Fuß betragen haben: so verkündigte den Besuchern der heiligen Orakelstadt der Griechen die Inschrift an seiner ehernen Bildsäule in Delphi.**)

Ein Sprung von 52 oder 55 Fuß ist in unserer Zeit unmöglich gewesen. Seit dem Entstehen der deutschen Turnkunst ist auch nicht einmal eine irgendwie ähnliche Leistung vorgekommen; ebensowenig wissen wir, daß selbst die fertigsten Athleten unserer Kunstreiter, selbst die geübtesten und kräftigsten Akrobaten unserer Tage jemals einen Sprung vollführt hätten, der auch nur im entferntesten mit dem Sprunge des Chionis oder des Phayllos verglichen werden könnte, geschweige denn ihm gleichkäme. Die Niala Saga berichtet freilich von einem

*) Plut. Alexand. 34.

**) Anthol. Palat. Tom. II. p. 851. III. p. 949. — Suidas s. v. p. III. p. 586. Zenob. IV. 23. Eustath. ad Hom. Odyss. VIII. 198. T. 302. Vgl. Dissen, Pind. Explicat. p. 416. Philipp., de pentathlo, p. 39. 42. 127. — Hist. Synag. v. Scalig. Euseb. p. 350.

Isländer, daß derselbe mit seiner ganzen Waffentracht höher in die Luft gesprungen sei, als er selbst war, und bei dem Wettspringen auf dem dritten Allgemeinen Deutschen Turnfeste in Leipzig betrug der beste Hochsprung in der That 175 cm, die volle Leibeshöhe des Springers; der beste Weitsprung doch aber nur 589 cm; ja, zwanzig Fuß (6,20 m) weit mag vielleicht einmal auf einem deutschen Turnplatze gesprungen worden sein, aber gewiß auch nicht einen Zoll mehr.*)

Im Hinblick auf diese Leistungen in der Gegenwart haben daher Forscher des Altertums sowohl, als auch Kundige der Turnkunst die Leistungen der griechischen Springer aufs höchste bewundert und mit den schönsten Worten gepriesen. Sie haben uns dieselben sogar als ein beschämendes Musterbild vorgehalten und in ihren Riesensprüngen einen Beleg dafür gefunden, daß unsere Turnkunst noch lange nicht das zu leisten vermöge, was die alten Griechen schon hätten ausführen können. Krause ist sogar der Meinung, daß die Leistungen des Chionis und des Phayllos nicht so vereinzelt daständen, sondern daß ausgezeichnete Springer der Griechen nicht selten es überhaupt bis zu der Entfernung von 50—55 Fuß im Weitspringen gebracht hätten.**)

Wie bei Krause, so findet sich auch in Dissens Erläuterungen zum Pindar, jenem erfindungsreichen Dichter, der die Sieger beim Wettrennen auf den großen griechischen Volksfesten mit immer neuen Liedern zu besingen verstand, die Meinung ausgesprochen, daß ein Sprung von 50 Fuß nicht selten auf griechischen Turnplätzen vorgekommen sei. Es scheint, so etwa sagt Dissen, vor der Zeit des Phayllos unter den griechischen Turnern allgemein geglaubt zu sein, daß ein guter Springer ungefähr 50 Fuß im Springen zurücklegen könne. Ein Weitsprung von 50 Fuß war daher das Ziel, welches man beim Springen zu erreichen suchte. Wenn man dieses entweder ganz oder beinahe erreicht hatte, so glaubte man sich genügend geübt zu haben, weil noch niemand jemals einen weiteren Sprung gemacht hatte; und aus demselben Grunde glaubte auch derjenige, der das gelernt hatte, auf einen Sieg in den Wettkämpfen rechnen zu dürfen. Damit nun die Turner ihr Ziel immer vor Augen hätten und nicht einen Sprung ins Leere machten, so

*) S. IV. Teil S. 105, S. 170 u. S. 175 die Anmerkungen.

**) J. H. Krause, „Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen.“ Leipzig 1841. I. 387, II. 882.

hatte der Springplatz, das Skamma genannt, vom Absprungsorte oder Bater an gerechnet, eine Länge von 50 Fuß; und das Ende oder die Grenze desselben, die Eskammena genannt, war durch einen Graben oder eine kleine Furche bezeichnet, bis zu welcher man zu springen suchte. Es war keineswegs notwendig, daß jeder dies höchste, ideale Ziel erreichte; aber wer eines Sieges im Wettspringen gewiß sein wollte, der suchte nicht nur seine Mitturner einfach zu überspringen, sondern womöglich so weit zu springen, wie es nach der damaligen Meinung überhaupt einem Menschen möglich war.*)

Unter denjenigen, die aus eigener Erfahrung das Turnen kennen, ist es besonders Jaeger, der in seinem mit großer Begeisterung für das Altertum geschriebenen Werke über die griechische Turnkunst ähnlich über die Leistungen der Griechen im Springen sich ausgesprochen hat. Er ist voll von Bewunderung namentlich über den Sprung des Phayllos und blickt mit großer Geringschätzung auf die Leistungen der heutigen Turner. Er sagt: „Diese Beschaffenheit des antiken Sprunges" — nämlich, daß derselbe mit Hilfe der Hantel ausgeführt wurde — „hat den Hellenen auch zu Leistungen befähigt, gegen welche das Springen unserer Turner ein wahres Kinderspiel ist; Phayllos aus Kroton sprang 55 Schuh weit, Chionis aus Sparta 52 Schuh, und so fort, während keiner unserer Turner über 15—18 Schuh weit springt."**)

Ich kann nicht umhin, hier zunächst gegen die allgemeine Behauptung, daß ein Sprung von 50 Fuß bei den Griechen etwas ganz Gewöhnliches gewesen sei, Verwahrung einzulegen. Denn soviel ich auffinden kann, stützt sich diese Meinung nicht auf das Zeugnis irgend eines alten Schriftstellers, sondern nur auf gewisse Bemerkungen alter Erklärer, welche ihrem Wortlaute und Sinne nach die Nötigung gar nicht enthalten, sich jene Meinung zu bilden. Eustathius in seinem Kommentare zu Homer sagt, während die Skammata, d. h. richtig verstanden die Springplätze, von 50 Fuß gewesen wären, sei der Krotoniate Phayllos über das dadurch gegebene Springziel hinausgesprungen, wie die Inschrift an seiner Statue sage.***) Ein alter Erklärer

*) Vgl. Dissen, „Kommentar zu den Gedichten des Pindar", S. 416 bis 418. (Nem. v. 20.)

**) Dr. Otto Heinr. Jaeger, „Die Gymnastik der Hellenen." Eßlingen 1857, S. 95.

***) Eustath. ad Hom. Odyss. VIII. 198. pag. 302 Bas.

zu Lucian ferner sagt: „Während diejenigen, welche 50 Fuß gruben — d. h. durch Ziehen einer kleinen Furche im Sande sich in der üblichen Entfernung den Ort zum Niederspringen bezeichneten, sich ihr Sprungziel andeuteten — diese auch sprangen, sprang Phaulos über dasselbe weit hinaus."*) Beide alten Erklärer machen diese Bemerkungen, indem sie ein griechisches Sprichwort erklären wollen, welches nach ihrer Meinung von dem Sprunge der Wetturner hergenommen und seit dem Sprunge des Phayllos bei den Griechen allgemein üblich geworden sein soll. Dieses Sprichwort heißt wörtlich: über die im Sande gezogenen Furchen — oder über die Grenze des Springgrabens — springen, bedeutet aber keineswegs, jemand besiegen, übertreffen überhaupt, sondern nach Plato, mehr thun, als sich gebührt, übers Ziel schießen.**)

Der Erklärungsversuch ist also in sich sehr schwach. Um so weniger trage ich Bedenken, die Allgemeinheit eines Sprunges von 50 Fuß bei den Griechen zu leugnen; etwas so Unwahrscheinliches muß mindestens gut begründet, auf einer wirklich zuverlässigen Überlieferung beruhen. Dagegen sind die Nachrichten über den Umfang der Sprünge des Chionis und insbesondere des Phayllos so deutlich und bestimmt, daß an eine Beseitigung derselben gar nicht gedacht werden kann. Allerdings ist nirgend etwas über die Art und Weise des Sprunges gesagt. Bei der Mannigfaltigkeit möglicher Springweisen liegt gleichsam ein weites, offenes Feld vor uns und gewährt den Vermutungen einen, wenn auch nicht unbegrenzten, so doch weiten Spielraum. Wir haben also jedenfalls volles Recht, diejenige Sprungweise auszuwählen, die uns die wahrscheinlichste zu sein scheint.

In der That ist auch schon von diesem und jenem die Auswahl einer besonderen Springart getroffen, und es sind verschiedene Erklärungsversuche gemacht worden.

Krause bringt zweierlei zur Erklärung des außerordentlichen Sprunges des Phayllos bei. Einmal, meint er, sei dabei an einen Tiefsprung zu denken. Weil er es für unmöglich hält, auf flachem Boden einen so gewaltigen Sprung zu machen, behauptet er alsdann, daß gerade der Tiefsprung bei den Griechen allgemein beliebt gewesen und am meisten geübt worden sei, ja daß sicherlich nur diese Art des Springens in den öffentlichen

*) Schol. ad Luciani Somn. s. Gall. 6. ed. Bipont. VI. 298.
**) Plat. Cratyl. 64.

Spielen, wo es als erster Teil des Fünfkampfes seine Geltung behauptete, getrieben sei. Dieses ist nun freilich an sich sehr unwahrscheinlich, auch geben weder die Worte alter Schriftsteller, noch die Zeichnungen auf den Vasen, welche die Springer in sehr verschiedenen Stellungen abbilden, das geringste Recht, eine solche Bevorzugung des Tiefsprunges anzunehmen.

Zweitens nimmt Krause an, der Sprung sei vermittelst der Halteren oder Hantel ausgeführt, die die alten Turner meistens beim Springen gebrauchten. Es habe, sagt er, wohl einer stärkeren Schnellkraft bedurft, um den mit Halteren belasteten Leib aufzuschwingen und fortzustoßen, aber Schwung und Stoß seien auch kräftiger gewesen, und so sei der Springer über eine größere Entfernung weggetragen; es hätten sich die vorher dicht nebeneinander ausgestreckten Arme beim Absprunge rückwärts bewegt und den Körper gleichsam vorwärts schieben können.*)

Wiederum ist es nur schade, daß diese angeblich auf physikalischen Gesetzen beruhende, ausgezeichnete Kunst, den Körper gleichsam zu beflügeln und trotz aller Gewalt der entgegenwirkenden Naturgesetze durch die Luft zu tragen, der Menschheit ganz unbegreiflich geworden! Und daß auch die Alten selbst schon die Wunderkraft der Hantel wenigstens nicht überall wahrnahmen, zeigt eine Äußerung Arrians in den Unterredungen Epiktets mit seinen Schülern: „Die Hantel sind nicht ohne Nutzen; jedoch sind sie für einige ganz ohne Nutzen, einigen dagegen förderlich.“**) Ganz so ist es noch; wer sich viel übt, mit Hanteln weitzuspringen, lernt es und springt zuletzt vielleicht ein wenig weiter mit denselben, als ohne sie, aber die magische Zauberkraft, welche Krause hineinlegt, bleibt ihm in jedem Falle unerschlossen.

Eine weit bessere und sehr ansprechende Erklärung des Sprunges des Phayllos findet sich in einer von Lion herrührenden, allerdings nicht ganz ernsthaft gehaltenen Randbemerkung der „Turnzeitung“. „Wenn man“, heißt es in derselben, „daran denken wollte, daß die Griechen unter „Sprung“ im allgemeinen immer unseren Dreisprung, wobei zuerst auf den einen, dann auf den anderen, endlich auf beide Füße niedergesprungen wird, verstehen — damit schafft man sich auch heutzutage bei Deutschen und bei Neugriechen noch immer einige

---

*) Krause a. a. O. I. S. 387, II. S. 882. — I. S. 392.

**) Arriani Ep. Diss. II. 21. 20.

30 Fuß vom Flecke — so würde man dem Erzbilde des Phayllos zuliebe nur aus der 5 eine 3 zu machen haben, und hätte es mit seinem Glauben bedeutend leichter."*)

Wassmannsdorff und andere nach ihm machen sich die Andeutung, der Sprung des Phayllos möge ein Dreisprung gewesen sein, wirklich zu eigen, ohne von einer thatsächlich unzulässigen Änderung der überlieferten Zahl zu sprechen. Die Weise, wie Böckh ihm den Sprung des Phayllos zu rechtfertigen suchte, der einfach auf das Homerische „wie jetzt die Menschen sind" hinwies und meinte, wenn er als alter Mann noch 6—10 Fuß zu springen vermöge, so hätte ein sprunggeübter Hellene der alten Zeit noch fünfmal mehr leisten können, hat ihm mit Recht nicht genügt. Er bestätigt, daß neugriechische Studiengenossen von ihm in Berlin ebenfalls den Phayllossprung durch einen Dreisprung erklärten, da noch immer diese Springart eine vielfach getriebene Volksübung sei und nur mit dem Worte „springen" in Griechenland bezeichnet werde.**)

Auch Lange hält diese Erklärung für die wahrscheinlichste. Denn die Überlieferung scheine auf etwas Positivem zu beruhen; starke Übertreibung sei bei den genauen Messungen der Kampfrichter nicht möglich; endlich sei eine Emendation des überlieferten Epigrammes durchaus unzulässig. Bestärkt wird Lange in seiner Meinung noch dadurch, daß er die Stellung eines Agonisten, welchen Krause in Fig. 25 b darstellt und von einer Schale der Berliner Vasensammlungen — Gr. Saal XII. 883 — entlehnt hat, nur so sich erklären kann, daß er ein wenig daran korrigiert und annimmt, derselbe sei im Begriffe, einen Dreisprung zu machen.***)

Ich selbst gestehe gern, daß mir diese Erklärung gefällt. Gern würde ich ihr vollständig beipflichten, wenn mir nur ein Dreisprung von 50 und mehr Fuß nicht auch noch eine Unmöglichkeit schiene. Erlaubt man mir vielleicht, noch für den zum Dreisprung erforderlichen Anlauf 20 Fuß einzurechnen? Dann wäre die Sache sehr klar. Vom βατήρ, das hieße vom Anlaufs-, nicht vom Absprungsorte, aus lief Phayllos gleich allen

*) „Deutsche Turnzeitung" 1858, S. 72.

**) Vergl. „Neue Jahrbücher für die Turnkunst", Bd. VI. 1. S. 6, Anmerkung, und Bd. IX. 4. S. 234.

***) Krause, Taf. IX b. S. 953. — S. 907, 908. — Fr. A. Lange, „Die Leibesübungen", 1863, S. 33.

anderen Turnern seiner Zeit 20 Fuß weit, bevor er den ersten Sprung machte, gelangte aber nicht, wie alle anderen, mit drei Sprüngen nur an die Grenze der 50 Fuß langen Springbahn, sondern fünf Fuß darüber hinaus, was man ihm heute noch nachthun soll, aber vielleicht einmal nachthut. Wo nicht — so bleibt die Sache unerklärt.

Schon Haase bezeichnet den Sprung des Phayllos trotz der Unterstützung, die die Wuchtkolben demselben gewähren mochten, als eine ganz außerordentliche Leistung.*) Badewitz sieht in der Überlieferung eine Überschätzung der griechischen Leibeskraft.**) Guhl und Koner finden den Phayllossprung unerklärlich; der Verfasser eines in den „Grenzboten" erschienenen Aufsatzes über die althellenischen Feste findet die Leistung des gefeierten Springers unbegreiflich.***)

Wer will, mag bei diesem Urteile stehen bleiben. Wer aber nicht geneigt ist, Unbegreifliches und Unerklärliches gläubig hinzunehmen und an Wunder zu glauben, der mag getrost aus der Unbegreiflichkeit der Erzählung darauf schließen, daß dieselbe auf einer Sage beruhe. Wohl kein Volk hat ja eine solche Fülle von Sagen aufzuweisen, wie das phantasiereiche Volk der Griechen, deren Sinn für Mythen so ungemein empfänglich war. Man erinnere sich nur an die sagenhafte Überlieferung der Perserkriege, in deren Zeit unser Phayllos fällt. Die Annahme wird um so wahrscheinlicher durch die noch täglich zu machende Erfahrung, daß gerade auf den Turnplätzen gar leicht Überlieferungen von großen Dingen, welche einmal geleistet sein sollen, sich bilden und erhalten. Wie man aber heutzutage solchen Erzählungen nicht eher Glauben zu schenken pflegt, als bis man die Leistung selbst gesehen hat, so mag man auch den Sprung des Phayllos, wie den des Chionis, so lange für eine Mythe halten, bis unter uns ein zweiter Phayllos erstanden ist und wir den Sprung mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen

*) F. Haase, Palästrik, S. 404 in der „Allgemeinen Encyklopädie" von Ersch und Gruber, III. 9.

**) K. Badewitz, „Sonst und Jetzt", in der „Deutschen Turnzeitung" 1858, S. 23. Derselbe in den „Neuen Jahrbüchern für die Turnkunst", IV. S. 170. 175.

***) Guhl und Koner a. a. O. Bd. I. S. 241. Vergl. „Die althellenischen Nationalfeste" von H. G. in den „Grenzboten" von 1863, Nr. 29. 30, S. 93.

Schritten gemessen haben, bis dahin aber getrost die Ansicht vertreten, daß der menschlichen Kraft durch die Gesetze der Natur ein bestimmtes Ziel gesetzt sei und keine Übung befähigen könne, dasselbe zu überschreiten, sowie, daß diese Gesetze im Laufe von 2000 Jahren durchaus nicht andere geworden sind.

D. Das Anfersen.

Zum Schlusse dieses Abschnittes sei hier noch eine Leistung in einer dem Laufen verwandten Übung erwähnt, in einer Beinübung, welche die Alten Bibasis nennen. Die Spartanerin Lampito bei Aristophanes*) bezeichnet dieselbe mit „Springen bis an das Gesäß", welches natürlich nicht zur Bezeichnung eines Zieles für den Sprung dienen soll, sondern lediglich als eine Maßbezeichnung anzusehen ist. Diese Freiübung wurde bei den Griechen vorzugsweise von Knaben und Mädchen getrieben und war namentlich in Sparta sehr beliebt, weshalb die Bildhauer besonders spartanische Jungfrauen, welche diese Übung machten, dargestellt zu haben scheinen. Plinius erwähnt als ein berühmtes Werk die springenden Spartanerinnen des Callimachus. Es wurde die Bibasis bald abwechselnd mit einem Fuße, bald mit beiden zugleich gemacht. Die erste Art entspricht also derjenigen Beinübung, welche wir Hüpfen mit Heben einer Ferse zum Lauf, die zweite derjenigen, welche wir Anfersen mit beiden Füßen nennen. Man übte auch dieses Hüpfen mit Fersenheben gern um die Wette. Wer es am längsten aushalten konnte, wurde als Sieger angesehen und erhielt den Preis. Die größte Leistung in der Bibasis soll eine Spartanerin vollführt haben, welche, wie in einem bei Pollux erhaltenen Verse gerühmt wird, dieselbe tausendmal ausgeführt haben soll. Wir werden dabei nicht an ein tausendmaliges Hüpfen und Anfersen mit beiden Füßen zu denken haben, ein hundertmaliges wäre schon sehr viel, sondern gewiß, wenn nicht an ein bloßes Aufheben, so doch sicher an ein tausendmaliges Hüpfen bis zur Berührung des Gesäßes mit einer Ferse; und zwar an ein Fersenheben links und rechts, welches wahrscheinlich nach dem Takte und mit regelmäßiger Veränderung des Standortes geschah.

*) Aristophanes: Lysistr. 82. — Plin.: H. N. XXXIV. 19. 35. Antyllos: Oribas. VI. 31. Pollux: IV. 14. 102.

E. Das Ringen.

Unter den Ringern der Alten verdienen zunächst diejenigen eine Erwähnung, die es in dem sogenannten Akrocheirismos (Fingerringen) zu einer bedeutenden Fertigkeit gebracht hatten, welches zunächst nur den Zweck hatte, dem Gegner einen guten Griff abzugewinnen, sodann aber auch häufig für sich betrieben wurde und zuweilen vor dem Beginne des eigentlichen Ringens den Sieg entschied, indem der eine die Finger des anderen zerdrückte, verrenkte oder abbrach, bis derselbe, vom Schmerze überwältigt, sich für besiegt erklärte. Nach unseren Begriffen giebt es bei dieser Art des Kampfes nichts zu rühmen.

Im eigentlichen Ringen der Gewaltigste und am meisten Gepriesene unter den Alten war Milon, der Sohn des Diotimos. Er war, wie der berühmte Springer Phayllos, aus Kroton in Unteritalien gebürtig, aus der blühenden Kolonie der Achäer am Tarentinischen Meerbusen, die der Hauptsitz und die bedeutendste Pflegerin der griechischen Turnkunst unter den westlichen Griechen war. Er gehörte zu den Schülern des weisen Pythagoras aus Samos, jenes berühmten Begründers einer fast klösterlichen Regeln unterworfenen Brüderschaft in Kroton; scheint aber im Genießen tierischer Nahrungsmittel nicht so enthaltsam gewesen zu sein, wie es den Pythagoräern vorgeschrieben war, und die Götter segneten seinen Appetit.*) Athenäus erzählt von ihm, daß er regelmäßig ungefähr zwanzig Pfund Fleisch und ebensoviel Brot gegessen und ungefähr acht Quart Wein getrunken habe; daß er aber einmal in Olympia allein an einem Tage ein vierjähriges Rind aufgezehrt und ein anderes Mal mit dem Titormos um die Wette einen Ochsen zum Frühstücke gegessen haben soll.**) Ebenso wird Milon den anderen Ordensregeln seines Meisters nicht streng unterworfen gewesen sein und weniger auf spekulative Studien, als auf die Ausbildung seiner Körperkraft seine Aufmerksamkeit und seinen Fleiß gerichtet haben. Soll er doch selbst noch in hohem Alter, als er nicht mehr turnen konnte, Thränen vergossen haben, wenn er Wetturner sich üben und seine Arme schlaff herunterhängen sah.***) Milon lebte zur Zeit des persischen Königs

---

*) Strab. p. 263.
**) Athen. X. 4. p. 411 e.
***) Cic. Cat. M. IX. 27; Ovid. Met. XV. 229.

Darius Hystaspes, der von 521—486 regierte; und so weit verbreitet war auch in der nichtgriechischen Welt der Ruhm seines Namens, daß er bei diesem Fürsten, der riesige Muskelkraft höher schätzte als die Dichtungen eines Homer, sogar in hohem Ansehen stand. Dies sehen wir aus der interessanten Geschichte, die Herodot von dem griechischen Arzte Demakedes erzählt. In den letzten Worten, welche der schlaue Grieche an seine persischen Begleiter richtete, ermahnte er dieselben, dem Darius mitzuteilen, daß er die Tochter des Milon zu heiraten im Begriffe stehe. Er dachte sich dadurch in Susa einen großen Namen zu machen, und um schleunig in den Besitz der Tochter Milons zu gelangen, bezahlte er demselben einen hohen Preis.*) Zur Zeit der Zerstörung von Sybaris im Jahre 510 v. Chr. G. mußte Milon schon sehr angesehen bei seinen Mitbürgern sein und zu den ersten Männern in Kroton gehören. Denn als in diesem Jahre die Krotoniaten gegen ihre Nachbarstadt Sybaris ins Feld zogen, wählten sie ihn zum Anführer. Mit seinen olympischen Siegeskränzen geschmückt und nach Herkules' Art mit einer Löwenhaut bekleidet und mit einer Keule bewaffnet, ging er ins Treffen und errang den Mitbürgern den Sieg, sich die Bewunderung aller.**) Seinen Tod im hohen Alter erzählt die Sage folgendermaßen. Als er einmal in der Nähe von Kroton in einem Gehölze spazieren ging, sah er ganz nahe am Wege den umgehauenen Stamm einer Eiche liegen, welche durch eingeschlagene Keile in der Mitte gespalten war. Da wollte er versuchen, ob ihm noch Kräfte geblieben wären. Er steckte die Hände in den Spalt des Baumes und suchte denselben vollends auseinander zu reißen. Teilweise gelang es ihm, und die Keile glitten weg. Aber noch ehe die Spaltung vollendet war, war seine Kraft verbraucht; der Stamm schlug wieder zusammen, und Milon, eingeklemmt, wurde eine Beute der Wölfe.***)

Was nun die Leistungsfähigkeit des Milon anlangt, so ist uns zunächst überliefert, daß derselbe eine große Menge von Siegeskränzen im Ringen davontrug. Nach Pausanias errang er sechs olympische und sieben pythische Siege, nach Diodor sechs olympische, nach Africanus sechs olympische, sechs pythische, zehn

*) Her. III. 137.
**) Diod. Sic XII. 9.
***) Pausan. VI. 14. 3; Gell. N. A. XV. 16; Valer. Max. IX. 12. 9; Strab. VI. p. 263 (Galen. Adhortat. XIII.).

isthmische und neun nemeische, im ganzen einunddreißig Siege.*) Wir erfahren ferner aus Pausanias, daß unter diesen Siegen zwei im Ringen der Knaben davongetragen waren: einer in Olympia und einer in den pythischen Spielen. Daraus läßt sich nur im allgemeinen entnehmen, daß dem Milon das seltene Glück zu teil wurde, seine Körperstärke früh zu entwickeln und lange zu bewahren; denn es giebt nur wenige Wetturner, welche früh als Knaben und später als Männer gesiegt haben.

Auch aus der Erzählung, daß niemand den Milon, wenn er einmal festen Fuß gefaßt hatte, sei es auf ebenem Boden, oder stände er auch (mit einem Fuße in Ausfallstellung?) auf einem mit Öl bestrichenen Diskos, vom Platze zu bewegen vermocht habe**), läßt sich über das Maß seiner Stärke nichts entnehmen.

Seine Kraft im unbeweglichen Halten der ausgestreckten Finger zeigte Milon auf folgende Weise: Er legte den rechten Oberarm von der Schulter bis an den Ellenbogen an die Seite, streckte den Unterarm gerade aus, hielt den Daumen in die Höhe und legte die anderen Finger der Reihe nach zusammen: dann war keiner imstande, den kleinen Finger von den übrigen zu trennen.***)

Ferner war Milon unüberwindlich im Festhalten eines Gegenstandes. Er nahm einen Granatapfel in die Hand und hielt denselben so fest, daß er ihm mit keiner Gewalt genommen werden konnte, und doch drückte und zerquetschte er den Apfel nicht. Nur seiner Geliebten ward es, so oft sie mit ihm kämpfte, gar nicht schwer, ihm den Apfel aus der Hand zu entwinden. Daraus meint Älian, der dies erzählt, schließen zu dürfen, daß Milon bei aller seiner Körperkraft doch eine sehr unmännliche Seele besaß.†)

Der geneigte Leser findet die Folgerung Älians vielleicht etwas wunderlich. Wunderlich ist aber auch das folgende Milonische Kunststück. Er band sich eine Darmsaite um die Stirn, wie wenn er sich eine Binde oder einen Kranz umlegte. Indem er dann die Lippen schloß, den Atem anhielt, die Zähne fest

*) Pausan. VI. 14. 2; Diod. XII. 9; African. bei Euseb. Hell. Ol. p. 41.

**) Plin. H. N. VII. 19: Galende vat. tuend. II. 9; Pausan. VI. 14. 2.

***) Pausan. VI. 14. 2.

†) Pausan. VI. 14. 2; Plin. H. N. VII. 19; Aelian. Var. Hist. II. 24. Vergl. GutsMuths, „Turnb.", S. 190.

aufeinander drückte, so daß Adern und Muskeln am Kopfe anschwollen, wurde die Saite infolge der Gewalt der Adern zerrissen.*) Damals müssen die Darmsaiten noch keine Elastizität besessen haben, oder Milons Kunststück wäre überhaupt keins!

Nach Pausanias erzählte man, daß er sein eigenes Bild in die Altis, den heiligen Hain des Zeus in Olympia, getragen habe. Wir wissen nicht, wie schwer es war. Athenäus ferner erzählt, daß Milon ein vierjähriges Rind, und zwar nach Cicero ein lebendiges, nach Galen ein totes, nicht nur aufgehoben, sondern auch in der Rennbahn umhergetragen habe. Die Sache ist möglich, wir kommen später darauf zurück.**)

Strabo endlich teilt die Legende mit, Milon habe, als einmal bei einem Gastmahle der Philosophen ein Pfeiler schadhaft geworden wäre, sich unter die Decke gestellt und so nicht nur alle anderen gerettet, sondern auch sich selbst noch darunter weggezogen.

Wie Milon, so sollen auch andere Ringer außerordentliche Stärke besessen und bewunderungswürdige Kraftstücke vollführt haben.

Von Keras aus Argos wird zum Beispiel erzählt, daß derselbe einem Stiere die Hufe abriß.

Ein Rinderhirt Amesinas aus Barka an der Nordküste von Afrika hatte sich förmlich im Ringen mit einem Stiere geübt und zeigte nach Africanus einst in Olympia, wie weit er's in der Ringkunst mit diesem wilden Gegner gebracht hatte.

Philumenos aus Philadelphia in Lydien, ein Ringer von außerordentlicher Stärke, soll einer ehernen Statue durch einen Faustschlag eine Vertiefung beigebracht haben; vermutlich war die Statue hohl; die Inschrift an seinem Erzbilde aber rühmte von ihm, daß das Erz weniger schwer wäre, als seine Hand. Wir würden vielleicht sagen: Seine Hand fiel nieder wie ein eherner Hammer.***)

Plinius erzählt von dem Sohne des Tritannus, eines berühmten Fechters, daß er unbewaffnet seinem zum Zweikampfe gerüsteten Feinde entgegengetreten sei, ihn besiegt und mit einer Hand, ja zuletzt mit nur einem Finger als Gefangenen hinter sich her gezogen habe. Die Sehnen liefen bei ihm, so lautete

*) Pausan. VI. 14. 2.

**) Pausan. VI. 14. 2; Athen. X. 4. p. 412e; Cic. de Sen. X; Galen. Adhortat. XIII; Strab. VI. 263.

***) Plin. H. N. VII. 19.

des Varro Bericht, am ganzen Leibe, sogar an Armen und Händen, längs und quer wie ein Gitter; er wäre also in einem Monstrositätenkabinett ebenso sehr am Platze gewesen, wie im Feldlager.*)

F. Der Faustkampf.

Unter den Faustkämpfern der Alten war durch die Menge der errungenen Siegeskränze vor vielen ausgezeichnet Diagoras, der Sohn des Damagetos, dessen Kinder und Tochterkinder gleichfalls als siegreiche Wetturner hohen Ruhm erlangten. Er stammte aus der angesehensten Familie auf der Insel Rhodos, aus dem edlen Herrschergeschlechte der Eratiden in Jalysos; einer seiner Vorfahren war der berühmte Held der Messenier Aristomenes, sein Ahnherr der Halbgott Herakles. Diagoras gewann, wie Pindar in der 7. olympischen Ode von ihm singt, in den vier großen heiligen Spielen der Griechen neun Siege: zwei in den olympischen, vier in den isthmischen, zwei in den nemeischen, einen in den pythischen Spielen; außerdem wurde ihm bei kleineren Turnfesten in Athen, Pellene, Megara, auf Ägina und Rhodos noch mancher Kranz beim Preisturnen zu teil. Als einst, wahrscheinlich in der 86. Olympiade, seine beiden ältesten Söhne, Akusilaos und Damagetos, beide an dem nämlichen Tage in Olympia gesiegt hatten, der eine im Faustkampfe, der andere im Pankration, wurde er von den hocherfreuten Kindern, die ihm ihre Siegeskränze aufgesetzt hatten, auf die Schultern genommen und durch die jubelnde Menge des Volkes getragen, von den Griechen aber mit Blumen beworfen und glücklich gepriesen. Da rief dem greisen Vater ein Spartaner zu: „Stirb Diagoras; denn in den Himmel wirst du nicht steigen!“ Und in der That wirkte die plötzliche, ungeheuere Freude über das unerhoffte Glück der Kinder so erschütternd auf den alten Mann, daß er gleich darauf, vor den Augen der staunenden Zuschauer, in den Armen und unter den Küssen der Söhne den Geist aufgab.**)

Berühmt wegen der großen Menge der Siege im Faustkampfe war ferner der von Pindar besungene Praxidamas aus Ägina, der in der 59. Olympiade in Olympia, fünfmal auf

*) African. bei Euseb. Hell. Ol. p. 42. 41; Scaliger Hist. Synag. p. 331. 320. 350. Vergl. Krause, „Agon.“ S. 436.

**) Pind. Ol. VII. 15—16, 81—84; Pausan. IV. 24, 1; VI. 7, 1; Cic. Tusc. I. 46; Plut. Pelop. 34; Gell. N. A. III. 15.

dem Isthmos und dreimal in Nemea siegte (Pind. Nem. VI. 15; Paus. VI. 18, 5.); sodann der Jamide Satyros, der Sohn des Lysianax aus Elis, der ebenfalls neun Siege gewann, nämlich fünf in Nemea, zwei in Delphi und zwei in Olympia. (Pausan. VI. 4, 3.) Viele Siege gewannen auch Tisandros, der Sohn des Kleokritos, aus Naxos auf Sizilien, der mehrere Siege in Nemea und auf dem Isthmos, vier olympische und ebenso viele pythische Siege gewann (Pausan. VI. 13, 4.); sowie Agesarchos, der Sohn des Haimostratos, aus Tritaia in Arkadien, der in allen vier heiligen Spielen siegte und, wie der zwanzigjährige Mitylener Archippos, sich den Ruhm eines Periodoniken erwarb. (Pausan. VI. 15, 1; VI. 12, 3.) Epitherses aus der ionischen Stadt Erythrä in Kleinasien, der Sohn des Metrodoros, konnte sich sogar den Ruhm eines zweimaligen Periodoniken im Faustkampfe zuschreiben. (Pausan. VI. 15, 3.)

Alle Faustkämpfer jedoch nicht nur, sondern überhaupt alle Wetturner der Alten übertraf an Anzahl der Siegeskränze der hoch gefeierte Periodonike Theagenes, der Sohn des Timosthenes, der von den alles Ungewöhnliche vergötternden Griechen für einen Sohn des Herakles gehalten wurde. Die Heimat des Theagenes war die felsige Insel Thasos an der Küste von Thrakien. Er siegte in der 75. Olympiade in Olympia im Faustkampfe, und zwar über den kräftigen Euthymos. Er hatte sich anfangs zum Wetturnen im Faustkampf und Pankration gemeldet und dachte in beiden Übungen zu siegen. Allein der Faustkampf mit Euthymos ermüdete ihn so sehr, daß er den Wettkampf im Pankration aufgab. Daher erkannten ihm die Kampfrichter, die Hellanodiken, die Strafe zu, daß er ein Talent an den Gott und eins an den Euthymos wegen des diesem zugefügten Schadens bezahlen sollte; denn sie glaubten, er habe nur aus Feindschaft mit Euthymos sich mit diesem in den Faustkampf eingelassen. In der 76. Olympiade ließ Theagenes sich nicht in einen Wettkampf mit den Faustkämpfern ein und siegte im Pankration. Außerdem siegte er dreimal im Faustkampf in Delphi und auf dem Isthmos, zehnmal teils im Faustkampfe, teils im Pankration. In Phthia in Thessalien trat er weder als Faustkämpfer, noch als Pankratiast auf, sondern suchte hier auch als Läufer unter den Griechen berühmt zu werden; und er gewann im Dolichos den Preis. Er wollte gern, wie Pausanias meint, dem Ruhme des Achilleus nacheifern, da er in der Geburtsstadt dieses schnellfüßigsten unter allen griechischen Heroen

sich befand. Im ganzen soll er nach Pausanias 1400, nach Plutarch 1200 Siegeskränze gewonnen haben.

Aus seiner Jugend erzählt Pausanias, derselbe habe als Knabe von 9 Jahren, als er von der Schule nach Hause ging, die eherne Bildsäule eines Gottes, die auf dem Markte stand und ihm gefiel, losgerissen und auf den Schultern nach Hause getragen. Da hätten die Mitbürger, hierüber erzürnt, ihn töten wollen; aber ein alter, angesehener Mann habe das verhindert und habe dem Knaben befohlen, die Bildsäule auf den Markt zurückzutragen. Der Knabe habe dies gethan und sei in ganz Griechenland wegen dieses Beweises seiner Stärke berühmt geworden.

Von dem Eßvermögen des Theagenes erzählt Athenäus Ähnliches, wie von Milon und Titormos. Er soll nämlich ganz allein einen Ochsen zu Mittag gegessen haben. Nach seinem Tode wurde ihm zu Ehren eine Bildsäule errichtet. Einer seiner persönlichen Feinde, vielleicht einer der vierzehnhundert besiegten Mitbewerber beim Wetturnen, ging alle Nächte hin, um durch Geißelung der Bildsäule seinen Grimm und seine Rache zu befriedigen. In einer Nacht fiel die Bildsäule auf denjenigen, der sie geißelte, und tötete denselben. Die Verwandten klagten die Bildsäule wegen Mordes an; sie wurde schuldig befunden und ins Meer geworfen. Dies Verfahren mißfiel jedoch den Göttern, und diese suchten die Thasier mit fortwährender Hungersnot heim, bis endlich ein Fischer die Bildsäule zufällig auffischte, die dann wieder an ihren Platz gestellt wurde. Pausanias erzählt noch, daß dem Theagenes nicht nur in Thasos, sondern auch an vielen andern Orten in und außerhalb Griechenlands Statuen errichtet seien; derselbe sei göttlich verehrt, und man habe ihm, wie einem Gotte, geopfert. Nach Lucian glaubte man sogar, daß sein Bild Fieberkranke heilen könne.*)

Für unseren Zweck, das Verhältnis der Leibesstärke der Alten zu derjenigen unserer Zeitgenossen darzuthun, bieten alle diese Mitteilungen keine Handhabe, aber ich unterdrücke sie dennoch nicht, deshalb, weil sie das sagenhafte Wesen der Überlieferung über die Erlebnisse hellenischer Turnkunst in das rechte Licht zu stellen sehr wohl geeignet sind.

Auch die folgenden Nachrichten, obgleich sie ein wenig be-

---

*) Lucian. Deor. conc. 12; Pausan. VI. 6, 2; VI. 11, 2, 3; Athen. X. p. 412, d. e; Plut. Praec. reipubl. ger. XV; Her. II. 44.

stimmter sind, spielen immer noch aus der Wirklichkeit ins Wunderliche und Wunderbare hinüber.

Beim Faustkampfe waren Behendigkeit, Vorsicht und Schlauheit die hauptsächlichsten Erfordernisse des Sieges. Insbesondere hütete sich ein erfahrener Faustkämpfer, seine Kraft durch unbesonnenes Anstürmen auf den Gegner zu verschwenden. Er eröffnete in der Regel den Kampf mit einem Scheinkampf, der sogenannten Skiamache, indem er mit geballter Faust allerlei Bewegungen machte und dem Gegner gleichsam mit Streichen drohte, die er in die Luft führte. Dabei hielt er sich aber fortwährend in gedeckter Stellung, suchte, ohne selbst Hiebe auszuteilen, durch fortwährendes Ausbiegen alle Angriffe des Gegners unschädlich und diesen selbst matt zu machen. Gelang es ihm, durch das fortgesetzte Vereiteln der Angriffe des Gegners denselben gänzlich zu ermüden und ihn dadurch zu zwingen, sich durch Aufheben der Hand für besiegt zu erklären, so war damit schon der Sieg entschieden, ehe es zum eigentlichen Kampfe kam.

Durch solche Geschicklichkeit, ohne selbst eine Wunde oder auch nur einen Schlag zu erhalten, soll einmal Hippomachos im Faustkampfe der Knaben gesiegt haben. Er war ein junger Eleier, ein Sohn des Moschion, dessen Lebenszeit unbekannt ist. Nach Pausanias sagte man von ihm, daß er nacheinander drei Knaben, die mit ihm um den Preis kämpften, im Faustkampfe überwunden habe, und daß er selbst dabei weder einen Schlag erhalten, noch irgendwie am Körper verwundet sei.*)

Eine bedeutende Leistung in dieser eigentümlichen Art des Faustkampfes, die gewöhnlich nur die Einleitung zu dem Kampfe selbst zu bilden pflegte, in der Kunst des Scheinkampfes, soll von Melankomas vollführt sein, einem Zeitgenossen des römischen Kaisers Titus, der 79—81 n. Chr. römischer Kaiser war. Der berühmte Redner Dion Chrysostomos hielt diesem Faustkämpfer zwei Lobreden, worin es unter anderem heißt, daß derselbe zwei Tage lang, ohne zu ermüden, mit ausgelegten Armen in derselben Stellung ausharren konnte; daß er überhaupt nie einen Schlag erhalten habe und deshalb, was man bei Faustkämpfern nur höchst selten fand, am ganzen Körper unversehrt gewesen sei.**)

---

*) Pausan. VI. 12, 3.
**) Dion Chrysostomos II. or. 28, 29, p. 199, 200.

Man würde vielleicht von einigen Fechtlehrern unserer Tage, welche vom frühen Morgen bis zum Abend Unterrichtsstunden erteilen, in Lobreden ähnliche Aussagen sich erlauben dürfen.

Im Scheinkampfe muß sich auch Glaukos vor anderen Faustkämpfern seiner Zeit hervorgethan haben. Wenigstens hatte nach Pausanias der Verfertiger seiner Bildsäule ihn in der Stellung eines Scheinkämpfers dargestellt. Glaukos war der Sohn des Demylos und aus Karystos auf der Insel Euböa gebürtig; der Sage nach stammte er aus Anthedon in Böotien von dem Meergotte Glaukos. Er siegte nicht nur in Olympia unter den Knaben, sondern auch wiederholt unter den Männern, und zwar zweimal in den Pythien, in jedem der isthmischen und nemeischen Spiele achtmal; er errang also den Ruhm eines Periodoniken. Nach seinem Tode sollen ihn die Karystier auf einer Insel begraben haben, die noch zur Zeit des Pausanias die Glaukosinsel hieß. Glaukos war namentlich wegen der eisernen, hammerartigen Festigkeit seiner Faust berühmt, von deren Härte und Kraft Pausanias folgende heitere Geschichte erzählt:

Glaukos war in seiner Jugend einst auf dem Acker mit Pflügen beschäftigt. Als die Pflugschar aus dem Pfluge herausgefallen war, fügte er sie wieder ein in den Pflug, indem er anstatt eines Hammers die Hand gebrauchte. Zufällig sah der Vater Demylos dasjenige, was der Sohn that, und sofort führte er denselben nach Olympia, um ihn daselbst als Faustkämpfer auftreten zu lassen. Weil Glaukos jedoch keine Übung in dem Kampfe hatte, so wurde er von seinen wohlgeübten und mit den Regeln der Kunst besser bekannten Gegnern verwundet; und als er mit dem zuletzt übriggebliebenen Gegner kämpfte, glaubte man schon, daß er infolge der Menge der erhaltenen Schläge sich für besiegt erklären würde. Da soll ihm der Vater zugerufen haben: „O Sohn, den Schlag vom Pfluge!“ Glaukos faßte wieder Mut: er führte einen gewaltigen Schlag auf den Gegner und besiegte ihn.*)

Eine nicht viel geringere Kraft, als die geballte Faust des Glaukos besaß, muß nach der Erzählung des Pausanias Damoxenos aus Syrakus in den Fingern gehabt haben. Damoxenos kämpfte einst in Nemea mit Kreugas aus Epidamnos um den Preis. Als der Faustkampf sich bis in die Nacht hinein-

*) Pausan. VI. 10, 1.

zuziehen drohte, wurden die beiden Wetturner miteinander einig, daß einer um den anderen wechselweise einen Schlag aushalten sollte. Die Faustkämpfer hatten damals noch nicht den scharfen Riemen um die Hände gebunden, sondern sie gebrauchten die Meilichai, dünne Riemen von rohem Rindleder, die nach einer altertümlichen Weise ineinander geflochten waren; diese hatten sie unter die hohle Hand gebunden, so daß die Finger bloß blieben. Kreugas führte nun den ersten Schlag und hieb auf den Kopf des Damoxenos. Jetzt hieß Damoxenos den Kreugas die Hand in die Höhe halten. Als derselbe es that, stieß Damoxenos ihn mit den gerade und steif gehaltenen Fingern in die Seite. Und so scharf waren die Nägel, und so gewaltig der Schlag, daß die Hand in die Seite hineinging; Damoxenos erfaßte dann die Eingeweide, zog dieselben heraus und riß sie ab. Kreugas gab sogleich den Geist auf. Die Argeier jagten den Damoxenos vom Kampfplatze weg, weil er den Vergleich übertreten und statt eines Schlages dem Gegner mehrere gegeben hatte. Dem toten Kreugas aber erkannten sie den Preis zu und richteten zu Argos sein Bild auf, woselbst dasselbe noch zur Zeit des Pausanias im Tempel des lykischen Apollon stand.*)

Ein Beispiel von bedeutender Kraft in den Händen und Armen ist der Faustkämpfer Kleomedes aus Astypalaia, von welchem Pausanias erzählt. Als Kleomedes in der 71. Olympiade den Epidaurier Ikkos zum Gegner hatte, war er so unglücklich, diesen zu töten. Nach der genaueren Angabe des Eusebius riß er demselben mit einem gewaltigen Schlage die Seite auf, stieß die Hand hinein und riß die Lunge heraus!? Die Preisrichter waren der Meinung, es liege eine absichtliche Tötung vor, und sprachen ihm wegen Übertretung der Turnordnung für die Wettturner, wonach absichtliches Töten verboten war, den Sieg ab. Hierüber wurde Kleomedes so traurig, daß er den Verstand verlor. Er kehrte nach Astypalaia zurück, stellte sich an ein Schulgebäude, in welchem gerade ungefähr sechzig Kinder unterrichtet wurden, hob, wie einst Simson, die Säulen, auf denen das Dach ruhte, auf und begrub die unschuldigen Kinder unter den Trümmern. Als die Mitbürger ihn wegen dieser entsetzlichen That steinigen wollten, floh er in einen Tempel der Athene. Daselbst stieg er in einen Kasten, der im Tempel stand, und zog den Deckel nach sich. Die Astypaläer bemühten sich umsonst, den Deckel aufzu-

*) Pausan. VIII. 40, 3, 4.

machen; endlich schlugen sie den Kasten entzwei. Als sie aber den Kleomedes weder tot, noch lebendig fanden, schickten sie Männer nach Delphi, um das Orakel zu befragen, was mit dem Kleomedes vorgegangen sei. Da soll die Pythia diesen geantwortet haben: „Kleomedes der Astypaläer ist der letzte unter den Heroen; ehret ihn mit Opfern als einen, der nicht mehr sterblich ist!" Von der Zeit an verehrten die Astypaläer den Kleomedes als einen Heros.*)

Solchergestalt haben die griechischen Sagenschreiber eine Handlungsweise, die von Anfang doch nur als eine Roheit erscheint, in ein erträgliches Licht zu setzen gewußt. Vielleicht wäre es ihnen gelungen, auch die nachstehende deutsche Geschichte poetisch zu wenden, welche denen des Damoxenos und Kleomedes ähnlich ist, wie ein Ei dem anderen, aber in der naiven Darstellung meines Gewährsmannes**), dem ich seine Worte lasse, einen ganz anderen Eindruck macht. Es heißt in einer Abhandlung über Leibesstärke also: „Einige Personen können sich bloß durch beständige Übung außerordentlich stark machen, allein die Naturgaben müssen dazu kommen. Man hat ein Beispiel an dem großen, langbärtigen und starken Andreas Eberhard Rauber von Talberg und Weineck, welcher ein Hufeisen zerbrach, mit einer Frau acht Zwillinge erzeugte und einen getauften Juden (den Ringer Ott?) erbärmlich zurichtete. Dieser befand sich zu Gratz, am Hofe des Erzherzoges Karl, und glich wegen seiner Länge und Stärke einem Riesen. Der Erzherzog wollte wissen, ob er oder Rauber der stärkste wäre, und nötigte sie beide, daß einer dem anderen einen Faustschlag aushalten mußte. Sie würfelten um den Vorrang, und der getaufte Jude, welcher der erste war, versetzte Raubern einen so derben Schlag, daß er acht Tage das Bett und noch länger die Stube hüten mußte. Als er sich wieder erholt hatte, mußte der Jude auch einen Schlag von ihm aushalten. Rauber ergriff ihn bei seinem langen Barte, wickelte diesen zweimal um seine linke Hand und schlug mit der Rechten so stark darauf, daß er nicht allein seinen Bart, sondern auch den unteren Kinnbacken in der Hand behielt, welches dem Juden bald darauf das Leben kostete. Man findet an diesen beiden Leuten Merkmale großer Naturgaben. Sie waren beide von ungeheuerer Länge; und wenn

*) Pausan. VI. 9, 3; Oinomass b. Euseb. praep. evang. V. 34.
**) Krünitz' „Encyklopädie" LXII. 342.

das Glück es fügt, daß solche Leute gesund erwachsen, welches aber selten geschieht, so müssen ihre Muskeln notwendig eine außerordentliche Stärke erlangen. Sie waren auch beide sehr vierschrötig und hatten einen starken Haarwuchs, welcher ebenfalls eine Folge guter Naturen ist."

Wir wollen diese großen Faustkämpfernaturgaben nicht in Frage stellen, allein unerachtet derselben gewinnt eine Kampfart, welche bei fortgesetzter nationaler Übung unausbleiblich zur Roheit zu führen scheint, schwerlich unseren Beifall. Auch der griechische Faustkampf hat im Laufe der Jahrhunderte eine widerliche Richtung genommen. Denn in der späteren Zeit begnügten sich die Wettturner im Faustkampfe nicht mit den einfachen Schlagriemen, den erwähnten Meilichai, die nur schonende Schläge bewirkten und nicht gerade Wunden verursachten; sondern sie besetzten die Riemen mit Streifen harten Leders, vielleicht wohl gar mit Nägeln und bleiernen Buckeln, wodurch jeder gut treffende Schlag auch blutige Spuren zurücklassen mußte. Der Kopf, die Ohren und Backen, Nase und Kinn waren vorzugsweise die Zielscheibe der Faustschläge, Verstümmelungen schrecklicher Art, ein mit Beulen besäeter Kopf, zerquetschte Ohren und eingeschlagene Zähne waren nichts Ungewöhnliches. Die Gefühllosigkeit war die höchste Tugend des Faustkämpfers geworden und brachte ihm die Siegesehre, regelmäßig handelnd, nicht selten auch leidend.

So soll Eurydamas aus Kyrene, als ihm sein Gegner die Zähne einschlug, um ihn nichts merken zu lassen, die Zähne verschluckt und den Sieg gewonnen haben, weil jener durch die scheinbare Unwirksamkeit seines kräftigen Schlages den Mut verlor.*)

Zum Schlusse mögen noch die wunderbaren Leistungen des schon genannten Euthymos erwähnt werden, die ohne Zweifel für eine Sage zu halten sind.

Euthymos war nach Pausanias aus dem epizephyrischen Lokri in Italien und hieß ein Sohn des Astykles; seine Landsleute aber nannten ihn einen Sohn des Flusses Kaikinos, der die Grenze zwischen dem lokrischen und rheginischen Gebiete bildete. Er war ein vortrefflicher Faustkämpfer und besaß eine außerordentliche Leibesstärke. Die Lokrer zeigten nach Älian

*) Aelian. Var. Hist. X. 19.

einen ungeheueren Stein, den er getragen und vor seine Hausthür gestellt haben sollte. Als er einst nach Temesa in Italien gekommen war, bestand er einen sonderbaren Kampf mit einem Heros, mit welchem es, wie Pausanias erzählt, folgende Bewandtnis hatte. Nach der Zerstörung von Troja wurde der Sage zufolge Odysseus auf seinen Irrfahrten von den Winden bald an diesen, bald an jenen Ort in Italien und Sizilien getrieben, unter anderm auch nach Temesa. Einer seiner Gefährten übte in der Trunkenheit Gewalt an einer Jungfrau aus und wurde wegen dieses Vergehens von den Einwohnern Temesas gesteinigt. Odysseus ging, ohne sich um die Sache weiter zu kümmern, wieder in See. Aber der Geist des Getöteten hörte nicht auf, die Einwohner in Temesa zu töten und keines Alters zu schonen, weshalb diese Italien ganz verlassen wollten. Aber die Pythia gestattete ihnen dies nicht, sondern befahl, den Geist zu versöhnen, ihm einen besonderen Platz zu weihen, einen Tempel zu bauen und ihm jährlich die schönste Jungfrau zu geben. Weil sie nun vollführten, was der Gott angeordnet hatte, so hatten sie weiter nichts von dem Geiste zu fürchten. Als einmal gerade dem Geiste die gewöhnliche Ehre erwiesen und demselben sein Tribut gegeben wurde, kam Euthymos nach Temesa. Als dieser von dem, was geschah, hörte, bekam er Lust, in den Tempel zu gehen und die Jungfrau zu sehen. Durch den Anblick derselben wurde er mit Mitleid und Liebe erfüllt. Das Mädchen schwur ihm, völlig sein eigen sein zu wollen, wenn er sie errettete. Euthymos erwartete wohlbewehrt die Ankunft des Geistes und überwand ihn: der Geist wurde aus dem Lande gejagt und verschwand. Die Hochzeit des Euthymos wurde festlich gefeiert, und die Leute des Ortes waren in Zukunft von dem Geiste befreit.

Pausanias will noch weiter über den Euthymos gehört haben, derselbe sei sehr alt geworden und habe endlich, ohne zu sterben, auf eine merkwürdige Art und Weise die Welt verlassen. Auch sah Pausanias die Kopie eines sehr alten Gemäldes, auf dem das von Euthymos vertriebene Gespenst dargestellt war. Die Farbe des Geistes war schwarz, sein Anblick war fürchterlich, sein Kleid ein Wolfshaut.*)

*) Pausan. VI. 6, 3, 4; Aelian. Var. Hist. VIII. 18; Strac. VI. p. 392.

G. Das Pankration.

Über die Leistungen derjenigen, die das Ringen in Verbindung mit dem Faustkampfe übten, der alten Pankratiasten, sind keine Angaben vorhanden, die uns gestatteten, einen sicheren Schluß auf die Leistungsfähigkeit der Alten im Pankration zu ziehen. Wir wissen von den meisten, die in dem Rufe gewaltiger Pankratiasten stehen, nur, daß dieselben mehrere Siege in ihrer Kunst davongetragen haben. So siegte Promachos aus Pellene in Olympia einmal, zweimal in Nemea, auf dem Isthmos dreimal im Pankration.*) Timasitheos aus Delphi, ein Zeitgenosse des Isagoras, wurde nach Pausanias zweimal zu Olympia und dreimal in Delphi gekrönt.**) Kleitomachos ferner aus Theben siegte in Olympia in der 141. Olympiade im Pankration; in den Pythien trug er drei Kränze im Pankration davon; und in den Isthmien wurde er sogar an einem Tage im Ringen, im Faustkampf und im Pankration bekränzt.***)

Die Namen derjenigen Männer, welche an demselben Tage als Pankratiasten und Ringer bekränzt wurden, teilt uns Pausanias†) mit. Unter ihnen stand Straton aus Alexandria, von Haus aus ein Gesundheitsturner††), aber durch Übung zum Meister geworden, der Zeit nach in der Mitte; der Eleer Kapros scheint der bedeutendste gewesen zu sein.†††) Viel mehr als die Stätten und die Zahl ihrer Siege wissen wir von ihnen nicht. Nur von zwei Pankratiasten hören wir etwas mehr, als dies. Es sind Astyanax und Polydamas, die ganz ungeheuere Kraftstücke vollführt haben sollen. Allein wir werden bald zu der Überzeugung gelangen, daß es schwer ist, bei ihnen zu unterscheiden, wo die Wahrheit aufhört und wo der Mythus anfängt.

Astyanax aus Milet in Kleinasien, der dreimal in Olympia im Pankration gesiegt hatte, wurde einst, wie Athenäus erzählt, von dem Perser Ariobarzanes zum Mahle eingeladen. Als er angekommen war, versprach er, alles, was für die Gäste zugerichtet war, aufessen zu wollen; und er aß auf, was für neun Gäste zubereitet war. Als aber der Perser wünschte, daß er

*) Pausan. VI. 8, 3, 4.
**) Pausan. VI. 8, 4; VI. 14, 2.
***) Pausan. VI. 15, 3.
†) Pausan. V. 21, 5; vergl. Krause, „Agonist." I. 551.
††) Aelian. Var. Hist. IV. 15.
†††) Pausan. IV. 16, 7.

ein seiner Stärke entsprechendes Kraftstück vollführe, brach er, wie Athenäus dem Theodorus nacherzählt, eine linsenähnliche Verzierung von seinem Sessel ab, die ganz mit Kupfer überzogen war. Sodann drückte er dieselbe weich und breitete sie auseinander. Als er gestorben und verbrannt war, wurden seine Gebeine von einer Urne nicht gefaßt, kaum von zweien.*)

Der andere berühmte Pankratiast, Polydamas, war der Sohn des Nikias und aus Skotussa in Thessalien gebürtig. Er lebte um die 93. Olympiade, in welcher er im Pankration siegte. Pausanias sagt von der Statue dieses gefeierten Wettturners, daß dieselbe, wenn er die sogenannten Heroen, oder ein noch älteres Geschlecht vor ihnen ausnehme, den größten unter allen Menschen vorstelle, und nennt den Polydamas den größten und stärksten unter den Menschen der neueren Zeiten, der nicht nur als Pankratiast, sondern auch auf andere Weise einen großen Namen erlangt habe. Er erzählt sodann folgendes: Auf dem Berge Olympos überwältigte Polydamas einst ohne irgend eine Waffe einen großen und starken Löwen. Die Begierde, solche Thaten zu verrichten, wie Herakles, trieb ihn zu dieser kühnen Unternehmung an; denn dieser sollte den nemeischen Löwen überwunden haben. Polydamas legte noch eine andere bewunderungswürdige Probe seiner Stärke ab. Er ging unter eine Herde Ochsen, ergriff den größten und wildesten an einem Hinterbeine und hielt ihn an der Klaue fest. Der Stier mochte springen und stoßen, wie er wollte: Polydamas ließ nicht eher ab, als bis der Stier endlich sich mit aller Macht losriß und ihm die Klaue zurückließ. Er soll auch einen Fuhrmann im schnellen Fahren aufgehalten haben. Er faßte nur mit einer Hand hinten an den Wagen, und die im vollen Laufe begriffenen Pferde mußten stille stehen. Als Darius Nothus, der König von Persien, von den Thaten des Polydamas hörte, schickte er zu ihm und ließ ihn zu sich einladen. Er vermochte ihn auch durch das Versprechen großer Geschenke, zu ihm nach Susa zu kommen. Hier forderte Polydamas drei von den Soldaten heraus, welche die Unsterblichen hießen, ließ sich mit diesen zugleich in einen Kampf ein und erlegte sie alle drei.

Diese Thaten, welche von dem Polydamas erzählt werden, berichtet Pausanias weiter, stehen teils an dem Fußgestelle seiner Statue, teils werden sie in der Aufschrift erwähnt. Doch was

*) Athen. X. 4, 413 b. c.

Homer vorher verkündigt hat, mußte an dem Polydamas ebensowohl, als an anderen, die auf ihre Stärke stolz gewesen sind, in Erfüllung gehen, daß er nämlich durch seine Stärke ums Leben kam. Polydamas ging einst mit seinen Freunden an einem warmen Tage in eine Höhle. Zum Unglück hatte die Decke der Höhle einen so starken Riß bekommen, daß sie bald einbrechen und einstürzen mußte. Sobald die Freunde die Gefahr wahrnahmen, liefen sie hinaus. Polydamas aber wagte es zu bleiben: er stemmte seine Hände unter und wollte den ganzen Berg aufhalten, fand aber unter demselben sein Grab.*)

Was das Festhalten des Wagens mit einer Hand betrifft, so urteilt Haase darüber, daß dieses Stück nicht so schwer sei, als man denken sollte; es gehöre dazu mehr Mut, als Kraft, und der Erfolg sei nur augenblicklich. „Ich hatte gehört", erzählt er, „daß ein durch seine Stärke berühmter Student in Rostock, Sohn des verstorbenen allbekannten Superintendenten Reinhold zu Woldeck, dasselbe öfter gethan habe, und deshalb versuchte ich es in einer übermütigen Laune selbst einmal an einem zweispännigen, leeren Wagen, der mir zufällig abends auf der Chaussee begegnete. Ich griff aber nicht mit einer Hand, wie Polydamas, sondern mit beiden in ein Hinterrad, wodurch die Pferde, die in vollem Trabe waren, sogleich zum Stehen gebracht wurden, zu des Fuhrmanns großem Staunen und noch größerem Verdrusse, den er noch aus der Ferne laut aussprach, ohne meine gymnastischen Bestrebungen im geringsten anzuerkennen. Dieser (ἄμουσος) Turnfeind war aus Spandau." Übrigens, meint Haase, sei es nicht eigentlich die Kraft, welche das Stehen der Pferde bewirke, sondern offenbar die Plötzlichkeit, mit der das Hindernis eintrete. Würden die Pferde sogleich wieder angetrieben, so würde das fernere Festhalten des Wagens auch für die Kräfte des Polydamas unmöglich sein, so sehr er dieselben auch respektiere.**)

H. Das Schwimmen und Tauchen.

Von den Leistungen der Alten im Schwimmen darf man im allgemeinen wohl sagen, daß dieselben bedeutend gewesen sind.

---

*) Pausan. VI. 5, 3, 4; VII. 27, 2; Diod. Fragm. 55; Valer. Max. IX. 12, 10.

**) Haase, unter dem Worte „Paläſtrik" in der Encyklopädie von Ersch und Gruber, S. 378.

Insbesondere werden die auf dem Meere so heimischen Griechen eine große Geschicklichkeit im Schwimmen besessen haben. Sie wurden durch ihre, der See benachbarten Wohnsitze von selbst aufs Meer gewiesen und mußten daher mit diesem Elemente mehr, als andere Völker des Altertums, vertraut werden. Sind doch ihre späteren Nachkommen, die Inselgriechen der Gegenwart, nicht minder hierin allen Nachbarn voraus.

Bei den Athenern wurden die Kinder schon in der frühesten Jugend im Schwimmen unterwiesen, und Ungeschick im Schwimmen galt bei denselben für einen nicht geringeren Mangel an Bildung, als Unbekanntschaft mit den ersten Elementen alles Wissens. Zu Hermione wurde nach Pausanias an dem jährlichen Dionysosfeste außer einem musikalischen auch ein Wettkampf im Schwimmen angestellt, und es wurden an die besten Schwimmer Preise ausgeteilt.*) In der dem Schwimmen nahverwandten Kunst des Tauchens waren die Alten ebenfalls sehr geschickt. Unter den Griechen sollen namentlich die Bewohner der Insel Delos, sowie die Einwohner der Stadt Anthedon ausgezeichnete Taucher gewesen sein. Wie gut man verstand, vom Meere verschlungene Kostbarkeiten demselben wieder zu entreißen, sehen wir aus dem glücklichen Heben der versenkten Schätze des Perseus. Als der König Perseus von Makedonien in einem Anfalle plötzlicher Angst seinen Schatz bei Pelle hatte ins Meer werfen lassen, bald darauf aber dieses bereute, da fanden sich zum Glück für den Nikias, der unvorsichtigerweise den königlichen Befehl sogleich vollzogen hatte, Taucher, welche fast alles aus dem Meere wiederherauszogen.**) Auch daß die alten Taucher schon die köstlichen Perlen aus der Tiefe des Meeres heraufzuholen verstanden, ist ein Zeichen von der hohen Vollendung ihrer Taucherkunst.***)

Allein wie hoch auch immer wir die Geschicklichkeit der Alten und namentlich der Griechen im Tauchen und Schwimmen schätzen mögen, so müssen wir doch die wunderbaren Heldenthaten, welche uns von dem berühmtesten Taucher derselben, dem Skyllias, erzählt werden, größtenteils für Sagen halten. Skyllias, von Pausanias Skyllis genannt, war aus der Stadt Skione gebürtig, einer achäischen Kolonie auf der Halbinsel Pallene, der westlichsten jener drei schmalen Landzungen, in

*) Pausan. II. 35. 1.
**) Liv. XXXXIV. 10.
***) Plinius N. H. IX. 55.

welche Chalkidike sich verzweigt, und lebte zur Zeit der griechischen Freiheitskriege. In Delphi stand eine Statue von ihm; auch wird ein Gemälde erwähnt, welches ihn darstellte, sowie ein Gedicht, in welchem seine Thaten besungen wurden.*) Seine Tochter Hydna, die er selbst im Tauchen unterrichtet hatte, war ebenfalls eine berühmte Taucherin und galt den abergläubischen Griechen für eine Geliebte des Meergottes Glaukos.**) Nach Herodot soll dieser Skyllias den Persern, als dieselben durch den gewaltigen Seesturm, der ihre Flotte an der Küste von Magnesia dem Peliongebirge gegenüber befiel, viel Schiffe und Güter verloren hatten, einen großen Teil der untergegangenen Schätze gerettet und vieles von dem Geretteten für sich behalten haben.***) Dieses wollen wir gern glauben; auch wollen wir nicht die allgemeine Angabe des Pausanias bezweifeln, daß Skyllias in die tiefsten Stellen des Meeres untergetaucht sei. Aber wenn Pausanias von demselben Skyllias erzählt, derselbe habe während des erwähnten Seesturmes das Unglück der Perser noch zu vergrößern gesucht, indem er mit seiner Tochter Hydna untergetaucht sei und den persischen Schiffen von unten die Ankertaue weggezogen habe, und deshalb hätten die Amphiktyonen sowohl von ihm, wie auch von der Tochter eine Bildsäule als Weihgeschenk in Delphi aufgestellt, so scheint mir das schon in das Gebiet der Sage zu gehören; zumal da Skyllias nach Herodot damals im Dienste der Perser stand und sogleich nach dem Schiffbruch im Interesse dieser thätig war.†)

Noch unglaublicher ist das Taucherkunststück, wodurch Skyllias sein Überlaufen von den Persern zu den Griechen bewerkstelligt haben soll. Als nämlich, wie Herodot erzählt, die vom Sturme verschonten Schiffe der Perser in Aphetä am Eingange des Pagasäischen Meerbusens glücklich angekommen, und zweihundert Schiffe abgeschickt waren, welche um die Insel Euböa herumfahren und den Griechen in den Rücken fallen sollten, wurde eine Zählung der Schiffe veranstaltet. Skyllias, der schon lange daran gedacht hatte, zu den Griechen überzugehen, aber noch keine passende Gelegenheit hatte finden können, benutzte diesen Augenblick, um seinen Vorsatz auszuführen. Er tauchte bei Aphetä unter und erhob sich nicht eher wieder aus

*) Antholog. Gr. I. 69; Ep. 1. (Jacobs, Animadverss. II. 1. 363.)
**) Athen. VII. 296 f.
***) Herod. VIII. 8.
†) Pausan. X. 9. 1.

dem Wasser, als bis er nach Artemision kam, nachdem er ungefähr 80 Stadien = 2 deutsche Meilen unter dem Wasser zurückgelegt hatte.*) Daß dieses eine Mythe sei, dürfen wir nicht nur aus der Unmöglichkeit des Erzählten schließen, sondern das hat auch schon Herodot, der Vater der Geschichte, richtig erkannt. Dieser meint in seiner treuherzigen Weise, er müsse sich wundern, wenn die Erzählung wahr sei, und wolle deshalb eine bestimmte Mitteilung darüber, wie Skyllias zu den Griechen übergelaufen sei, nicht machen. Es werde wohl einiges Wahre, aber auch noch vieles andere Lügenähnliche von diesem Manne erzählt. Er glaube, daß Skyllias mit einem Schiffe nach Artemision gekommen sei. Ich denke, wir lassen uns diese Deutung gefallen; lernen aber hieraus zugleich, wie ungemein rasch bei dem redseligen Schiffervolke der Griechen Sagen sich bildeten, und wie sehr dieselben alles Außergewöhnliche durch das glänzende Gewand der Dichtung zu verherrlichen bemüht und gewöhnt waren. Denn als Herodot anfing, die mündlichen Überlieferungen über die Perserkriege zu sammeln und niederzuschreiben, waren erst ungefähr vierzig Jahre verflossen.

Wie lange ein Mensch wirklich unter Wasser bleiben, und wie lange er schwimmend sich über Wasser zu halten vermöge, diese beiden Fragen werden sich schwerlich ganz bestimmt beantworten lassen. Ein gewöhnlicher Mensch verliert die Besinnung und bald auch die Fähigkeit, wiederbelebt zu werden, in wenigen Minuten; für besonders begabte mag sich die Zahl dieser Minuten verdoppeln, mehr auch nicht, denn die Lungen verrichten niemals den Dienst der Kiemen. — Einzelne Personen werden gefunden, deren fette und schwammige Leibesverfassung ihnen das Untertauchen für so lange Zeit gänzlich verbietet; für diese wäre also umgekehrt die physikalische Möglichkeit vorhanden, Tage und Wochen lang zu schwimmen; ob aber auch die physiologische, lasse ich dahingestellt. Ich möchte denen, welche sich dieses sonderbaren Vorzugs, im Wasser nicht untergehen zu können, erfreuen, indes raten, ihn nicht allzusehr auf die Probe zu stellen, denn bekanntlich verzehrt die kühlende Flut auf eine sehr heilsame Art das überflüssige Fett.

Man entschuldige es nur, wenn ich hier gleichsam als Beleg, daß die auf dem Gebiete der Leibeskünste Fabeln bildende Kraft mit dem Untergange der klassischen Welt nicht zugleich

---

*) Herod. VIII. 8.

verloren ging, einiger nachgeborener Nebenbuhler des Skyllias gedenke. Über den einen, den berühmten Taucher Nikolaus, berichtet der gelehrte Jesuit Athanasius Kircher in seinem Werke Mundus subterraneus, denselben, den Schiller in der bekannten Ballade „Der Taucher“ als Quelle benutzt zu haben scheint, folgendermaßen: Nikolaus war aus der Stadt Catania in Sizilien gebürtig und lebte um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unter der Regierung eines Königs Friedrich von Neapel und Sizilien. Nikolaus wurde wegen seiner Gewandtheit im Schwimmen gewöhnlich Pesce Cola, d. h. Nikolaus der Fisch, benannt. Von Jugend auf ans Meer gewöhnt und allen im Schwimmen überlegen, war er fast immer mit dem Aufsuchen von Austern und Korallen beschäftigt, aus deren Verkauf er seinen Unterhalt gewann. Das Leben auf der See hatte für ihn solchen Reiz, daß er oft vier bis fünf Tage im Meere verweilte, wo er dann von rohen Fischen sich nährte. Mehr als einmal soll er selbst bis zu den Liparen geschwommen sein. Einige Male fanden ihn Ruderschiffe mitten auf dem brausenden Meere bei Kalabrien. Anfangs hielten ihn die Schiffer für ein Meerungeheuer; aber von einigen erkannt, wurde er ins Schiff aufgenommen. Auf die Frage, wohin er bei so stürmischer See wolle, erwiderte er, er trüge nach einer gewissen Stadt Briefe, die in einem ledernen, gegen das Wasser künstlich verwahrten Beutel lagen. Nach mancherlei Gesprächen mit den Schiffern und einer guten Mahlzeit überließ er sich wieder den Wellen. Auch soll durch den steten Aufenthalt im Wasser seine Natur sich so verändert haben, daß er mehr einem Amphibion, als einem Menschen glich; zwischen den Fingern soll ihm eine Schwimmhaut, ähnlich der der Gänse, gewachsen sein, und die Lunge sich so erweitert haben, daß sie auf einen ganzen Tag genug Luft zum Atmen fassen konnte. Als einmal der König von Sizilien nach Messina kam und allerlei Staunenswertes über diesen Taucher hörte, wünschte er voll Neugierde, ihn zu sehen. Man führte denselben vor, nachdem man ihn lange auf dem Wasser und im Lande gesucht hatte. Der König, der die Geschicklichkeit des Nikolaus erproben und zugleich gern den geheimnisvollen Strudel der Charybdis erforschen lassen wollte, befahl demselben, in die Charybdis zu tauchen, und warf als Preis für das Wagstück einen goldenen Becher in die Fluten. Nikolaus brachte auch nach drei Viertelstunden den Becher glücklich zurück. Als er aber noch einmal in die Wellen sich

stürzte, um einen zweiten Becher zu holen und zu gewinnen, kam er nicht wieder zum Vorschein. Vergl. Viehoff, „Schillers Gedichte erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt." Stuttgart 1856, III. S. 15. Auch Vieth berichtet im zweiten Teile seiner Encyklopädie der Leibesübungen, S. 311, über Pesce-Cola.

Demselben Schriftsteller entnehme ich nachstehende Erzählung. Franz de la Vega, aus Lierquanes, einem Flecken im Bistume Burgos, gebürtig, ging im Jahre 1674, da er sich, um das Zimmerhandwerk zu erlernen, in Bilbao aufhielt, 17 Jahre alt, mit anderen jungen Leuten baden, stürzte sich kopflings ins Wasser und kam nicht wieder zum Vorschein, so daß seine Gefährten die Nachricht von seinem Tode nach Hause brachten. Im Jahre 1679 aber fingen Fischer nach vieler Mühe ein im Meere sich herumtreibendes menschenähnliches Geschöpf in Netzen, und erkannten in dem Meerwunder das vor fünf Jahren beim Baden verschwundene Lierquanesische Kind. Es sprach den Namen der Vaterstadt aus, wußte, heimgeführt, das Haus seiner Mutter anzuzeigen, blieb sodann neun Jahr bei dieser, um darnach abermals zu verschwinden. Während dieser ganzen Zeit zeigte es wenig Empfindung, geringen Verstand und sprach nur einige Worte, als: Brot, Wein, Tabak, aber auch diese nur selten und am unrechten Orte.

Ein gewisser Lorenz Jona in Schweden fiel in seinem siebenzehnten Jahre ins Wasser und wurde nach sieben Wochen lebendig herausgezogen. Auch diese Nachricht giebt Vieth a. a. O. Er setzt hinzu: „Sie rührt aus der Leichenrede des Pfarrers her, die dieser bei dem Begräbnis des siebenzigjährigen Greises hielt. Ob sie dadurch vielleicht an Glaubwürdigkeit gewinnt, bleibt dem Urteile der Leser überlassen."

I. Das Heben und Tragen.

Sehr wichtig für die vergleichende Beurteilung der Leibesstärke sind die Angaben über die Kraft im Heben und Tragen. Milons Leistungen in diesen Stücken sind schon oben erwähnt.

Ähnliches wie Milon soll auch Biton aus Argos vollführt haben. Pausanias erzählt einem Dichter nach, daß Biton, als die Argiver einst einen Opferstier für den Zeus nach Nemea führen wollten, denselben auf den Schultern nach Nemea hinübergetragen habe. Seine Bildsäule im Apollotempel zu Argos zeigte ihn als Stierträger. (Pausan. II. 19, 4.)

Titormos aber, ein ätolischer Rinderhirt, besaß nach Milons Zeugnis größere Stärke als letzterer im Heben und Tragen. Er soll in der entlegensten Einsamkeit Ätoliens gelebt haben; sein Bruder war der kräftige Males, der in dem dramatischen Gemälde, welches Herodot von den Freiern der Agariste, der Tochter des sikyonischen Kleisthenes, entwirft, dem zarten Smindyrides aus Sybaris als Antithese gleichsam entgegengestellt wird. Nach Älian kam Milon einst mit dem Titormos zusammen. Weil er sah, daß Titormos sehr groß von Körper war, so wünschte er auch zu wissen, wie stark er wohl sein möchte. „Ich bin eben nicht stark", sagte Titormos und stieg darauf in den Fluß Eremis. Daselbst ergriff er, nachdem er die Kleider abgelegt hatte, einen ungeheueren Stein, zog ihn erst an sich, stieß ihn dann wieder von sich und wiederholte diesen Versuch zwei- bis dreimal. Hierauf hob er den Stein bis auf die Kniee, dann weiter bis auf die Schultern und trug denselben etwa acht Schritte weit weg. Milon dagegen konnte den Stein kaum von der Stelle bewegen.

Um einen zweiten Beweis seiner Stärke zu liefern, ging Titormos darauf zur Herde zurück und ergriff mitten aus derselben den größten und wildesten Stier beim Fuße und hielt ihn fest, so daß derselbe trotz aller angewandten Mühe dennoch nicht entlaufen konnte. Ja, als ein anderer Stier noch dazu kam, ergriff er auch diesen mit der anderen Hand und hielt ihn ebenfalls. Bei diesem Anblicke hob Milon seine Hände gen Himmel: „Jupiter", rief er aus, „zeugtest du uns diesen als einen zweiten Herakles?" Eben daher, fügt Älian seiner Erzählung hinzu, soll dann das Sprichwort entstanden sein: „Er ist ein zweiter Herakles." Diese Sprichworterklärung ist ebenso gemacht, wie eine andere, welche ich früher erwähnt habe, und wahrscheinlich auch die ihr zu Grunde gelegte Thatsache.*)

Der Dichter Theokrit erzählt übrigens ein ähnliches Kraftstück von dem starken Hirten Ägon, den Milon mit nach Olympia nahm, damit derselbe daselbst seine Kraft im Faustkampfe zeigte. Ägon faßte einst einen Stier am Hufe, führte denselben vom Berge fort und schenkte ihn seiner Geliebten Amaryllis. Er verzehrte sodann zum Erstaunen der anwesenden Frauen achtzig Kuchen.**)

*) Aelian. Var. Hist. XII. 22; Athen. X. 4, p. 412 f.; Herodot VI. 127.

**) Theokrit. IV. 6.

Alle diese Erzählungen geben uns über das Leistungsvermögen im Heben noch keinen bestimmten Aufschluß, da wir weder wissen, wie schwer die Rinder des Milon und Biton, noch wie groß die Zug- und Widerstandskraft und mehr noch die Widerstandsgeschicklichkeit der Stiere des Ägon und Titormos, noch wie groß das Gewicht des Steines des Titormos gewesen ist. Besser schon sind wir mit dem daran, was Plinius von den Römern Fusius und Vinnius Valens erzählt.

Fusius hob einen Esel in die Höhe und wurde, wie nach Plinius Varro erzählt, der Bauernherkules genannt.

Vinnius Valens diente als Hauptmann in der Leibwache des göttlichen Augustus und pflegte mit Weinschläuchen beladene Wagen, bis die Schläuche ausgeleert wurden, in die Höhe zu halten. Derselbe pflegte zweiräderige Wagen mit einer Hand zu ergreifen, und hielt sie zurück, indem er sich dem nach der entgegengesetzten Seite hin ziehenden Gespanne entgegenstemmte. Zur Beglaubigung dieser Leistungen fügt Plinius hinzu, daß dieselben, wie auch noch andere wunderbare Leistungen, auf einem Denkmale des Vinnius Valens eingehauen seien.*)

Es läßt sich nur ungefähr vermuten, wie schwer ein Esel oder ein mit Weinschläuchen beladener Wagen gewesen sei. Das Stierziehen, das Heben von Pferden und Eseln kommt auch in späteren Jahrhunderten öfter vor.**)

Der bekannte Akrobat Rappo zeigte ein dahin gehöriges Kunststück, indem er sich an den Beinen aufhängen ließ, einen Schimmel von mittlerer Größe, welcher auf eine Bühne gestellt war, an einem demselben um den Leib geschlungenen Gurte ergriff und eine Zeitlang, nachdem die Bühne unter dem Tiere weggezogen war, schwebend hielt. Man findet heutzutage hier und da Fleischer, welche das Gewicht des Schlachtochsen prüfen, indem sie sich ihnen unter den Leib drängen und sie mit dem Rücken und den Schultern gegenstemmend vom Boden zu lüften wissen.

Diese wie ähnliche Leistungen würden wahrscheinlich nicht eben selten sein, wenn irgend ein besonderer Nutzen mit ihrer Ausübung verknüpft wäre, denn sie erfordern neben wirklicher Stärke eine gewisse Übung, zu welcher man ohne den Antrieb

*) Plin. H. N. VII. 19.

**) Krünitz, „Ökonom. Encyklop." Artikel: „Leibesstärke", Bd. 72, S. 311 ff.

des Vorteils nicht zu gelangen pflegt, welche dann aber fast wichtiger ist, als die wirkliche Stärke. Eine ganz bestimmte Nachricht erhalten wir über die Hebkraft der Römer Salrius und Athanatus, von denen Plinius folgendes erzählt:

Salrius trug zwei hundertpfündige Gewichte an den Füßen, ebenso viele an den Händen, außerdem zwei zweihundertpfündige Gewichte auf den Schultern eine Leiter hinauf.

Athanatus vollführte, wie Plinius selbst sah, eine noch großartigere Leistung. Angethan mit einem bleiernen Panzer von fünfhundert Pfund und mit Schuhen von fünfhundert Pfund beschuht, ging er auf der Bühne einher.*)

Salrius vermochte also 800 Pfund = 523 Vereinspfund, Athanatus sogar 1000 Pfund = 654 Vereinspfund zu heben und zu tragen. Es ist nämlich ein römisches Pfund = 0,327 Kilogramm = 0,654 Pfund.

An diesen Kraftstücken ist nichts Gekünsteltes, es sind einfache und reine Proben von Leibesstärke. Es stellen sich ihnen aber Leistungen, wie die der gegenwärtig in Deutschland herumziehenden Truppe pyramidenbauender Araber, deren Obmann zuweilen bis zehn Leute seiner Mannschaft auf sich trägt und mit acht ausgewachsenen Personen auf der Schaubühne umherwandelt, gewiß ebenbürtig zur Seite.

K. Das Speerwerfen.

Das Speerwerfen war bei den Griechen eine sehr alte Wurfübung, die schon von den homerischen Helden sehr fleißig betrieben wurde. Nicht nur auf den Volksfesten einzelner Städte wurde dasselbe geübt, sondern es kam auch bei den allgemeinen griechischen Festspielen vor, wo es einen Teil des Fünfkampfes ausmachte. Es wurde dabei vorzüglich darauf gesehen, ein bestimmtes Ziel zu treffen. Bis zu welcher Fertigkeit und Sicherheit es geschickte Speerwerfer der Alten brachten, zeigt das Beispiel des römischen Kaisers Commodus, der von 180—192 n. Chr. G. regierte. Von diesem, der an körperlicher Schönheit alle Zeitgenossen übertraf, an Geschicklichkeit im Werfen keinem nachstand, erzählt der Geschichtschreiber Herodian im 15. Kapitel der Kaisergeschichte seit dem Tode des Marcus ungefähr folgendes:

*) Plin. H. N. VII. 19.

Commodus beobachtete in den letzten Jahren seiner Regierung gar keine Rücksicht mehr; er gab öffentliche Schauspiele und machte sich anheischig, mit eigener Hand alle Arten von wilden Tieren zu erlegen und mit den stärksten jungen Leuten einen Zweikampf zu bestehen. Als die Kunde hiervon sich verbreitete, kamen aus ganz Italien und auch aus den angrenzenden Ländern Leute herbei, um einem Schauspiele zuzusehen, welches alles bisher Gesehene und Gehörte zu übertreffen versprach. Denn die Sicherheit des Kaisers im Zielen war weit und breit bekannt, und man erzählte sich überall, daß derselbe förmlich eine Ehre darein setzte, mit dem Wurfspieß und Bogen nie zu fehlen. Er hatte Parther als Lehrer um sich, welche im Bogenschießen aufs genaueste treffen, und Mauritanier, welche im Lanzenwurfe die vorzüglichsten sind; aber er übertraf dieselben insgesamt an Geschicklichkeit. Als nun die Tage des Schauspiels gekommen waren, füllte sich das Amphitheater. Für Commodus war ringsum eine Galerie angebracht, damit er nicht durch den Nahkampf mit den wilden Tieren Gefahr litte, sondern von oben herab aus sicherem Standorte werfen könne; er wollte mehr eine Probe von seiner Kunst im Werfen, als von seiner Tapferkeit ablegen. Hirsche und Gazellen und alle horntragenden Tiere, Stiere ausgenommen, wurden von Commodus erlegt, indem er ihnen nachlief und die Eingeholten mit tödlichem Wurfe niederstreckte; Löwen und Panther aber und alle Tiere edler Art wurden von oben, von der Galerie mit dem Speere getötet, indem er ringsherum lief. Und niemals bemerkte man, daß er zweimal schoß oder den Tieren eine andere als tödliche Wunde beibrachte. Sowie nun ein Tier gegen ihn anrannte, zielte er nach der Stirn oder dem Herzen. Nie zielte er anderswohin, nie traf sein Speer einen anderen Teil des Körpers, ohne zugleich zu verwunden und zu töten. Von allen Orten her wurden Tiere für ihn zusammengebracht. Mit Tieren, die die Römer sonst nur aus Abbildungen gekannt hatten, mit allen möglichen, früher ganz unbekannten Tieren aus Indien und Äthiopien, aus den südlichen und nördlichen Ländern wurden die Römer durch diese Tierjagden des Kaisers bekannt, und stets mußten alle die Sicherheit seiner Hand aufs höchste bewundern. Einmal nahm er Wurfgeschosse mit sichelförmigem Ende und warf dieselben auf maurusische Strauße, die durch die Behendigkeit ihrer Füße und den Schwung ihrer ausgebreiteten Flügel sehr schnell laufen konnten. Er traf sie

oben an den Hals und köpfte dieselben so, daß sie, als schon der Kopf abgeschlagen war, doch noch fortliefen, als ob ihnen nichts geschehen wäre. Als einmal ein Panther denjenigen, der aus der Reihe der Kämpfer aufgerufen wurde, in sehr schnellem Sprunge packte, ereilte der Kaiser ihn mit dem Speere, als er gerade zubeißen wollte. Er tötete den Panther und rettete zugleich den Kämpfer, indem die Spitze der Lanze der raschen Bewegung der Zähne zuvorkam. Als einmal hundert Löwen aus dem unterirdischen Käfige herausgelassen waren, tötete er sie alle durch eine gleiche Anzahl von Wurfgeschossen. Man ließ die gefallenen Tiere lange Zeit liegen, damit alle in Muße dieselben zählen und sehen könnten, daß kein überzähliger Speer da war. Herodian. XV. 1—6; vgl. Dion. Cass. 72, 18.

L. Das Diskoswerfen.

Beim Diskoswerfen, welches ebenfalls schon seit den ältesten Zeiten bei den Griechen im Gebrauche war und beim Preisturnen auf Turnfesten einen Teil des Fünfkampfes ausmachte, kam es nicht, wie bei dem Speerwerfen, darauf an, nach einem bestimmten Ziele zu werfen und dieses zu treffen, sondern vielmehr darauf, die Wurfscheibe möglichst weit zu schleudern. Einen der weitesten Würfe mit dem Diskos scheint der schon als ausgezeichneter Springer erwähnte Phayllos aus dem achäischen Kriton vollführt zu haben. Denn dieser schleuderte den Diskos, wie ein zweiter Vers der an seinem Erzbilde eingehauenen Inschrift bezeugte, 95 Fuß weit.*) Da wir erst oben, als von dem Weitsprunge des Phayllos gehandelt wurde, die Unzuverlässigkeit der Inschrift an der Statue desselben erkannt haben, so wird man leicht versucht sein, auch die Wahrheit dieses bedeutenden Weitwurfes in Zweifel zu ziehen. Allein es fehlen uns hier doch die nötigen Anhaltepunkte, um mit gleicher Sicherheit ein Urteil zu fällen. Durch Beschreibungen und Abbildungen sind wir wohl über den Stoff, woraus der Diskos gemacht war, über seine Form und Größe genügend unterrichtet. Der Diskos war in der historischen Zeit gewöhnlich eine metallene, kreisförmige Wurfscheibe, die die Gestalt eines kleinen Schildes hatte; er war in der Mitte etwas stärker als an den Enden und hatte etwa

*) Anthol. Palat. Append. epigr. 297. T. II. p. 851. Jac. — Eustath. ad Odyss. 302. Bas.

einen Fuß im Durchmesser. Auch von der Handhabung des Diskos können wir namentlich durch Betrachtung der schönen Kopie der von Myron angefertigten Statue eines Diskoswerfers uns eine klare Vorstellung verschaffen. Aber über dasjenige, was für unseren Zweck das Wichtigste ist, da sich die Weite des Wurfes durchaus nach der Schwere des Wurfsteines richtet, über das Gewicht des Diskos, fehlt es uns an befriedigenden Nachrichten. Es wird uns nur erzählt, daß auf den Turnplätzen Diskoi von verschiedener Größe im Gebrauche waren, und die Turner bei ihren Übungen diejenigen zu gebrauchen pflegten, welchen ihren größeren oder geringeren Kräften zu entsprechen schienen. Es ist ferner wahrscheinlich, daß die Wurfscheiben beim Wetturnen auf den allgemeinen Turnfesten ein gleiches Gewicht und eine gleiche Gestalt hatten; gewiß jedoch keineswegs. Und selbst wenn wir es als gewiß annehmen dürften, so wissen wir doch nichts Sicheres über die Schwere dieses für alle Wetturner gleichen Diskos. Müssen wir nun aber unsere Unkenntnis in dieser Beziehung offen bekennen, so müssen wir uns auch eines bestimmten Urteils über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eines Weitwurfes von 95 Fuß enthalten und auf einen Vergleich der Wurfkraft alter und neuer Zeit verzichten.

Breche ich damit die Berichte über die leiblichen Leistungen der Alten ab und werfe zum Schlusse noch einen kurzen Rückblick auf das ganze durchwanderte Gebiet, sowie auf die Ernte, die mir dasselbe geboten hat, so hoffe ich, ist das Ergebnis bei aller Dürftigkeit der gewonnenen Ernte doch durchaus klar und genau dasjenige, welches vorauszusehen war und schon vorausgesehen ist.

In der Zeitschrift „Turner“, Jahrg. 1852 S. 74, lese ich in einem Aufsatze meines Freundes J. C. Lion: „Anziehend wäre ferner eine vergleichende Zusammenstellung beglaubigter Leistungen von Griechen und Deutschen besonders im Laufen, Springen und Werfen. Hier ist zu bedauern, daß die Zahl glaubwürdiger Nachrichten aus dem Altertume so gering ist und das meiste Hierhergehörige in das Bereich der Mythen fällt, an denen es auch dem Turnplatze keineswegs fehlt. Vielleicht wird sich indes auch so schon herausstellen, daß die Grenze, welche heutzutage der ausgebildeten menschlichen Kraft gesetzt ist, auch im Altertume nicht weiter hinausgelegen hat.“

Dem persönlichen Hinweise auf diese Stelle verdanke ich die Anregung zu meiner Arbeit; nebenher erhielt ich von derselben Seite mannichfachen Rat und bereitwillige Beihilfe, wofür hier meinen Dank auszusprechen mir ein ebenso dringendes Bedürfnis, als eine angenehme Pflicht ist.

Ich habe jene Vergleichung auf Grund mühsamer Quellenforschung unternommen. Diese Forschung selbst war nicht immer erquicklich; ihr Gegenstand hat vielleicht den Turnern, denen sie zu lesen geboten wurde, nicht immer gemundet. Viele hätten gewiß lieber von dem gelesen, was gegenwärtig geschieht, als von dem, was vor vielen hundert Jahren einmal war, was außerdem nur zu oft in entstellter Überlieferung auf uns gekommen ist und kaum noch so wiedergegeben werden kann, wie es war. Allein bisweilen und auf Augenblicke einen Blick in den Spiegel der Vergangenheit werfen, ist nicht nur überaus lehrreich, sondern steht überhaupt jedem Geschlechte wohl an; warum nicht auch uns Turnern? Es ist gleichsam eine Pflicht des Forschers, diesen Spiegel blank zu halten, wo er dunkel angehaucht ist; und derjenige, für welchen die alten Geschichten und Sagen weniger anziehend waren, konnte allenfalls sich abwenden. — Das Ergebnis der Forschung ist wohl tröstlich für alle. Es liegt vor uns nicht eine Demütigung für ein herabgekommenes Geschlecht, sondern vielmehr eine Mahnung, durch eifrige, sorgfältige Pflege der Turnkunst es den Griechen in denjenigen Stücken gleich zu thun, die nach der Meinung überschätzender Altertümler einen einzigen, unerreichbaren Vorzug des gepriesenen Volkes ausmachten.

8.

Über Turnvereine bei den Griechen.

Von W. L. Meyer.

(„Deutsche Turnzeitung" 1856, S. 41. — Vgl. auch „Die Turnvereine der Griechen", „N. Jahrbücher für die Turnkunst" von M. Kloß, 3. Bd., 1857. S. 13.)

Indem ich den Lesern dieser Blätter mit einem Aufsatz über die griechischen Turnvereine entgegentrete, darf ich wohl nicht erwarten, daß man ihm sofort die Aufmerksamkeit schenkt, mit welcher Nachrichten über vaterländische und gegenwärtig bestehende Vereine aufgenommen zu werden pflegen. Die Turnvereine der Griechen gehören nicht nur einem uns fremden Volk an, sondern auch einer Zeit, welche längst vergangen ist; scheinen also für unser Jahrhundert und unser Volk keine Bedeutung und keine Beziehung mehr zu haben. Aber es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß wir den Griechen die erste, wirklich kunstmäßige Ausbildung der Körperübungen verdanken, und daß sie, wie in den Gebieten der geistigen Thätigkeit, so auch hierin unsere ersten Lehrmeister gewesen sind. Und wie wir in ihren Übungen nur den unserigen verwandte erkennen, so sind auch ihre Einrichtungen zur Pflege dieser Übungen keineswegs so fremdartig, wie es auf den ersten Blick den Anschein haben mag. Ihre Vereine zum Turnen bieten so viele Vergleichungspunkte mit den unserigen, daß ich ohne Furcht eine kurze Beschreibung derselben hier wagen zu dürfen geglaubt habe. Ehe ich jedoch zu dieser selbst mich wenden kann, bedarf es einer kurzen Hinweisung auf die Zeit, in welche die Vereine gehören.

Den ersten griechischen Turnvereinen, welche mit den unserigen verglichen werden können, begegnen wir in der Zeit, in welcher das eigentlich griechische Leben aufgehört hatte, und das Volk der römischen Herrschaft erlegen war. In der früheren Zeit nämlich, bis zum Peloponnesischen Kriege hin, war das Turnen, wenn

auch nicht gesetzlich geboten, so doch durch die, dem Gesetz an Kraft völlig gleichkommende Sitte in so allgemeiner Geltung, daß ein freigeborener Grieche sich nicht willkürlich ihm entziehen konnte. Da war also für Vereine, wie es im Begriffe derselben liegt, kein Raum und überhaupt kein Anlaß. Anders jedoch gestaltete sich das griechische Leben zur Zeit des Peloponnesischen Krieges, als die große Pest im Anfange desselben, welche überhaupt einen so wichtigen Wendepunkt im griechischen Leben bezeichnet, den ursprünglichen, gesunden Trieb der Griechen für körperliche Ausbildung getrübt und fast vertilgt hatte. Die mahnenden Stimmen einzelner, über der Zeit stehender Männer, eines Sokrates, Xenophon, Platon, konnten den Strom des zügellosen Zeitgeistes nicht mehr aufhalten. Die Menge erhielt die Zügel des Staates, und diese war's, welche dadurch, daß sie die allmählich einreißende Unsitte billigte, die allgemeine Verpflichtung zum Turnen aufhob. In dieser Zeit nun, in welcher der Einfluß der alten, guten Sitte geschwächt war, gleichwohl aber der angeborene Sinn für Körperschönheit noch fortdauerte und das Gefallen an turnerischer Gewandtheit in den Gemütern wirksam blieb; in dieser Zeit ward den Vereinen zuerst der rechte Boden und das eigentliche Feld geboten. Und wenn auch aus dieser Zeit noch keine Nachrichten erhalten sind, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß die Anfänge der Vereine in diese Zeit zu setzen sind. Nachrichten über sie erhalten wir erst in der römischen Kaiserzeit, in welcher wir sie schon fertig und wohlgeordnet vor uns entwickelt sehen. Indem ich nun die Vereine dieser Zeit hier näher zu beschreiben versuche, beziehe ich mich freilich vorzugsweise auf den Turnverein in Athen, weil wir über diesen am besten und fast allein unterrichtet sind. Was aber von Athen gilt, dürfen wir ohne Bedenken auch auf alle anderen griechischen Städte übertragen, da die Verhältnisse derselben in dieser Zeit keine wesentliche Verschiedenheit mehr bieten.

Was zunächst die Teilnahme am Vereine betrifft, so waren die Mitglieder der Mehrzahl nach reiche, schon heranwachsende Jünglinge, welche mindestens das 16. Jahr überschritten hatten. Die Knaben hatten am Vereine keinen Teil; und statt der Menge aller Freigeborenen, welche früher turnten, finden wir jetzt in dem Vereine nur eine kleine Anzahl von Reichen, weil nur diese im stande waren, den nötigen Aufwand an Geld und Zeit zu bestreiten. — Diese vermögenden Jüng-

linge nun, welche die Mitglieder des Vereins ausmachen und überhaupt die einzigen Vertreter des Turnens in dieser Zeit sind, suchen sich auf alle Weise von den Nichtturnenden streng zu sondern. Sie nennen sich vorzugsweise „echtgeborene Athener". Je weniger es mit ihrem Bürgertume zu sagen hat, um so mehr Wert legen sie darauf, mit demselben sich breit zu machen. Sie wollen gar zu gern als die Nachkommen der alten Marathonkämpfer angesehen sein, welche man für die wahrsten Vertreter der alten guten Sitten und Freiheit hielt. Daher gaben sie sich auch die Beiworte: „unbesieglich", „stark", wildblickend", als diejenigen, welche sich durch ein kriegerisches, furchteinflößendes Ansehen auszeichnen. Und weil sie, wenigstens der Form nach, denselben Übungen obliegen wie die großen Vorfahren, so rühmen sie sich, allein noch nach der Väter Weise „die Tugend zu üben". — Stehen die Vereinsmitglieder so nach außen in einer abgesonderten, fast feindseligen Stellung zu den Nichtturnern, so besteht unter ihnen selbst dagegen die engste Freundschaft und Einigkeit, insbesondere schließen die Altersgenossen, wie es von jeher Sitte gewesen war, ein engeres Freundschaftsverhältnis. Darauf weisen die Namen „Freunde" oder „Brüder", die die Turner sich geben; darauf weist das ihnen schon bekannte Sprichwort: „Gleich und gleich gesellt sich gern." Ein noch vertraulicheres und innigeres Verhältnis aber brachte die paarweise Gliederung hervor, welche unter den Turnern, zunächst zu dem Zwecke des Ringens, dann überhaupt für alle Doppelübungen, bestand. Und da man diese Gliederung nach Paaren auch außerhalb des Turnplatzes beibehielt, bei Gelagen sowohl und Festzügen, als auch auf dem Schlachtfeld, so ist es nicht zu verwundern, wenn dieselbe eine fast heilige Bedeutung erlangte und manche gegenseitige Verpflichtungen hervorrief. So galt es für die größte Schande, seinen „Nebenmann" zu verlassen. — Außer diesen so geordneten und verbündeten Vereinsmitgliedern, welche sämtlich selbst an den Übungen teilnahmen, gab es aber noch eine andere Klasse von älteren, nur bezahlenden Mitgliedern, wenn ich so sagen darf; von solchen, welche am Verein teilhatten, ohne jedoch zu turnen. Dies waren Männer, welche in ihrer Jugendzeit wirklich mitgeturnt, mit dem Mannesalter jedoch sich von den Übungen zurückgezogen hatten.

Die Aufnahme der Turner geschah alljährlich im attischen Monat Boedromion, der unserer letzten Hälfte des September und der ersten des Oktober entspricht, und zwar an dem Feste

Agraulia, indem man sich bei dem Vorsteher des Vereins in das Verzeichnis einschrieb und zugleich einen Eid leistete. Die Wahl des Festes Agraulia für die Zeit der Aufnahme der Turner ist nicht ohne Bedeutung: wie sich der alte König Agraulos, zu dessen Andenken und Ehren man dies Fest beging, einst für das Vaterland geweiht hatte, so weihte sich jetzt demselben die in den Verein eintretende Jugend. Das Einschreiben selbst mußte nach einer bestimmten Ordnung geschehen, nämlich nach den verschiedenen Stadtquartieren, denen die jungen Leute angehörten. — In den uns noch erhaltenen Verzeichnissen von Turnern stehen unter diesen nach den Wohnbezirken eingetragenen Mitgliedern noch sogenannte „Zugeschriebene“. Es sind dies Fremde, welche kein Bürger-, sondern nur Wohn-Recht in Athen hatten, insbesondere auch vornehme Jünglinge, welche ihrer Studien wegen in Athen sich aufhielten; denn den Fremden stand in dieser Zeit ebenso sehr als den eingeborenen Bürgern der Zutritt zum Vereine frei. Nur die Sklaven waren von demselben ausgeschlossen, deren Anerkennung als gleichberechtigte Menschen ja überhaupt dem Altertume nicht möglich gewesen ist. — Trotz dieser erweiterten Zulässigkeit zum Vereine war aber die Zahl der Vereinsmitglieder in der Regel nicht sehr groß. Als die höchste Angabe werden 202 Mitglieder genannt; die Zahl fällt jedoch allmählich unter dem Kaiser Marc Aurel bis auf 50, und unter diesen sind durchschnittlich ein Dritteil Fremde.

Wenden wir uns nun zu den Beamten des Vereins, so erscheint als oberste Behörde der Kosmet, dessen bedeutende Stellung besonders daraus hervorgeht, daß man nach ihm das turnerische Jahr bezeichnet, welches, abweichend von der gewöhnlichen Jahresrechnung in Athen, mit dem erwähnten Monat Boedromion begann, mit dem Monat, in welchem die feierliche Aufnahme und Beeidigung der Turner stattfand. Der Kosmet führte, wie schon bei einer anderen Gelegenheit bemerkt, das Verzeichnis der Turner. — Neben ihm stehen noch als Beamte des Vereins die sogenannten Gymnasiarchen und Sophronisten, welche im Verein mit jenem, mit geteilten Geschäften, die Überwachung über den Verein führen. Die Gymnasiarchen nämlich haben vorzugsweise die priesterlichen Geschäfte, sie besorgen die Opfer für den Verein, leiten die Aufzüge der Turner an den Festen der Götter, beaufsichtigen die Bildsäulen auf dem Turnplatze u. dgl. m.; die Sophronisten dagegen überwachen

das ganze Leben der Turner, während der Kosmet die Übungen selbst beaufsichtigt. Doch hat dieser nur die Beaufsichtigung, der Unterricht selbst wird von Turnlehrern besorgt. Unter diesen ist der wichtigste und bedeutendste der sogenannte Pädotribe, der in der Regel auf Lebenszeit ernannt wird und eine sehr angesehene Stellung einnimmt. Zu seiner Hilfe hat er noch Unterlehrer, welche seiner Leitung untergeben sind. Auch alle diejenigen, welche die niederen Dienste besorgen, sind ihm untergeordnet. So der „Fechtwart“, der „Schleuderwart“, der „Gürtelwart“, der „Thürwart“, der „Schriftwart“, der „Turnwart“, deren Namen uns wenigstens ausdrücklich genannt werden. — Was die Ernennung dieser Beamten betrifft, so wurden die drei erstgenannten, also die eigentlichen Verwaltungsbeamten, vom Staat ernannt; die Vorsteher der technischen Leitung dagegen, die Lehrer, ernannten die Turner selbst und besoldeten sie auch. Demnach bildete der Verein einen in sich selbständigen, aber vom Staate beaufsichtigten Körper.

Wie die Besoldung der Lehrer, so mußte auch die Anschaffung und Erhaltung der Gebäude und Geräte des Turnplatzes aus der Kasse des Vereins bestritten werden, zu welcher jedes Mitglied einen bestimmten und zwar nicht unbedeutenden Beitrag zahlen mußte. — Indessen erfreute sich der Verein auch mancher Einnahmen durch Schenkungen und Vermächtnisse. So wird vielfach in Vermächtnissen das Öl geschenkt, teils für bestimmte Feste, teils für immer, um auch ärmeren Turnern die Teilnahme am Vereine zu erleichtern; und zwar gewöhnlich von den erwähnten älteren Mitgliedern, die wir vielleicht nicht unpassend Turnfreunde nennen können; bisweilen aber auch von den Vorstehern des Vereins. Sonst kommen auch Vermächtnisse vor, welche in Geld bestehen, und in Syrakus ward ein Erbe verpflichtet, den Turnplatz mit Statuen zu schmücken. — Aus diesem letzten Beispiele erhellt zugleich, daß die Turnplätze der alten Vereine auch des bildlichen Schmuckes nicht entbehrten. Statuen des Herkules, des Hermes werden öfter erwähnt. Besonders zahlreich sind Inschriften auf den Plätzen aufgestellt gewesen, welche die Turner teils sich selbst, teils ihren Vorstehern errichten ließen. Auf diese Weise pflegte z. B. ein Sieger sich zu verewigen, oder der ganze Verein freigebigen Vorstehern seinen Dank auszudrücken. Als Träger solcher Inschriften dienten meist Hermen.

Die Hauptbestrebungen dieser Vereine sind schon oben

kurz angedeutet. Die Turner wollen die Vertreter des alten, freien Griechentums sein. Daher ist die Körperbildung bei ihnen auch nicht so sehr Selbstzweck, als vielmehr ein Mittel zur Wehrhaftigkeit, welche ja allerdings als das beste Mittel aller nationalen Freiheit und Selbständigkeit anzusehen ist. — Interessant ist es auch, wie diese Vereine, ähnlich den unserigen, in manchen Stücken dem Gemeinwesen dienstbar waren. Wie die unserigen nicht selten als Feuerwehren auftreten, so sehen wir die alten Turner nicht selten zu einer Art leichten Kriegsdienstes verpflichtet, als Wach- und Schutzmannschaften oder Grenzwachen, und auch Übungen anstellen, welche auf diesen militärischen Dienst vorbereiteten. Insbesondere aber lieferte der Verein die Fackelträger für die großen Feste der Feuergötter, indem er diejenigen, welche durch Gewandtheit und Schönheit sich auszeichneten, dazu auswählte. — Sehen wir so den Verein mehrfach für die Dienste und Feste des Staates in Anspruch genommen, so fehlte es doch auch nicht an eigentümlichen Festen. Das Hauptfest war die Feier der Hermäen, zu Ehren des Hermes, als des Schutzgottes der Turner. Außerdem wurden noch viele andere Feste gefeiert, teils in Wetturnen bestehend, teils in Preisturnen, indem die Vorsteher des Vereins Preise aussetzten. Freigebige Vorsteher, welche sich beliebt machen wollten, gaben bei solchen Gelegenheiten auch wohl große Schmausereien, welche sie mitunter sogar auf die ganze Volksmasse ausdehnten.

Noch weitere Fragen über die innere Einrichtung der Vereine und vieles andere, was wir gern noch wissen möchten, gestattet uns die Dürftigkeit der Quellen nicht zu beantworten. Nicht einmal über das Ende der Vereine können wir mehr sagen, als daß wir darüber ebenso wenig wissen wie über ihren Anfang; das Christentum, welches alle heidnischen Einrichtungen zu unterdrücken suchte, wird auch den Untergang dieser Vereine herbeigeführt haben.

9.

Vom Turnen der Römer.

Von W. L. Meyer.

(„Deutsche Turnzeitung“ 1858, S. 51. — Vergl. auch „Die Gymnastik der Römer“, „N. Jahrbücher für die Turnkunst“ von M. Kloß, 3. Bd., 1857, S. 229.)

In den Bestrebungen und Beschäftigungen der beiden hervorragendsten Völker des klassischen Altertums, der Griechen und Römer, ist eine gewisse Ähnlichkeit und Verwandtschaft unverkennbar. Wohl gebührt den Griechen in den meisten Fällen der unsterbliche Ruhm, zuerst die Wege gebahnt und geebnet zu haben; aber stets sind es die Römer, welche ihnen in der einmal geöffneten Bahn nachgehen und nachfolgen. Beide, sowohl die Schöpfer als die Nachahmer, werden deshalb mit dem gemeinsamen Namen der klassischen Völker bezeichnet. Wegen dieser engen Verwandtschaft, in der die beiden Träger der Klassizität miteinander stehen, ist man aber nur zu sehr geneigt, was von dem einen Volke gilt, ohne weiteres auch auf das andere zu übertragen. So pflegt man, wenn von der Körperpflege bei den Alten die Rede ist, zwischem dem Turnen der Griechen und Römer gewöhnlich nicht sehr streng zu unterscheiden. Unvermerkt erhalten auch die Römer Anteil an dem wohlverdienten Ruhm, in welchem die Griechen wegen der Pflege der Gymnastik bei der Nachwelt stehen. Dieses Gleichsetzen der beiden klassischen Völker ist aber hier besonders sehr verkehrt. Freilich finden sich die kunstlosen, natürlichen, körperlichen Übungen und Bewegungen, welche ein jedes Volk aufzuweisen hat, auch bei den Römern schon in der ältesten, sagenhaften Zeit. Laufen und Springen, Werfen und Ringen: das sind ja Übungen, welche der dem Menschen innwohnende Thätigkeitstrieb, das Verlangen nach Regung und Bewegung, einen jeden munteren Knaben üben und lernen läßt. Während aber bei den Griechen

diese natürlichen Leibesübungen sehr bald von der Kunst geregelt, von ihrem erfinderischen Geist erweitert und von ihrem für das Schöne so empfänglichen Sinne zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet wurden, blieben sie bei den Römern eine geraume Zeit hindurch unbeachtet und unentwickelt. Der vorzugsweise auf das Nützliche gerichtete, durchaus praktische Sinn der Römer konnte zu dem hohen Gedanken einer freien Leibeskunst nicht sich aufschwingen. Sie sahen auch hier lediglich auf den augenblicklichen Nutzen und Vorteil: nur Rücksichten auf die Gesundheit oder auf die militärische Tüchtigkeit konnten bei ihnen sich Geltung verschaffen. Deshalb darf von Leibesübungen, die um ihrer selbst willen betrieben wurden, von einer eigentlichen Turnkunst der Römer fast gar nicht geredet werden. Eine solche hat weder selbständig bei ihnen sich entwickelt, noch dann, als sie zugleich mit den freien Künsten und Wissenschaften von den besiegten Griechen zu ihnen herüberwanderte, auch nur eine günstige Aufnahme gefunden. Sofort bei ihrem Auftreten erhob sich gegen die wenigen Griechenfreunde, welche der neuen Kunst huldigten, der heftigste Widerspruch, ein Widerspruch, der trotz der hohen Begünstigung, deren sie in der Kaiserzeit bei den Vornehmen sich zu erfreuen hatte, nicht nur bei den Geschichtschreibern sich findet, sondern auch bei den Philosophen und Staatsmännern aller Zeiten wiederholt wird. Es darf also, wenn es um das Turnen der Römer sich handelt, von einer römischen Turnkunst kaum die Rede sein. Man hat vielmehr nur nach der Stellung zu fragen, welche die griechische Turnkunst bei den Römern einnahm, nach der Aufnahme, welche sie in Italien fand, und nach den Erfolgen, welche sie daselbst davontrug. Dieses zu erörtern soll hier in der Kürze versucht werden.

Die Erfolge, welche die griechische Turnkunst bei den Römern errang, waren sehr unbedeutend. Wir finden bei ihnen weder eine allgemeine Beteiligung am Turnen, noch verdient die Betriebsweise oder die Menge der Übungen, welche man vornahm, irgendwie mit dem reichen Schatze der zum Vorbilde dienenden griechischen Turnkunst zusammengestellt zu werden.

Wenn wir zunächst die Übungen, welche die Römer trieben, ins Auge fassen, so behauptet unter diesen den ersten Rang das allgemein beliebte Ballspiel: ein Spiel, welches vorzugsweise von erwachsenen Männern, selbst von Greisen, mit dem größten Vergnügen in Rom gespielt wurde. Man spielte es auf die

mannigfaltigste Weise: bald mit dem großen, luftgefüllten Ballon, den man mit der Hand oder dem Arme schlug, bald mit dem kleineren, elastischen oder auch derben Spielballe; bald einzeln, bald in Gesellschaft mit mehreren.

Eine andre Übung der römischen Turner ist die mit den Haltern, bleiernen Wuchtkolben, die in der Form völlig unseren Hanteln glichen. Man gebrauchte diese vorzugsweise beim Springen, und zwar beim Tiefsprunge, indem man in jede Hand einen Hantel nahm. Dadurch wurde beim Springen ebenso sehr der Schwung verstärkt, als beim Niederspringen das Rückwärtsfallen verhindert. Außerdem bediente man sich der Hantel auch schon zu den bei uns beliebten Armübungen, und zwar waren ebensowohl die einfachen Übungen, als auch die zusammengesetzten schon in hinreichender Menge bekannt.

Eine dritte Übung der römischen Turner ist das Fechten gegen einen im Boden befestigten Pfahl. Der Pfahl fußte so tief in der Erde, daß er nicht wanken konnte, und ragte etwa sechs Fuß über den Boden hervor. Gegen diesen kämpfte man ganz so wie gegen einen lebenden Gegner: mit geflochtenem Schilde und hölzernem Schwerte, bald nach dem Kopf oder nach dem Gesicht, bald in die Seiten schlagend, bald gegen den Pfahl anstürmend, bald zurückweichend. Das Hauptstreben war immer darauf gerichtet, beim Ausführen der Schläge niemals sich selbst eine Blöße zu geben.

Ferner waren sehr gewöhnlich bei den Römern die Übungen im Laufen und Springen: und zwar unterschied man beim Springen nicht nur den Hoch- und Weitsprung, sondern auch schon den Doppelsprung.

Endlich scheint man auch das Werfen unter die Turnübungen aufgenommen zu haben, insbesondere das Werfen mit dem Diskus.

Allein damit wird die Zahl der römischen Turnübungen auch schon erschöpft sein. Wenn noch andere Übungen erwähnt werden, so gehören diese teilweise in das Bereich der Wehr- und Heilgymnastik, teilweise sind sie eine besondere Kunst oder eine gewisse Lebensbeschäftigung, welche die Körperübung wohl in sich schloß, aber doch nicht zum Selbstzwecke hatte.

Sehen wir ferner auf die Teilnahme der Römer am Turnen, so ist auch diese nur sehr gering und mit derjenigen, welche wir bei den Griechen finden, nicht im mindesten zu vergleichen. Es turnten eigentlich nur die Vornehmen, weil diese

allein die ausreichende Muße und Gelegenheit dazu hatten. Das Volk, welches die Mittel und die müßige Zeit nicht hatte, war schon dadurch verhindert, Turnübungen zu treiben. Auch war es nicht die Jugend insbesondere, welche turnte, sondern weit öfter der erwachsene, oft schon betagte Mann. Es widerstreitet zu sehr dem Geschäftseifer der ernsten Römer, als daß die rüstige Jugend mit Turnübungen ihre Zeit hätte hinbringen dürfen. Und wenn gar das weibliche Geschlecht einmal sich erkühnte, Turnübungen vorzunehmen, so erhob sich darüber sofort ein so harter Tadel, daß nur sehr wenige diesem sich ausgesetzt haben würden.

Bei einer so geringen Beteiligung des eigentlichen Volkes am Turnen ist's natürlich, daß der Ort für die gymnastischen Übungen in der Regel kein gemeinsamer war, sondern sehr verschieden geartet sein mußte. Von eigentlichen Gymnasien ist nur das des Nero bekannt, und dieses hat nicht einmal lange bestanden. Es wurde schon früh ein Raub der Flammen und scheint nicht wieder aufgebaut worden zu sein. Sonst pflegte die römische Jugend wohl auf dem Marsfelde ihre Turnübungen zu treiben. Der vornehme Römer aber hatte zum Behufe der Gymnastik meistens im eigenen Hause ein sogenanntes Sphäristarium: einen Ort, welcher eigentlich für das Ballspiel bestimmt war, dann aber auch zu anderen Turnübungen benutzt wurde und nur nach dem Ballspiele, als der beliebtesten und gewöhnlichsten Übung, benannt war. Weniger reiche Leute, welche zu solchen Privatanlagen keine Mittel hatten, gingen in die öffentlichen Sphäristarien, welche mit den öffentlichen Bädern in der Regel verbunden zu sein pflegten. Regelmäßig war dies der Fall bei den großartigen Badeanstalten der späteren Kaiserzeit, welche den griechischen Gymnasien nachgebildet und aus ihnen hervorgegangen waren, bei den Thermen.

Hiernach wird ein jeder leicht begreifen, daß an eine bestimmte Betriebsweise, an eine staatliche Ordnung und Förderung des Turnens bei den Römern nicht gedacht werden darf. Und so wenig der Staat jemals die Leitung oder Beaufsichtigung der Übungen in die Hand nahm, ebenso wenig hat irgendwo in Italien ein Verein unter den Römern sich gebildet und dadurch wenigstens für ein regelmäßiges Betreiben der Übungen gesorgt. Dem Belieben der Einzelnen, der Eltern oder Erzieher, blieben die gymnastischen Übungen stets anheimgestellt. Öffentliche Verwaltungsbehörden für die Turnplätze, öffentliche

Turnlehrer finden wir deshalb bei den Römern nicht; noch ist jemals über die Zeit oder die Dauer der Turnübungen eine allgemein gültige Bestimmung getroffen. Die Sitte jedoch brachte es in der Kaiserzeit mit sich, daß man regelmäßig vor dem Bade turnte. Durch irgend eine Turnübung suchte man den Körper erst in Wärme zu bringen oder wenigstens müde zu machen, ehe man ins Bad stieg. Man betrachtete das Turnen ebenso als die beste Vorbereitung zum Bade, wie das Bad selbst als den besten Weg zur Mahlzeit.

Diese im ganzen geringe Beaufsichtigung aber, welche dem Turnen in Rom geschenkt wurde, steht in enger Wechselbeziehung zu der geringen Bedeutung, welche es in dem Leben der Römer hatte: eine Bedeutung, die mit derjenigen, welche das Turnen im griechischen Volksleben einnahm, gar nicht verglichen werden kann. Bei den Griechen war die Gymnastik ein wesentlicher Teil der allgemeinen Volksbildung: einer Bildung, welche Leib und Seele in gleichem Maß umfaßte. Denn man dachte nicht daran, daß der Mensch aus zwei unebenbürtigen und ungleich berechtigten Hälften bestehe, von denen nur die eine, die geistige Hälfte, eine besondere Pflege bedürfe. Man konnte keinen gesunden Geist in einem siechen Körper, keine heitere Seele in einem vernachlässigten, schwerfälligen Leibe denken. Das Gleichgewicht des leiblichen und geistigen Wesens, die harmonische Ausbildung aller Kräfte und Triebe war den Hellenen eine Aufgabe der Erziehung: und darum galt rüstige Gewandtheit und Schwungkraft der Glieder den Griechen nicht geringer, als Geistesbildung und Übung in den Künsten der Musen. Musik und Gymnastik gehörten unzertrennlich zusammen, um von Geschlecht zu Geschlecht eine an Leib und Seele gesunde Jugend zu erziehen. Und weil darauf das Gedeihen der Staaten beruht, so war diese Doppelerziehung nicht der Willkür des Einzelnen überlassen, sondern stets vom Staate geordnet und geregelt. So war die Gymnastik bei den Griechen eine durch Gesetz und Herkommen teure und geliebte Sitte des Volkes; sie war zugleich ein wesentlicher Bestandteil der religiösen Feier. Daher der hohe Glanz der hellenischen Anstalten, die heitere Freude ihrer Feste, die fast göttliche Verehrung ihrer Sieger in den Wettspielen; daher die Menge der Wirkungen, welche von der griechischen Turnkunst in das öffentliche Leben ausgingen und selbst uns mit Neid erfüllen müssen. Aber bei den Römern ist und wirkt die Turnkunst nichts von diesem

allen. Der Väter Sitte, der öffentlichen Meinung entgegen nur mühsam Eingang sich ertrotzend, blieb sie ewig eine Treibhauspflanze, welcher nur durch die besondere Pflege und Sorgfalt einiger Verehrer eine kümmerliche Fortdauer gesichert wurde.

Der Grund dieser ungünstigen Aufnahme und geringen Pflege, welche der griechischen Turnkunst bei den Römern zu teil wurde, lag wohl zunächst in dem entarteten Zustande, in welchem dieselbe den Römern entgegentrat. Als sie den Römern bekannt wurde, war sie schon längst ihres naturwüchsigen, pädagogischen Charakters beraubt; längst nicht mehr unzertrennlich mit dem Leben und der Bildung des Volkes verbunden. Sie hatte in zunftartigen Vereinen einen Zufluchtsort gesucht und auf die Wettspiele und Wettpreise, als letzten Haltepunkt, ihre Bestrebungen gerichtet. Es ist leicht erklärlich, daß sie in dieser Gestalt dem Römer keine Achtung einflößte, geschweige denn zu der Liebe und Begeisterung ihn fortriß, welche zu einer selbstständigen Aneignung erforderlich ist.

Doch ist dies immerhin nur ein äußerlicher Grund. Die Hauptursache wird in dem Wesen des römischen Volkes einerseits und dem der Turnkunst andererseits zu suchen sein. Es liegt in dem Wesen der Turnkunst überhaupt, daß sie bei aller Allgemeingültigkeit einer Kunst doch nur ein treu zurückgeworfenes Bild von der jedesmaligen Nationalität giebt, in welcher sie eine Pflegestätte gefunden hat. Sie kann nicht ohne weiteres auch von einem anderen Volke gebraucht werden. Nur durch eine neue, der jedesmaligen Eigentümlichkeit einer Nation entsprechende Umbildung kann sie in den wirklichen Besitz und das bleibende Eigentum eines Volkes übergehen. Einer solchen völligen Aneignung und lebendigen Durchdringung der griechischen Turnkunst, welche allein zu der selbständigen Schöpfung einer römischen Turnkunst hätte führen können, war aber das römische Volk nicht fähig. Der ihm angeborene, unverleugbare Ernst, der durchaus praktische Sinn wirkte so mächtig auf all sein Denken und Thun, daß es überall nur den diätetischen und militärischen Zweck der Leibesübungen ins Auge fassen konnte.

So darf denn die gleichgültige Aufnahme, welche die griechische Turnkunst in Rom fand, uns nicht so sehr wundernehmen. Sie ist vielmehr nur ein unwiderlegliches, durch das Gericht der Geschichte bestätigtes Zeugnis, daß der Charakter der Turnkunst nicht zum geringeren Teile in der Volkstümlichkeit beruht, und daß diese allein der eigentlich beseelende, leben-

dige Bestandteil derselben ist. Nur wenn die Turnkunst mehr, als ein bloßes Bei- und Nebenwerk der Erziehung, wenn sie ein wesentlicher, unauflöslich mit ihr verbundener Teil ist; nur wenn ein Geschlecht, welches im Besitze der geübten und geliebten Kunst von seiner Würde und Bedeutung sich durchdrungen fühlt, erwachsen ist; nur wenn die Turnkunst in wiedererweckten Volksfesten und neuertönenden Gesängen wahrhaft ins Leben getreten ist, und für die Austeilung der Freude auch wiederum Glanz und Ehre davon trägt: nur dann wird sie einen festen Boden gewinnen; dann aber auch so tief und so weit ihre Wurzeln erstrecken, daß sie unablöslich mit dem Boden selbst verflochten ist.

10.

Das Turnen der Mädchen bei den Alten.

Von W. L. Meyer.

(„Deutsche Turnzeitung“ 1871, S. 101. — Vergl. auch: „De virginum exercitationibus gymnicis“ von W. L. Meyer, Programm d. Klausthaler Gymnasiums, Ostern 1872.)

Über das Turnen der Knaben bei den Alten besitzen wir eine sehr große Menge von Darstellungen; dem Turnen der Mädchen aber ist eine besondere Beschreibung noch nicht zu teil geworden. Nur hier und da pflegt in den Büchern über die Turnkunst der Alten beiläufig auch das Mädchenturnen erwähnt zu werden. Wenn dies auch zum Teil darin seinen Grund haben mag, daß die Beschreibung des Mädchenturnens auf nur wenige, oft dunkle Nachrichten aus dem Altertum angewiesen ist, so wird doch hauptsächlich die geringe Teilnahme schuld daran sein, welche man solange Zeit hindurch dem Gegenstande geschenkt hat. Gleichwie die Begründer der deutschen Turnkunst anfangs mit der körperlichen Ausbildung der männlichen Jugend sich begnügen zu müssen glaubten, so haben auch die Geschichtschreiber der alten Gymnastik stets vorzugsweise das Knabenturnen ins Auge gefaßt. In neuerer Zeit aber hat der Gedanke, daß auch die Mädchen und Jungfrauen ein Recht auf

die Ausbildung ihrer Körperkräfte haben, bei den Erziehern allmählich sich Bahn gebrochen, bei den Gesetzgebern mehr und mehr Beachtung gefunden und allgemeinere Anerkennung erlangt im Volke. Gewiß werden mir deshalb die Leser ihre Teilnahme nicht versagen wollen, wenn ich hier einmal auf das Turnen der Mädchen bei den Alten ihre Aufmerksamkeit lenke und eine, so weit es möglich ist, vollständige und zusammenhängende Darstellung desselben versuche. Ich gedenke dieses in der Weise zu thun, daß ich zunächst die Orte nenne, an denen von Mädchen geturnt wurde, und zugleich die Gründe angebe, weshalb es geschah; sodann will ich die Übungen durchgehen, welche die Mädchen trieben, und endlich soll über die Bekleidung der Mädchen beim Turnen und die Teilnahme der Jünglinge an ihren Übungen gesprochen werden.

Unter den Orten, wo das Turnen der Mädchen im Altertume betrieben wurde, ist vor allen Sparta zu nennen, der Hauptsitz des dorischen Volksstammes in der Peloponnes. In Sparta war durch die Lykurgischen Gesetze für die Mädchen ebenso gut wie für die Knaben das Turnen genau und bestimmt vorgeschrieben. Während in den meisten anderen Städten Griechenlands die Mädchen in der Stille und Verborgenheit des Hauses aufwuchsen und verzärtelt und verweichlicht wurden, mußten die spartanischen Jungfrauen durch fleißiges Turnen ihre Kräfte üben und stärken. Wie Xenophon erzählt, wurden von Lykurg sogar Wettkämpfe der Mädchen untereinander eingeführt, damit sie dadurch noch mehr zum Turnen ermuntert und angefeuert würden.*)

Wie in Sparta, so wurde auch in der Tochterstadt Kyrene eifrig von den Mädchen geturnt. Es bestanden daselbst Wettläufe der Jungfrauen; und noch zur Zeit der römischen Herrschaft war bei den Kyrenensern die Gymnasiarchin, wie das Beispiel der auf einer Inschrift erwähnten lebenslänglichen Gymnasiarchin Claudia Olympias beweist, eine Würde, welche auch Frauen übertragen wurde.**)

Eine dritte Stätte für die Pflege der weiblichen Turnkunst war Elis, dessen Bevölkerung nicht dorischer Abkunft war, aber in Stadt und Familie dorische Einrichtungen und Sitten zum

*) Xenoph. de rep. Lac. I. 4. Plut. vit. Lyc. XIV. Cic. Tusc. II. 15. Vergl. Krause, „Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen." I. S. 31—33.

**) Boeckh, Explic. Pind. Pyth. IX. 72. p. 328.

Vorbilde genommen hatte. Die Eleer standen bei den Alten in dem Rufe, auf Erziehung und Unterricht ihrer Kinder große Sorgfalt zu wenden, und die in ihrer Landschaft bei Olympia gefeierten Turnfeste, deren Leitung ihnen oblag, haben ohne Zweifel mit dazu beigetragen, daß sie für die körperliche Ausbildung auch ihrer weiblichen Jugend Sorge trugen. Bei ihnen pflegten an den Heräen, einem alle fünf Jahre gefeierten Feste der Göttin Hera, die Jungfrauen einen Wettlauf zu halten. Die Läuferinnen waren nicht von gleichem Alter und liefen in drei Abteilungen, nach dem Alter gesondert: zuerst die jüngsten, dann die älteren, endlich die ältesten. Sie liefen mit aufgelösten, flatternden Haaren, in einem kurzen, nur wenig über das Knie reichenden Chiton, die rechte Schulter bis an die Brust entblößt. Als Laufbahn diente ihnen das olympische Stadion, welches jedoch mit Rücksicht auf die geringere Kraft des weiblichen Geschlechtes um den sechsten Teil verkürzt war. Sechzehn der vornehmsten und angesehensten Frauen aus Elis, die auch in einem besonderen Hause auf dem Markte der Hera zu dem Feste jedesmal den Peplos webten*), leiteten den Wettlauf und teilten nach Beendigung desselben als Kampfrichterinnen die Preise aus. Die Siegerinnen erhielten Kränze von Olivenzweigen und einen Teil der zu Ehren der Göttin geschlachteten Kuh. Auch durften sie sich ein Bild malen lassen und es als Weihgeschenk im Tempel der Hera aufstellen lassen.**)

Weit weniger, als die Dorier, die ja bekanntlich auch in der Familie dem weiblichen Geschlechte eine viel freiere Stellung gaben, als die anderen Griechen, legten die Ionier auf das Mädchenturnen Gewicht, deren Jungfrauen nur an wenigen Orten das Turnen gestattet wurde.

In Athen, um mit dem Hauptorte des ionischen Stammes zu beginnen, geschah für die körperliche Ausbildung des weiblichen Geschlechtes so gut, als gar nichts. Die athenischen Weiber saßen, wie die Handwerker, ihr ganzes Leben still und ruhig im Hause, beschäftigten sich mit Spinnen und durften nur sehr selten öffentlich sich zeigen.***) Die Art und Weise, wie der Komiker Aristophanes die Spartanerin Lampito auftreten läßt,

---

*) Pausan. VI. 24. 8.

**) Pausan. V. 16. 2. Vergl. Löbker, „Gymnastik der Hellenen", S. 13. Jacobs, „Über den Reichtum der Griechen an plastischen Kunstwerken: Verm. Schrift." III. S. 503, A. 85.

***) Xenoph. de rep. Lac. I. 3.

welche die an ihr bewunderte strotzende Fülle und Gedrungenheit des Körpers, das gesunde, frische Aussehen und die stierähnliche Stärke vom Turnen herleitet, ist ein deutlicher Beweis dafür, daß Turnübungen der Mädchen in Athen für unschicklich und ganz unvereinbar mit den attischen Sitten gehalten wurden.*) Aus dieser dem Mädchenturnen abgeneigten, ja feindseligen Stimmung in Athen erklärt es sich auch, daß nicht einmal Xenophon seinen Mitbürgern Turnübungen der Mädchen ausdrücklich zu empfehlen wagt: ein Mann, der doch den hohen Wert der Leibesübungen zu schätzen wußte, wie nur irgend einer unter den Griechen, und sonst als einen so beredten Verteidiger spartanischer Einrichtungen sich zeigt. Dieser rät an, daß die Mädchen durch Beteiligung an allerlei häuslichen Beschäftigungen sich Bewegung machen und dadurch die Turnübungen ersetzen.**) Plato freilich stellt in seinem Normalstaate die Forderung auf, daß sowohl Frauen, als auch Jungfrauen an den Turnübungen teilnehmen sollen, damit auch auf diese die heilsame Wirkung der Übungen sich erstrecke: damit sie selbst stark werden, dem Staate starke Sprößlinge geben und nötigenfalls die Waffen gegen den Feind führen können. Aber daß diese vortrefflichen Forderungen des Philosophen erfüllt und eine Änderung in den attischen Sitten hervorgerufen hätten, wird nirgend erzählt.***)

Was die griechischen Inseln betrifft, so werden schon in sehr früher Zeit auf der Insel Delos Festspiele erwähnt, an denen ionische Frauen teilnahmen. Es heißt in dem alten Hymnus auf Apollo, daß dieser sich am meisten an Delos erfreute, wo sich die mit langen Kleidern geschmückten Joner mit ihren Kindern und züchtigen Weibern zum Wettkampfe versammelten, um den Gott durch Faustkampf, Tanz und Gesang zu erfreuen. Wer die Joner dort sähe, fügt der Dichter hinzu, dem möchten sie wohl unsterblich und nie alternd erscheinen; an allen würde er Anmut wahrnehmen und sich im Herzen über den Anblick der Männer und schön gegürteten Weiber freuen.†)

Ferner wurde auf der Insel Chios, welche außer Joniern auch Dorier unter ihren Bewohnern hatte, von den Jungfrauen geturnt. Ohne Zweifel hat diese Pflege der Gymnastik auf die

*) Aristoph. Lys. 79—82.
**) Xenoph. oecon. X. 10.
***) Plat. republ. V. 452 b. 456 c, d. 457 a.
†) Hymn. Apoll. 146—157.

Entwickelung des Mutes der Chioserinnen, den die Alten rühmen, nicht geringen Einfluß geübt.*)

Bei den Römern endlich, die nicht einmal auf das Knabenturnen große Sorgfalt verwendeten**), kümmerte man sich um das Turnen des weiblichen Geschlechtes wenig oder gar nicht. Es wird freilich erzählt, daß in der Kaiserzeit Mädchen Gymnastik trieben. So pflegten unter dem Kaiser Domitian Jungfrauen in der Laufbahn aufzutreten und einen Wettlauf zu halten.***) Allein das waren offenbar gymnastische Vorstellungen, durch welche die Zuschauer sollten unterhalten werden, dergleichen auch in dem Zirkus unserer Kunstreiter zu sehen sind. Als ein Zeugnis für regelmäßige Turnübungen der Mädchen bei den Römern dürfen solche Vorstellungen ebensowenig gelten, wie etwa die Beispiele, die aus den Satyren des Juvenal angeführt werden könnten.

Allgemein eingeführt und durch gesetzliche Bestimmungen geordnet finden wir demnach das Mädchenturnen im Altertume nur bei den Griechen, und unter diesen wiederum hauptsächlich bei dem hervorragendsten Volke des dorischen Stammes, bei den Spartanern. Was den berühmten Gesetzgeber dieses Volkes dazu veranlaßte, auch für das weibliche Geschlecht die Leibesübungen einzuführen, und welchen Zweck er dabei im Auge hatte, ist bei Xenophon und anderen Schriftstellern deutlich ausgesprochen. Lykurg hielt es eben für eine der wichtigsten Aufgaben einer Freigeborenen, dereinst Mutter zu werden. Damit nun die Mädchen befähigt würden, später ihre mütterlichen Pflichten zu erfüllen, und die Schmerzen der Geburt leichter ertragen könnten, so wollte Lykurg ihre Körperkräfte geübt wissen. Er hoffte, kräftige Mütter würden dem Staate auch kräftige und gesunde Kinder schenken.†) Und in dieser Hoffnung hat er sich nicht getäuscht. Es ist bekannt, daß die lakonischen Frauen zur Zeit der Blüte Spartas nicht nur durch die Größe, Kraft und Schönheit ihres Körpers sich hervorthaten, sondern auch durch Entschlossenheit und Unerschrockenheit des Geistes in ganz

*) Athen. XIII. 566 e. Plut. de mulier. virtute. Moval vol. II. p. 193. Tauchn. ed. Hoeck, Kreta, II. S. 230.

**) Vergl. „Vom Turnen der Römer" oben S. 184.

***) Suet. Domit IV. Dio. Cass. 67. 8.

†) Xenoph. de rep. Lac. I. 4. Plut. vit. Lyc. XIV. Plat. republ. V. p. 456 a, b de leg. VII. p. 813. 814. Vgl. Guhl und Koner, „Leben der Griechen und Römer." I. S. 200—201.

Griechenland sich auszeichneten. Sie allein konnten sich rühmen, über ihre Männer zu herrschen, aber auch zugleich stolz behaupten, wie Gorgo, die Gemahlin des Leonidas, sie allein vermöchten Männer hervorzubringen.*)

Die Übungen, welche die Mädchen bei den Alten trieben, waren nicht ganz dieselben, wie die der Knaben und Jünglinge. Natürlich werden nur die leichteren Übungen vorgenommen, welche für das weibliche Geschlecht angemessen erschienen.**) So das Laufen, welches gern um die Wette geübt wurde, wie von den jungfräulichen Genossenschaften, die am Ufer des Eurotas ihren Wettlauf hielten.***) Pausanias erwähnt den Wettlauf der elf Dionysiaden in Sparta zu Ehren des Dionysos Kolonatas.†) Ferner gehörte zu den Übungen der weiblichen Turnkunst das Tanzen, was in ausgezeichneter Weise z. B. bei den alljährlich zu Ehren der Göttin Artemis aufgeführten Reigen der spartanischen Jungfrauen, bei den sogenannten karyatischen Chören, zur Anwendung kam.††) Zum Tanzen rechneten die Spartaner auch das Hüpfen mit Fersenheben, eine Turnübung, worin die Spartanerin Lampito bei Aristophanes fleißig sich übte. Berühmt und bekannt ist die Spartanerin, welche diese Übung tausendmal vollführt haben soll.†††) Ob auch andere Arten des Sprunges von den Mädchen besonders geübt wurden, darüber fehlt es uns an besonderen Nachrichten bei den alten Schriftstellern. Dagegen wird bei Plutarch noch das Ringen, sowie auch das Diskos- und Speerwerfen unter den Übungen der Mädchen erwähnt.†*) Es wurden also von den Mädchen vornehmlich solche Übungen betrieben, wie sie, als Teile des Fünfkampfes in gegenseitiger Ergänzung zusammengefaßt, ein Ganzes schöner und edler Übung des Leibes darstellten. Der Dichter Properz nennt außerdem das Ballspiel, welches auch schon Homer die phäakische Königstochter Nausikaa mit ihren Dienerinnen spielen läßt; sondann das Radtreiben, Jagen und Baden; ja sogar den Faustkampf und das Pankration.†**)

*) Plut. vit. Lyc. XIV. Vgl. Jacobi, „Verm. Schr." III. S. 203.

**) Plat. Rep. V b. p. 456.

***) Theocr. XVIII. 22.

†) Pausan. III. 13. 7. — Xenoph. de rep. Lac. I. 4. — Plut. vit. Lyc. XIV.

††) Pausan. III. 10. 8. IV. 16. 5.

†††) Vgl. „Deutsche Turnzeit." 1864, S. 61.

†*) Plut. vit. Lyc. XIV.

†**) Propert. eleg. IV. 13. — Hom. odyss. VI. 100. 115. Vgl. VIII. 372.

Die beiden letzteren Übungen waren jedoch in der älteren Zeit nur teilweise in den Gymnasien zugelassen und wurden in Sparta sogar von der männlichen Jugend nur selten getrieben, wie aus der geringen Anzahl spartanischer Sieger bei den allgemeinen Turnfesten deutlich hervorgeht. Beide Übungen gehören schon den Athleten an, nicht der Schule.*) Es liegt deshalb die Vermutung nahe, daß die Erwähnung dieser ganz unweiblichen Übungen, wenn nicht völlig auf dichterischer Einbildungskraft, so doch auf starker Übertreibung beruhe; daß dieselben in Wirklichkeit allgemein von den Spartanerinnen geübt seien, erscheint ganz unglaublich. Indes ist es möglich, daß in der römischen Kaiserzeit, als die gute alte Sitte der Spartaner längst verschwunden war, einzelne besonders exaltierte Weiber an diesen Übungen Gefallen fanden. Einige glauben, daß Properz vielleicht selbst Augenzeuge von weiblichen Faustkämpfen gewesen sei; und an einzelnen Beispielen fehlt es nicht. Unter dem Kaiser Nero bestand eine spartanische Jungfrau mit Palfurius Sura, einem vornehmen Römer, einen Faustkampf. Daß Frauen als Gladiatoren auftraten, kam unter den Kaisern öfter vor.**)

Es bleibt drittens noch die Frage, wie denn die Mädchen bei den Alten turnten, zu beantworten. Hierbei ist zweierlei zu erwägen: einmal, ob die Mädchen ebenso, wie die Knaben, beim Turnen die Kleidung ablegten und nackend turnten; zweitens, ob die Mädchen für sich allein turnten, oder im Beisein und vor den Augen von Knaben und Jünglingen, vielleicht sogar gemeinschaftlich mit ihnen.

Jedenfalls darf nicht angenommen werden, daß die griechischen Mädchen bei allen Übungen nackend, d. h. völlig ohne Bekleidung geturnt haben. Dies wird wahrscheinlich nur bei einer Turnübung der Fall gewesen sein, beim Ringen, wozu auch die Jungfrauen nach der Weise der Männer, wie es beim Dichter Theokrit heißt, mit Öl sich zu salben pflegten.***) Da mußte natürlich der Körper völlig entblößt und selbst das Unterkleid ausgezogen werden. Diese Entblößung der Jungfrauen,

---

*) Seneca Benef. V. 3. — Plut. vit. Lyc. c. 19. Vergl. Krause, „Gymnastik und Agonistik“, I. S. 55 (Hermann, Privat. alt. § 37 n. 2).

**) Schol. Juv. IV. 53. sat. I. 23. VI. 24 b. (Vgl. „Allg. Enc.“ III. 9. S. 373. Krause, „Gymn.“ S. 55.)

***) Theocr. XVII. 22.

welche die Zucht begleitete, hatte nach Plutarch nichts Schimpfliches, sondern flößte ihnen den edlen Stolz ein, daß sie nicht weniger als die Männer an den rühmlichen Bestrebungen der Männer Anteil nehmen durften.*) Bei allen anderen Turnübungen dagegen wurde bloß das Oberkleid abgelegt, und man turnte, mit dem Unterkleide, dem Chiton, versehen. Der Chiton entbehrte freilich bei den Doriern der Ärmel und wurde nur auf den Achseln durch Agraffen zusammengehalten. Er war außerdem an den Seiten nicht völlig geschlossen und überdies so kurz, daß er noch über den Knieen endigte. Infolge dessen war er beim Turnen nicht hinderlich, verhinderte aber auch nicht, daß bei stärkeren Bewegungen der Turnenden die Beine hoch hinauf sichtbar wurden. Mit Recht bezeichnete man deshalb die turnenden Spartanerinnen spottend mit dem Namen Phänomeriden, Hüftenzeigerinnen; und wir dürfen es einem Athener nicht verargen, wenn er im Hinblick auf die Tracht der Jonier mit ihren langen und faltenreichen Gewändern eine so geringe, von Nacktheit nur wenig verschiedene Bekleidung, wie sie der ärmliche Chiton der Dorier gewährte, für gar keine ansah.**)

Wie es sich mit dem Zusehen und der Beteiligung der Jünglinge an dem Turnen der Mädchen verhalten habe, ist schwer zu entscheiden. Daran scheint nicht gezweifelt werden zu dürfen, daß man in Sparta an dem Turnen der Mädchen im Beisein von Jünglingen keinen Anstand nahm. Schon der Umstand, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Mädchen in Sparta keinen besonderen Turnplatz hatten, mußte es sehr schwierig machen, den Jünglingen das Zusehen bei den Übungen der Mädchen gänzlich zu verwehren. Außerdem aber sagt Plutarch ausdrücklich, daß die Jungfrauen gewöhnt wurden, ihre Wettkämpfe und Chöre aufzuführen, während die Jünglinge zugegen waren und zusahen, und man habe dadurch die jungen Leute zur Heirat ermuntern und zu einer für die Ehe zweckmäßigen Wahl veranlassen wollen.***) Mit dieser Anschauung stimmt es überein, daß bei den olympischen Turnfesten es keineswegs wider die Sitte und den Anstand verstieß, wenn hinwiederum die dorischen Jungfrauen — Jungfrauen anderer Stämme kam es natürlich

*) Plut. vit. Lyc. XIV. 25.

**) Eurip. Hec. 886. Androm. 575. Poll. VII. 55. (Vgl. Hermann, Priv. Alt. 21. 13. Becker, Charikles, II. S. 174. Müller, „Dorier“, II. S. 260. Krause, „Gymnastik“, II. S. 682 ff.)

***) Plut. vit. Lyc. XIV. 10. c. XV. id. Ages. c. XXI.

gar nicht in den Sinn — zuschauten, wie die Jünglinge und Männer turnten; während es doch verheirateten Frauen durchaus verboten war, und Übertretungen des Verbotes mit Herabstürzen vom Typäischen Felsen bestraft wurden.*) Auch in Kyrene war es dem weiblichen Geschlechte gestattet, bei den einheimischen Turnfesten den Übungen der jungen Männer zuzuschauen.**) Daß dagegen bei den Spartanerinnen es üblich gewesen sei, mit Jünglingen nackend zu ringen, erscheint mir trotz der scheinbar entgegenstehenden Zeugnisse einiger Dichter ganz unglaublich. Der römische Dichter Properz***) wenigstens sagt nur, daß die Spartanerinnen im Turnanzuge unter den Jünglingen sich befunden hätten, was auch bedeuten kann, sie hätten an demselben Orte mit den Jünglingen geturnt. Und wenn der athenische Dichter Euripides†) gemeinschaftliches Ringen von nackten Mädchen und Jünglingen erwähnt, so ist das leicht zu erklären. Aus Zuschauern hat ein so spottsüchtiger Athener, wie Euripides war, Mitturner gemacht, was um so begreiflicher und verzeihlicher ist, da er bekanntlich ein Feind der Spartaner war und gern die Gelegenheit ergriff, diesen etwas Böses und Gehässiges nachzusagen. Nachdem aber einmal die Mythe aufgebracht war, ward sie gewiß ebenso eifrig weiter erzählt und gläubig aufgenommen, wie etwa Sagen über wunderbare Leistungen auf den Turnplätzen bei den Alten Glauben und Verbreitung fanden.††) Es sind, wenn man von den Beispielen aus der Mythologie absieht, aus geschichtlicher Zeit nur einzelne Fälle von Ringkämpfen zwischen beiden Geschlechtern bekannt: Athenäus erzählt, daß bei den Tyrrhenern und Chioten dergleichen Kämpfe vorgekommen seien.†††)

Blicken wir jetzt, nachdem wir an das Ende der Untersuchung gelangt sind, noch einmal zurück auf dieselbe, so springt leicht in die Augen, daß das über das Mädchenturnen entworfene Bild, in Vergleichung gestellt mit dem, welches wir uns

*) Pausan. V. b. 5. VI. 20. b. Vgl. Krause, „Olympia“, S. 54.

**) Boeckh, Explicat. Pind. Pyth. IX. p. 328. (Vergl. Krause, „Gymnastik“, S. 32.)

***) Propert. IV. 13. 1—4. (Vgl. Ovid. Her. XVI. 148. 9. Martial. IV. 55.)

†) Euripid. Androm. 575.

††) S. oben S. 127.

†††) Hermann, Priv. Alt. 23. 7. — Athen. XII. 14. p. 517 d. id. XIII. 20. p. 266 e.

von dem Turnleben der männlichen Jugend bei den Alten zu machen haben, einen ziemlich dürftigen Eindruck gewährt und nicht dazu gemacht ist, den besonderen Neid unserer Turnfreunde zu erwecken. Immerhin aber können wir demselben eine wichtige Mahnung entnehmen. Je mehr wir uns in der Wertschätzung des weiblichen Geschlechtes und seiner Würde über die Alten, welche ihm nur eine untergeordnete, sklavische Stellung einräumten, menschlich erhaben achten, desto treuer mögen wir dessen eingedenk sein, daß sie trotzdem schon mit dem Mädchenturnen einen Anfang gemacht und auf die rechte Gestaltung desselben Bedacht genommen haben; desto gewisser wollen wir uns verpflichtet fühlen, auch dem weiblichen Geschlechte je länger je mehr zu einem gesunden Turnleben zu verhelfen.

11.

Vergleichende Betrachtung einiger gemeinsamer Übungsarten der hellenischen Gymnastik und der neueren Turnkunst.

Von Johann Heinrich Krause.

(„Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen“, aus den Schrift- und Bildwerken des Altertums wissenschaftlich dargestellt u. s. w. von Dr. Joh. Heinr. Krause. Leipzig, Joh. Ambr. Barth, 1841, 2. Bd. S. 879.)

Johann Heinrich Krause, in der Stadt Bürgel im Großherzogtum Weimar am 1. Januar 1800 geboren, erhielt seine Vorbildung zur Hochschule auf dem Gymnasium zu Weimar und studierte in Jena drei Jahre Philologie. Ein zweites Triennium widmete er der Philologie zu Halle, bestand daselbst das Oberlehrerexamen und Probejahr, promovierte zur Doktorwürde und wurde Privatdocent an der Universität, später Kustos an der Königl. Universitätsbibliothek und Professor. Er starb nach seiner Pensionierung am 13. Februar 1881 in Dresden. Seine Schriften über Gymnastik der Alten sind folgende: 1) „Theagenes“, Halle 1835; 2) „Olympia“, Wien 1838; 3) „Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen“, Bd. 1 u. 2 mit 37 Tafeln Abbildungen; Leipzig 1841; 4) „Die Pythien, Nemeen und Isthmien der Hellenen“, Leipzig 1841.

Einen praktischen Turnkursus durchzumachen, fand Krause in seiner Jugend keine Gelegenheit. Kaum hatte er einige Zeit in Jena studiert, so wurde der dort festlich eingeweihte Turnplatz, wo Oken, Kieser u. a. feierliche Reden gehalten hatten, wiederum geschlossen und die Turngeräte verbrannt. — Krauses liebste Turnübung bestand im Bergsteigen, und hierin hat er eine große Fertigkeit erlangt.

Wenn die Gymnastik der Hellenen sich auch im Verlaufe der Jahrhunderte nach und nach kunstmäßiger gestaltet, veredelt und in späterer Zeit verschiedene ältere Übungsarten weggelassen, dagegen andere neue aufgenommen hatte, so waren es doch im ganzen nur unbedeutende Veränderungen und Modi-

fikationen; denn in ihrem ganzen Umfange betrachtet, bilden sie ein feststehendes, in seinen einzelnen Feldern und Teilen wohlgeordnetes und begrenztes Gebiet, wie wir es schon nach seinen Hauptbestandteilen in der Homerischen Heldenwelt erblicken, wie wir es nur weiter ausgeführt und vervollkommnet in den späteren Gymnasien und Palästren und noch unter der römischen Kaiserherrschaft wahrnehmen. Die Turnkunst dagegen zeigte sich gleich in ihrer Entstehung als eine gestaltende, rings um sich greifende und alles erfassende, was ihr irgend zweckdienlich schien. Je weniger sie feste Wurzel, Stamm und Haltepunkt in der Nationalität selbst hatte, desto eifriger nahm sie ihre Bestandteile von außen her. Eine Menge Übungsarten sind daher in den Kreis der Turnkunst gezogen worden, welche der alten Welt unbekannt waren, wie die Reck-, Schwung- und Barrenübungen. Dagegen wurden manche Wettübungen der Hellenen weggelassen, weil sie den Grundsätzen der neueren Pädagogik und den ethischen Ansichten überhaupt nicht zusagten, wie der Faustkampf und das Pankration. Gemeinschaftlich hat die Turnkunst mit der hellenischen Gymnastik die Übungen im Wettlaufe, im Sprunge, im Ringen, im Diskos- und Speerwurfe und im Bogenschusse, welche jedoch sämtlich hier nicht in hellenischer Weise ausgeführt werden, da überhaupt die hellenische Nacktheit und das Öl der Palästra, beim Sprunge die antiken Sprungträger (ἁλτῆρες), beim Ringen die antiken Schemata oder Ringermethoden, beim Diskos der antike schwere Diskos und im Bogenschusse der schwer zu spannende hellenische Bogen und vieles andere dieser Art hier gänzlich mangeln.

Die Übungen im Laufe und im Sprunge sind in der Turnkunst zu verschiedenen Arten mit Ab- und Nebenarten ausgebildet worden. Da ist nicht nur von einem schnurrechten Schnelllaufe, sondern auch von einem Schlängel- und Zickzacklaufe die Rede, welche wiederum in verschiedene Unterarten zerfallen. Die Griechen übten den einfachen, den doppelten, den langen und den Waffenlauf (στάδιον, δίαυλος, δόλιχος, ὁπλίτης, δρόμος). Wenn hier auch noch ein κάμπιμος (κάμπιος, κάμπειος) δρόμος genannt wird, so hat man nicht etwa eine Art Schlängellauf zu verstehen, sondern dies ist bloß eine allgemeine Bezeichnung des wiederholten einfachen Laufes, also des Diaulos oder des Dolichos, sofern diese beiden Arten das Ziel (καμπή) ein oder mehrere Male zu umkreisen hatten. Die Turnkunst hat den einfachen und den Langlauf aufgenommen, der Doppellauf wird

hier nicht genannt. Der Waffenlauf kommt hier auch nicht in Anwendung, dagegen der militärische Marsch. Das gewöhnliche Längenmaß hellenischer Laufbahnen betrug 600 hellenische Fuß = 625 römischen. Den Bahnen der Turnkunst hat man verschiedene Länge gegeben. Als Breite bestimmt Jahn 25 Fuß. Die Länge soll niemals unter hundert Schritt = 200 Fuß sein.*) Auch beschreibt er eine besondere Schlängelbahn.

In dem hellenischen Wettlaufe, welcher noch durch Nacktheit und Einölung der Glieder beflügelt wurde, gab Schnelligkeit die Entscheidung des Sieges. Schnelligkeit und Dauer oder ausdauernde Schnelligkeit mußten sich im Dolichos bewähren. Daß dieser letztere, nach der bewährtesten Angabe 24 Stadien oder zwölf Diauloi betragend, nicht als etwas Ungeheueres oder die menschliche Kraft Übersteigendes anzusehen ist, kann die Tabelle von GutsMuths, welcher die Leistungen seiner Zöglinge nach dem durchlaufenen Flächeninhalte (zu Schnepfenthal) angiebt, lehren, wie schon bemerkt wurde. Es war also zur Ausführung des Dolichos nicht bloß Geschwindigkeit erforderlich, wie GutsMuths annimmt, sondern Geschwindigkeit und Ausdauer. Diese letztere aber war eben bei solcher Schnelligkeit um so bewunderungswürdiger. Daher erforderte der Dolichos einen außerordentlichen Kraftaufwand, und wohl mochte mancher nach Vollendung des Laufes erschöpft zusammensinken, wie der Spartiate Ladas, einer der berühmtesten Wettläufer, welcher, wie Pausanias vermutet, nach Vollendung des Dolichos zu Olympia seinen Geist aushauchte.

Über die Art und Weise, wie der Wettlauf der Hellenen überhaupt ausgeführt wurde, bedarf es keiner näheren Erörterung; auch läßt sich eine solche nur insoweit geben, als uns die alten Vasenbilder hierbei zu Hilfe kommen. Daß die Haltung und die Art der Bewegung der hellenischen Wettläufer die zweckmäßigste gewesen sei, darf man wohl annehmen, da der Wettlauf über ein Jahrtausend hinaus von diesem Volke getrieben worden ist. Die hellenischen Schriftsteller erstatten hierüber keinen Bericht. Ein anschauliches Bild gewährt ein schon oben erwähntes Epigramm auf den stattlichen Dolichodromos

---

*) Jahn, „Deutsche Turnkunst", S. 7; GutsMuths, „Turnbuch", S. 39: „Ist die Bahn 312 Fuß rheinl. lang, so wird sie nicht leicht zu stark angreifen, doch kann man das Ziel auch kürzer stecken." S. 40: „Keine Länge halte ich aus mehr als einer Rücksicht für zweckmäßiger, als die von 312 Fuß rheinl."

Ladas. Der neuere Turnlauf aber hat wenig oder gar keine Ähnlichkeit mit dem hellenischen Wettlaufe, wie wir ihn auf antiken Bildwerken dargestellt sehen. Die Nacktheit und das auch hier angewandte Öl machen ebenfalls einen charakteristischen Unterschied aus, sowie daß diese Übungsart nicht bloß der Palästra und dem Gymnasium, sondern auch den agonistischen Festspielen angehörte.

Eine andere, der alten Gymnastik und der neuen Turnkunst gemeinschaftliche Übungsart ist der Sprung, welcher besonders in der letzteren eine vielseitige Gestaltung und außerordentlich sorgfältige Ausbildung erhalten hat, wie wir bereits bemerkt haben. Die Hellenen kannten den Hochsprung, den Weitsprung und den Tiefsprung. Aber nur der letztgenannte scheint der allgemein beliebte und viel geübte gewesen zu sein, welcher gewöhnlich mit Hilfe der Sprungträger (ἁλτῆρες) ausgeführt und von ausgezeichneten Springern bis zu der außerordentlichen Entfernung von 50—55 Fuß gebracht wurde. Der Krotoniate Phayllos sprang nach einigen 52, nach anderen 55 Fuß. Eine solche Entfernung ist durchaus bloß im Tiefsprunge, und zwar nur vermittelst der Sprungträger denkbar.*) Auch wurde sicherlich nur diese Art des Sprunges in den öffentlichen Spielen, wo er als erster Teil des Pentathlons seine Geltung behauptete, geübt. Die übrigen Sprungweisen mit und ohne Sprungträger gehörten nur in die Palästra und in das Gymnasium. Die Turnkunst teilt den Sprung in den freien oder reinen, welcher nur durch die Schnellkraft der Füße, und in den gemischten, welcher vermittelst der Füße und Hände zugleich ausgeführt wird. Ähnlich könnte man den hellenischen Sprung in den mit freiem und in den mit beladenem Körper abteilen. Der reine sowohl als der gemischte zerfällt wiederum in den Hochsprung, den Weitsprung und den Tiefsprung, wobei der Sprung mit und der Sprung ohne Anlauf unterschieden wird. Die von den ἁλτῆρες der Griechen ganz verschiedenen Sprungstäbe bilden hier die Vermittler des gemischten Sprunges oder des Stabspringens. In das Gebiet des gemischten Sprunges ist auch das hier zur größten Mannigfaltigkeit ausgebildete und den Hellenen in solcher Weise unbekannte Schwingen gezogen worden, sofern hier dem Körper nicht bloß durch die Füße, sondern auch durch die aufgestützten Arme und Hände der abstoßende Schwung

*) Vgl. oben Meyer, „Die leiblichen Leistungen der Alten", S. 127.

gegeben wird. Dieses Gebiet der Sprung- und Schwungübungen umfaßt hier eine endlose Zahl Unter- und Nebenarten, so daß hier die Turnkunst bei weitem die Gymnastik der Hellenen hinsichtlich sinnreicher Erfindung (entsprechend den Fortschritten in der Physik und Mechanik) überragt. Freilich können wir nicht so ganz genau bestimmen, wie weit die Sprungübungen bei den Alten ausgebildet und in wieviel Arten sie abgeteilt waren, da uns kein einziges Werk der Alten über ihre Gymnastik erhalten worden ist*), und die sich uns darbietenden Vasenbilder nur einen einzigen Akt oder Moment des Springenden veranschaulichen können, wobei gewöhnlich die Haltung der Sprungträger das Charakteristische ist. Wenn aber irgend eine Art der Turnübungen einer der gymnastischen Übungsarten der Alten das Gleichgewicht halten, oder gar dieselbe wenigstens durch Mannigfaltigkeit übertreffen könnte, so würde es der hier so vielfach geübte Sprung sein.

Die dritte gemeinschaftliche Übung ist der Ringkampf, welcher in der Gymnastik der Hellenen einer der wichtigsten Bestandteile war und wohl zunächst die völlige Nacktheit und den Gebrauch des Öles herbeiführen mochte. Denn in keiner anderen Übungsart mußte gleich vom Anfange an die erstere so wünschenswert sein, und in keiner anderen konnte das letztere einen so vielfachen Vorteil gewähren, als in dieser. Daher wurde auch der Ringkampf ganz vorzüglich ausgebildet und vor allen anderen Übungen kunstmäßig und methodisch getrieben. Auch zeichneten sich mehrere Staaten durch besondere beliebte Ringerschemata aus. Schon Homer giebt eine schöne Beschreibung dieses Ringkampfes, und in späterer Zeit bekundeten besonders die Athener ihren Sinn für schöne Form auch durch kunstvolles und schulgerechtes Ringen. Platon redete mehrmals von dem εὖ und καλῶς παλαίειν. Einzelne Ringer wurden allgemein bekannt durch besondere Methoden und Schemata, sowie durch schöne, kunstvolle Ausführung dieses Kampfes. Über die Ausführung im einzelnen haben wir durch hellenische Schriftsteller keine vollständige systematische Kunde, sondern nur einzelne Notizen. Desto mannigfaltigere Anschauung gewähren uns die antiken Bildwerke, besonders die Vasenzeichnungen. Vergleichen

*) Im Jahre 1841, wo dies Krause schrieb, war die oben S. 90 abgedruckte Schrift des Philostratos, „logos gymnastikos“, noch nicht bekannt.

wir mit diesem hellenischen Ringkampfe den der Turnkunst, so erscheint der letztere nur als ein nachgebildetes Schattenspiel. Denn es gehen ihm drei wesentliche Dinge ab, ohne welche die Hellenen einen solchen Kampf gar nicht für möglich gehalten oder belachenswert gefunden haben würden, nämlich die Nacktheit, das Öl und der agonistische Ernst, welcher zwar kunstmäßig und regelrecht auf gesetzlich erlaubtem Wege, sonst ohne Schonung und Verhütung der Leibes- und Lebensgefahr den Sieg erstrebte. Hier nur konnten alle Kräfte des Leibes und der Seele ungehemmt in Thätigkeit gesetzt werden. Hier nur konnten sich Stärke und Gewandtheit, Besonnenheit und List kunstgemäß entwickeln. Hier wurde durch das eingeriebene Öl das eigene Kraftgefühl erhöht und größere Kraftäußerung erfordert, um den Gegner zu erfassen. Und wenn GutsMuths bemerkt, daß die ganze Lehre von den Leibesübungen nicht eine einzige aufzustellen habe, welche alle Muskeln so allgemein in Anstrengung bringe, und keine, welche zugleich unter dem schnellsten Wechsel bald diese, bald jene Muskeln und Glieder in Anspruch nehme, als das Ringen, so läßt sich dies in viel höherem Grade von dem hellenischen Ringkampfe, als von dem der Turnkunst behaupten. Daher war auch in jenem, besonders in dem liegenden Ringkampfe (κύλισις), die seltsamste Verschlingung, Verkreuzung und Verschränkung der Glieder möglich, so daß die Zuschauer oft nicht unterscheiden konnten, welche Glieder zusammengehörten. Dieses alles ist in dem Turnringen weniger ausführbar, teils wegen der Bekleidung und des Mangels der Einölung, teils weil das belebende agonistische Prinzip mangelt, der Kampf nicht zum öffentlichen Wettspiele bei Festen vor den Augen des Volkes wird, und so die Sache nie zum wahren Ernste gedeihen kann. — GutsMuths bestimmt als Vorübungen das Heben und Ziehen und unterscheidet dann den leichten Kampf oder das Fortdrängen, den halben Kampf oder das Heben, den ganzen Kampf oder das Niederlegen und den zusammengesetzten Kampf. Eine nähere Auseinandersetzung dieser Ringarten würde hier überflüssig sein, da man dieselbe in der genannten Schrift finden kann. Wie naturgemäß aber der Ringkampf überhaupt ist, läßt sich wohl auch daraus folgern, daß man bei neueren Völkern diese Übungsart in bedeutender Ausbildung gefunden hat. Die Ringmethode der Isländer z. B. besteht in einer so kunstfertigen Gewandtheit, daß jeder, welcher sich dieselbe vollkommen angeeignet hat, einen anderen weniger Geübten, wäre er auch an

Kraft weit stärker, niederzustrecken vermag. Diese Ringweise führt den Namen Glümalist. Auch die Kalmücken üben mit nicht geringer Kunst das Ringen.

Der Diskoswurf reichte seinem Alter nach bei den Hellenen bis in die früheste Heroenwelt zurück und behauptete späterhin zu jeder Zeit seine Geltung als Teil des Pentathlons in der Agonistik. Der Diskos wurde mit großer Kunst geworfen, und wer dies nicht vermochte, wurde zum Gelächter der Zuschauer. Eine solche Kunstfertigkeit würde in dem Diskoswurf der Turnkunst schwerlich erreicht werden. Denn dort forderte schon das Pentathlon solche Fertigkeit für die öffentlichen Spiele. Auch war Übung im Steinwurfe überhaupt wünschenswert für zufälligen Gebrauch im Kriege. Übrigens ist in der Turnkunst vom Diskoswurf kein allgemeiner Gebrauch gemacht worden, und nur GutsMuths redet in seiner Gymnastik für die Jugend von dieser Übung, in seinem Turnbuche aber nur vom Steinwurfe überhaupt. Der Diskos, welchen er anwendet, besteht aber nur aus hartem Holze, da bei den Griechen, besonders in den öffentlichen Wettkämpfen, nur der eherne (in der heroischen Zeit auch steinerne) stattfand. Ähnlich ist das Verhältnis im Speerwurf und Bogenschuß, welche Übungen ebenfalls schon dem frühesten Heldentume der Hellenen angehörten und sowohl im Kriege als in Kampfspielen ihre Anwendung und Bedeutung hatten. Im Gebrauche des Wurfspießes und des Bogens besaß der Jüngling gewöhnlich schon eine außerordentliche Gewandtheit, welche unsere Turner weder erstreben, noch erreichen würden, da sie von den genannten Waffen weder auf der Bahn des Krieges, noch in festlichen Wettspielen, noch auf der Jagd Anwendung zu machen haben. Und wo äußere Anregung mangelt, treten Kraft, Mühe und Ausdauer niemals auf gleiche Weise in die Schranken. Will man aber die Fechtkunst auf Stoß und Hieb, sowie die militärischen Exerzitien mit dem Schießgewehr in den Bereich der neueren Turnkunst ziehen, so würde allerdings hinreichender Ersatz für den Mangel der bezeichneten hellenischen Übungsarten eintreten; allein dann ist auch das Gebiet derselben weiter ausgedehnt worden, als es ihre ursprüngliche Bestimmung mit sich brachte, und man würde dann analog auch in den Kreis der gymnastischen Übungen bei den Hellenen die ganze Hoplomachie aufzunehmen haben, welche bekanntlich davon ausgeschlossen war, wie wir anderwärts schon nachgewiesen haben.

Ferner trat mit der hellenischen Gymnastik eine ganze

Reihe gymnastischer Jugendspiele, von denen viele sehr kraftübend waren, in Verbindung, besonders das vielseitig getriebene Ballspiel unter Anleitung eines besonderen Lehrers (σφαιριστικός) und sehr viele andere. Einige derselben finden wir auch in der neueren Turnkunst wieder, wie das διελκυστίνδα, ἑλκυστίνδα und ἀναῤῥιχᾶσθαι (διὰ σχοινίου ἀναῤῥιχᾶσθαι).

Hier wäre vielleicht auch noch über die moderne Kunstathletik zu handeln, welche sich auch den Namen Gymnastik aneignet und bewunderungswürdige Leistungen zur Schau bringt. Allein alle diese technischen Kraftäußerungen und auf Bewunderung der Zuschauer berechneten akrobatischen, herkulischen, pantomimischen Darstellungsarten dürfen ebensowenig in das Gebiet der bildenden edlen Turnkunst gezogen werden, als einige schon bei den Alten stattfindende Künste dieser Art in die Sphäre der bildenden antiken Gymnastik. Denn jene haben eine von dieser ganz verschiedene Tendenz und daher auch wenig oder nichts mit ihr gemein.

Aus den bisherigen vergleichenden Betrachtungen, welche sich leicht noch weiter ausdehnen ließen, dürfen wir wohl nicht ohne hinreichenden Grund schließen, daß in der Turnkunst der neueren Zeit die Gymnastik der Hellenen weder in ihrem ganzen Umfange, noch in ihrer ganzen Wirksamkeit wiederum verjüngt oder auch nur veranschaulicht worden ist, da diese ihrem eigentümlichen Wesen, ihrer echt hellenischen Natur nach niemals wieder auf der Bühne einer neueren Nation auftauchen, ebensowenig als das hellenische Volk selbst in seiner nationalen Weise wieder auftreten wird. Und wenn der sonst ebenso scharf als rechtlich denkende Jahn („Turnkunst" S. 209) mit kräftig schönen Worten bemerkt: „Unbegreiflich, daß diese Brauchkunst des Leibes und Lebens, diese Schutz- und Schirmlehre, diese Wehrhaftmachung so lange verschollen gewesen", so scheint er in seiner Begeisterung für die gute Sache die Verschiedenheit der Nationalitäten nicht in die Wagschale gelegt und nicht genug begriffen zu haben, daß eigentlich in der neueren Turnkunst nicht eine alte, verschollene Kunst, wie die Gymnastik der Hellenen, wieder ins Leben gerufen, sondern vielmehr ein schwaches Nachbild oder eigentlich eine neue Kunst eingeführt worden ist, welche nur einige ihrer Bestandteile und ihre Theorie aus der hellenischen Gymnastik aufgenommen, andere Elemente aus jüngerer Zeit entlehnt, viele auch selbst erfunden und dann weiter ausgebildet hat. Dies, sofern von einer Vergleichung beider In-

stitute die Rede ist. Betrachtet und würdiget man aber die Turnkunst an sich selbst, abgesehen von der hellenischen Gymnastik, so muß man mit Bewunderung anerkennen, daß ihr in der kurzen Zeit von einigen Jahrzehnten eine vielseitige Gestaltung und außerordentliche Ausbildung zu teil geworden, und daß, falls sie sich einer gemeinsamen nationalen Pflege und Begünstigung zu erfreuen gehabt hätte, durch ihre Wirkung viel Großes und Schönes in betreff der Erstarkung der jungen Geschlechter hätte geleistet werden können. Sie würde auch ohne die gymnische Eigentümlichkeit der hellenischen Gymnastik fähig sein, zu vollbringen, was bereits Jahn als Zweck und Ziel derselben sehr bestimmt und treffend aufgestellt hat: „Die Turnkunst soll die verlorengegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wiederherstellen, der bloß einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Überfeinerung in der wiedergewonnenen Mannlichkeit das notwendige Gleichgewicht geben und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen und ergreifen." Um aber ein solches Ziel zu erreichen, müßte die Turnkunst erst nationale Geltung gewinnen, sie müßte auf dem Boden des Volkes frische Wurzeln schlagen und zu einem volkstümlichen Institute werden, wie es die Gymnastik der Griechen war: sie müßte Pflege und Nahrung finden in aller Weise, gleich unserer geistigen Ausbildung. Öffentliche Anstalten, wie die Gymnasien, Palästren und Laufbahnen der Hellenen waren, müßten ins Leben treten, damit Winter und Sommer ohne Unterbrechung die Übungen fortgesetzt werden könnten. Durchgebildete, kunsterfahrene Turnlehrer, gleich den hellenischen Gymnasten und Pädotriben, ferner ethische Aufseher, gleich den Sophronisten jenes Volkes, müßten zu diesem Behufe von seiten des Staates angestellt werden. Überhaupt, wollte man anders dauerndes Leben und Gedeihen in solche Bestrebungen bringen, müßte diese neue Gymnastik, analog der hellenischen, die zweite Hälfte der Erziehung ausmachen: die Anstalten für physische Ertüchtigung müßten den zur geistigen Ausbildung Bestimmten an Geltung nicht nachstehen, und die Lehrer der Leibesübungen neben denen der Wissenschaften ihre Bedeutung behaupten. So würde die Erziehung, welche sich noch gegenwärtig bei weitem mehr auf die Ausbildung des Geistes beschränkt, einen hinreichenden Gegensatz gewonnen und somit Einklang und Gleichförmigkeit der geistigen und leiblichen Kultur in ihre Bestrebungen gebracht haben.

Ob es einst dahin kommen werde, ist schwer zu bestimmen.*) Große Wahrscheinlichkeit ist nicht vorhanden, wenn man die Geschichte der verflossenen Jahrhunderte befragt. Denn diese liefert kein Beispiel, daß eine Nation nach einem bis zur höchsten Blüte der Kultur fortschreitenden Entwickelungsgange von vielen Jahrhunderten erst spät in seinem gereiften Mannesalter begonnen habe, sich endlich auch gymnastisch auszubilden. Bei den Hellenen wenigstens trat die Gymnastik schon in der heroischen Zeit glänzend hervor, als die Nation noch ihr Knabenalter verlebte. Jedoch Unmöglichkeit darf man hieraus noch nicht ohne weiteres folgern. Denn es kann geschehen, daß man nach einer langen Reihe von Jahren, wenn Siechtum und Schwächlichkeit immer mehr um sich gegriffen haben, lebendiger und allgemeiner von der Heilsamkeit und Notwendigkeit der Leibesübungen überzeugt werde, als bisher, und daß endlich auch die Regierungen der Staaten allgemein zur Verwirklichung der bereits aufgestellten Theorien, welche sich immer vervielfachen dürften, einschreiten und nachdrücklich Hand ans Werk legen werden. Hoffentlich wird es dann eine ruhige, friedliche Zeit sein, wo man von keiner Seite und in keiner Beziehung bei dem Aufblühen dieser Institute an politische Ideen und an eine der bestehenden Ordnungen der Dinge entgegenlaufende sträfliche Richtung denken wird.

Abgesehen von allen Hypothesen dieser Art bleibt es gewiß, daß eine jede Staatskonstruktion, möge sie ideale oder praktische Tendenz haben, auf gedachte oder bestehende Elemente basiert sein, der Gymnastik irgend eine Stelle anweisen muß, wenn sie Gleichgewicht in das Erziehungsgeschäft bringen will. Platon und Aristoteles haben ihr im hellenischen Geiste ihre Stelle gesichert. Früher schon war sie durch die Gesetzgeber Lykurg und Solon im hohen Grade gewürdigt und zum Erziehungselemente erhoben worden. In ähnlicher Weise mögen alle übrigen hellenischen Nomotheten ihre pädagogische Bedeutsamkeit erkannt haben. Bei den neueren Nationen hat nun zwar das gymnastische Element fast überall in der Theorie wie im Leben eine geringere Geltung gehabt, und wo es auch einmal aufgetaucht ist, weniger Nationalität gewonnen, als bei den Hellenen; indes haben es doch die Vertreter der Pädagogik schon seit

*) Es ist hier zu berücksichtigen, daß der Verf. obiges im Jahre 1840, also vor dem Neuaufschwunge der deutschen Turnkunst geschrieben hat!

langer Zeit durch Wort und That versucht, sie in ihr Bereich und somit ins Leben zu bringen, wie schon oben gezeigt worden ist. Begehrt dieses Element aber der Pädagog, so kann es auch die Staatsphilosophie nicht entbehren, da die möglichst beste Form der Erziehung doch immer einen integrierenden Teil ihrer Doktrin ausmachen wird. Bildet ferner die Gymnastik den kräftigen Mann, und beruht auf kräftiger Männlichkeit die kriegerische Wehrfähigkeit, so muß auch von dieser Seite die Gymnastik von der Staatsphilosophie gewürdigt werden, solange der Krieg noch als notwendiges Übel die Menschheit behaftet, und die Ausgleichung politischer Wirren der Nationen noch nicht auf vernünftigerem Wege gefunden wird.

Die Leibesübungen im Mittelalter.

12.

Spiele und Leibesübungen bei den Nordgermanen.

Von Karl Weinhold.

(K. Weinhold, „Altnordisches Leben". Berlin 1856, Weidmann. S. 290.)

Karl Weinhold, geboren am 26. Oktober 1823 in Reichenbach in Schlesien, studierte in Breslau und Berlin Theologie und Philologie, habilitierte sich 1847 in Halle und wurde 1849 Professor der deutschen Sprache in Berlin. Nachdem er in Krakau, Graz, Kiel und Breslau thätig gewesen war, kam er wieder nach Berlin zurück, wo er 1889 Geheimer Regierungsrat und Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde. Er schrieb zahlreiche kulturhistorische, mythologische, litterarhistorische und sprachwissenschaftliche Werke. Neben der obengenannten Schrift sei noch erwähnt: „Die deutschen Frauen im Mittelalter." (Wien 1851; 2. Aufl. 1882.)

Spiel ist das erste, wozu sich der junge Leib und Geist aus den ersten Bedürfnissen entwickelt. Das erkannte unsere Vorzeit besser als die Gegenwart, wo die Kinder der Reicheren und Vornehmeren gleich von der Wiege an eine sehr steifsittige und gelehrte „Erziehung" genießen. In Häusern aber, wo man weiß, was dem Kinde not thut, und bei kleinen Bürgern und den Bauern spielt auch heute noch das Kind in voller alter Lust. — Wie reich sind doch unsere Kinderspiele! Wenn man sie nicht aus eigener Jugend kennt, so sehe man in die Sammlungen, welche Wilhelm Grimm und manche jüngere auch hierfür angelegt haben;*) oder man mische sich an schönen Abenden

*) Außer dem dritten Bande der „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm vgl. E. Meier, „Deutsche Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben". Tübing. 1851. — „Aus dem Kinderleben." Spiele, Reime, Rätsel. Oldenburg 1851. — Fiedler, „Volksreime und Volkslieder in Anhalt-Dessau". Dessau 1847. — Woeste, „Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark". Iserlohn 1848. — Simrock, „Deutsches Kinderbuch", Frankf. a. M.

auf Straßen und der Heide in das fröhliche Treiben der Kinder. Sinniges und Unsinniges, Gotteswort und Menschenthat, grüner Wald und Krämerbude, alles ist darin widergespiegelt. Wie das Kind der Keim ist der Gemeine, so ist das Spiel der Kern, der das ganze Welttreiben in kleinster Anlage enthält.

Je weniger unsere Vorzeit von einer Kinderschule wußte, um so bedeutender war das Spiel, dessen erziehende und bildende Kraft neuerdings verschiedentlich anerkannt ist. Es spielt sich aber ebenso wenig allein, als es sich allein liebt; es gehören wenigstens zwei dazu. Darum gaben die Reicheren ihren Kindern einen unfreien Kameraden, der stets bei ihnen sein mußte. Von Olver, dem Sohne des Jarl Herraud wird erzählt, daß man ihm dreißig Spielgesellen gegeben hatte, mit denen er bis zu seinem fünfzehnten Jahre die Zeit vertrieb. Ärmere Kinder bilden von selbst unter sich Spielgenossenschaften.

Es ist mir nicht möglich, an dem Orte, wo ich gegenwärtig lebe, bei dem Mangel dessen, was Richard Dybek und andere skandinavische Gelehrte aus dem Volks- und Kinderleben ihres Vaterlandes gesammelt haben, ein volles Bild der altnordischen Spiele zu entwerfen. Doch wird dasjenige, was sich aus den Sagas entnehmen läßt, Weiteres erraten lassen.

Die Freude an allerlei Früchten und Erzeugnissen der Natur ist allen Kindern gemein; sie spielen gern und oft leidenschaftlich mit Bohnen, Nüssen, Obst, Eiern, Muscheln und ähnlichen Dingen. Das geschah auch von den Kleinen im alten Norden. Als der dreijährige Egil Skallagrimsson bei einer Gastlichkeit, wo die Männer sich mit der Dichtkunst vergnügten, auch ein paar Verse vorbrachte, bekam er zur Belohnung drei Muscheln und ein Entenei. — Wer hat sich nicht auch einmal, wenn seine Kindheit nicht in Schnürstiefel und in kalten Steinwänden einherstelzte, über solche Geschenke „kindisch“ gefreut? — Mich wenigstens, den Pfarrerssohn, haben gar manche Bauerweiber von den Dörfern des Kirchspiels mit einem Gans- oder Entenei samt meinen sechs Geschwistern in sehr glückliche Stimmung versetzt.

Hierzu kommen die Tiere, vornehmlich die Haus- und Kindheitsgenossen: Hund und Katze. Man könnte ganz jeanpaulisch werden, wollte man den ganzen Verkehr zwischen Kind und Tier beschreiben! Eine der reizendsten Sagen ist doch, daß das heiligste Tier des Hauses, die Hausotter, der deutsche spiritus familiaris, zu dem Kinde an der Milchschüssel sich legt,

und mitsuppt. Das Kind sieht „das Ding" mit ruhigen großen Augen an und läßt es mit essen und ärgert sich nur, wenn es bloß Milch und keine Brocken mag. In dem Verkehr des Kindes mit der Tierwelt können wir den Geist belauschen, aus welchem sich die alte Tiersage erhoben hat.

Mit den lebendigen Tieren wurden ihre Nachbildungen in Thon, Holz und Metall zum Spielzeug. Häufig genug finden sich in uralten Gräbern Vögel von Thon, die inwendig hohl und mit Klappersteinchen gefüllt sind. Bei allen Töpfern oder Hafnern könnt ihr die Schweine und Pferde mit einem Pfeifchen hinten, und manch' anderes sehen, was seit Jahrtausenden die germanische Kinderwelt ergötzte. In Holz bilden die Schnitzer in den deutschen Wäldern ähnliche Sachen; und Zinn- und Gelbgießer machen Hunde, Rößlein und was ihr wollt. Daß die altnordischen Kinder mit solchen Dingen spielten, beweist ein Fund von kleinen aus Kupfer getriebenen Tieren, die man am isländischen Strande im Anfange des vorigen Jahrhunderts auffand; es war wahrscheinlich die Sammlung eines fremden Händlers, der damit strandete. In den Sagas wird uns ausdrücklich von diesem Spielzeuge erzählt. Zwischen den Vettern Steinolf Arnorsson und Arngrim Thorgrimsson bestand sehr große Freundschaft; als einmal der vierjährige Steinolf den zwei Jahr älteren Arngrim bat, ihm sein Messingpferdchen zu leihen, so schenkte er ihm dasselbe edelmütig: er sei ohnehin schon zu groß, um damit zu spielen.

Wenn die Kinder älter werden, kommen ernstere Spiele, die Nachahmungen des Lebens der Alten. Die Mädchen üben sich an den Puppen oder Docken im voraus in Mutterpflichten, und die Knaben gründen sich ein Haus. Das war ein gewöhnliches nordisches Spiel. Olaf Thordarson war acht Jahre, da er vom Feinde seines Vaters erstochen wurde, als er ein Haus baute, „wie die Kinder zu spielen pflegen". Ganz ähnlich muß das „Kirchen mit Schindelndecken" gewesen sein, das eine alte schwedische und gotländische Kinderlust war.

Die Knabenspiele gingen meist darauf aus, den Leib früh stark und gelenk zu machen; was also die Jungen spielten, sehen wir auch von den Älteren geübt und getrieben, es waren Leibesübungen. Besonders auf Island waren die gemeinschaftlichen großen Spiele die Glanzpunkte des ganzen Jahres, die bescheidenen olympischen Feste des hochnordischen Germaniens. Die benachbarten Gemeinen kamen auf einem festen Platze zu-

sammen und ergötzten sich in einem Wettstreite, der bei dem jähzornigen rauhen Wesen des Volkes allzuoft mit Blut und Totschlag endete. Ganz besonderen Reiz übte das Ball- und Kugelspiel, das zumal im Herbste und Mitwinter große Scharen zusammenführte, die in aufgeschlagenen Buden herbergten und zuweilen über vierzehn Tage beieinander blieben. Auch außer der gewöhnlichen Zeit, namentlich zu Ehren eines Gastes, ward bei irgend einem Hofe auf gelegener Stelle das Spiel gehalten, und wenn die jungen Leute im Gau davon hörten, liefen sie in Menge zusammen.

Der Reiz erklärt sich aus der Ähnlichkeit mit einem Kampfe. Die Spielenden schieden sich in zwei Teile, in denen Mann gegen Mann je nach dem zusammenstimmenden Alter gepaart waren. Die schweren Bälle wurden mit dem Ballscheite entweder in die Luft geschlagen, oder längs dem Boden hingetrieben. In beiden Fällen kam es darauf an, der Kugel mit Kraft ein Ziel zu setzen oder den Ball möglichst früh zu erreichen, wie noch jetzt bei den Ballspielen. Von der Stelle, wo es geschehen, schob oder schlug nun der Gegner, so daß es ein Kampf um Grund und Boden ward, der wirklich oft in Ringen überging. Das Jeverländer Klotschießen muß verwandt sein; es wird ebenfalls zur Winterszeit von ganzen Gemeinden gespielt und der Werfende hat eine Metallkugel möglichst weit über den Boden zu schieben. Ebenso stehen in Diethmarschen bei dem Isboßeln ganze Dorfschaften gegeneinander und schnellen hölzerne bleigefüllte Kugeln Mann gegen Mann. Ich habe als Knabe mit meinen Genossen ein ganz gleiches Schubspiel mit sechspfündigen Kanonenkugeln gespielt, wobei mich noch heute wundert, daß wir uns nicht die Beine zerschmetterten. Denn wenn wir auch die ansausende Kugel durch aufgeworfene Steine zu hemmen suchten, so sprang sie doch gewöhnlich empor und schlug nicht ganz sanft an uns. Weniger glücklich als wir schlesischen Jungen, von denen keiner auf dem Spielplatze blieb, waren die isländischen Männer, die in blinde Wut gerieten, wurde ihre Eitelkeit verletzt. An einem Julfeste fand zwischen den Botn- und den Strandmännern ein Kugelspiel statt, und die letzteren kehrten nach einigen Tagen als Sieger heim; die Besiegten, von den Gegnern gehöhnt, erzählen es ihrem Freunde Har Grimkelsson. Dieser läßt sich Hornkugeln machen und fordert die Strandleute zu neuem Spiele. Am Abend liegen von diesen sechs tot, während die Botnmänner keinen verloren. — Bei dem Spiele

zwischen den Niörfis- und den Vikingssöhnen standen sich unter anderen Olaf und Thorir gegenüber. Thorir setzte seinen Ball so hart auf, daß er über Olaf weg sprang und ziemlich weit hinten niederfiel. Das nahm Olaf für Spott und schlug den Gegner mit dem Ballscheite über den Kopf, daß sein Holz zersprang. Thorir erstach ihn dafür und die blutigste Fehde war die Folge. An den Hof des Jarl Thorgny von Jütland kamen einmal zwei tüchtige Männer, Hrafn und Krak, und zeigten ihre Tüchtigkeit im Ballspiel. Den ganzen Tag behielten sie die Oberhand; viele Männer warfen sie; am Abende haben drei ihrer Gegner die Hand gebrochen, viele sind verwundet und erschlagen. Wir sehen zugleich hieraus, daß dieses Spiel nicht bloß auf Island gespielt ward, sondern allgemein skandinavisch war.

Uralt sind die Wurfübungen, namentlich das Werfen mit dem Steine. Durch Brünhilds Wettkampf ist diese kräftige Lustbarkeit für immer dem Gedächtnis eingeprägt; auch im Norden ward sie fleißig geübt und große Fertigkeit im weiten Wurf erlangt. Als Gisli Sursson zu einem Hofe auf Island kam, wo man ihn nicht kannte, nahm er einen großen Stein und warf ihn hinüber auf einen Holm, der vor dem Strande lag. Wenn der Bondensohn heimkomme, sprach er zu den Knechten, möge man ihm diesen Wurf zeigen; dann werde er wissen, wer dagewesen sei. — So wie wir mehrfach lesen, daß zur gemeinsamen Lust mit Torfstücken und selbst mit Reisigbündeln nach einem Ziele geworfen ward, so ist das jedenfalls weit häufiger mit großen und schweren Steinen geschehen.

Zu diesen Wurfspielen gehören am nächsten allerlei Kunststücke, welche mit den Waffen, namentlich den großen Messern gemacht wurden und die heute fast nur den Gauklern geblieben sind. Mehrere Messer wurden in die Höhe geworfen nnd abwechselnd gefangen. König Olaf Tryggvason von Norwegen spielte mit drei Messern zugleich, so daß immer eins empor flog und er es wieder am Griff faßte. Mit Eindridi, einem berühmten Künstler in allen Leibesübungen, hatte er auch über dieses Spiel eine Wette gemacht: sie spielten erst mit zwei, dann mit drei Messern, und keiner stand dem anderen nach. Da ging Olaf auf ein segelndes Fahrzeug und schritt auf dem äußeren Borde an den Rudern entlang, indem er fortwährend die Messer warf und fing. Eindridi machte auch dies nach; als aber der König auf der anderen Schiffsseite fort ging, gab er sich überwunden. — Ein Spiel mit sieben Messern sah nach

sagenhaftem Berichte Gylfi vor der Thür zu Asgard. — Diese Kunststücke waren aber nicht bloß zu Schimpf, sondern auch zu Ernst, denn mancher brauchte sie im Gefechte. Sigmund Brestisson warf Schwert und Schild mitten im Kampf in die Luft, fing beides mit der entgegengesetzten Hand sofort auf und focht links weiter, denn er war auf beiden Armen gleich geschickt. Manche konnten mit zwei Schwertern zugleich fechten und mit zwei Geren zugleich schießen. Daß überhaupt die Fechtkunst im Norden ausgebildet war, zeigen die Gesetze über den Zweikampf, wenn auch mancher Hieb erlaubt war, den wir einen Sauhieb schelten. Kraft ging über Kunst, und jeder Hieb zog, welcher saß.

Daß Männer eine Beleidigung, die einer dem anderen angethan, am liebsten mit der That rächen und einen Schimpf im Blute abzuwaschen suchen, ist so echt menschlich, daß der Wechsel der Jahrhunderte hierin nicht viel geändert hat. Freilich verträgt sich dieser Trieb nicht mit der Sittlichkeit, die zugleich der Vorteil des geordneten Gemeindewesens ist; daher trat frühzeitig in den germanischen Staaten die Bemühung auf, ihn abzuleiten oder wenigstens zu ordnen. So entstanden die Bußsatzungen und die Gesetze über den Zweikampf. Diese letzteren waren im Norden um so nötiger, als hier ein großer Mißbrauch mit dem Duell eingerissen war, indem dasselbe nicht als Austrag einer Sache, sondern als Mittel, auf halbgesetzlichem Wege ein ungesetzliches Ziel zu erreichen, sehr oft benutzt ward. Manche ertrotzten und erfochten sich hierdurch ein Stück Land, ein Mädchen oder was sie sonst begehrten; unter den Kämpfern und Berserkern betrieben viele den Zweikampf erwerbsmäßig, zogen im Lande umher, und wo ihnen ein Weib gefiel, verlangten sie von dem Manne oder Vater oder Bruder die Überlassung auf ein paar Wochen oder forderten im Weigerungsfalle. Diesem Unwesen der Holmgänge, das besonders in Norwegen in hohem Grade ausgeartet war, that König Eirik Hakonson (1000—1012) Einhalt und verbannte alle solche Unruhestifter; fast gleichzeitig (1013) erfolgte auf Island infolge unglücklicher Zweikämpfe die gesetzliche Abschaffung.

Wer eine Forderung nicht annahm, oder wer sich als Forderer nicht stellte, fiel in größte Schande, die sich bürgerlich darin aussprach, daß er nicht zum Eid und Zeugnis zugelassen wurde. Hatte er selbst gefordert, so rief ihn der Geforderte auf der angesetzten Kampfstelle dreimal als einen Niding aus und ritzte ein Zeichen in die Erde, daß er selbst erschienen war.

Bei der Forderung ward stets der Trumpf darauf gesetzt, wer sich nicht stelle, solle allgemein Niding heißen. Auf Island richtete man außerdem eine Neidstange auf, das Zeichen des höchsten zauberkräftigen Hasses: auf einer Stange, deren Spitze in einen geschnitzten Menschenkopf auslief, und die mit den gehörigen Neidrunen beritzt war, ward ein Pferdekopf gesteckt, dessen gähnender Rachen sich nach der Gegend des Verwünschten kehrte. Man sprach dabei: „Hier setze ich eine Neidstange und wende diesen Neid gegen den und den.“ Es kam sogar vor, daß eine ganze Stute (worin wieder ein Schimpf lag) auf den Pfahl gesteckt und mit dem Kopfe gegen die Wohnung des Niding gerichtet wurde. Auch ein Spottbild dessen, der sich nicht stellte, ließ der andere zu seiner immerwährenden Schande aufrichten.

Die Forderung, das Holmschneiden, ging nach fester Weise vor sich. Die Zeit ward bestimmt und gewöhnlich drei Tage Frist gesetzt; doch ward auch der Tag später, z. B. in vierzehn Tagen anberaumt. Dann bestimmte man den Ort. Gewöhnlich ward eine kleine Insel, ein Holm, gewählt, daher der Name holmgânga, oder holmstefna und auch dafür gab es feststehende vielbenutzte Örtlichkeiten. So waren in Gotland Inseln im Gautaelf und im Vaenir, in Norwegen Vors und Hedinsey in Rogaland, in Dänemark Samsey, auf Island ein Holm in der Oxirâ für die Zweikämpfe beliebt. — Auch über die Waffen einte man sich, denn das strenge Holmganggesetz verlangte Gleichheit der Waffen. Die Länge der Holmgangschwerter ward gesetzlich bestimmt.

Übrigens gab es zwei Arten des Kampfes: der Zweikampf, der ohne feste Raumbeschränkung nach Belieben und Vermögen der Schlagenden vor sich ging, dem Pauken ohne Mensur gleich; und der Holmgang, welcher dem Losgehen mit fester Mensur entspricht. Für diesen wurde also der Platz, auf dem sich die Kämpfer zu bewegen haben, genau abgemessen. Es geschah entweder durch eine Einfriedung von Steinen, oder in folgender genauerer Weise. Ein Stück Zeug ward auf dem Boden ausgebreitet, fünf Ellen lang, dessen Enden durch Schlingen an Pflöcke geheftet wurden unter einer vorgeschriebenen Förmlichkeit, indem man zwischen den Beinen durchsah, das Ohrläppchen faßte und einen Spruch sprach. Um das Zeug herum ging ein drei Fuß breiter Raum, welchen vier Haselstangen als heilige Grenzen umhegten. In dieses umhaselte Feld traten die Kämpfer, be-

gleitet von ihren nächsten Freunden und Beiständen; sie prüfen gegenseitig die Waffen und der Forderer sagt die Holmgangsgesetze: jeder soll drei Schilde haben, wenn aber diese verhauen, sich mit der Waffe allein wehren; wer mit beiden Füßen von dem Zeuge heruntertritt, wird als flüchtig betrachtet und Niding gescholten; wer am meisten verwundet wird, hat sein Leben zu lösen. Dafür waren gewöhnlich drei Mark Silber angesetzt, doch hing es vom Übereinkommen ab. Nach den milderen Bestimmungen, welche sich allgemach einfanden und die Lebenslösung bereits eingeführt hatten, genügte, daß überhaupt Blut floß; dann war keiner verbunden weiter zu schlagen.

Der Geforderte schlug aus; jeder hatte einen „Mann“ hinter sich, der ihm den Schild hielt und die Hiebe aufzufangen suchte. Die Hiebe folgten in abwechselnder Reihe; ihre Zahl war zuweilen bestimmt. So schlugen sich Ketil Haeng und Framar auf je drei Hiebe oder Gänge. Saß einer, so sprangen die Sekundanten ein. Manche verschmähten aber die Sekundanten, so unter anderen der Wikingerkönig Framar bei dem Holmgang mit Ketil Haeng. — Nach Beendigung des Zweikampfes schlug der Sieger zum Dankopfer einem Stier den Kopf ab.

Wie bei neueren Duellen entstanden auch im alten Norden aus einem Zweikampfe öfters mehrere. In dem Holmgang zwischen Bersi und Thorkel fiel letzterer und sein Beistand forderte sofort den Bersi, welcher auch bereit war, die Sache auf der Stelle auszufechten. — An dem Holmgange zwischen Hrafn und Gunnlaug Schlangenzunge nahmen sämtliche Begleiter teil, und die beiden „Paukanten“ kamen erst aneinander, als sich jeder mit den Freunden des anderen geschlagen hatte.

Diese Holmgänge beweisen, daß eine geregelte Art zu Fechten im Norden ausgebildet war, die freilich im Handgemenge ebenso wenig zur Anwendung kam, als heute in Reiterschlachten Schule geschlagen wird. Aber Gewandtheit, Stärke und Sicherheit der Hand sind auch im wildesten Getümmel nötig, und dahin ging die Übung schon bei den Knaben. Man warf nicht bloß mit Steinen und Rasenstücken nach einem Ziele, sondern auch mit dem Ger; und übte sich, den Spieß des Gegners im Fluge zu erfassen und sofort zurückzuschleudern. Rechten und linken Arm suchte man gleich geschickt zu bilden; auch focht man mit zwei Geren oder mit Schwert und Ger zugleich. Sauste ein Spieß heran, den man nicht zurückschlagen oder auffangen konnte,

so sprang man mächtig in die Höhe, so daß er sein Ziel verfehlte.

Gleich dem Speerwerfen betrieb man fleißig das Bogenschießen teils mit dem Handbogen, teils mit dem Riegelbogen (Armbrust). Man hatte eigene Schießbahnen dafür und erstrebte nicht bloß die Sicherheit im Treffen, sondern auch die Stärke im Schuß. Von Einar Thambarskelfi wird erzählt, daß er mit einem stumpfen Bolzen durch eine frisch abgezogene Ochsenhaut schoß, die in einiger Entfernung aufgehängt war. — Ebenso übte man das Schießen in möglichste Weite. Örvarodd, von Kind auf ein eifriger Schütze und deshalb Pfeil-Odd genannt, kam unbekannt, ganz in ein Rindenkleid gehüllt, an den Hof König Herrauds. Er nannte seinen Namen nicht und hieß deshalb bloß der Rindenmann. Obschon er sich absichtlich ungeschickt stellte, verriet er dennoch auf einer Jagd seine Schützenkunst, und nun wetteten Sigurd und Siolf, die beiden vornehmsten Höflinge, die als Schützen bekannt waren, mit Odds Bankgenossen, wer von ihnen besser schieße, sie oder der Rindenkerl. Die beiden setzten einen Ring von einer halben Mark ein, Odds Freunde zwei Ringe von gleicher Schwere. Am Morgen nach dem Trinken wird vor dem Könige das Schießen gehalten. Sigurd hat den ersten Schuß; sein Pfeil fliegt unendlich weit, und wo er niederfällt, schlagen sie einen Spießschaft ein, auf den ein goldenes Täfelchen gelegt wird. Hierauf schießt Siolf die Tafel herunter. Nun tritt Örvarodd vor und schießt den ersten Pfeil bis zu der Stange; den zweiten schnellt er in die Luft, und als er herabfliegt, fährt er mitten in die Tafel und heftet sie an den Schaft; dann nimmt er den dritten Pfeil und jagt ihn so weit, daß ihn keiner wieder sah. So gewann er unter allgemeiner Beistimmung das Spiel.

Das Wettschießen um Preise war überhaupt beliebt; und von gewissen Schüssen war das gesamte Altertum voll, so daß wir in den Sagen noch mancherlei davon hören. Eindridi, von dessen Messerspiel wir schon erzählten, mußte sich mit König Olaf Tryggvason auch im Schießen messen, denn der eifrige Bekehrer that alles, um den starren Heiden zur Taufe zu bringen. Olaf legte Eindridis Neffen, den dieser sehr liebte, eine Tafel auf den Kopf, ließ ein Tuch um des Knaben Stirne binden und von zwei Männern an den Enden festhalten, damit er nicht zucke, wenn der Pfeil heranschwirre. Der König schoß hierauf und traf zwischen Kopf und Tafel, ohne das Kind zu

verletzen; Eindridi aber verweigerte seinerseits den Schuß. Von solchem Schusse erzählt die nordische wie die deutsche Sage immer neu. Ein Nachfolger Olafs, Harald Sigurdson (1047—66), wettete mit dem berühmten Schützen Heming, und dieser schoß seinem Bruder Biörn eine Haselnuß vom Kopf; anderthalb Jahrhundert früher (912) soll ganz Gleiches zwischen dem Dänenkönig Harald Gormsson und Palnatoki geschehen sein, einem Helden, dem vollkommen der Schweizer Tell entspricht. — Aus Niederdeutschland war nach Skandinavien die Sage von dem Bogenschusse Egils gekommen, Wielands Bruder, und mochte nicht wenig zur Belebung der eigenen Schützensagen beitragen. König Nidung wollte von Egil eine Probe seiner Fertigkeit sehen; er legte auf den Kopf des dreijährigen Sohnes des Schützen einen Apfel und hieß diesen entzwei schießen. Egil zog drei Pfeile aus dem Köcher und schoß mit dem ersten das Ziel mitten durch. Und als Nidung fragte, weshalb er drei Pfeile genommen, erklärte er offen, die beiden seien für ihn bestimmt gewesen, hätte er mit dem ersten den Sohn getroffen. Nidung mied seitdem die Schützen. —

Die Fertigkeit im Bogenschießen hat sich namentlich in Gotland und der Finnmark noch lange erhalten. Es wird erzählt, daß die Knaben noch in neuester Zeit sich ihr Frühstück durch einen guten Pfeilschuß verdienen mußten.

In den Schilderungen von Zweikämpfen wird zuweilen berichtet, wie die Waffen weggeworfen werden und die Gegner zu ringen beginnen; es geschah namentlich, wenn der eine gegen Hieb und Stich fest schien. Das Ringen ward überhaupt eifrig getrieben und von früh auf versuchten sich die Knaben darin. Jung und alt forderte sich dazu heraus, und zuweilen rangen ganze Scharen. Namentlich machte es eine Hauptlustbarkeit in den müßigen Stunden der Dingversammlungen, so rangen einmal auf Island die Nordländer und Westfirdinger gegeneinander. Dies hat sich bis in neuerer Zeit auf Island erhalten; Olafsen und Povelsen erzählen gerade von dem Westfirding, daß hier die alte Ringkunst noch geübt werde. Oft treten zwei der besten Ringer zu einem größeren Spiele zusammen und versammeln alle ringlustigen Männer um sich. Sie haben sich beide erdichtete Namen gegeben und fragen nun, wie es in deutschen Kinderspielen geschieht, wem dieser und wem jener zugehören wolle. Kommt dabei für den einen eine zu starke Mehrheit heraus, so gehen die Führer einen Kampf unter

sich ein, oder es wagt einer aus der einen Partei ein Ringen mit sämtlichen Leuten der anderen nach der Reihe. Fielen die Teile gleich aus, so kämpfen Mann gegen Mann, wobei übrigens meistens ernstere Balgereien den Schluß bilden. Besonders ausgezeichnete Ringer können leicht in den Ruf der Zauberei kommen; denn man glaubte an Glimugaldur, die unter den Zehen und dem rechten Absatz getragen werden. Wer aber mit einem stärkeren Zauber zusammenkam, brach Arm und Bein.

Der Ringkampf ward regelrecht betrieben; es kam darauf an, die rechten Griffe und Schwingungen zu erlernen, fest auf den Füßen zu stehen, dem Gegner aber ein Bein zu schlagen oder ihn in die Luft zu heben und zu werfen. Der Ringer beweist Gewandtheit und Kraft. Der Schutzgott dieser Kunst war Thor. — Ein gewisser Thord auf der Melrackasletta in Island, ein tüchtiger Ringer, hatte mit den Genossen Gunnlaugs Schlangenzunge gerungen und alle geworfen. Für den nächsten Tag war der Kampf zwischen Thord und Gunnlaug angesetzt, und in der Nacht betete Thord zu Thor um den Sieg. Als sie sich nun faßten, schlug Gunnlaug zwar dem Gegner beide Beine unter, allein er verrenkte sich selbst den Fuß dabei und fiel mit zu Boden. Man legte zum Ringen die weiten Oberkleider ab und behielt nur die Bruche (Kniehose) an.

Während die heutige Erziehung darauf ausgeht, die verschiedenen geistigen Fähigkeiten als Glieder der Seele zu bilden, ließ sich das Altertum jeden Volkes die Glieder des Leibes vorzüglich angelegen sein. Die Künste und Fertigkeiten sind die Früchte dieser Pflege, welche durch den Mut und die Geistesgegenwart zum gehörigen einheitlichen Wirken befehligt werden, wie die Glieder eines Heeres durch den Führer. Alle Übungen hatten einen bestimmten praktischen Zweck, und weil man die Füße gar häufig im Kriegs- und Jagdleben brauchte, ließ man sie nicht in den langsamen Kinderschuhen stecken, sondern übte sie im Laufen und Rennen. Wettlaufen führte zur Schnellfüßigkeit, ohne die ein germanischer Mann ebenso wenig vollkommen war als ein hellenischer. Es bezeichnet die Lieblingsübungen der Skandinavier, daß im Mythus von Thors Fahrt zu Utgardaloki bei den Prüfungen der göttlichen Kraft das Ringen und Wettrennen Hauptsachen sind; Thor selbst ringt mit dem Alter, und Thialfi, sein schnellfüßiger Begleiter, rennt mit dem Gedanken um die Wette. — Von der Raschheit der

Nordmannen erfuhren die Franken ost- und westwärts des Rheins gar bittere Dinge, nachdem Flüsse und Straßen durch des großen Karls Tod ihnen geöffnet waren. Wunderbar gewandt im Schiffen auf den schwierigsten Stromstellen, märchenhaft schnell in den Zügen auf den Straßen, waren sie der gefährlichste Feind, der sich auf das schwerfällige karolingische Reich stürzen konnte.

Die Sagas erzählen hier und dort von merkwürdigen Wettläufen. So wettete Harald, der Sohn Königs Magnus des Barfüßigen, mit Magnus, dem Sohne des Jerusalemfahrers, daß er so rasch laufe, als jener auf seinem guten Rosse reite. Harald setzte seinen Kopf, Magnus einen Ring. Dreimal durcheilten sie die Bahn: die beiden ersten Läufe kamen sie gleichzeitig am Ziele an; beim dritten gewann Harald einen Vorsprung, so daß er noch ein Stück zurückgehen und dort den Gegner begrüßen konnte. Wer erinnert sich nicht des neuerdings lebendig gewordenen Schwankes vom „Wettlop des Swinegels un Hasen up der Buxtehuder Hede“, in welchem sich die altgermanische Lust des Wettlaufens mit dem Humor der Tiersage vermählt hat.

Bei dem langen Winter und den großen Feldern ewigen Schnees genügten übrigens Füße und Schuhe nicht immer zum Laufen; sondern wie in den deutschen Alpen alle Leute ihre Schneereifen und Steigeisen haben, um sicher über die eisigen Abhänge und die Schneeflächen zu gleiten und steigen, so hatte man im Norden die Schrittschuhe. Im Schrittschuhfahren übten sich die Knaben und Männer, nacheifernd den beiden göttlichen Schrittschuhfahrern Ullr und Skadi, die als Jagdgottheiten Schnee- und Eisläufer sein mußten; sie hießen ohne weiteres Schrittschuhgötter. Die Skidur oder Öndur glichen übrigens nicht unseren stählernen Schrittschuhen, sondern bestanden aus langen Brettchen (Scheiten, wie der Name sagt), die vorn aufgebogen waren. Um sich auf ihnen sicher zu halten, war ein Stab durchaus nötig. Manche Nordmänner erlangten in diesem Laufen eine große Berühmtheit, so daß die Sagas ihr Gedächtnis bis auf uns gebracht haben. Ich nenne die Könige Harald Blatönn und Harald Hardradi; dann zwei Boten Harald Harfagrs: Sigtrygg und Halvard, und unter Olaf Tryggvason den Einar Pambarskelfi. — Lehrer des Schrittschuhlaufens waren die Finnen gewesen, bei denen die höchste Fertigkeit sich erhielt. In dem Friedensformular wird über den Friedbrüchigen verhängt, daß er Niding heißen solle, soweit als

das Schiff segelt, als Schilde blinken, die Sonne scheint, der Schnee fällt, der Finne „schreitet“.

Aber nicht bloß Schneeschuhe und Stab brauchte man, um den Lauf zu lenken, auch die Muskeln der Beine mußten stark sein für die gewaltigen Berge Norwegens und Islands. Das Bergsteigen gehörte daher auch zu den „Künsten“, und frühzeitig übten sich die Knaben, einmal in langer Ausdauer, sodann in der sicheren Erklimmung steiler Felsen und pfadloser Alpen. Der wettlustige nordmännische Geist ging auch hier in den Kampf. — Zwei Gefolgsleute Olaf Tryggvasons rühmten sich einmal, während der König mit seiner Flotte unter einer Strandklippe lag, ihrer Fertigkeiten und kamen dabei zur Wette über die Ersteigung des Felsens. Der eine setzte einen Goldring, der andere sein Leben. Der erste vollbrachte, obschon mit höchster Gefahr, sein Kunststück; der andere aber blieb mitten an der Felswand stecken und konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts; er hatte sich „verstiegen“. Da rief er zum Könige um Hilfe, und Olaf holte ihn herunter, als ob es ebenes Feld wäre. Er war überhaupt als Bergsteiger berühmt und hatte ein Felshorn erklommen, das bis da für unzugänglich galt. Zum Zeichen pflanzte er seinen Schild oben auf.

Auf solchen Alpenfahrten mußte oft genug noch eine andere Kunst, das Springen, benutzt werden. In Norwegen, zwischen den Höfen des Jarl Viking und des Hersir Halfdan lag ein Felsstock, über den kein Pfad ging; denn es klaffte dort eine Schlucht, die an der schmalsten Stelle dreißig Ellen breit war. Und dennoch setzten einmal drei Männer hinüber: Viking, Halfdan und König Niörfi. Der Jarl sprang in voller Rüstung hinüber, der König in ganz leichter Kleidung, Halfdan aber brauchte die Unterstützung Vikings, der sich ihm entgegen bog und ihn aufnahm. Hiergegen war es freilich nichts, daß Skarphedin Niâlson über das zwölf Ellen breite Markafliot auf Island setzte, und daß Bosi von einem Fels fünfzehn Ellen weit auf ein vorübersegelndes Schiff sprang.

Man sprang nicht bloß in die Weite, sondern auch in die Höhe. Hörd Grimkelsson rettete sich durch einen Satz über einen dreifachen Kreis von Menschen; Gunnar Hamundsson, ein tüchtiger gewandter Mann überhaupt, sprang in voller Waffnung, so hoch wie er war, vorwärts und rückwärts. Wer denkt nicht hierbei an die deutschen Ritter- und Lehnsträgerproben, in ganzer Eisenrüstung ohne Stegreife auf das Roß zu springen? Der

Norden und Deutschland bieten auch hier dieselben Lebenserscheinungen. —

Wir haben früher schon von der besonderen Liebe gesprochen, mit welcher das Roß im Norden gehalten ward; von der Tüchtigkeit auch schon einiges erwähnt, welche die Nordländer im Reiten gewannen. Die Kinder schon tummelten sich auf den Pferden, und Knaben führten Reiterscheingefechte auf. Dann kamen die Wettrennen, in denen, was eifrigen Betrieb und Einsetzen von Preisen angeht, die heutigen adligen Vereine nichts voraushaben. Es genüge die Geschichte von zwei ganz gemeinen Isländern, einem Freigelassenen, Namens Thorirdûfunef, und einem gewissen Örn. Sie hatten auf die Schnelligkeit ihrer Pferde gewettet, und jeder ein großes Hundert Silbers gesetzt. Thorir gewann im Wettrennen, und Örn war über diese Niederlage und zugleich über den Geldverlust so außer sich, daß er sich von einem Fels zu Tode stürzte.

Neben den Wettrennen hatte man noch eine ganz besondere Lustbarkeit, den Roßkampf (hestavîg). Er bestand darin, daß zwei Reiter ihre Hengste mit Bissen gegeneinander kämpfen ließen, wobei sie durch Stiche und Schläge mit einem Stabe (hestarstafr) die Tiere möglichst reizten. Wessen Pferd das andere zum Weichen oder gar zum Stürzen brachte, hatte gesiegt. — Namentlich auf Island war diese Lustbarkeit beliebt und nicht bloß von Einzelnen, sondern auch von ganzen Scharen gespielt, woher auch der Name Hengstding. Aus dem ganzen Herrad kamen die Rosse zusammen; die verschiedenen Gemeinen ritten gegeneinander, und jeder suchte den, mit dessen Hengste sich der seinige verbeißen wollte. Gekorene Richter erkannten den Sieg. Gewöhnlich endeten auch diese isländischen Lustbarkeiten mit Streit und Totschlag.

Die altnordischen Vornehmen hätten gern den Roßrücken als alleiniges Gut angesprochen, aber sie waren damit nicht durchgedrungen; denn Alte und Junge, Männer und Frauen ritten. Bezeichnend für diese Allgemeinheit des Reitens ist die Bestimmung des isländischen Rechtes, daß derjenige für blödsinnig und deshalb für unfähig zum Erbe erklärt werde, welcher nicht den Sattel aufzulegen wisse und ob er sich nach vorn oder hinten setzen solle.

Die Nordländer wußten, wie das Mitgeteilte genügend bewiesen hat, zu Fuß, zu Roß, auf Schnee und Eis und Klippen ihre Glieder tüchtig zu brauchen; sie waren aber auch im Wasser

Meister, und Schwimmen und Tauchen war eine ihrer liebsten Übungen. Zwar teilt das Rigsmal (32. 38) diese Kunst nur den Edlen zu; aber im Leben selbst begegnen wir aus allen drei Ständen den fertigsten Schwimmern. Wettschwimmen war gleich dem Wettschießen eine Hauptlust. Wenn auf dem Alding in Island eine freie Stunde eintrat, so hielten sofort die Männer der verschiedenen Viertel eine Probe im „Sunde“ ab. Das Gefecht auf Schiffen ging häufig in einen Kampf im Meere über; denn diejenigen Wikinger, welche ihren Fall nahe sahen, stürzten sich gewöhnlich in die Wogen, und die Gegner sprangen nach. Da setzte sich schwimmend und tauchend ein grausiges Ringen fort, das mit dem Ertränken des Schwächeren endete.

Im Tauchen hielten die starken Lungen viel aus. König Agnar von Northumberland suchte auf dem Meeresgrunde einen kostbaren Ring, der seinem Vater Hroar einst gehört hatte. Asmund Kämpentod holte aus dem Löginn bei Agnafit ein Schwert, das König Budli von Svithiod hineinwerfen ließ, weil ein Fluch daran haftete. Als Skallagrim bei der Schmiede, die er am isländischen Strande anlegte, keinen Amboßstein fand, tauchte er in die See und brachte einen Stein herauf, der Jahrhunderte nachher noch zu sehen war, und den kaum vier Männer erheben konnten.

Namentlich vom Wettschwimmen werden wunderbare Dinge erzählt. Wir müssen zuerst Beovulfs und Breccas Abenteuer gedenken, von dem die angelsächsischen Lieder sangen: wie beide zur Wette sich als Jünglinge ins Meer stürzten, in der Hand das gute Schwert zur Wehr gegen die Walfische. Fünf Tage schwammen sie schon auf den Wogen, da trieb ein kalter nebliger Nordsturm herauf, und mit geweckter Wut warfen sich die Meerungeheuer auf sie. Den Beovulf faßte ein Nix und zog ihn zum Meeresgrunde; aber sein guter Panzer schützte ihn, und er kämpfte wie ein Held, bis im Osten das göttliche Licht aufging und die Wellen sich beschwichtigten. Auf der Flut trieben neun Nicker, die er erschlagen, und günstige Wogen trieben ihn zum finnischen Strande. — König Olaf Tryggvason war auch im Sund ein herrlicher Meister. Als er einmal in seiner Stadt zu Nidaros weilte, kam ein junger Isländer, Kiartan Olafsson, der berühmt war im Schwimmen und Tauchen. Der König, den er nicht kennt, geht mit ihm eine Wette in diesen Künsten ein, und sie trennen sich gegenseitig voll Achtung vor ihrer Fertigkeit. — Bei jener Wette, welche Olaf mit Eindridi machte,

war auch das Wasserspiel eingeschlossen. Sie stiegen in das Meer und blieben lange unter Wasser, endlich kommt der König herauf und geht ans Land. Nach einer langen Weile schwimmt Eindridi auf dem Rücken eines Seehunds an, den er an den Barthaaren gleich wie an Zügeln hält. Beim zweiten Tauchen siegte Olaf. — Wir haben früher von dem Wettschießen Örvarodds am Hofe König Herrauds erzählt und können nun auch von dem Schwimmen des Rindenmannes mit jenen beiden Hofleuten berichten. Jeder der Höflinge hatte einen Ring von einer halben Mark gesetzt, Odd setzte einen von einer Mark dagegen. Das Spiel wird vor dem König und seiner Tochter Silkisif gehalten. Sie gehen angekleidet ins Wasser, Odd sogar in seinem schweren Rindenanzuge. Die beiden fassen ihn, tauchen ihn unter und halten ihn lange nieder. Beim zweiten Male nimmt Odd jeden von ihnen unter den Arm und bleibt mit ihnen unter dem Wasser, daß man meint auf Nimmerwiedersehen. Er taucht sie dann noch einmal hinab, daß ihnen das Blut aus Mund und Nase stürzt und er sie ans Land schleppen muß. Jetzt geht er allein ins Meer und spielt bis zum Abend allerlei Spiele, „wie man sie im Wasser machte". Der König erklärt ihn für den besten Schützen und Schwimmer und Schön-Silkisif überreicht ihm die Ringe.

Bei diesen vielfachen Übungen und Stärkungen des Leibes ist es wohl begreiflich, daß die Nordländer eine Kraft besaßen, die heute ziemlich verschwunden ist. — Sie zeigte sich namentlich in Krafthieben. — Kari, des Königs Olaf von Dänemark Landhauptmann, hieb mit einem Streiche acht oder zwölf Mann nieder. Eyvind, welcher den König Knut Sveinsson erschlagen, will nach der That rasch durch das Fenster über dem Altar entkommen, wird aber von Palmar mitten durch gehauen, so daß der Rumpf zum Fenster hinaus, die Beine in die Kirche hineinfallen. Thorstein Vikingsson spaltet mit seinem Schwerte den gewappneten Viking Slisa Ufi vom Helm bis hinunter, und das Schwert fuhr dann noch ins Holz. Da sprach Beli zu Thorstein: „Dieser Hieb, mein Bruder, wird nicht vergessen sein, solange es Menschen in den Nordlanden giebt."

Solche ungeheure Kraft entwickelte sich in manchen nach der Überlieferung sehr früh: Herjolf, der Sohn Sigurd Schweinkopfs, erschlug mit acht Jahren einen Waldbären, der ihm eine Geis erbissen; mit zwölf Jahren nahm er Blutrache am Totschläger seines Vaters. Der zwölfjährige Glum hieb den

Berserker Biörn Jarnlaus, an den sich niemand wagte, mit einem Holzbrande so zusammen, daß er bald darauf starb. Grettir Asmundson, der später den Beinamen „der Starke“ erhielt, verübte sehr früh bedeutende Kraftthaten; unter anderen hob er in sehr jungen Jahren einen gewaltigen Stein auf, der von vielen deshalb besucht ward.

Aber nicht bloß stark und gewandt in jeglicher Hinsicht, sondern auch hart war der nordische Mann. Gegen Wind und Wetter, gegen Eis und Glut mußte der gestählt sein, nicht Eisen noch Feuer durfte fliehen, wer ein Mann heißen wollte. In den Winternächten lagen sie auf Wegen, wo keine Hütten standen, unter freiem Himmel auf ihren Schilden oder deckten sich höchstens mit diesen zu. — Ein berühmter Jäger in Wermland, Atti der Dalische, hatte sich auf einer Eichhornjagd im Wald verirrt; die Nacht kam, und er legte sich nach seiner Gewohnheit auf das Eis und schlief; am Morgen setzte er frisch seinen Weg fort. — Als Hrolf Kraki mit seinen Kämpfern, Berserkern und hundert anderen Männern zu König Adels von Upsal zog, kam er abends zu einem Bonden, der sich Hrani nannte. In der Nacht brach eine furchtbare Kälte an; alle die gefroren hatten, schickte Hrolf auf Hranis Rat heim. Drei Nächte steigert sich der Frost; darnach hatte Hrolf nur noch seine zwölf Leibkämpen übrig; mit diesen, meinte Hrani, werde er die Abenteuer bei Adels bestehen. Sie kommen nun dort an, und der Upsalkönig läßt vor ihnen ungeheure Feuer anzünden, um herauszubekommen, wer von ihnen Hrolf ist. Sie sitzen aber sämtlich unbeweglich; die Kleider fangen an zu brennen, da werfen sie noch ihre Schilde in die Flammen und packen die, welche die Glut fortwährend schürten. „Wir sind fertig gebacken“, rufen sie; „jetzt backt ihr, die ihr uns eingeheizt habt!“ und die armen Teufel fliegen ins Feuer. Drauf schreit Hrolf: „Wer sich nicht vor dem Feuer fürchtet, springt hinüber“; und alle zwölf springen ihm nach. — Die zahlreichen Mordbrandgeschichten geben fortwährende Beispiele von der Abhärtung gegen das Feuer. Da wird erzählt, wie die Männer die herabstürzenden brennenden Balken fassen und auf die Feinde schleudern, und wenn es nicht anders ist, ruhig, ohne Schmerzlaut, wohl mit einer Weise im Munde verbrennen.

Schmerzen lautlos zu ertragen und für nichts zu halten, gehörte dem Manne; Weiber nur weinen. Als dem neunjährigen Sinfiötli zur Probe des Mutes die Arme ganz geschunden

werden, sagte er: „Das ist für einen Welsung eine kleine Wunde." Die Thorbrandssöhne sind im Gefechte gegen Steinthor verwundet worden; der Gode Snorri nimmt sie zu sich, um sie zu heilen. Thorodd hat einen Hieb in den Hals, daß der Kopf schief hängt; seine Hosen sind ganz blutig und gehen durchaus nicht herunter. Da sieht Snorri selbst zu und fühlt, daß zwischen Kniekehlen und Schenkel ein Eisen steckt; aber Thorodd sagt nichts. Am muntersten ist Snorri Thorbrandsson; er sitzt sogar mit zu Tisch, aber ißt nicht viel und sieht bleich aus. Gefragt, was ihm fehle, sagt er: „Wenn die Lämmer erst den Speil in den Rachen gekriegt haben, fressen sie nicht rasch." Da fährt ihm der Gode um die Kehle und findet eine Pfeilspitze in der Zungenwurzel. Er zieht sie heraus, und der junge Snorri soll nun ganz munter gegessen haben.

Ein solches Männergeschlecht war gegen alle Seelenstürme abgehärtet.

Furchtlosigkeit und Todesmut waren die Früchte der harten und starken Erziehung, des Trotzes gegen Wind und Wasser, Frost und Feuer, die Frucht überhaupt des Lebens zwischen Himmel und Erde und nicht zwischen Dach und Estrich. Wie noch heute unsere Bauern den Tod nicht mit scheuen Augen streifen, gleich den meisten Stuben- und Büchermännern oder gar wie die Herren vom Geldsack, sondern ihm grade ins Gesicht sehen, kurz gefaßt ihr Haus bestellen und sich niederstrecken ohne ein Wort der Klage, so war das auch im alten Norden die Art. Man faßte den Tod nicht wie ein Ereignis außerhalb des Lebens, sondern als einen notwendigen Teil davon; darum bangte man auch nicht vor ihm. Und dazu half vor allem eines: das starke Ehrgefühl. Ein Leben in Unehre ist kein Leben; wer aber den Tod in Ehren liebt, lebt, solange die Norderlande stehen werden. Das waren Lehren, die der Vater dem Sohne gab, und wovon auch die Mütter zu den Kindern redeten. Da mußte wohl ein anderes Geschlecht aufwachsen, als wir es heute haben, wo die Ehre in dem Katechismus der Erziehung und darum des Lebens von den meisten gestrichen ist; wo man aus tausend Menschen von Schmutz und Wasser kaum einen Mann zählt von Mark und Blut. Unter solchen Fratzen thut es not, an den starken und echten, wenn auch rauhen Gestalten der Vergangenheit sich die Züge einer Menschenseele ins Gedächtnis zu rufen!

13.

Die Wettspiele der Ritter im Mittelalter.

(Auszug aus dem Buche von Dr. Alwin Schultz: „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger.“ Hirzel, Leipzig 1880. II. S. 90—125.)

Alwin Schultz, geboren in Muskau am 6. August 1838, ist Universitätsprofessor in Prag und hat zahlreiche kunstgeschichtliche und kulturgeschichtliche Arbeiten veröffentlicht.

Waffenspiele hat es bei allen kriegerischen Nationen gegeben. Bei besonderen festlichen Gelegenheiten erprobten vor Zuschauern die waffentüchtigen Jünglinge und Männer, teils um sich selbst zu üben, teils um ihre Gewandtheit zu zeigen, ihre Geschicklichkeit, indem sie mit stumpfen Waffen gegeneinander kämpften. Das sind aber immer noch keine Turniere. Auch die von Nithard beschriebenen Spiele können wir kaum den Turnieren beizählen; es handelt sich nicht um ein regelrechtes Lanzenrennen, sondern mehr um eine Bewährung der Reitkunst, und so möchte ich diese Schaustellungen etwa einer moresken Fantasia vergleichen. Die Erfindung des Turniers ist französischen Ursprunges und wird gewöhnlich dem Godefroi de Preuilly, der im Jahre 1066 bei Angers getötet wurde, zugeschrieben. Von Frankreich aus wurde diese Sitte dann auch in den anderen Ländern eingeführt. Schon im August 1127 wurde ein Turnier zu Würzburg abgehalten, in Böhmen fand diese Art Kampfspiele jedoch erst ums Jahr 1245 Eingang. In England fing man während der Waffenruhe zwischen den Königen Richard und Philipp 1194 an, Waffenspiele, d. h. die kriegerischen Übungen, welche gewöhnlich Turniere genannt werden, zu feiern; der König bestimmte es und verlangte von jedem, der sich üben wollte, einen festgesetzten Beitrag. Und diese königliche Forderung erregte den Mut der für das Waffenhandwerk glühenden Jünglinge, so daß sie noch mehr entbrannten und festlich zur

Übung zusammenkamen. Obwohl auf drei allgemeinen Konzilien unter drei Päpsten diese Waffenübungen verboten wurden, achtete König Richard die päpstlichen Befehle nicht, weil er sich durch die Turniere eine neue Geldquelle eröffnete und zugleich den Rittern eine Gefälligkeit erwies.

Ein Turnier ist immer in erster Linie eine Waffenübung, lediglich aus praktischen Rücksichten veranstaltet, etwa unseren Manövern zu vergleichen. Es kommt den Rittern darauf an, sich in dem Lanzenkampfe, im Schwertgefecht, vor allem in der Behandlung der Streitrosse zu üben, sich zu gewöhnen, auch im Kampfe die Last der Rüstung und der Waffen zu ertragen, sich für die ernste Feldschlacht vorzubereiten; den Fürsten lag daran, ihre Ritterschaft kennen zu lernen, zu erproben, welche unter ihnen sich besonders tüchtig und brauchbar bewährten.

Die Verfeinerung, die Aufstellung der Turniergesetze und -Gebräuche verdanken wir wahrscheinlich dem schon genannten Godefroi de Preuilly; er hat aus einer rohen Waffenübung ein schönes Fest, an dem auch die Damen ihren reichen Anteil hatten, zu machen verstanden.

Das Turnier ist zunächst zu unterscheiden von einem anderen gleichfalls häufig genannten Ritterspiele, dem Buhurt. Der Buhurt ist ein Reiterschauspiel; wenn auch mit Speeren gestoßen, mit Schilden der Stoß pariert wird, die Waffen mußten gänzlich ungefährlich sein, da die Ritter ohne Rüstung an dieser Übung teilnahmen. Es ist mehr ein Paradestück, welches die Ritter zu Ehren einer Dame oder einer hochstehenden Person aufführten, und sowohl ungefährlich, als auch für den Teilnehmer nicht zu kostspielig. Beides gilt vom Turnier keineswegs. Der Kämpfende setzte jedesmal sein Leben aufs Spiel. Mochte man auch mit abgestumpften Waffen fechten, so konnte in der Hitze des Turniers schon mancher harte Streich geführt werden; das schadete nichts, da der Getroffene höchstens daraus nur einige Beulen und blaue Flecke davontrug. Aber allein der Sturz vom Rosse konnte so manchem das Leben kosten; andere erstickten in der Hitze und im Staube. Nebenbei war der Einsatz kein geringer. Der Ritter, welcher sich an einem solchen Kampfspiele beteiligte, riskierte im Falle, daß er besiegt wurde, nicht nur sein Roß, seine Waffen und Rüstung zu verlieren, sondern auch noch seine Person zu lösen, ein nicht unbeträchtliches Lösegeld zu bezahlen. Er konnte sich also leicht zu Grunde richten. Eine besondere Abart des Turniers war

das Glücksspiel und die Tafelrunde. Bei letzterem Feste nahmen die Ritter die Namen der Helden des Artus an; über die Einrichtung der Spiele ist sonst nichts bekannt, sie müssen aber dem Turnier sehr ähnlich gewesen sein, denn man kämpfte auch zu Pferde und mit stumpfen Lanzen.

Sobald ein Fürst oder ein reicher Ritter ein Turnier zu veranstalten beschlossen hatte, schickte er Boten aus, welche es ausriefen oder durch Briefe zur Beteiligung einluden. Es scheint, daß immer der Preis gleich mit bekannt gemacht wurde. Sehr wertvoll war derselbe in der Regel nicht, gewöhnlich ein Sperber oder ein Habicht, vielleicht noch ein Paar Windhunde. Zuweilen wird dem Sieger auch noch ein Kranz, ein Gürtel und eine Tasche versprochen, die er von der Königin erhalten soll, oder ihm außer dem Kranze die Küsse von 80 Mädchen in Aussicht gestellt. Der Preis heißt die Aventiure.

Vor Beginn des Festes wurden gewöhnlich die Bedingungen festgestellt. Wenn die Summen, um die gekämpft wurde, nicht immer bedeutend waren, so repräsentiert doch schon der Wert eines guten Turnierrosses und einer vollständigen Rüstung immerhin ein nicht unbedeutendes Kapital, und wer sich nicht auf die Großmut des Siegers verlassen konnte oder im Gefolge eines Fürsten das Fest mitmachte und sicher war, daß sein Herr die Lösung bezahlen werde, der mußte sich auf einen empfindlichen Verlust gefaßt machen. Für geschickte, kräftige junge Leute, jüngere, erblose Söhne aus guter Familie war das Besuchen der Turniere geradezu ein Broterwerb. Es sind dies die wahren Glücksritter des Mittelalters. War nun das Turnier bekannt gemacht, so suchten die abenteuerlustigen Ritter ihre besten Waffen und Kleider hervor und rüsteten sich aufs schönste aus; die alten Herren konnten es sich nicht versagen, wenigstens als Zuschauer zu erscheinen und zu vergleichen, was die Jugend leiste und was sie früher selbst gethan.

Nahte der festliche Tag, so eilten alle, denen es vergönnt war, an dem Schauspiele teilzunehmen, dem bestimmten Orte zu. Ritter mit Frauen und Töchtern, begleitet von zahlreicher Dienerschaft, die die Saumtiere mit dem Gepäck bewachte, junge Krieger, die sich Ruhm und Ehre erkämpfen wollten, mit ihren Knappen kamen von allen Seiten zugeströmt. Auf der Reise trafen die Trupps zusammen, begrüßten sich, lernten sich kennen und ritten in immer größer anwachsenden Scharen der Stadt zu, in deren Nähe das Turnier abgehalten werden sollte. Vor

dem Einzuge ordneten sich die Scharen. Sobald sie der Stadt nahe kommen, verkünden Ausrufer den Namen und das Lob des Herren, dessen Einreiten bevorsteht. Den Fürsten und Herren war in der Stadt selbst Quartier bereitet worden. Wer dort nicht Unterkunft fand, schlug sein Zelt oder seine Hütte auf dem Felde auf. Die Banner der Großen, die Schilde der Ritter wurden vor ihren Herbergen, die mit Blumen und Laubwerk geschmückt waren, aufgepflanzt oder ausgehängt; die Marschälle des Festgebers hatten alle Not, die Anforderungen der Gäste zu erfüllen, denn ihnen lag es ob, jedem sein Quartier anzuweisen. Die Troßbuben der Fremden verlangten Futter für die Rosse, Speise und Trank für sich und ihre Herren. Es wimmelte in der Stadt und Umgegend von Gästen, von fahrenden Leuten aller Art. Die Freunde suchten sich auf und begrüßten sich, ja selbst die Nacht wurde kaum gerastet, schon die Unruhe der Kampfeslust ließ die jungen Ritter nicht schlafen.

Gewöhnlich erwarteten die Ritter gar nicht den Turniertag; schon vorher suchten sie ihre Kräfte und Geschicklichkeit zu messen. Jeder suchte sich einen Gegner aus oder ließ durch den Ausrufer oder seine Knappen einen Partner herausfordern. Da ward von den Zuschauern ein Kreis geschlossen, in dem nun der Kampf ausgefochten wurde. Beim Tjostieren wird ausschließlich die Lanze gebraucht, und zwar ist dieselbe abgestumpft, ohne die scharfe Spitze, sondern nur mit einer flachen, etwas gezackten Platte versehen. Ritter wie Roß waren gepanzert, sie sprengten im Galopp an und stürmten dann mit verhängten Zügeln aufeinander los. Jeder versuchte mit der eingelegten Lanze den Gegner zu treffen, mit dem Schilde den Stoß zu parieren. Traf der Speer den Gegner richtig, so wurde derselbe entweder aus dem Sattel gehoben oder die Lanze zersplitterte an dem richtig parierenden Schilde, so daß die Stücke umherflogen.

Faillieren, d. h. den Gegner nicht treffen, das galt für den Beweis großer Ungeschicklichkeit. Die gewöhnlichste Form des Stoßes war wahrscheinlich der Puneiz: die Kämpfer reiten dicht aneinander vorbei und verstechen ihre Lanzen. Bei der Hurte suchte man den Gegner auch dadurch zu Falle zu bringen, daß man ihn nicht allein mit der Lanze trifft, sondern ihn zugleich mit dem Rosse anrennt.

Z'entmuoten heißt dem Stoße des Gegners ausweichen; man sucht es so einzurichten, daß er „failliert“, seine Lanze

entweder nicht trifft, am Schilde abgleitet oder beiseite geschlagen wird, und die Kunst besteht nun darin, doch dabei auch den Gegner durch einen Stoß aus dem Sattel zu haben. Ze Triviers bedeutet den Stich von der Seite. Während der eine Ritter gerade direkt auf den anderen lossprengt, wirft dieser sein Roß herum und faßt den Gegner in der Flanke. Die Volge ist nun ein noch größere Geschicklichkeit erforderndes Manöver. Die beiden Gegner reiten im gestreckten Laufe aufeinander los; der Geschickte weiß es aber so einzurichten, daß sein Gegner sein Ziel verfehlt, und er selbst trifft ihn absichtlich nicht. Sobald aber der Gegner vorbeigesprengt ist, wendet der tüchtige und erfahrene Turnierer sein Roß — und es gehört gewiß große Gewandtheit dazu, dasselbe plötzlich aufzuhalten und umzulenken — und sucht nun seinen Partner von rückwärts zu treffen. Gewöhnlich wird dann noch der Stich unter das Kinnbein und der zu den 4 Nägeln genannt. Der erstere traf den Gegner an der Kehle, dem Kollier, riß ihm im besten Falle auch den Helm vom Haupte, betäubte ihn aber jedenfalls so, daß er den Halt im Sattel verlor und rücklings über das Roß zu Boden geschleudert wurde. Ein solcher Sturz konnte leicht dem Ritter das Leben kosten. Die 4 Nägel bedeuten meines Dafürhaltens das Zentrum des Schildes, welches im 12. Jahrhundert noch mit einem eisernen, durch Nägel befestigten Buckel besonders verstärkt war. Traf der Stoß diesen Buckel, so zersplitterte sicher die Lanze, durchbohrte nicht den Schild, sondern brachte dem Gegner eine furchtbare Erschütterung bei, die ihn auch, wenn er mit den Füßen nicht fest das Roß gefaßt hielt, aus dem Sattel heben konnte. Man konnte aber auch den Schildbuckel nur als allgemeines Ziel nehmen und unter demselben, wo vielleicht der Schild schwach war, den Stoß anbringen. In der Gegend lag die Hand, welche den Schildriemen hielt, die dann auch leicht verwundet werden konnte. Endlich finden wir den Stoß auf die Brust erwähnt. Natürlich konnte ein solcher Stoß nur dann wirksam sein, wenn der Ritter den Speer fest gefaßt hielt; er schlug ihn unter den Arm oder setzte ihn auf den Schenkel; den Schild preßte man an die Brust. Wie mächtig der Anprall war, kann man daraus ermessen, daß die Rosse oft beinahe überstürzten, wenigstens sich hoch aufbäumten. Hatten beide Kämpfer ritterlich ihre Speere verthan, so ließen sie sich neue reichen und versuchten wieder und wieder, sich zu Fall zu bringen, oder nahmen die Heraus-

forderung eines anderen an, und das Spiel begann dann von neuem. Sobald die Speere gebrochen waren, riefen die Kämpfer: „Sperâ hêrre, sperâ sper“ und ließen sich von den Knechten neue reichen. Jeder Ritter nahm sich deshalb einen Vorrat von Speeren zum Turnier mit, die von den Knappen getragen oder auf einem Wagen transportiert wurden. Auch der Herr, der das Turnier veranstaltet hatte, sorgte für die Speere, die aber dann natürlich nicht mit den Wappenfarben der Ritter bemalt waren. Eine Menge Holzschäfte konnte ein tüchtiger Ritter, wie gesagt, an einem Tage verbrauchen; man nannte solch einen Mann einen Waldzerstörer. — Zuweilen bestand das ganze Waffenspiel nur aus einer Reihe feierlicher Tjoste. Der König Karl von Anjou veranstaltete an verschiedenen Orten, zumal in Neapel beim Kloster S. Pietro ad Aram, Turniere oder Tjoste. Wie es zu Tours in Frankreich Sitte ist, wurde die tjostierende Ritterschaft in zwei Gruppen geteilt. Die Ritter verbanden sich zu gegenseitiger Kameradschaft, gemeinsam zum Kampfe vorzugehen. Italiener verbünden sich mit Franzosen, und wieder viele Franzosen gehen ein Bündnis mit Italienern ein. So kommt es vor, daß, weil sich nur zwei zur Tjost stellen, einer den anderen nicht kennt, auch nicht vorher in Kenntnis gesetzt ist, mit wem er tjostieren soll, wenn das auf den Wink des Königs nicht vorher unter einigen ausgemacht worden ist. Der König befiehlt, daß aus der Schar der Italiener nur einer auf dem Kampfplatze erscheint, den Helm auf dem Haupte, und ein anderer von den Franzosen in gleicher Rüstung. Dann sprengt einer von dem, der andere von jenem Ende des langgestreckten Rennplatzes zu gleicher Zeit vor, und gesetzlich ist die Regel festgestellt, daß die Lanzen, die, wenn sie zum Zweikampf schreiten, ihnen gereicht werden, von gleicher Länge und an der Spitze mit drei eisernen Zacken versehen sind, sobald man eben die Kampfspiele ohne Hinterlist feiern will. Es wird bekannt gemacht und als Gesetz beobachtet, daß, wer des anderen Pferd mit der Lanze verletzt, den abgeschätzten Wert des Rosses bezahlen muß. Wenn also beide zum Kampfe bereit sind, sich mit vieler Sorgfalt auf den Pferden zurechtgesetzt haben, dann rennen sie unter dem Schmettern der Trompeten, dem lauten Zuruf der Menge mit verhängten Zügeln von ihrem Standort aus los und stechen mit den Lanzen gegeneinander. Und manchmal treffen sie beide mit den vorgestreckten Lanzen die behelmten Häupter und ver-

wunden sich zugleich, da der Helm abgerissen wird; manchmal geht einer aus dem Rennen unverletzt hervor, aber gewöhnlich ist keiner unverwundet. Oftmals prallen die Pferde mit den Brüsten zusammen, die Reiter werden abgeworfen; beide Pferde sind durch die Gewalt des Stoßes verletzt und gehen zu Grunde. Selten ist es jedoch, daß das Roß sich hoch aufbäumt, der Ritter aber, nicht aus dem Sattel geworfen, fest und kräftig auf dem Roß sitzen bleibt, sich mit in die Höhe heben läßt. Es kommt auch vor, daß, während der eine von der Lanze nicht getroffen ist, der andere durch den gewaltigen Stoß seines Gegners erschüttert, die Beine nach oben, den Kopf nach unten, gar schmählich zur Erde stürzt. Dann faßt triumphierend der Sieger das wunde Roß des Gestürzten und verlangt bei Turnieren auch dann noch die Rüstung.

So ganz harmlos war auch dieses Waffenspiel keineswegs. Man konnte sich zwar den Gegner wählen, einem stärkeren ausweichen, aber doch kamen Verletzungen oft genug vor.

Die Sitte beschränkte diese Plänkeleien zumeist auf den Nachmittag vor dem eigentlichen Turniertag, die „Vesperîe“. Wenn der Abend dann herankam, wurde mit Trommel- und Posaunenschall das Signal zum Einstellen des Spieles gegeben. Und nun galt es, die Vorbereitungen zum wirklichen Turniere zu treffen. Manche Ritter waren schon unfähig, sich an ihm zu beteiligen, zu schwer verletzt, als daß sie am nächsten Tage wieder auf dem Kampfplatze erscheinen konnten. Ja es kam vor, daß das Turnier überhaupt gar nicht stattfinden konnte, weil die Ritter von der „Vesperîe“ zu sehr ermüdet waren.

Das Turnier unterscheidet sich von dem ritterlichen Stechen, der Tjost, dadurch, daß hier nicht Mann gegen Mann, sondern Schar gegen Schar kämpft; es ist das Abbild einer wirklichen Reiterschlacht. Während es bei der Tjost verboten war, einem der Kämpfer Beistand zu leisten, kann bei dem Turnier der Freund dem Freunde helfen, ihm, falls er sein Roß verloren, ein anderes geben u. s. w. Auch wird nicht allein mit Lanzen gefochten, sondern um den Gegner wirklich zu besiegen und zum Gefangenen zu machen, zieht man, sobald die Lanzen verstochen sind, die Schwerter, die natürlich stumpf sein müssen, so daß sie keine Wunden schlagen, wohl aber schmerzhafte Hiebe beibringen können. Übrigens war die Sitte des Schwertkampfes nur in Frankreich üblich, in Deutschland und England bediente

man sich der ungefährlichen Prügel, Bengel oder Kolben; da konnte einer höchstens tüchtige Schläge bekommen.

Der Festtag begann mit einer feierlichen Messe; fromme Ritter hatten schon früh beim Aufstehen gebetet und Gottes Hilfe angefleht. Dann versammelt sich die ganze Ritterschar, und man beginnt, die beiden Geschwader, welche miteinander kämpfen sollen, abzuteilen. Es kam darauf an, daß auf jeder Seite gleich viele und gleich tüchtige Männer stritten. Wie es scheint, wurde die Teilung von den Herolden besorgt. Ausgeschlossen vom Turnier waren die Kipper, jedenfalls die nicht ritterbürtigen Soldaten oder die jungen Knappen, die das Ritterschwert noch nicht erhalten hatten; die mochten im Eifer für ihren Herrn auch zuweilen mit zugeschlagen haben; es war ihnen aber bei Verlust der Hand streng verboten, am Kampfspiele sich zu beteiligen. Das Kommando über jede der Scharen übernahm ein Hauptmann, zuweilen hatte man auch sogar zwei Anführer.

Man nahm ein kleines Frühstück ein, um nicht grade ganz nüchtern auf dem Kampfplatze zu erscheinen; aber man hielt es auch für schädlich, mit vollem Magen sich den Anstrengungen des Tages zu unterziehen. Zwei gebratene Hühner auf einen Mann erschien genügend. Dann riefen die „Kreiûrer" und die die Herolde zum Wappnen. Sie legten nun die Rüstung an und verwahrten sich so gut, als ob es gelte, zur ernsten Feldschlacht auszuziehen. Ein paar Polster mehr konnten nichts schaden, denn wenn schwere Verwundungen alles in allem auch nicht gerade häufig vorkamen, so gab es doch desto mehr derbe und schmerzhafte Püffe. So ist die „Turneiwaete" wohl der Kriegsrüstung ganz gleich. Daß man in leinenem, leichtem Harnisch, also allein in wattiertem Wams u. s. w., ein Turnier mitmachte, das geschah doch nur selten. Über den Harnisch zog man das Wappenkleid, und wer es haben konnte, hatte es sich aus kostbarer Seide anfertigen, mit Zobel und Hermelin verbrämen lassen. Darauf legte man die Zieraten an, welche die Geliebte gespendet hatte, die Kopftücher, Ärmel u. s. w.

Der Turnierplatz war inzwischen bereitet worden, ein offenes, ebenes Gefilde, das den Bewegungen der Reitergeschwader keinerlei Hindernisse bot. Gewöhnlich liegt er in der nächsten Nähe der Stadt, und dann begeben sich die Zuschauer, vor allem die anwesenden Damen auf die Burgmauer, an die Zinnen, oder sie nehmen auf einem der Türme Platz und können so dem

Schauspiele mit aller Bequemlichkeit folgen. Liegt der Kampfplatz von der Stadt entfernt, so erbaut man für die vornehmen Gäste wohl auch eigene Tribünen. Um die Zuschauer zurückzuhalten, ist der Platz mit Schranken umfriedigt.

Sobald die Damen sich niedergelassen hatten, begann die Musik, und nun zogen die Ritter, von ihren Knappen begleitet, allmählich nach dem Turnierfelde. Die Knappen riefen vor ihnen her: „Platz da!", die Herolde begrüßten mit lautem Zurufe erprobte Kämpfer. Jeder der Ritter nimmt jetzt seinen Platz in seiner Schar ein, die Kommandeure ermahnen in einer Ansprache jeden, seine Schuldigkeit zu thun, die Zuschauer werden vom Kampfplatze fortgewiesen, und nun beginnt die harte Arbeit. Die Trompeten erklingen, die Trommeln wirbeln, die Herolde schreien, jeder Ritter ruft sein Feldgeschrei: so stürmen sie aufeinander ein. Der Lärm übertönt die Schmerzensschreie der Verwundeten, das Stöhnen der vom Rosse Gestürzten und Getretenen; er mußte den Kanonendonner und das Knattern des Gewehrfeuers, die in unseren Schlachten den Jammer des Einzelnen übertäuben, ersetzen. Die geharnischten Männer stürzten in vollem Karriere aufeinander los; die Lanzen zersplittern; da ist einer niedergestreckt worden, sein Roß führen die Knappen des Siegers fort; er kann zufrieden sein, wenn er nicht noch im Getümmel von dem Rossen getreten und schwer verletzt wurde. Die gute Sitte verbot, daß viele einen Einzelnen angriffen: Mann gegen Mann sollte gekämpft werden. Auch galt es für anständig, wenn man den Gegner aus dem Sattel gehoben hatte, selbst abzusteigen und zu Fuß weiter zu fechten. Sogenannte Sauhiebe waren schon damals verpönt. —

Die Knappen der Sieger nahmen, wie gesagt, die ledigen Pferde der aus dem Sattel gehobenen Ritter in Beschlag. Wer auf Gewinn ausging, behielt sie natürlich und ließ sie sich auslösen, für sehr anständig aber wurde es gehalten, wenn der Sieger sie ohne Lösung zurückgab oder sie den Rufern überließ, die laut die Milde, d. h. die Freigebigkeit der Ritter herausforderten. Grade bei dieser Gelegenheit mußte sich einer splendid zeigen. Wer nicht so vornehm war, den Gewinn gleich fortzugeben, der ließ seine Beute in Sicherheit bringen und auch die Gefangenen, die er gemacht hatte, von seinen Leuten fortführen, damit sie ihm nicht von der Gegenpartei wieder entrissen wurden. Wenn ein Ritter einen besonders guten Fang that, so wurde er noch durch den Zuruf der Menge geehrt und zu

neuen Heldenthaten angefeuert. Erfahrene Ritter schonen im Schwertkampfe ihre Kräfte, um, wenn der Gegner ermüdet ist, dann die entscheidenden Streiche führen zu können.

Es war ein heißes Ringen, und mancher wurde durch den Staub; die Hitze, die Ermüdung wenigstens für einige Zeit unfähig, weiter zu kämpfen. Da ging es ganz gut an, daß er sich eine Weile aus dem Gewühl zurückzog und erholte; er band den Helm ab, ließ sich die Helmhaube lösen und ist nun wieder im stande, frei zu atmen. Sobald er aber neue Kräfte gesammelt hatte, eilte er in das Gefecht zurück, zumal wenn er sah, daß die Seinen im Nachteile waren. So wogt der Kampf hin und her; mancher Speer wird auch noch zu Ehren der Geliebten gebrochen; endlich kommt der Abend heran, und es dunkelt. Da räumen die Ritter endlich den Kampfplatz. Manches Turnier dauert nur einen Tag, andere werden mehrere Tage hintereinander fortgesetzt. Daß aber beim Scheine einer Kerze, welche die auserwählte Dame auf ihrem Turme anzünden läßt, der begünstigte Held noch weiter kämpft, das dürfte denn doch eine Phantasie des Dichters sein.

Es wurde das Signal zur Einstellung der Feindseligkeiten geblasen oder durch Herolde den Rittern befohlen, jetzt den Platz zu räumen. So trabten denn alle nach ihrer Herberge zurück, wo ihnen ein Bad bereitet war, in dem sie sich erquickten und den Schweiß, Staub und Harnischrost von sich abspülten. Die Verwundeten ließen sich verbinden und ihre Brauschen salben, denn so mancher war braun und blau geschlagen, wenn er auch blutige Wunden nicht zu beklagen hatte. Andere waren schlimmer davongekommen, hatten sich Arme gebrochen oder sonst schwer verletzt und behielten die Narben solange sie lebten. Leute wurden ausgesendet, die Verwundeten, die selbst nicht mehr zu gehen oder zu reiten vermochten, aufzusuchen, die Toten zu sammeln und auf Bahren heimzuführen. Was auf dem Felde liegen geblieben war von Waffen, Kleiderresten, Sattelzeug und Lanzensplittern, das überließ man den fahrenden Leuten. Die Sieger sendeten die Gefangenen an ihre Geliebten, denen es frei stand, sie umsonst oder gegen eine Entschädigung freizulassen.

Zuweilen wurde gleich nach Beendigung des Turnieres der Sieger proklamiert, bei manchen Spielen gab es überhaupt keinen Preis. Es handelte sich da eben nur um eine militärische

Übung. Die Teilnehmer sind meist todmüde und begeben sich gleich nach dem Bade sofort zur Ruhe. Wenige nur werden im stande gewesen sein, nach einem regelrechten Turnier noch an der Geselligkeit auf dem Schlosse teilzunehmen; am meisten bedurften diejenigen des Schlafes, welche am nächsten Tage wiederum auf dem Kampfplatze erscheinen und weiter um den Siegespreis ringen mußten. Endlich ist nach einigen Tagen der Kampf vorüber, eine Partei ist besiegt, und wer unter den Siegern sich nun ganz besonders hervorgethan hat, der soll den Preis erhalten. In dem Gedichte „Der Jungherr und der treue Heinrich“ läßt nach dem Festmahle am letzten Turniertage der König durch seinen Hofmeister den im Kreis Aufgestellten verkünden, daß am nächsten Tage der Preis erteilt werden solle. Alle, die mitgekämpft, sind dann zum Frühmahle beim König geladen, und nach dem Essen berät der König mit seinen Rittern und Knechten, wer die Hand der Prinzessin verdient. Sie wird in den Saal geholt und dreimal im Kreise ihrer Bewerber herumgeführt, dann dem glücklichen Sieger übergeben. Bei anderen Turnieren beraten Herren und Damen, den Sieger zu bestimmen, dem dann der König der Herolde den Siegespreis überreicht; oder die Ritter selbst geben den ausgesetzten Preis; daß er von Damenhand erteilt wird, davon habe ich nur hie und da eine Andeutung gefunden.

Der glückliche Sieger wurde von allen bewundert und beneidet; sein Ruf verbreitete sich im ganzen Lande. Froh seines Erfolges, spendete er nun freigebig, verschenkte die eroberten Rosse und suchte durch seine Milde zumal die Herolde zu gewinnen, da diese sein Lob überall, bei all den Turnieren, die sie besuchten, verkünden konnten. Mit dem Turniere sind nun aber allerlei Lustbarkeiten verbunden. Schon bei der Ankündigung desselben wurde bekannt gemacht, daß Spiele aller Art, Waffenübungen, Gesellschaftsunterhaltungen stattfinden sollten, daß musikalische Genüsse in Aussicht ständen, daß die Gäste endlich auch einen Markt mit allerlei Kostbarkeiten finden würden. So haben die Kaufleute ihre Buden aufgeschlagen, Sänger, Musikanten, Jongleure, Seiltänzer und andere derartige Künstler, Bettler, mit einem Worte die fahrenden Leute sich eingefunden, und das gewährte der unverwöhnten Gesellschaft damaliger Zeit schon viel Vergnügen. —

Auch diese höfischen Feste, bei denen gerade Ritterlichkeit und Feinheit der Gesittung sich recht zeigen sollten, wurden

gegen Ende des 13. Jahrhunderts bei der überhandnehmenden Verwilderung des Ritterstandes Tummelplätze der Roheit und der gemeinen Gesinnung. Reinmar von Zweter sagt:

Turnieren was e ritterlich:
Nu ist es rinderlich, toblich, totreis, mordes rich.

14.

Die leiblichen Leistungen der Ritter im Mittelalter.

Von W. L. Meyer.

(„Deutsche Turnzeitung" 1866. S. 162.)

Die leiblichen Leistungen der Ritter im Mittelalter werden oft eben so sehr gepriesen und bewundert, wie die der Alten; sie werden von vielen für gleich unübertrefflich gehalten und ebenfalls wiederholt zum Beweise für die Behauptung angeführt, daß die Körperkraft der jetzt lebenden Menschen in betrübender Weise abgenommen habe. Allein gleichwie die Großthaten der gewaltigen Helden des Altertums durch den lieblichen Mund der Sage verherrlicht und vergrößert sind, also dürften auch die Waffenthaten der Ritter im Mittelalter mit einem glänzenden und schimmernden Sagengewande umkleidet auf uns gekommen sein. Zum Beweise hierfür sollen die Kraftstücke einiger Ritter, an denen insbesondere die Zeit der Kreuzzüge sehr reich ist, und welche die Schriften aus jener Zeit gerade so gut beglaubigen, wie die Wunder des heiligen Bernhard, oder ein griechisches Epigramm die Kraftwunder des Phayllos, hier nacherzählt werden. Dieselben werden uns, wenn wir hinblicken auf die Sagen aus dem Altertume, nicht sehr in Staunen setzen; und diese hinwiederum werden uns weniger unnatürlich erscheinen, wenn wir sehen, daß die erfindungsreiche Sage auch später noch für ihre Lieblinge fortwährend schöpferisch thätig gewesen ist. Diejenigen, welche die alten Sagen freundlich aufgenommen und gern gelesen haben, werden in diesen mittelalterlichen Sagen,

hoffe ich, ein nicht unwillkommenes Gegenstück zu den früheren Aufsätzen über die leiblichen Leistungen der Alten finden.*)

Von ungeheurer Stärke muß der Herzog Gottfried von Bouillon gewesen sein, das Muster aller Kreuzritter während des ersten Kreuzzuges (1096—1099 n. Chr. G.). Als die Kreuzfahrer im Jahre 1097 in Phrygien angelangt waren und einst einen Rasttag machten, benutzte Gottfried die Zeit, da das Heer ruhte, um auf die Jagd zu gehen. Hier sah er einen armen Pilger, welcher im Walde trockenes Holz suchte, von einem furchtbaren Bären verfolgt. Sogleich eilte der edle Ritter dem Wehrlosen zu Hilfe. Der Bär aber verließ den Pilger, stürzte sich auf den Herzog und riß, von seinem Schwerte verfehlt, ihn von dem Rosse auf den Boden. Doch der Herzog richtete, umpackt von dem Tiere, sich auf, drückte das Heft seines Schwertes ihm in die Kehle, wobei er mit der Schärfe desselben sein eigenes Bein schwer verwundete, und kämpfte unermüdet mit dem Bären, bis auf das Geschrei des armen Pilgers, welchen Gottfried mit Gefahr seines Lebens gerettet hatte, einer von den Begleitern des Herzogs herbeieilte und den Bären tötete. Schwach und mit dem Tode ringend wurde der Herzog von seinen Baronen in einer Sänfte ins Lager getragen, begleitet von dem Wehklagen der Wallbrüder.**)

Gleich berühmt sind Gottfrieds Thaten in der Schlacht. In einem der Kämpfe von Antiochien (1098) bewies Gottfried so große Tapferkeit, daß die Zeugen des Kampfes nicht Worte genug finden können, um ihre Bewunderung über die Großthaten des Herzogs auszudrücken. Sein mächtiges Schlachtschwert spaltete mit einem Hiebe durch den Helm die Köpfe mehrerer Ritter; einem durchhieb er durch den Harnisch so, daß der obere Teil des Körpers vom Pferde fiel und mit dem unteren Teile das Pferd zur Stadt lief.***)

Infolge solch' tapferer Thaten stand Gottfried nicht nur bei den christlichen Rittern, sondern auch bei den Sarazenen in hoher Achtung, und es ist uns das Andenken an mehrere Beweise davon aufbewahrt. Als der Herzog wenige Tage vor

---

*) S. oben S. 127.

**) Vgl. Friedrich Wilken, „Geschichte der Kreuzzüge, nach morgenländischen und abendländischen Berichten". 7 Teile. Leipzig 1807—1832. T. I. S. 159.

***) Wilken, a. a. O. I. 192.

seinem Tode im Jahre 1099 mit mehreren Rittern von einem Zuge gegen einen arabischen Stamm im alten Lande der Ammoniter zurückkehrte, kam ein Emir der Araber, welcher, als einer der Tapfersten in seinem Volke gepriesen wurde, mit einem ansehnlichen Gefolge, um selbst Beweise von der wunderbaren Stärke der Lateiner und besonders des Herzogs zu sehen. Er brachte darum ein Kamel, den Herzog bittend, diesem den Kopf abzuhauen. Als nun Gottfried mit seinem Schlachtschwerte sehr leicht mit einem Hiebe den Kopf des Tieres zur Erde warf, wollte der Araber versuchen, ob auch mit seinem arabischen Schwerte der christliche Held Gleiches vermögen werde; und auch damit hieb Gottfried einem anderen Kamele den Kopf auf das behendeste ab. Da bewunderte der Emir diese außerordentliche Stärke, überreichte dem Herzoge kostbare Geschenke an Gold, Silber und schönen arabischen Pferden und erzählte unter den Arabern verwunderungsvoll, was er gesehen hatte.*)

Es erinnert dies an den berühmten Georg Castriotto oder Scanderberg († 1467), den man den lebendigen Adler der Christenheit nannte. Er hatte die Größe und Stärke eines Riesen, und Säbel und Dolch kamen nie von seiner Seite. Er konnte mit seinem Säbel einem Ochsen den Kopf abhauen und einen Mann bis auf den Nabel spalten.**)

Unter der Regierung König Balduins I. von Jerusalem galt für den tapfersten Ritter im Morgenlande der schwäbische Ritter Wicker, der im Jahre 1101 in Joppe an einem Fieber starb. Er hatte den Beinamen des Löwenwürgers und war bei den Sarazenen sehr gefürchtet. Denn bei Antiochien spaltete er mit seinem Schlachtschwerte einen Türken ungeachtet des starken Panzers, womit derselbe bedeckt war; und hernach bei Joppe ging er, nur mit Schwert und Schild gerüstet, einem furchtbaren Löwen entgegen, welcher Menschen und Vieh zerriß, und zerhieb das Tier, als es ein Roß zu erwürgen trachtete.***)

Auch der Sultan Saladin soll einst einen gewaltigen Hieb mit dem Säbel ausgeführt haben. Als man nach der für die Christen so unglücklichen Schlacht am Berge Hittin im Jahre 1187 die gefangenen christlichen Fürsten vor den Saladin

---

*) Wilken, a. a. O. II. S. 35—36.

**) Ernst Julius Weber, „Das Ritterwesen". 3 Bände. Stuttgart 1835. II. S. 235.

***) Wilken, a. a. O. II. S. 108. 109.

führte, wurden alle mit Milde und Achtung empfangen. Nur der Fürst Rainald von Chatillon, der den Waffenstillstand gebrochen und treulos Blut von Muselmännern vergossen hatte, wurde von Saladin mit Strenge und Groll empfangen, da derselbe ihm Rache geschworen hatte. Saladin forderte ihn auf, der Lehre Mohammeds die Ehre zu geben. Als Rainald erklärte, nur im christlichen Glauben sterben zu wollen, erhob der Sultan sich von seinem Sitze und spaltete mit einem gewaltigen Hiebe dem Fürsten die Schulter.*)

Von dem deutschen Könige Konrad III., der mit Ludwig VII. von Frankreich an dem zweiten Kreuzzuge (1147) teilnahm, werden noch größere Thaten der Kühnheit und Stärke erzählt. Bei der Belagerung von Damaskus durch die Christen im Jahre 1148 soll Konrad zum Erstaunen der Christen und zum Schrecken der Heiden mit seinem gewaltigen Schlachtschwerte einem gepanzerten Heiden den Kopf zugleich mit der linken Schulter und dem linken Arme in einem gewaltigen Hiebe abgehauen haben.**) Der Begeisterung und Überspannung ist allerdings manches möglich, was im natürlichen Zustande niemand vermag. Auch das Gewicht und die Stärke des Schlachtschwertes muß in Anschlag gebracht werden. Aber in Turpins Ritterromanen hauen Karl der Große und sein Roland mit einem Streiche nicht bloß den Ritter, sondern zugleich auch sein Pferd mitten entzwei, wie einen Apfel.

Ebenso unwahrscheinlich ist die folgende Heldenthat, welche an den Schwaben in dem Uhlandschen Gedichte „Schwäbische Kunde" erinnert und während des Kreuzzuges Kaiser Friedrichs I. im Jahre 1190 sich zugetragen haben soll. Ein außerordentlich großer und starker Ritter war eines Tages hinter dem Heere zurückgeblieben, und folgte demselben zu Fuß langsam nach, sein müdes Pferd am Zügel führend. Mehr als fünfzig der tapfersten Türken versammelten sich um ihn und richteten wider ihn ihre Pfeile; er aber setzte, auf seinen Schild und Panzer vertrauend, ruhig und gelassen seinen Weg fort. Als aber ein Türke es wagte, ihm nahe zu kommen und mit dem Schwerte ihn anzugreifen, zog er mit seiner gewaltigen Hand sein Schlachtschwert heraus und hieb dem Rosse des Türken die Vorderbeine durch, wie Grashalme; und als der Heide bei dem Sturze des Pferdes

---

*) Wilken, a. a. O. B. II. Abt. 2. S. 289.
**) Wilken, a. a. O. B. III. S. 246.

im Sattel blieb, so führte er gegen den Reiter selbst einen so gewaltigen Hieb, daß er nicht nur den Türken, sondern auch dessen Sattel spaltete und selbst noch den Rücken des Pferdes verwundete.*) Hätte des rotbärtigen Kaisers Ritter Anatomie verstanden wie unsere Turnlehrer, so würde er seine Schwabenstreiche wohl unterlassen haben.

Wahrhaft romantisch sind die Waffenthaten des Königs Richard in Palästina, dessen Beiname Löwenherz schon beweist, daß er ein ganzer Ritter gewesen sein muß. Auf einem seiner Abenteuer im Heiligen Lande kam er in Lebensgefahr durch einen wilden Eber von ungewöhnlicher Größe, welcher, von des Königs Lanze verwundet, mit gewaltiger Heftigkeit gegen ihn ansprang und das Vordergeschirr des königlichen Rosses zerriß, aber mit so vieler Gewandtheit als Geschicklichkeit mit dem Schwerte von dem Könige erlegt und dann den Jägern übergeben wurde.**)

Am glänzendsten zeigte sich des Richards Tapferkeit, als er im Jahre 1192 in der Nähe von Joppe plötzlich von einem großen Heere des Sultans Saladin überfallen wurde und ohne Furcht mit seinem kleinen Häuflein von Rittern den Kampf mit den zahlreichen Scharen der Feinde aufnahm. Mit der Schnelligkeit des Blitzes durchkreuzte er stets das Schlachtfeld, jeden Türken, welchen er auf seinem Wege fand, tötend oder verwundend und keine Gefahr scheuend. Man sah ihn einmal während dieses wütenden Kampfes von hundert Türken umringt; aber nachdem viele derselben die Kühnheit, den Kampf mit dem furchtbaren Könige von England zu bestehen, mit dem Tode oder mit dem Verluste eines Armes oder Beines, oder mit einer anderen schweren Verwundung gebüßt hatten, ergriffen die übrigen die Flucht. Einem Emir, welcher schmähend auf die Kraftlosigkeit, mit welcher die Muselmänner an diesem Tage kämpften, seinem Pferde die Sporen gab und wider den gewaltigen Helden, vor welchem alle flohen, mit größter Heftigkeit rannte, hieb Richard mit einem Schlage seines Schwertes den Kopf, die rechte Schulter und den rechten Arm ab. Keiner der Türken wagte es daher an diesem Tage, dem König Richard den Weg zu verlegen; ja sie störten ihn nicht einmal, als er ihnen zum Hohn in der Mitte zwischen dem christlichen und

---

*) Wilken a. a. O. B. IV. S. 122. Anmerk. 136.
**) Wilken a. a. O. B. IV. S. 492.

muselmännischen Heere vom Pferde stieg und mit Ruhe sein Mittagsmahl verzehrte. Er hatte aber auch das Schwert so rastlos und mit solcher Gewalt geschwungen, daß sich die Haut seiner rechten Hand abgelöst hatte. Seine tapferen Thaten wurden von den Zeitgenossen gleichgestellt den Wunderthaten des Trojaners Hektor, Alexanders des Großen, Judas' des Makkabäers und des rasenden Roland. Bei den Muselmännern hatte Richard seinen Namen furchtbarer gemacht, als bei den Christen beliebt. Wenn ein Pferd sich scheute, so sprachen noch in späterer Zeit die Sarazenen: „Glaubst du, daß der König von England kommt?" Und wenn ein schreiendes sarazenisches Kind sich nicht zum Schweigen bewegen ließ, so drohte ihm die Mutter: „Sei still, oder ich werde den König Richard rufen, welcher dich töten wird."*)

Ein Kampfgenosse König Richards im Gelobten Lande war der Hospitaliter Robert von Brügge, welcher im Stoßen mit der Lanze ausgezeichnet gewesen sein muß. Als dieser einst auf dem Zuge Richards nach Jerusalem im Jahre 1192 der Heiden ansichtig wurde, verließ er die Schar seines Ordens und unternahm, bevor der Befehl zum Kampfe gegeben war, für sich einen Kampf. Er durchbohrte mit bewunderungswürdiger Kraft einem ziemlich gerüsteten Türken die Brust so, daß die Spitze der Lanze aus dem Rücken hervorragte.**)

Ein Beispiel bedeutender Sprungkraft wird von dem griechischen Kaiser Manuel erzählt, einem Zeitgenossen König Balduins III. Dieser war bei seinem Einzuge in Antiochien im Jahre 1159 aus Furcht vor Meuchelmord gerüstet mit zwei Panzern und einem dichten Waffenrocke. Gleichwohl sprang Manuel, als er vor der Stiftskirche St. Peter ankam, wohin der Zug zuerst ging, mit der größten Behendigkeit von seinem Rosse und schwang sich nach vollbrachter Andacht wieder auf dasselbe mit gleicher Leichtigkeit.***) Sonst nämlich fiel es den schwergerüsteten Rittern gar nicht leicht, auf ihre Pferde zu kommen, und viele waren dazu ohne fremde Hilfe gar nicht im stande.

Ähnliches, wie vom Manuel, wird von dem Ritter Boucicaut, einem berühmten Helden der französischen Ritterschaft,

---

*) Wilken a. a. O. B. IV. S. 557. 560. 582.
**) Wilken a. a. O. B. IV. S. 510.
***) Wilken a. a. O. B. III. Abt. 2. S. 62.

erzählt (1366—1421). Dieser war mutig und geübt in allem, was man von einem Ritter erwarten konnte. Boucicaut sprang in voller Rüstung ohne Steigbügel auf das höchste Pferd und über das Pferd hinweg, obgleich er nur mittlerer Größe war. Er übte sich, wie die Athleten der Alten, im Laufen, Reiten, Springen, Werfen und Ringen, in allem, was die Griechen Fünfkampf nannten, und kletterte über Mauern wie eine Katze.*)

Aber nicht die unglaubliche Körperkraft allein war es, welche die alten Ritter so große Thaten vollbringen ließ. Ihre gewaltige Entschlossenheit und ihr bewunderungswürdiger Mut, der vor keiner Gefahr zurückschreckte und die Schmerzen der Verwundung nicht achtete, waren durchaus nicht geringer. Als dem tapfern Eberhard, einem der Männer des Bischofs von Salisbury, der an dem Zuge des Königs Richard nach Ascalon im Jahre 1191 teilnahm, die rechte Hand von einem Türken abgehauen wurde, ergriff er mit der linken wieder sein Schwert und setzte unverdrossen den Kampf fort.**) — Wir werden dabei unwillkürlich an die That erinnert, die uns von dem Griechen Panaigyros aufbewahrt ist. Dieser hielt in der Schlacht bei Marathon ein Schiff mit der Hand fest. Als ihm dieselbe abgehauen wurde, packte er mit der anderen an; und als er auch diese verlor, hielt er das Schiff mit den Zähnen.***)

Beispiele von Mut und Furchtlosigkeit bei den Rittern ließen sich in Menge anführen. Es wird genügen, hier zum Schlusse noch einige besonders glänzende anzuführen.

Der französische Ritter Peter Braicuel, ein Mann von gewaltiger Größe, hatte bei der Eroberung von Konstantinopel im Jahre 1204 die Verwegenheit, allein durch das eine der gesprengten Thore in die Stadt zu dringen und sich dem Lagerplatze des Kaisers zu nähern. Die Griechen flohen nach allen Seiten hin vor dem riesenhaften Ritter, dessen gewaltige Länge noch durch die Höhe seines Helmes nicht wenig vergrößert wurde. Er war nämlich nach Niketas ein Riese von fast neun Klaftern, wie die Söhne der Iphimedeia und des Poseidon im Homer†), und sein Helm glich einer turmreichen Stadt. Er mag also von dem Könige Teutobochus nicht sehr verschieden gewesen

---

*) Weber a. a. O. T. 2. S. 79.
**) Wilken a. a. O. B. IV. S. 400.
***) Vergl. Weber a. a. O. T. 2. S. 26.
†) Hom. Odyss. XI. 311. 312.

ein, der dreizehn Ellen hoch gewesen und fünf Ellen breite Schultern gehabt haben soll.*)

Ein anderer Ritter, Johann le Grand, wurde während der Belagerung von Sidon (1253) einst von einem türkischen Reiter in sarazenischer Sprache zum Kampfe herausgefordert. Er war schon im Begriffe, diese Herausforderung anzunehmen, als er zu seiner linken Seite einen Haufen von acht Türken bemerkte, welche herangekommen waren, um Zuschauer dieses Kampfes zu sein. Er rannte darauf wider diese Türken und durchbohrte mit der Lanze einen derselben dergestalt, daß er tot zur Erde niederstürzte; von einem anderen Türken empfing er zwar einen Schlag mit dem Schwerte auf seinen Helm, richtete aber gegen diesen Sarazenen einen so geschickten Hieb, daß dessen Turban zu Boden fiel; und dem Streiche, den ein dritter wider seine Schulter richtete, wich er aus und stieß dem Sarazenen sein Schwert in die Seite, worauf demselben der Säbel aus der Hand entfuhr.**)

An dem Tage, da Ptolemais verloren ging (1291), zeichnete sich durch Mut und Todesverachtung vor allen Rittern aus der Marschall der Hospitaliter Mathäus von Clermont. Als alle Hoffnung, die Stadt zu retten, verloren war, stürzte dieser sich in die sarazenischen Scharen, jeden Feind, auf den er stieß, tötend oder verwundend. Und als er durch das Thor des heiligen Antonius bis zu dem äußersten Ende des eindringenden sarazenischen Heeres gelangt war, kehrte er um und durchrannte auf gleiche Weise zum zweitenmal die feindlichen Scharen, welche zaghaft dem ungestüm rennenden Ritter auswichen, bis in die Mitte der Stadt. Endlich wurde der tapfere Marschall in einer Straße von mehreren feindlichen Lanzen durchbohrt, als sein Schlachtroß verwundet war und ihn nicht weiter zu tragen vermochte.***) Glücklicher endete einst der heldenmütige Kampf jenes Römers Horatius Cocles, der allein ein ganzes Heer vom Übergange über den Tiberfluß abhielt. Dieser ließ die Tiberbrücke hinter sich abbrechen, stürzte sich dann mit voller Rüstung und einer tiefen Wunde im Schenkel hinab und schwamm hinüber.

*) Wilken a. a. O. B. V. S. 292. Anm. 25. Vgl. Weber a. a. O. T. 2. S. 437.

**) Wilken a. a. O. B. VII. S. 322. Anm. 1.

***) Wilken a. a. O. B. VII. S. 763.

15.

Volkstanz und Festlichkeiten im deutschen Mittelalter.

Von Karl Weinhold.

(„Die deutschen Frauen in dem Mittelalter." Ein Beitrag zu den Hausaltertümern der Germanen. Von Karl Weinhold. Wien, Verlag von Karl Gerold, 1851. S. 369.)

Wir können über die älteste Zeit hinsichtlich des Tanzes nur geringes sagen. Tacitus beschreibt (Germ. c. 24) einen Schwertertanz germanischer Jünglinge, der aus Sprüngen und kühnen Bewegungeu unter Schwertern bestand. Auch die gotischen Worte für tanzen (laikan, laiks Tanz) weisen auf das Springende und Hüpfende. Dabei zeigt sich Einfluß fremder Völker auf gotische Tanzweise, denn das aus dem slavischen entlehnte Wort plinsjan konnte doch nur zusammen mit der Tanzart, die es bezeichnete, aufgenommen werden. In der älteren althochdeutschen Zeit ist, wie es scheint, tumôn das einzige einheimische Wort für tanzen. Es bedeutet, sich im Kreise bewegen und scheint, wenn man die verwandten Worte (agſ. tumjan, engl. tumble, das nhd. tummeln und taumeln) hinzunimmt, einen Tanz zu bezeichnen, der ein Herumgehen im Kreise mit schwebender Bewegung war, das also, was ungefähr nachher umgênder tanz genannt wurde. Anziehend ist bei dieser Unsicherheit und Dürftigkeit der anderen Angaben die Beschreibung eines Tanzes in dem lateinischen Gedichte von Rudlieb (um das Jahr 1000). Ein Jüngling und ein Mädchen tanzen miteinander; er bewegt sich einem Falken gleich im Kreise und sie wie eine verfolgte Schwalbe. Nähern sie sich, so geschieht es nur um, rasch beieinander vorbeizufahren; sie schwimmt gleich=

sam in der Luft, er bewegt sich rascher und heftiger, und mit Händen und Füßen begleiten sie die Weise des Harfenspiels. Ungefähr in gleicher Weise waren manche Arten der französischen Rundtänze. Im Roman von der Rose (763 ff.) wird eine carole beschrieben, welche zwei Mädchen tanzen und die fast dem Rudliebschen Tanze gleich ist. Sie eilen sich zierlich entgegen, neigen sich, wenn sie einander nahe sind eng zusammen, fahren aber rasch wieder fort und entfernen sich um so weiter. Wie dem auch sei, die Spuren der beiden Haupttänze des 12. und 13. und der folgenden Jahrhunderte, des umgehenden Tanzes (carole) und des springenden (espringale) lassen sich schon in der früheren Zeit auffinden.

Durch die Schilderungen in den epischen Gedichten sowie durch die Tanzlieder und die höfische Dorfpoesie des 13. Jahrhunderts wird uns auf den Tanz dieser Zeit ein ziemlich heller Blick gegönnt. Wir sehen daraus, daß der ruhigere, bloß getretene oder gegangene Tanz der vorzugsweise höfische war. Es wurde ein Kreis gebildet, jeder Mann nahm eine Frau oder zwei bei der Hand und unter Seitenspiel und Gesang hielten die Paare mit schleifenden leisen Schritten ihre Umgänge. Ein andermal ward ein Rundtanz gemacht; die Gesellschaft schloß einen Kreis und mit sanfter Bewegung gingen sie singend in der Runde herum, indem der Inhalt des Gesanges durch irgend eine einfache Handlung äußerlich dargestellt wurde. Gerade diese dramatische Gattung der Rundtänze war sehr mannigfach und hat sich im Volke noch ziemlich reichlich erhalten.

Am einfachsten waren Tänze, wie sie auf den Färöern bis in die neueste Zeit vom ganzen Volke getanzt werden. Männer und Frauen bilden eine einzige lange Reihe; sie bewegen sich drei Schritt nach vorn oder drei Schritt zur Seite, bleiben dann, sich hin- und herbiegend, eine kurze Weile stehen und thun wieder drei Schritt zurück. Die ganze Reihe singt dazu Lieder, welche von entsprechenden Gebärden begleitet werden. Dieser Tanz scheint im ganzen Norden verbreitet gewesen zu sein; er war recht eigentlich ein getretener Tanz. Diese ruhigeren Tänze finden sich auch in dem fröhlichen Leben der oberdeutschen Bauern des 13. Jahrhunderts; sie wurden durch die Einwirkung der höfischen Rundtänze unterstützt und gegen die im ganzen bei dem Landvolke beliebteren Springtänze aufrecht gehalten. Unter den umgehenden Tänzen der Bauern scheint die Stadelweise beliebt und von sanftem und sentimentalem

Charakter; auch fremdländische treten auf, wie der Ridewanz, der Fulafranz, der Mürmun, der Trypotey; der Achselrote und Houbetschote scheinen ebenfalls hierher zu gehören. Die östlichen Nachbarn mögen übrigens ebenso auf dergleichen Tänze gewirkt haben wie die westlichen; indessen wollen wir der Fremde auch keinen zu großen Einfluß einräumen, da fremdklingende entstellte Namen noch kein sicheres Zeugnis des Fremdseins sind und wir noch aus heutiger Erfahrung wissen, wie reich einzelne germanische Stämme an volkstümlichen Tänzen sind. Grade der höfische Tanz, der am meisten fremder Mode unterworfen sein mußte, zeigt eine größere Einförmigkeit, als der ländliche, obschon wir bei der Unkenntnis der Tanzmelodien kein ganz sicheres Urteil fällen können. Unter den deutschen Ländern war Thüringen im Anfang des 13. Jahrhunderts als Quelle neuer Tanzweisen berühmt, was sich aus dem künstlerischen Leben am Hofe zu Eisenach erklärt. In Frankreich stand Lothringen, also doch deutsches Blut, in besonderem Ansehen darum.

Die umgehenden Tänze hießen vorzugsweise Tänze, wogegen die Springtänze (éspringales, éspringeries) den Namen Reihen führten.*) Der Tanz wird getreten, der Reihen wird gesprungen; der Tanz bewegte sich vorzüglich in geschlossenen Räumen, der Reihen wird in seiner Ausgelassenheit meist auf Straßen und Anger von dem niederen Volke aufgeführt. Instrumentalmusik und Gesang sind beiden gemeinsam; natürlich muß der Takt und die Weise des Reihen lebendiger gewesen sein. Den umgehenden Tanz leitete gewöhnlich ein Vorsänger oder eine Vorsängerin, den Reihen ein oder mehrere Vortänzer, denen die Paare nachsprangen. Die Frauen gingen rechts und wurden entweder bei der Hand oder am Ärmel geführt, und beide Teile wetteiferten in kunstreichen weiten und hohen Sprüngen. Allem nach zu urteilen waren diese Reihen nicht anmutig: sie werden dem umspringen der Bären und Böcke verglichen, und die weibliche Zucht kann nicht gewahrt sein, wenn es dabei von den Frauen heißt, daß sie weiter als ein Klafter sprangen, oder wie

---

*) Tanz und Reihen haben zuweilen nicht diese entgegengesetzte Bedeutung, sondern bezeichnen das Tanzen überhaupt. In dieser Bedeutung findet man auch den Reigen treten, an dem Reihen gân wie den Tanz treten, an einem Tanze gên. Wie sich reihen und tanzen entgegenstehen, so franz. caroler und danser.

ein Vogel in die Höhe flogen, oder höher als eine Hinde hüpften. Auf Island hieß ein solcher Springtanz faldafykir, Tücherschleuderer, weil die Kopftücher der Frauen (faldar) dabei ringsum flogen. Die Polizei sah sich daher auch im 14. und 15 .Jahrhundert genötigt, das „Umwerfen" der Frauen zu verbieten; allein auch in dieser Hinsicht drang sie nicht durch; noch Fischart fand Gelegenheit, seinen beißenden Spott über diese Springtänze auszugießen.

Wie sich unter den umgehenden Tänzen verschiedene Arten zeigten, so treten deren auch unter den Reihen auf, und durch seine Lebendigkeit bedingt, mehrere als dort. Eine Art war der krumme Reihen; er wurde gesprungen und gehinkt und scheint sehr wild gewesen zu sein. In einem Tanzliede heißt es: Da schrieen sie allzugleich nach einem Spielmann: „Mach uns den krummen Reihen, den man hinken soll. Das gefällt uns allen wohl, und Löchlein ist es, der ihn führen soll." Der Spielmann stimmt die Pauken, die Reifen fest er wand, da nahm sich auch der Löchlein ein Mädchen an die Hand. „O du frecher Spielmann, mach uns den Reihen lang! Ju heia, wie er sprang! Herz, Milz, Lung' und Leber sich rundum in ihm schwang." — Der Hoppoldei mag verwandt gewesen sein; er war anscheinend ein heimischer Tanz, der mancherlei Umbildungen fähig war, da neue Hoppoldeiweisen erwähnt werden. Aus dem Rufe: heiâhei und hei, der dabei ertönte, schließe ich, daß der Heierleis eine Unterabteilung des Hoppoldei war. So wenig ich diese Tänze für fremde erklären mag, so wenig auch den Firlefei. Man muß überhaupt bei der Deutung dieser Tanznamen vorsichtig sein und sie nicht so rasch als fremde beseitigen. Viele werden durch mundartliche Ausdrücke erhellt, viele verdanken ihr Entstehen kecker Bildungslust; die französischen Endungen sind aus dem halbkomischen Streben des damaligen Landvolkes hervorgegangen, französische oder vlämische Formen in seine Rede zu verflechten.

Geforderte Begleitung des Tanzes war die Musik. Entweder spielten Spielleute dazu auf Geigen, Pfeifen, Flöten, Trommeln und Tambourins, oder die Tänzer begleiteten sich selbst durch Gesang. Wenn auch zuweilen diese Lieder von der ganzen Menge zugleich gesungen wurden, so war es doch gewöhnlicher, daß ein Vorsänger oder eine Vorsängerin das Lied vortrugen und die Menge nur in den Refrain einstimmte oder die einzelnen Verse nachsang. Der Inhalt der Tanzlieder war

sehr verschieden; wir finden unter ihnen Liebeslieder, historische Gesänge, politische und Rügelieder. Die Lieblingslieder enthalten meist das Lob des Frühlings; der Lenz im Herzen und der Lenz in der Welt schlugen zusammen in reizenden Tönen. Die Liebeslieder sind die häufigsten und eine notwendige Begleitung der Tänze, welche eine Quelle so vieler Liebe waren. Sie sind begreiflicherweise in ihrem Tone sehr verschieden; von schüchternem, halb verhohlenem Preise der Geliebten schreiten sie bis zur offenen Erklärung der Neigung und selbst bis zur kecken Äußerung der letzten Wünsche vor. Neben lyrische Ausdrücke des Gefühls stellen sich epische Schilderungen einer Liebesbegebenheit und selbst dramatische Darstellungen verschiedener Seiten des Liebeslebens. Ebenso reich ist die Gattung der geschichtlichen Tanzlieder. Germanische und romanische Völker wetteiferten darin miteinander, den Reigen, in dem sich das ganze Volk zusammenfand, zum Mittel zu machen, die alten Erinnerungen des Volkes zu beleben und wach zu erhalten. Wir können daher annehmen, daß die Lieder von den Amelungen, von Dietrich von Bern, von dem Franken Siegfried und den Burgunderkönigen, kurz daß alle historischen Lieder der germanischen Stämme schon in ältester Zeit zu ihren Tänzen gesungen wurden. Einen überraschenden Beweis dafür geben die färöischen Tanzlieder, unter denen eine reiche Zahl aus der Nibelungensage genommen und noch in neuester Zeit gesungen wurde. Ebenso dürfen wir, auf die färöischen Gesänge gestützt, behaupten, daß Lieder aus der Göttersage zum Tanz gesungen wurden. Aber nicht bloß aus weiter Vergangenheit waren die Gesänge genommen. Was Großes oder Seltsames in der Gegenwart sich ereignete, ward in ein Lied gebracht und zum Tanze gesungen. Die Dietmarsen, welche sich im 15. und 16. Jahrhundert gegen die dänische Anmaßung tapfer wehrten, wie später ihre ruhmreichen Urenkel, sangen ihre Thaten zu ihren Tänzen. Wenn aus dem übrigen Deutschland nichts Entsprechendes bekannt ist, so liegt dies nur daran, daß hier nichts Großes geschah, nichts wenigstens, das an das Herz des Volkes gegriffen hätte.*) Dennoch ist es möglich, daß die Lieder von den Städtefehden und einzelnen kühnen Räubern auch zum

*) Ein Tanzlied des „Tannhäuser“ enthält in seinem ersten Teile den Preis Kaiser Friedrichs II. Man sieht also auch hier das Politische und Geschichtliche nicht ausgeschlossen.

Tanze gesungen wurden. Bei den romanischen Völkern und den Engländern standen diese epischen Tanzlieder in größter Blüte; aus diesem historischen Inhalte derselben bildete sich bekanntlich der Sprachgebrauch, ein jedes episches Lied ein Tanzlied oder eine Ballade zu nennen. Mit dem epischen Inhalte des Tanzliedes hängt die Darstellung der Gegenwart und ihrer Sitten, die Schilderung der Ereignisse des gewöhnlichen Lebens im Tanzliede zusammen, wie dies namentlich in der höfischen Dorfpoesie zu bemerken ist. Daran knüpft sich die Kritik der bestehenden Zustände, das Klage- und Rügelied. Ein Tanzlied Konrads von Würzburg beklagt den Verfall des geselligen Lebens; Rüge und Spott drangen in das Tanzlied tief ein. Noch heute werden auf den Färöern Spottlieder zum Reigen gedichtet, und der Gegenstand derselben muß sie mittanzen. Er wird von zwei starken Männern an den Händen gefaßt und gezwungen, in dem Reigen zu bleiben, bis das Lied zu Ende ist. Hat sich dasselbe des Beifalls erfreut, so wird es in den allgemeinen Gesangsschatz aufgenommen. Auch anderer Inhalt zeigt sich in diesen Gesängen; auf den Färöern wurden sogar geistliche Lieder zum Tanz gesungen, und noch vor wenig Jahrzehnten hielten es dort ältere Geistliche nicht unter ihrer Würde, in der Amtstracht an diesen freilich sehr anständigen und ehrbaren Tänzen teilzunehmen. Auch moderne Arien wurden gesungen, wie auf Sylt holländische Quintis. In Oberdeutschland sind noch heute Tanzlieder verschiedener Gattung daheim.

Die Form der Tanzlieder war gleich ihrem Inhalte mannigfach. Ihre alte Benennung Leich (got. laiks), die eine Vereinigung von Harfenspiel, Gesang und Tanz ausdrückt, giebt kund, daß die Worte oder der Text in ihnen in untergeordnetem Verhältnisse zur Weise und zur Körperbewegung standen. Während das Lied eine strenge und gleichmäßige Gliederung seiner Verse und Strophen bedingte, bewegte sich der Leich freier, ganz in der Weise der kirchlichen Sequenzen. Das Steigen und Fallen des Harfenspiels, die Bewegungen der Tanzenden gaben die Absätze, die Länge und Kürze der Verse; die Worte waren bloße Begleitung der Weise, um diese dem Munde gerechter zu machen und ohne die Forderung, daß sich diese ihnen anpasse. Die Geschichte des Leiches gehört nicht hierher; es mag nur erwähnt werden, daß die Kunstdichtung, von der Kirchenpoesie zunächst dazu veranlaßt, die Form des Leiches und der Sequenzen aufnahm. Neben religiösen Leichen

erscheinen weltliche oder Tanzlieder. Sie waren dem alten Charakter gemäß Gesänge ohne gleichförmige strophische Abteilung, ohne gleiche Länge der Verse, in Strophen- und Versbau abwechselnd. Das Hüpfen und Springen, das bald weite, bald kurze Umherschleifen und Wenden, das Anhalten und rasche Bewegen spiegelt sich in dem Baue ab; der Leich ist die naturgemäße Begleitung der Springtänze. Die ruhigeren umgehenden Tänze verlangten auch ruhigeren Gesang. Sie bewegten sich in Wiederholungen derselben Gänge, der Tritt war gleichmäßig, sie forderten also auch die Wiederkehr derselben Strophenart und Gleichmäßigkeit des Versbaues. Das Lied gehört dem Tanze, der Leich dem Reigen.

Zu dem Tanze kamen im Freien noch Spiele. Die germanischen Jünglinge verbanden damit gefährliche Übungen unter den Waffen; in der späteren Zeit wurde namentlich Ballspiel in den Tanz eingeflochten. Das Ballspiel war eine alte beliebte Unterhaltung der Germanen; es übte die körperliche Gewandtheit, forderte Sicherheit des Auges und der Hand und hielt mit seinem jagd- und kriegsähnlichen Treiben alle Kräfte angespannt. Auf Island war es Sitte, große Ballspiele (knâttleikar) anzusetzen, welche weit und breit besucht wurden. Auch in Deutschland und unter den romanischen Völkern wurde es fleißig getrieben und bei der Bedeutung des Tanzes geschah unwillkürlich eine Verbindung dieser beiden Lustbarkeiten. Wenn wir heute noch ein Tanzfest Ball nennen, so gründet sich dies auf jene Vereinigung. Das mittelalterliche Ballspiel mag mancherlei Arten gehabt haben; eine der gewöhnlichsten scheint die folgende gewesen zu sein, die noch heute gespielt wird. Die Spielenden teilen sich in zwei Parteien, die eine wirft den Ball, die andere fängt ihn. Die Werfenden wechseln ab und suchen den Ball so weit als möglich zu schleudern, die anderen haschen darnach und werfen ihn unter die andere Schar. Wer davon getroffen wird, muß zu der fangenden Seite übertreten, und dies geht fort, bis die ganze werfende Partei aufgelöst ist. Wie heute wurde der Ball auch früher mit Stecken und Scheiten geschlagen, um ihn recht weit zu treiben. Etwas anderes mochte das Spiel mit den Palmen sein, länglich runden Bällen mit drei Handhaben. Auf einem Holzschnitte des 16. Jahrhunderts, der solches Palmenschießen darstellt, stehen die Spielenden in zwei Parteien, auf der einen die Männer, auf der anderen die Frauen; jede Partei scheint soviel Palmen als Personen zu

haben. Auch diese Palmspiele wurden mit Gesang und allerlei Scherz begleitet, und die Weiber wetteiferten darin mit den Männern. Noch andere Spiele scheinen bei dem Tanze üblich gewesen zu sein, denn er war der Mittelpunkt der gesamten geselligen Lust und übte eine unbeschreibliche Anziehungskraft auf alles, was das Volk zur geselligen Freude bewegte.

Die Beantwortung der Frage, wo getanzt wurde, ergiebt sich aus dem, was bisher darüber gesagt wurde. Die vornehme Gesellschaft tanzte in den Sälen, das sogenannte Volk im Frühlinge und überhaupt in der schönen Jahreszeit auf Plätzen, Straßen, auf dem Anger an der Heide. Jedes Dorf hatte seine Linde, um welche sich der Reigen drehte, oder seinen Tanzhügel, wie das noch heute in Thüringen zu finden ist. Im Winter flüchtete man in die Stuben, welche zur größeren Geräumigkeit von allem Geräte geräumt wurden, oder manchmal in die Scheuern. Aber auch die Kirchen, ihre Vorhallen und die Kirchhöfe waren seit alter Zeit ein beliebter Platz zum Tanzen, und die Geistlichkeit hat auf Synoden und auf der Kanzel vergebens dagegen geeifert. Bis zum Ende des Mittelalters hielt diese Unsitte an.

Zu jeder Zeit, wenn sich eine dazu bereite Gesellschaft zusammenfand, begann man den Tanz; der Lenz lockte aber vor allem dazu, und wenn die Feierstunde abends nahte, schmückten sich Dirnen und Weiber und eilten ins Freie zum Reigen. Ganze Tage wurden in dieser fröhlichen Zeit vertanzt; eine Hauptklage gegen den Winter war, daß nun das Leben auf dem Anger enden müsse. Der Tanz fehlte zwar auch den winterlichen Gesellschaften (den govenanzen) nicht, allein er war beschränkter; zur Entwickelung der vollen Tanzeslust und der damit verbundenen Spiele fehlte der Raum, denn aus den Kirchen mochte die Kälte vertreiben. — In den höheren Gesellschaften wurde der Tanz stets in den Sälen aufgeführt; Sommer oder Winter machte hier keinen Unterschied, nur in der Tageszeit herrschte Abwechselung. Im allgemeinen richtete man sich, wie es scheint, nach den vorhandenen Unterhaltungsmitteln. Indem der Morgen und die Zeit nach dem Hauptessen gewöhnlich anderweitig ausgefüllt waren, hub der Tanz meist gegen Abend an, wenn der Buhurt zu Ende gegangen war; er dauerte bis gegen die gewöhnliche Zeit des Schlafengehens. Indessen wurde wohl auch manchmal bald nach dem Morgenimbiß oder auch nach der Hauptmahlzeit der Tanz begonnen.

Dem großen Haufen des Volkes waren wie heute die Sonn- und Feiertage die bequemste Zeit zu ihren Lustbarkeiten. Da ruhten die Arbeiten des Hauses und Feldes, und von weit und breit strömten die Scharen zu beliebten Tanzplätzen. Die Kirche eiferte wohl gegen diese Sabbatentheiligung, allein was half es? Das Predigen war vergebens, und Bruder Berthold ergoß seine Beredsamkeit umsonst. Trotz aller Berufung auf den heiligen Augustin, trotz allem Vorhalten, wie die Feldarbeit am Sabbat immer noch eine geringere Todsünde als Tanzen sei, ließ sich das Volk seine Lust nicht nehmen, die es für eine Woche voll schwerer Mühe entschädigen mußte.

Was war natürlicher, als daß sich die Frauen zum Tanze besonders schmückten? In den großen Gesellschaften der vornehmen Welt war es sogar Sitte, daß die Frauen vor dem Tanze neue Toilette machten; die Mädchen und Weiber der Bauern aber legten, wenn es zum Reigen ging, ihre Werkeltagskleider ab und nahmen das schönste Gewand aus den Falten und Schreinen. Wie oft schildern nicht die Dichter der Dorflust den Streit zwischen einer tanzlustigen Tochter und einer besorgten oder neidischen Mutter, welche die Kleiderkammer oder den Kasten nicht öffnen will. Das Haar mit Seidenborten umwunden, im Kleide mit modischer Schleppe, in der Hand oder auch an einer seidenen Schnur, die am Halse hing, einen kleinen Spiegel, vor allem aber mit einem Blumenkränzlein auf dem Haupte, so eilten in den fröhlichen Zeiten des 13. Jahrhunderts die ländlichen Schönen auf den Tanzplatz. Der Kranz war nicht bloß ein Schmuck, er diente auch zur Auszeichnung, denn er ward von den Tänzerinnen ihren Lieblingen, von den Tänzern ihren Schönen gegeben, wie heute Schleifen und anderer Tand.

Ein weit verbreiteter schwedischer Rundtanz giebt uns von diesem alten Brauch noch heute Zeugnis. In dem Kreise der Tanzenden steht ein junger Mann oder ein Mädchen und windet einen Kranz. Die Tanzenden singen:

> Das Mägdlein (der Bursche) steht hier mitten im Tanz
> Und pflückt sich Rosen wunderfein,
> Es windet draus den schönsten Kranz
> Wohl für den Herzgeliebten sein.

Das Mädchen setzt darauf einem Burschen den Kranz auf, und die anderen singen:

Komm, du mein Geliebter, her,
Den ich mir hier ausersah,
Willst du dies und wohl noch mehr,
Reich' die Hand und sprich ein Ja.

Das Paar tanzt in dem Kreise herum, und das Spiel beginnt dann von vorn.

Wie der Spiegel den Frauen ein lieber Schmuck war, so entbehrten die Männer, wenigstens die reichen Bauern in Bayern und Österreich, die gern den Ritter spielten, beim Tanz nicht leicht des Schwertes. Es war möglichst lang und breit und hatte einen verzierten Knopf. Die Folge war, daß blutige Schlägereien beim Tanze entstanden, denn der leicht entzündeten Eifersucht war das Mittel der Rache nur zu bald zur Hand. So blieben einmal um eines Rosenkränzleins willen zweiunddreißig österreichische Bauern auf dem Kampfplatze tot; ein andermal sechsunddreißig. Aber das hinderte nicht, das nächste Mal in der alten Fröhlichkeit zum Reigen zu eilen. Das Leben der Dörfler war in den reicheren und freieren Landschaften so frisch und genußsüchtig, daß die Vornehmeren sie wohl darum beneiden konnten. Freude an der Schönheit der Natur, Tanz, Spiel und Liebe flochten sich zu einem Feste zusammen, gegen welches das Vergnügen der Säle nur eine blasse Nachfeier war.

16.

Das Kinderspiel in alten und neuen Zeugnissen.

Von Ernst Ludwig Rochholz.

(„Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz." Von E. L. Rochholz. Leipzig, J. J. Weber 1857. S. 359.)

Ernst Ludwig Rochholz, Germanist und Sagenforscher, geboren den 3. März 1809 in Ansbach, studierte in München die Rechte, ging 1834 in die Schweiz und war dort Lehrer, zuletzt an der Kantonschule in Aarau. Wegen seiner radikal-sozialistischen Gesinnung seit 1866 in den Ruhestand versetzt, starb er am 30. Oktober 1892.

Das Mutter- und Kindesverhältnis enspringt aus der unabweisbaren Natur und ist sich also in allen Zeiten und Verhältnissen stets gleich. Denn was dem rein Menschlichen angehört, bleibt frei von dem Wechsel der Systeme und Moden; so große Dinge, wie heute der sogenannte gute Geschmack und die öffentliche Meinung, haben keinen Einfluß darauf, und kaum durch das Nationelle erleidet es einen leisen Eindruck. Die Erzählungen hierüber aus dem höchsten Altertum machen daher noch immer eine Wirkung auf uns, als stammten sie aus unseren eigenen Jugendjahren. Jene Mutter, die dem eingeschlummerten Säugling die Fliegen wehrt, ist die von Homer schon geschilderte, ist zugleich unsere eigene und wird auch den einst noch kommenden Raphaelen der Gegenstand ihrer Madonnenbilder sein. Jenes Kind, das neben der Mutter herläuft und sie an der Schürze zupft, bis sie's auf den Arm nimmt, ist das homerische Kind und sind wir selbst einmal gewesen. Jenes Söhnlein, das vor des Vaters großem Helmbusch erschrickt und sich in die Schulter der Amme verbirgt, ist Hektors Kindlein Astyanax; da nimmt der Vater den Helm noch einmal ab, obgleich er eben auf dem Wege ist, in den Kampf zu gehen, herzt

und befiehlt den Göttern das Kind; da muß die Mutter durch die Abschiedsthräne hindurch mitlächeln über des Kleinen reizende Scheu; und da beschleicht uns selber eine stille Sehnsucht, und wir müssen unserer eigenen lieben Eltern plötzlich gedenken. Nicht mehr das Gedicht, nicht mehr das prächtige homerische Bildwerk ist es dann, nicht mehr unser poetisches Wohlgefallen daran, sondern uns erfüllt ein höher reichendes sittliches Frohgefühl; wir haben die Genugthuung, unsere innersten und verschwiegensten Kindheitsstimmungen als die Empfindung der Welt vor Jahrtausenden schon ausgesprochen und anerkannt zu sehen, da steigen dann die so geheimen Liebesgedanken wie verschüttete alte Statuen ans Tageslicht empor und werden zu neuen Ehren gezogen. Es ist, als ob wir die Wahrheit einen Sieg begehen sähen. Und so ist es auch. Die Gleichberechtigung, die dem Menschlichen unter allen Zonen zu teil werden muß, erfüllt unser Nachdenken stets mit einem Gefühle von Frömmigkeit und Trost. Mitten im Wechsel und Verschwinden der mächtigsten Dinge lassen diese unscheinbaren Kleinigkeiten eine Stetigkeit und Dauer erkennen, die nur etwa dem Gestirne, das ewig auf derselben Bahn wiederkehrt, vergleichbar erscheinen. Sind wir doch noch immer so! sagen wir dann erfreut über das Zutreffende eines vor grauer Zeit richtig gesprochenen Dichterwortes; ja unsere eigenen Dichter rufen bei eben denselben Wahrnehmungen enthusiastisch aus: „Siehe, die Sonne Homers lächelt auch uns! In ewig wiederholter Gestalt wälzen sich die Thaten um, immer jugendlich schön ehrt die Natur das alte Gesetz. Sie bewahrt mit treuer Hand dem Manne auf, was er ihr als gaukelndes Kind oder als Jüngling anvertraut hatte, und wiegt auf gleichem Mutterschoße die nahen und die entferntesten Geschlechter.“ (Schiller, „Der Spaziergang“.)

Über der äußeren wandelbaren Natur steht unwandelbar die unseres Herzens, unserer Neigung und Liebe. Daher wächst den edelsten Geistern einer Nation diese Empfindung zu der großen der Nationalität; das Andenken an die Jugendzeit, Vater-, Mutter- und Geschwisterliebe, Kameradschaft und Freundestreue sind ihnen die ursprüngliche Quelle ihres Wahrheitseifers, ihres Schönheitssinnes. Der Mutterschoß, das Kindergärtlein, der Knabenspielplatz stehen noch immer lieb und freundlich vor ihrem Geiste, indes dieser schon die öffentliche Arena betritt und zu solchen Werken sich anschickt, an denen ein ganzes Jahrhundert zehren soll. Wie treu blieb ein Schiller dem ersten Jugend-

freunde, wie aufopfernd ein Goethe gegen die aus der Frankfurter Knaben-Kameradschaft, wie kameradschaftlich fühlt sich Klopstock als Odendichter noch zu den unbedeutenden Jugendgespielen hingezogen, welch ein guter Bruder und Freundschaftsheld ist Georg Forster, ist der große Lessing. Ihr teilweise ärmliches und beschränktes Leben im Elternhause brachte ihnen doch das unschätzbare Glück, der Empfindung der Heimatlichkeit, der trauten Kindertreue recht sicher geworden zu sein, und dieser Herzenszug hielt durch ihr Leben aus.

Wir können unsre Neigung treu bewahren,
Selbst für die Puppe, die aus unsrer Kindheit
Uns ansieht wie mit über uns Erwachs'ne
Erstaunten großen Augen. Wie vielmehr
Bleibt uns die Liebe!
(L. Schefer, „Laienbrevier".)

Je wichtiger und geschätzter uns daher ein Mann ist, um so reizender wird für uns der Widerschein von Kindersinn, Jugendschimmer und Knabenerinnerung, welche wir in seiner reifen Seele nachglänzen sehen. Je befähigter ein Zeitraum uns zu sein scheint, um so öfter sehen wir ihm auch die Teilnahme an, die er dem Jugend- und Kinderwesen nicht minder achtsam gönnt, als seiner eigenen neu eingeschlagenen Richtung. Weltgeschichtliche Helden, einen Ziethen und Friedrich, sehen wir in die Scherze einer spielenden Knabenschar gemischt. Es hat ein solcher mit seinem Heroenleben als mit einem kurzdauernden Augenblick zu geizen, dann muß der neue Achill zu den Schatten hinab; gleichwohl verweilt er hier einmal bei den kegelnden Knaben und unterzieht sich freundlich ihrem eigensinnigen Spielgesetze. Es nimmt sich der Kirchenvater Tertullian Zeit, mitten im Kampfe mit den lauernden Parteien, uns an ein Märchen zu erinnern aus dem Munde seiner Amme. Zwischen Wachen und Einschlafen hatte sie ihm einst die Geschichte von der alten Hexe erzählt, in deren Turm die Jungfrau gefangen gehalten ist so lange, bis ihr die goldenen Haare über die Mauer hinabwachsen und von der Sonne gestrählt werden (Grimm, „Kindermärchen" 3, 263). Selbst der große Kirchenlehrer Augustin wird uns ebenso in seinen Forschungen über Gottheit und Ewigkeit zur Folie eines hübschen Kindheitsbildchens. Am Meeresstrande nachsinnend wandelnd, trifft er ein im Sande häufelndes Kind an, das mit der Hand das Meerwasser in die Erdgrübchen schöpft. Es gleicht den spielenden Knaben bei Homer, die sich

Sandhäufchen aufbauen und wieder umstoßen. Ein Engel des Himmels, setzt aber die Legende hinzu, müsse es gewesen sein, der den Grübler über die Gottheit mittels eines Grübleins belehren wollte, in das sich der Ozean nicht schöpfen läßt. Auch der Künstler und Dichter, in dessen Seele eben ein Werk im Werden ist, das sie ganz mit erhabener Bangigkeit erfüllt, bleibt am Wiesenrain stehen, horcht dem Spielreim zu und wiederholt ihn einst in einem seiner spätesten Lieder. So thut Walther von der Vogelweide, der in seinem Gedichte das Spiel des Hälmleinziehens gläubig wiederholt, wie er einst bei Kindern gesehen hat; so steht in Goethes Lied das „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg"; so stehen bei Rückert („Gesammelte Gedichte" Bd. 4) die Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannssohnes; so bekennt uns Christian Günther († 1723), es habe schon ein Wörtlein aus dem Texte des Weihnachts-Evangelium hingereicht, alle Bescherungsfreuden seiner vormaligen Kindheit wieder in ihm aufzufrischen:

Der Eindruck von derselben Lust
Erwacht mir noch in Mark und Brust,
So oft ich nur die Lehre
Des Weihnachtstextes höre.

Eine ganze Galerie läßt sich nennen von Helden und von Weisen, welche das Spiel der Kinderwelt mitbetrachtet oder mitgemacht, oder weiter ausgedacht haben; lauter Männer, die zusammen einstehen für die Wahrheit des Schillerschen Wortes, es liege oft hoher Sinn im kindischen Spiele. Dasselbe ist auch des großen Leibnitz' Ansicht gewesen, der von der scharfen und unnachahmlichen Erfindungskraft redet, die in den althergebrachten Spielen stecke.

Heraklit ordnete am Dianentempel zu Ephesus die Knabenspiele, Sokrates machte sie zu Athen mit. Cosmus von Medicis verbesserte seinem Enkel auf öffentlichem Platze die Pfeife; Gustav Adolf spielte mit seinen Offizieren Blindekuh; Leibnitz trieb das Grillenspiel, Wallis das Ringelspiel und schrieb eine Abhandlung darüber in seiner großen Algebra (GutsMuths' „Spiele". 8. Aufl. S. 410), und sogar der sonst so empfindsame J. C. Lavater, den man gewöhnlich nur nach seiner eifernden Theologie betrachtet, erfand das Spiel der hölzernen Bausteine („Züricher Neujahrsblatt der Chorherrenstube" 1820). Der Spartanerkönig Agesilaos ritt mit den Kindern auf den Stecken, Heinrich IV. von Frankreich diente den seinigen selber zum Reitgaul und

rutschte mit ihnen im Zimmer herum. Auch Schillers Jenaer Hauswirtin, die Frau Griesbach, berichtete, wie oft der Dichter des „Wallenstein“ seines Karls Lieblingsspiel, „Löwe und Hund“, in der Stube auf allen Vieren geduldig mitgemacht habe (Hoffmeister, „Schillers Leben“ 5, 321). Ähnliches gilt von Goethe. In jener Zeit, da ihn die Welt für einen thränenreichen Werther hält, kriecht er in Wetzlar unter einem Haufen wilder Jungen herum und läßt sich von ihnen zerzausen. Die Briefchen, die er nachmals denselben Knaben schreibt, voll trauter Herzlichkeit, sind zu lesen: „Goethe und Werther“, von A. Kestner 1854.

Nicht anders ist es auf dem Gebiete der Heiligengeschichte bestellt. Gerade hier, wo man wohl befürchten könnte, das Erhabene möchte Schaden leiden, wenn es aus seiner himmlischen Isoliertheit hereingezogen würde in die tumultuarische und handgreifliche Familiarität der Kindergesellschaft, erzählt uns die Legende das Leben der Heiligen am liebsten in jener Ausführlichkeit, die mit Windel und Wiege beginnt. Wir besitzen zwei deutsche Gedichte aus dem dreizehnten Jahrhundert über die Kindheit Jesu, das eine von dem Österreicher Konrad von Fußesbrunnen, das andere von dem Karthäuser Philipp aus Steiermark. In beiden Legenden wird erzählt, wie sich der Jesusknabe Weiherlein im Sande machte, wie er bei seinesgleichen Vögelein aus Lehm knetet. Und die Kirche fand diese Art, sich das geschlossene Leben des Heilands nach kindlicher Seite hin weiter auszudichten, durch die heilige Schrift schon angeregt und gewissermaßen erlaubt, da ja der Heiland selber von den Kinderspielen geredet habe, wenn er bei Matth. 11, 16 sage: „Wem soll ich dieses Geschlecht vergleichen? Es ist den Kindern gleich, die am Markte sitzen und ihren Gesellen zurufen und sagen: Wir haben euch gepfiffen, und ihr wollt nicht tanzen, haben euch ein Klagelied gesungen, und ihr wollt nicht trauern.“ Das Mittelalter sah daher im Kinderspiele oft ein Vorspiel großer Begebnisse, wie denn Cyrus und Romulus schon im Kinderspiel zum Könige gewählt worden und Athanasius zum Bischof, der da die Zeremonie der Kindertaufe nachmachte, nachmals aber ein wirkliches Licht der Kirche geworden ist.

Ganz dasselbe drängt sich dem Betrachter auf, der einen Blick auf Kinderzeug und Spielzeug wirft, denn auch hierin haben alle Zeiten brüderlich miteinander geteilt, und gerade da am meisten gilt der Satz, nichts Neues unter der Sonne. Die Puppenwiegen, die wir unseren Kindern als Nürnbergertand zu

schenken pflegen, galten ebenso schon den Griechen. Unter den Merkwürdigkeiten des Junotempels zu Olympia erwähnt Pausanias eines kleinen, mit Elfenbein verzierten Bettchens, das ein Spielwerk der Hippodameia gewesen sein sollte (Becker, „Charikles" 1, 30). In der Kirche zu Schildturn in Niederbayern steht im Boden des Schiffs in einer viereckigen übergitterten Vertiefung eine Wiege von Holz, in der Sakristei aber eine ähnliche versilbert. Vor Aufhebung der Klöster war eine gediegene silberne vorhanden. Sie gehörte den drei heiligen Jungfrauen Einbet, Warbet und Wilbet und wird von den Bäuerinnen geschaukelt, damit ihnen leichte Entbindung gewährt werde (Panzer, „Bayer. Sagen" 1. S. 70. 362). Die Kinderpuppen selbst waren auf dem griechischen Markte derselbe stehende Artikel wie auf dem unserigen und hatten genau, wie unsere jetzigen, bemalte Holz- und Porzellangesichter; auch ihr Spielname Korai drückt dieselbe Vertraulichkeit aus, mit welcher unser Kind die Puppe sein Maidli nennt. Und wie wir von dem Ende der Kinderjahre sagen, das Steckenpferdchen müsse nun in den Stall gethan, die Puppenküche nun in den Schrank gesperrt werden, so hatte auch das Altertum bereits seine eigene Zeremonie, mit der es diesen Termin abschloß. Unser Fischart in seinem „Ehezuchtsbüchlein" (Straßburg, bei Caroli 1614, 79) soll darüber reden: „Die jungen Töchterlein, wann sie sieben oder acht Jahre erreicht und die Kindheit nun ablegen wollten, opferten sie der Venus Libitina ihre Puppen, Tocken und sonst Kinderspiel."

Die Kinderklappern und Kinderrasseln hießen bei den Griechen Platagai; sie müssen ihnen als etwas ganz Besonderes und Unentbehrliches vorgekommen sein, sonst hätten sie uns nicht den Namen dessen gemeldet, der ihr Erfinder war, den Archytas (Becker, „Charikles" 1, 30). In Deutschland waren sie schon vorhanden gewesen, noch ehe der einwandernde Germane hier den Boden betrat; denn man hat sie in der Neuzeit aus Heidengräbern hervorgegraben, welche dem vorgermanischen Volke der Kelten angehören; es sind zwei birnenförmig hohle, aneinander gebackene Thonkugeln, mit eingedrückten kreisförmigen Verzierungen, innen Klappersteinchen enthaltend („Züricher Antiquarische Mitteilung" 2, 12). So innig also sind die Bande der Liebe und Verwandtschaft, daß diese Zeichen der Elternzärtlichkeit noch aus den Gräbern eines Volkes herausreden, das wir oft nicht einmal mit seinem wirklichen Namen kennen. Um das

Wickelkind zu schweigen, geben wir ihm den süßen „Schnuller“ („Schlotzer“, „Niggi“); die Griechen steckten ihm einen in Honig getauchten Schwamm in den Mund. „Dem Untröstlichen versprechen wir was Gutes; „weine nicht“, sagten die Griechen, „so bekommst du auch etwas!“ „Gieb mir das schöne Händchen“, sprechen wir, wenn das Kleine rechts zugreifen soll. Die griechischen Ammen zogen den dargereichten Bissen wieder zurück, wenn das Kleine links danach langte; „links ist unartig“, sagten sie (Beck, „Chronik f. d. Jugend“, Augsburg 1787, Jahrg. 3). Die Kinderwiege erwähnt zuerst Plutarch, und bei uns zuerst die Heidelberger Handschrift des „Sachsenspiegels“ mit ihren einzelnen Abbildungen, welche vor dem Jahre 1220 gezeichnet sind. Eine Nachzeichnung dieses ältesten Bildes unserer deutschen Wiege giebt Scheible in seiner Sammelschrift „Das Kloster“ (Bd. 6, Figur Nr. 201). Das Wickelkind liegt da eingefäschet mit dem Kopfe auf einem gestickten Kissen, ruhend in seinem Wiegengestelle, dessen abgerundetes, also hin- und herbewegliches Unterteil völlig nach der Art unserer Wiegen beschaffen ist. Die Wöchnerin daneben langt zum Bette heraus und bringt die Wiege ins Schaukeln. Wie wenig vermag die Zeit an solchen einfachen Dingen zu ändern! Durch das Bedürfnis geboten sind sie bald genug in der bequemsten und für ihren Zweck am meisten geeigneten Form hergestellt gewesen. Eine zweite Abbildung einer Wiege findet sich gleichfalls unter den Kupfern vorerwähnten Buches (Figur Nr. 270); sie gehört zu den Bildern der Handschrift des deutschen Gedichtes: „Der Ritter von Stauffenberg“ und stammt aus dem Jahre 1430. Hier zeigt die Wiegenwand bereits ihre Schnürlöcher, und kreuzweise geschnürte Binden, die oben über das Bettchen weggehen, schützen das Kind vor dem Herausfallen. Die Gunst des Zufalls hat uns außerdem einige ältere Bilderwerke vor Augen gebracht, deren hier einschlägige Gerätschaften wir kurz schildern wollen. Petrarchas „Trostspiegel“ ist gedruckt Frankfurt 1572; allein die Holzschnitte dazu gehören schon dem Jahre 1520 an, wie in Scheibles „Kloster“ (6, 726) aus ihnen selbst nachgewiesen ist. Auf Blatt 61 b ist die Abbildung einer Kinderstube gegeben. Hinter dem großen Ehebette sitzt ein Bube im Winkel auf dem hölzernen Nachtstühlchen; an ihm vorbei schiebt sich ein nacktes Kind im Gehkorbe oder Gängelwagen, der unten auf vier Rollen läuft und mit dem Trichter dem Kinde unter die Achseln geht. Im Vordergrunde essen zwei Kinder mit kurz-

geschnitzten Löffelchen Brei aus der Pfanne. Das Pfännchen ist mit seinem Stiel auf einen hölzernen Rechtwinkel gestützt und steht also gerade. Ein Kind auf dem Steckenpferde springt um eine verhängte Wiege herum, an dieser aber sitzt die älteste Tochter mit der Kunkel in der Hand und tritt dazu das Schaukelbrett der Wiege. Der Steckenreiter wiederholt sich Blatt 67 a noch einmal, da hält er dann als eingelegten Speer den Stab unter dem Arm, an dessen Spitze zwei bewegliche Kreuzstäbchen mit ihren vier angeklebten Papierblättern sich als Windspiel und Drehmühle am Fliederstäbchen gegen den Wind umdrehen müssen. Eine Wochenstube findet sich abgebildet bei Jac. Rueff „Schön lustig Trostbüchle von empfengknussen" (Zürich, Froschauer 1554). Das Neugeborene wird da eben aus dem hölzernen Badewännchen herausgehoben und in die frisch gebettete Wiege gelegt; draußen in der Küche bläst die Magd das Feuer für den Kindsbrei an.

Daß die Germanenkinder mit Schnitzbildchen von Pferdchen, Schweinchen und Hündlein gespielt haben, wie unsere heutigen Kinder, ist unbezweifelbar. Schon der Gräberfund beweist es hinlänglich, wie dies an einem im Heidengrabe gefundenen Pfeifengäulchen gezeigt ist. In den altnordischen Sagas wird uns von den Kindern Steinolf Arnorsson und Arngrim Thôrgrimsson erzählt, die blutsverwandt waren und sich besonders lieb hatten. Als einmal der vierjährige Steinolf den zwei Jahre älteren Arngrim bat, ihm sein Messingpferdchen zu leihen, so schenkte er ihm dasselbe edelmütig: er sei ja ohnehin schon zu groß, um damit zu spielen. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts hat man am Strande Islands einen ganzen Fund solcher kleiner aus Kupfer getriebenen Tiere gemacht; wahrscheinlich die Sammlung eines fremden Händlers, der hier strandete (Weinhold, „Altnord. Leben", vergl. oben S. 215).

So sind auch die Erziehungsmittel, die bei uns im Schwange sind, keineswegs viel verschieden von denen des Altertums. Beide stimmen zwar gleichwenig zu den übrigen Anschauungen eines gebildeten Zeitalters, sie widersprechen im Grunde ebenso dem feinen Geiste des Hellenen, wie sie mit unserer Aufklärung streiten. Allein sie erhielten sich damals und erhalten sich heute trotz aller Einreden, welche dagegen die Pädagogen erheben. Will bei Theokrit die ausgehende Mutter ihr Kind, das sie nicht zugleich mitnehmen kann, schnell beschwichtigen, so sagt sie zu ihm:

„Du kannst nicht mit, denn der Kurreli-Murreligaul beißt dich!" Geilers von Keisersberg „Predigten" (Augsburg, bei Hans Otmar, 1508, Bl. 24) geben dasselbe Zuchtmittel für dieselbe Gelegenheit an: „Wenn daz kind sein muoter im hauß behalten wil, so spricht sy:

Gang nit hinauß,
Der man ist drauß!

Was hilft's, auf die Ungebühr hinzuweisen, die in solchen Schreckmitteln wirklich liegt? Die griechische Sprache hatte ebenso ihre dutzenderlei Namen von Kindergespenstern, die Akko und Alphito und Mormolükaien, wie die unserige ihren Butzenmann, Klaubauf und Böggel hat. Wir lassen die Ungebärdigen vom Wauwau holen, sie die ihrigen vom Arges Steropes und dem kohlengeschwärzten Merkur. Ja die Kinder trieben und treiben mit diesen mißbrauchten Gegenständen ihrer Angst alsbald auch ihr neues Spiel, ehedem wie jetzt; deswegen verkleiden sie sich, verstecken sie sich und suchen dabei die Fremden zu erschrecken. Das ist ihr Larven- und Butzenspiel, welches der Züricher J. H. Ammann („Richtige Kinderspiele." Zürich 1675) wohl zuerst in Kupferstichen dargestellt, aber viel früher schon der Bamberger Schulmeister Hugo v. Trimberg in seinem Gedichte „Der Renner" (Vers 12570 der Bamberger Ausgabe) beschrieben hat:

So wilent cleiniu kinder sahen
fremde levte, die begonden gahen
vn verburgen sich hinter die tor.
So lavffent sie nv peltlich hervor
vn spotten der levte in schalkes sitten.

Es ist Zeit, hier abzubrechen, obschon der Gegenstand seinen Schluß noch nicht hat; allein er ist uferlos. Nur auf einen kleinen Umstand sei noch hingewiesen, wie oft nämlich der stehende Spielbrauch mit der Sitte unserer eigenen Vorzeit zusammentrifft und also einen viel ernsteren Sinn hat, als man annimmt. So ist z. B. ein Schatten der altdeutschen Gerichtsverfassung noch allgemein übrig im Pfänderspiel. Der Richter fragt, was soll der thun, dem dies Pfand gehört? Der Grundzug deutscher Gerichtsverwaltung nämlich ist Trennung in zwei Geschäfte, in das richtende und urteilende, deren jedes besonderen Leuten obliegt. Der Richter leitet und vollstreckt, der Urteiler findet die Entscheidung (Möser, „Osnabrügg. Gesch." 1, 33. Grimm, „Rechts-Altert." 750).

17.

Colymbetes.

Ein Zwiegespräch über die Schwimmkunst.

Von Nikolaus Wynmann.

(Aus „Colymbetes, sive de arte natandi dialogus et festivus et jucudus lectu, per Nicolaum Wynmann, Ingolstadii linguarum professorem publicum“. 1538. Übersetzt in den „Grenzboten“ 1866. S. 105, abgedruckt in der „Deutschen Turnzeitung“ 1866. S. 204.)

Nikolaus Wynmann, wahrscheinlich ein Schweizer, besuchte die Schule in Zürich und Breslau, studierte in Wien und war um die Mitte des 16. Jahrhunderts Professor der Sprachwissenschaft in Ingolstadt. Sein obenerwähntes Buch, aus dem ein Teil in deutscher Übersetzung unten abgedruckt ist, muß nach Waßmannsdorff als das früheste Druckwerk über die Schwimmkunst angesehen werden. — Vergl. auch Waßmannsdorffs Aufsatz „Aus dem ersten Schwimmbuche der modernen Welt vom Jahre 1538“ in der „Deutschen Turnzeitung“ 1885. S. 612.

Die Leibesübungen, welche durch den modernen Turnunterricht in unsere Jugenderziehung aufgenommen sind, haben unter uns Deutschen eine lange Geschichte. Manche Technik, welche durch die Begründer des Turnens neu eingeführt wurde, war schon in der Römerzeit von den Deutschen mit Eifer getrieben worden. Mit Vorliebe suchten Jahn und seine Genossen die alten kräftigen Gliederbewegungen auf. Gerwurf, Sprung, Steinwurf und Steinstoß sind, wie das Ringen, welches unter Alemannen und Burgunden der Schweiz bis heute volksmäßig dauert, Übungen, welche die Germanen wahrscheinlich schon zu festem Brauche ausgebildet aus Asien herüberbrachten. Wenigstens sind dieselben Übungen den Griechen ebenso national.

Zu diesen Fertigkeiten, den Vorübungen für den Krieg, gehörte auch das Schwimmen. Schon Tacitus erzählt von dem

häufigen Baden der Deutschen in kaltem und warmem Quelle, und von je tauchte die Jugend beider Geschlechter nebeneinander die Glieder in die kalte Flut, ohne daß dies als eine Verletzung der Sitte und des Schamgefühls erschien. Die Germanenkrieger sind geübt, auch unter den Waffen Ströme zu durchschwimmen. Dann hilft der Schild, aus leichtem Lindenholze gefertigt, den Schwimmer und sein Gerät tragen.

Aber seit dem frühen Mittelalter ist in Deutschland daneben das Bad in der Wanne und im gewärmten Wasser üblich, schwerlich als eine Nachahmung römischen Brauches. Selten fehlt einem Grundstücke auf dem Lande das kleine Badehaus, auch in den Städten gehört die warme Badestube zur vollständigen Einrichtung eines Hauses. Wer nicht selbst eine Badestube besitzt, geht zu einem der städtischen Bäder, wo ihm auch an glückbringenden Tagen nützliche Tränke gereicht, zur Ader gelassen und Schröpfköpfe aufgesetzt werden konnten. Die öffentlichen Badestuben der Städte waren aber nicht gut beleumdet, sie waren Hauptstätten des Stadtklatsches und zuweilen auch der Unsitte. Bis zum Dreißigjährigen Kriege galt in Stadt und Land das warme Bad aller Welt für ein notwendiges Element der Gesundheitspflege; erst seitdem kam es ab, die Geistlichen eiferten dagegen, und die künstliche Staffage der Kleidung, wie das falsche Haar machte Aus- und Ankleiden während des Tages sehr unbequem. Wahrscheinlich war durch den Gebrauch der warmen Bäder schon im Mittelalter das kalte Flußbad in vielen Landschaften Deutschlands aus der Mode gekommen. Die Schwimmkunst erhielt sich nur hier und da, an der See und am Rande größerer Flüsse, aber sie war wenigstens zur Zeit der Reformation im inneren Deutschland eine seltene und auffallende Fertigkeit.

Das wird deutlich aus dem Inhalte eines kleinen ausnehmend seltenen Büchleins über die Schwimmkunst, welches unter dem Titel „Kolymbetes“ (der Taucher) im Jahre 1538 zu Augsburg gedruckt wurde und in lateinischem Dialoge unter anderem erstaunt berichtet, daß zu Zürich in der Schweiz die Jugend das Schwimmen mit Meisterschaft übe. Die ergötzliche Stelle des Gespräches ist der Mitteilung wert, weil sie auch noch andere Züge aus dem Leben der Vorfahren überliefert. Sie folgt hier wortgetreu übersetzt mit aller pedantischen Eleganz, womit der humanistische Schulmeister seine Darstellung verkraust. Der Dialog beginnt folgendermaßen:

Pampinus. Da ich noch als Knabe zu Zürich in Helvetien mich aufhielt, gingen unser oft 20 bis 30 Schüler zusammen in das Schilfwerk am Seeufer.

Erotes. Was wolltet ihr da machen?

P. Jener Ort ist ungefähr 1000 Schritt von der Stadt entfernt.

E. Weiter.

P. Dort fertigte sich jeder aus dem Schilfe, das in der Seebucht eine bedeutende Höhe erreicht, ein Bündel, befestigte es um den Leib, so daß er mit vorgestrecktem Kopfe und Halse einer Gans ziemlich ähnlich sah; an das Bündel knüpfte er sein Hemd — denn die übrigen Kleider ließen wir gewöhnlich zu Hause — und so, von unseren Rohrbündeln getragen und nur mit den Füßen rudernd, schwammen wir in Reih' und Glied in den See hinaus.

E. Die Verwegenheit dieser Knaben in einem so tiefen See hätte wohl der Lehrer mit einer guten Rute züchtigen dürfen.

P. Draußen im See, 40 Schritt vom Ufer, war eine sehr große steinerne Bildsäule des Heiligen Niklaus, die auf einem mächtigen Felsen ruhte.

E. Besser hätte da der Heilige Christoph hingepaßt.

P. Nachdem wir den Heiligen in geordneten Reihen dreimal umschwommen und pflichtgemäß gegrüßt hatten, da er doch der Jugend gütiger Schutzpatron ist, kehrten wir um und steuerten gerade der Stadt zu.

E. Auf so weitem Wege?

P. Allerdings. Jeden, der aus der Reihe gewichen wäre, traf die Strafe, daß er zu Hause sein Pferd (?) verlieren sollte.

E. Eine schwere Büßung.

P. In geordnetem Zuge schwammen wir unter dem Wasserthore der Stadt durch, da, wo die Limmat aus dem See zu fließen beginnt. Dann stimmten wir ein bekanntes Lied an und schlenderten fröhlich mitten durch die Stadt nach Hause.

E. Ich bin ganz erstaunt. Aber wie? Lerntet ihr Knaben alle schwimmen ohne irgendwelche Hilfe?

P. Ganz gut.

E. Woher lernen denn dort die Knaben so geschickt schwimmen?

P. Du weißt, was gute Lehrer in jeder Kunst ausrichten können, und was eine anhaltende Übung, die beste Lehrmeisterin, vermag; dazu kommt als neuer Reiz ein herrlicher Fluß und

der See. Man möchte behaupten, daß die Kinder die Kunst mit ihrer Geburt fast spielend erlernen.

E. Die Kunst der Enten meinst du, nicht der Menschenkinder.

P. Der Unterricht in dieser Fertigkeit geht gleichsam von einer Hand in die andere. Kurz, du könntest da, wie das Sprichwort sagt, die echten Schwimmer aus Delos sehen. Und nicht nur Knaben, sondern auch Mädchen würden dir ein angenehmes Schauspiel bieten.

E. Mädchen sagst du?

P. Ja freilich. An hellen Sommerabenden, wenn das Wasser durch die Sonne des Tages erwärmt worden, baden sie scharenweise nach dem Nachtessen; man möchte glauben, daß Delphine im Wasser spielten.

E. Es ist nicht zu verwundern, wenn alle Seegötter und Göttinnen als Schutzgeister des Ortes da wohnen möchten.

P. Von den Erwachsenen lernen die Knaben, und es giebt auch hierin gewisse Lehrer; wie wir von den Delphinen lesen, daß sie ihren Jungen einen bejahrten Meister anweisen, von dem sie lernen können, was ihnen einst zum schnellen Erhaschen der Beute von Nutzen sein wird.

E. Glaubst du, daß dies wahr sei?

P. Gewiß ist es war. Doch ich will zu meinem früheren Gegenstande zurückkehren.

E. Ganz recht.

P. Vom frischen Bade gehen sie meistens bald schlafen ohne Kleider.

E. Die zärtlichen Asiaten.

P. Wir sahen so oft Paare gleichsam im Wettstreite weite Strecken hinausschwimmen, Manns- und Frauenspersonen, ähnlich wie zwei zusammengespannte Rosse.

E. Was höre ich?

P. Was ich sage.

E. Was sagst du, Pampinus?

P. Was du hörst, vielmehr wie es wirklich zugeht.

E. Wie, schämen sich jene nackten Mädchen denn nicht?

P. Sie tragen Hemden, die hierzu bequem eingerichtet sind.

E. Ich glaube, daß Mädchen, wenn sie sich einmal die Fertigkeit erworben haben, in dieser Kunst mehr Gewandtheit zeigen als Männer.

P. Über den feinen und trefflichen Mann! Glaubst du das wirklich? Wärst du nicht ein wenig neugierig?

E. Wenn ich nicht irre, pflegt man wohl unter dem Baden süße Gespräche, wofern nicht traute Umarmung gestattet ist.

P. Ja bisweilen wird auch eine Vermählung geschlossen nicht mit dem Beistande der Juno, nur der Nereiden.

E. Nach Art der Frösche! Es sind völlige Amphibien, wahrlich wie in der Fabel.

P. So etwas siehst du kaum anderswo.

E. Wer lehrt denn die Enten, Gänse, Wasserhühner und Taucher sogleich schwimmen, wie sie geboren sind? Denn über die Fische wundere ich mich nicht.

P. Die Natur.

E. Aber wie schwimmen sie denn so leicht einher?

P. Ihre breiten, biegsamen Füße gebrauchen sie ganz bequem wie die unteren Enden der Ruder. Sie breiten sie aus und falten sie beim Zurückziehen wieder zusammen. Da ja die Federn, welche bei diesen Vögeln nur wenig benetzt werden, in nichts hindern und eher in die Höhe heben als senken. Ja, du kannst das an mehreren Vierfüßern bewundern.

E. So ist also der Mensch das einzige Geschöpf, das unglücklich und in allen Dingen unwissend zur Welt kommt?

P. So will es unser, der Sterblichen, Los. Aber noch mehr würdest du dich wundern, wenn du sähest, wie man sich von hohen Brücken herabstürzt, was auch in Basel und Konstanz geschieht. Es giebt in Zürich eine schöne Kirche, welche gleich einem Schiffsschnabel in die Limmat hinausgebaut ist und nach dem Wasser genannt wird.

E. Und weiter!

P. Ringsum ist dieselbe von Wasser umgeben, außer da, wo auf schmaler Strecke eine kunstvolle Brücke an die Kirche angebaut ist.

E. Erzähle weiter.

P. Da könntest du im Sommer einen merkwürdigen Wettkampf der jungen Leute sehen. In diesem Umkreise folgen sie einander schnellen Zuges gegen den äußeren Teil der Kirche hin, wo wie am Vorderteile eines Schiffes die Strömung des Flusses anprallt und nach beiden Seiten sich teilt.

E. Und dann?

P. An dieser Stelle stürzen sie sich in die Tiefe des Flusses, und zwar nach der Reihe. Es ist vom Rate erkannt, daß, wer im Begriffe herabzustürzen, den nächstfolgenden nicht beim Namen ruft, oder wer nicht aus der Tiefe irgend ein

Zeugnis, z. B. ein Steinchen oder etwas anderes mit sich heraufbringt, dadurch gestraft werden soll, daß er mit angezogenem Hemd von anderen herabgeworfen wird.

E. Eine harte Bestimmung.

P. Dir, mein Erotes, wäre das wohl unerträglich. Da sähest du zuerst geflügelte Knaben, dann Forellen, zuletzt Grundeln; denn der Fluß ist durchsichtig wie Glas.

E. Man dürfte sich nicht wundern, wenn sie im Herabstürzen mit dem Kopfe gefährlich auf den Grund aufstießen.

P. Sie werfen sich nieder mit vorgehaltenen Händen.

E. Warum nicht mit den Füßen voraus?

P. Willst du das wissen?

E. Allerdings.

P. Es ist weniger Gefahr dabei. Denn nicht gering ist diese, daß, wenn du mit ausgebreiteten Füßen herabspringst, dich das heftig strömende Wasser mitten durchschneide, was anderswo nicht nur einmal begegnet ist.

E. Du sprichst da von unerhörten Dingen. Etwas so Weiches soll einen Körper verletzen können?

P. Verletzen? Wisse, das Wasser, welches in seiner Strömung aufgehalten wird, ist etwas so Gewaltsames, daß, wenn du die beste Klinge eines Schwertes hineinstößest, diese schneller bricht, als an einem noch so harten Stein.

E. Du erzählst von einer wunderbaren Eigenschaft des Elementes.

P. Wenn ich noch etwas werde beigefügt haben, werde ich von den Zürichern Abschied nehmen, was vielleicht schon früher hätte geschehen sollen.

E. Sei versichert, daß mir alles, was du erzähltest, sehr angenehm war.

P. Wir sahen in jenem See einmal einen Schulherrn, der unglücklich aufgefangen wurde.

E. Wie so?

P. Da er allein schwamm, widerfuhr ihm, daß er sich mit seinen etwas zu tief gestreckten Füßen in Wasserkräuter verwickelte; nachdem er lange sich vergeblich zerarbeitet hatte, sank er zuletzt müde zusammen. Als einige Fischer dies bemerkt und ihn mit Mühe aufgefunden hatten, zogen sie ihn mit einer Stange heraus. Nachdem er ans Ufer getragen worden war, wurde er auf Befehl einer abergläubischen alten Frau nutzlos aus dem kalten in ein warmes Bad getragen.

E. Eine unangenehme Waschung war das.

P. Damit er, denke ich, durch die Wärme erquickt, wie eine Feldgrille wieder neu auflebe. Etwas Ähnliches ist daselbst einer Schwimmerin von schöner Gestalt begegnet, wie ich mit eigenen Augen gesehen.

E. Meinst du eine Wasserschlange?

P. Nein, sondern ein hübsches Mädchen, eine Nymphe, würdest du sagen.

E. Warum bist du denn nicht mitleidig der zu Grunde Gehenden zu Hilfe gesprungen?

P. Was sollte ich thun, da ich noch Knabe war.

E. Das herrlich schöne Mädchen starb in der ersten Blüte seiner Jahre eines traurigen Todes.

Die Leibesübungen in der neueren Zeit vor Jahn.



18.

Gespräch über Leibesübungen.

Von Joachim Camerarius.

Aus dem Lateinischen übersetzt von **Karl Waßmannsdorff.**

(„Deutsche Turnzeitung“ 1872. S. 279.)

Joachim Camerarius, geboren 1500 zu Bamberg, starb 1574 in Leipzig, wo er seit 1541 Universitätsprofessor war. Das Gespräch „De gymnasiis“, dessen Übersetzung unten folgt, ist seinem Buche „Praecepta morum ac vitae“ („Lebens- und Sittenregeln für Schulkinder“), das 1544 in Leipzig erschien, entnommen. Über die Einkleidung des Gespräches sagt der gewissenhafte Übersetzer folgendes: „Camerarius nimmt an, in einer Schule seien die Leibesübungen und Spiele teils der Griechen, teils des deutschen Adelsstandes förmlich unter die Unterrichtsfächer aufgenommen worden. Um seine Kenntnis der antiken Gymnastik und die Erziehungsbedeutsamkeit der Leibesübungen in ausführlicherer Darstellung entwickeln zu können, läßt er einen Schüler aus einer anderen Stadt als Gast einen Freund besuchen, der als Zögling jener idealen Schule im Schulzimmer wie auf dem Übungsplatze das Seine gethan. Der Gast, selber ein wackerer Turner, erkundigt sich bei seinem Freunde nach den Einrichtungen und den Übungen des Schulturnens der Anstalt, die jener besucht, und erhält bereitwillig Auskunft über alles, was er zu wissen wünscht.“

Gast und Knabe.

G. Welche Übungen werden bei euch vorgenommen?

K. Was verstehst du unter Übungen?

G. Ich meine: da die Kinder ihren Körper weder gern noch zu ihrem Vorteile längere Zeit ruhen lassen, so möchte ich wissen, welche Art von Gymnastik, um dieses Wort zu gebrauchen, ihr betreibt. War es doch eine der am meisten gelobten Einrichtungen der Alten, von Staatswegen auch auf die Leibesbildung und Kräftigung der Jugend zu achten, was leider zu großem Nachteil außer Übung gekommen ist.

K. So spricht sich auch unser Lehrer aus.

G. Und wohl noch eingehender, meine ich.

K. Freilich! Er zeigt nämlich, daß, wird der Körper vernachlässigt, auch der Geist auf rechte Weise nicht gepflegt und entwickelt werden könne und umgekehrt, wonach beider Bildung gleichzeitig entweder zunehmen oder darnieder liegen müsse.

G. So verhält es sich in der That!

K. Nachdem die geistige Bildung, bei der, wie er sagt, die Musenkunst die oberste Stelle einnimmt, durch die Barbarei (des Mittelalters) zurückgedrängt worden, so habe damit auch die frühere Vorzüglichkeit des Erziehungswesens ihr Ende gefunden, so daß bei geistiger Rohheit und Stumpfsinnigkeit auch die Leiber teils plump und unförmig, teils schwach und weibisch geblieben seien.

G. Er wird, meine ich, jedoch wohl zugeben, daß unsere Landsleute auch vor dem Wiederaufblühen der Wissenschaften ungeachtet ihrer damaligen Bildungslosigkeit und ihrer kriegerischen Neigungen, wenn ihnen schon jegliche Ahnung einer feineren Bildung fehlte, Leibesübungen betrieben haben. Ein Abbild derselben hat sich bis auf die Zeit unserer Väter erhalten, von wo ab unseres Volkes Ruhm und Tapferkeit freilich anfing, in Verfall zu geraten.

K. Es ist so, wie du sagst. Aber er meint, jene Übungen seien, wie die ganze damalige Lebensweise, zu rauh und hart gewesen; man habe sie der Zeit, dem Ort, den Personen meist nicht zweckmäßig angepaßt; alle, einige jedoch in hohem Grade, seien gefährlich gewesen und von naheliegenden üblen Folgen, so daß die Erzählung der Griechen schon Glauben verdiene, die Germanen hätten die eben geborenen kleinen Kinder in den Fluß getaucht, um durch die Kälte des Wassers die Haut abzuhärten, damit sie in diesem der Wärme fast unteilhaftem Himmelsstriche später um so besser leben könnten.

G. Was für Übungen hätten jene denn vorgenommen?

K. Bei dem Ungestüme, ja, man darf wohl sagen, der Raserei ihres Geistes, natürlich nur übertriebene und unangemessene, so besonders bei ihrem Reiten, Laufen, Springen, Fechten zu Roß und Fuß, Schwimmen über die wildesten Ströme und Werfen massiger Steine anstatt des Diskus; mit einem Worte: ohne Sinn und Maß hätten sie geturnt, und diese Leibesübungen hätten natürlich nicht viel Nutzen stiften können. Nachdem sie sich mit Speise und Trank angefüllt —

wobei unsere Landsleute, wie bekannt — nicht Maß zu halten verstehen — hätten sie alsbald zu den Leibesübungen sich gewendet und seien, wie wir wissen, gleich wieder zu ihren Gelagen und Schmausereien zurückgekehrt, wonach sie sich schlafen gelegt hätten: eine Lebensführung, die verkehrter sich nicht denken lasse. Dennoch sei kein Zweifel, daß wer dabei eine gute Leibesbeschaffenheit und Gesundheit behalten habe, die berühmtesten Turner des Altertums, einen Milon und Polydamas*), bei weitem übertroffen habe.

G. Das scheint seltsam!

K. Er meint nämlich, so stark sei ihre Natur gewesen, daß sie auch Widerstrebendes und Feindseliges habe aufnehmen und zum Guten verwenden können. Ist eine solche Naturanlage vorhanden, so kann ihr nichts viel schaden, wie von dem König Mithridates erzählt wird, der sich an Gift gewöhnt und dasselbe später aus Prahlerei gegessen hat. Doch von diesen Dingen erzählt uns unser Lehrer nicht viel; mehr ist er darauf bedacht, selber für eine ihres Namens werte, richtige Erziehung zu sorgen.

G. Welche Ansicht hat euer Lehrer denn selber von den Leibesübungen, oder wie verändert er jene Übungen unserer Vorfahren?

K. Du sollst es hören. Zuvörderst berücksichtigt er Zeit und Art: in betreff der Übungszeit bestimmt er, die Leibesübungen hätten vor dem Essen zu geschehen; die Art der Übungen hängt von unserem Alter ab.

G. Was du von der Zeit sagst, glaube ich zu verstehen: er verlangt doch wohl, daß ihr vor der Hauptmahlzeit euch übt?

K. Ganz recht. Es giebt aber auch eine Übungsart, die schwachen Körpern sehr zuträglich ist und, wie unser Lehrer sagt, besser nach dem Essen vorgenommen wird: diese läßt er uns denn auch nach dem Frühstück und dem Mittagessen betreiben.

G. Ich bin begierig, hierüber etwas Genaueres zu erfahren.

K. Was der Lehrer sagt, weiß ich mehr, als daß ich es verstehe.

G. Sage nur immer, was du im Gedächtnis behalten hast!

K. Durch den Einfluß der Wärme werden, wie unser Lehrer sagt, die Speisen verdaut; zu einer guten und leichten Verdauung sei aber eine genügende Menge von Flüssigkeit, sowie von Atemzügen nötig.

---

*) Vergl. oben S. 150 und S. 164.

G. So urteilen alle.

K. Er läßt uns also nach dem Essen singen und überhaupt die Stimme anstrengen, indem wir entweder laut lesen oder aus dem Gedächtnisse etwas vortragen.

G. Und das soll die von dir erwähnten Folgen haben? Wie mag das nur geschehen?

K. Auf ähnliche, wenn auch nicht auf gleiche Weise, da das eine mehr Kraft und Anstrengung erfordert als das andere. Die Stimme sei nämlich, meint er, eine gewisse Bewegung des Atmens, und die Zunge setze, wie ein Fächer, die Luft in Bewegung; diese Bewegung sei aber keine leichte und entstehe auch nicht in der Kehle, sondern gehe als aus ihrer Quelle tief aus den Höhlungen des Körpers hervor*) und wachse durch eigenen Fortgang, wie der Morgenwind. Indem sie so von den Lungen her den ganzen Körper durchzieht, zünde sie gewissermaßen des Körpers Wärme an und rufe einen leichten und reinen Umlauf des Blutes hervor. So durchfließe die Venen nichts Unreines, und in den Arterien sammle sich nichts einem Bodensatze Ähnliches, was Blähungen nach sich ziehe, die, im Körper zurückgehalten, unangenehme Störungen, wie oft vorkommt, verursachen. Aus all' dem gehe der Vorteil hervor, daß in den Körperteilen, welche „Aufnahmsörter (receptacula)", von den Griechen Gefäße (vasa) genannt werden, und Organe der Aufnahme der Speisen und der Ernährung sind, nichts Starres und kein überflüssiger Bodensatz sich ablagert und festsetzt.

G. Ich lobe dein Gedächtnis, dessen Treue auch von deinem Verständnis der Sache zeugt.

K. Andere Grundsätze für eine vollkommene Übungsveranstaltung deutet er uns, wie ich mich erinnere, mehr nur an, als daß er sie uns klar auseinander setzen will; es würde das, meint er, doch wohl keinen rechten Nutzen haben!

G. Alles, was du mir mitgeteilt hast, gefällt mir sehr. Doch kehre jetzt zu der Art eurer Übungen zurück. Wie steht es damit bei euch?

K. Du siehst, wie ich noch gar nicht groß bin; auf meinen und meiner Genossen schwache und kleine Körper nimmt er nun Rücksicht, wenn er die mäßigen Anstrengungen, die uns zur

*) Vergl. Hieron. Mercurialis De arte gymnastica, Amstelodami 1672, S. 213.

Übung dienen sollen, anordnet. Auch erwägt er, welche Übungen bei der Enge dieses Schulhauses, wo weder ein Übungsplatz (palaestra) sich herrichten, noch eine Sandbahn sich streuen läßt, der Boden vielmehr überall fest und hart ist, zweckmäßig sich anwenden lassen. Häufig jedoch werden wir bei schönem Wetter vor das Thor ins Freie geführt, wo wir auch Ringübungen vornehmen, kämpfen [fechten], Ball werfen und wettlaufen.

G. Nenne mir nun aber die Übungen, die ihr zu Hause treibt.

K. Zu denen es keines Übungsplatzes und keines Sandes bedarf?

G. Ja, die meine ich.

K. Unter anderem ergreifen wir herabhängende Seile oder eine in Pfosten (Ständer) eingefügte Stange und halten uns daran fest, solange wir können. Oder: mit Hilfe der um ein herabhängendes Seil geschlungenen Beine versuchen wir mit den Händen uns möglichst weit fortzubewegen, was eine sehr alte und für nützlich gehaltene Übung sei, deren griechischen Namen der Lehrer neulich auch unserem Aufseher (paedagogo nostro) mitgeteilt hat. Ferner stellt sich einer von uns frei hin, öffnet und streckt die Arme oder beugt und kreuzt sie auf der Brust und fordert einen anderen zu dem Versuche auf, ihm die Arme zu biegen oder aufzulösen. Hierbei werden mit Strichen die Grenzen bezeichnet, bis zu denen man zurückgehen oder schrägwärts sich fortbewegen darf. — Ferner umfaßt einer einen anderen mitten um den Leib und fordert ihn auf, diese Verstrickung (vinculum) zu lösen. Ebenso schließt ein Schüler die Hand zur Faust zusammen und bezeichnet einen anderen, der sie ihm wieder zur flachen Hand, wenn er kann, entfalten soll. Auch folgendes wird vorgenommen: Brust an Brust versuchen wir, nachdem hinter jedem eine Grenze bezeichnet worden, den Gegner bis an sein Mal zurückzudrängen. Ferner, an Ort und Stelle bleibend, heben wir öfters ein mäßiges Gewicht in die Höhe oder stellen es, ohne von Ort zu gehen, in die Weite nieder. Hieran reihen sich nun die Spiele; die sogenannten Sitzspiele jedoch sind, wie der Lehrer sagt, für unser Alter ganz und gar unpassend, wie z. B. jede Art des Würfelspieles, obgleich einzelne Spiele der Art uns erlaubt werden.

G. Vielleicht fürchtet er, als Jünglinge verstündet ihr diese Dinge nicht, wenn ihr sie nicht früh gelernt hättet!

K. Willst du seine Ansicht über diesen Gegenstand kennen lernen?

G. Sehr gern.

K. Zu den Vergnügungen und Spielen rechnet er auch die zuletzt genannte Spielart.

G. Diese Spielweise gilt aber für schmachvoll!

K. Er selbst urteilt häufig so, aber unter dem zwingenden Einflusse der Gewohnheit hätten es unsere Zeiten erreicht, meint er, daß man die Würfelspieler nicht als schlechte Menschen betrachte; so habe denn das Würfelspiel immer größere Verbreitung finden müssen.

G. So bestärkt er euch also in diesem Laster?

K. Durchaus nicht. Aber uns gänzlich zu entziehen, was alle für erlaubt halten, scheint ihm unthunlich; des damit verknüpften Übelstandes wegen will er es gar nicht einmal versuchen.

G. Was könnte denn das für ein Übelstand sein?

K. Du weißt doch wohl, was in der Zeit zunächst vor dem Herbste geschieht, wo die Früchte aller Art anfangen, reif zu werden?

G. Was sollte ich nicht! Gerade da pflücken und essen wir das Obst gierig hinunter.

K. Und hat das gute Folgen?

G. Durchfall, Fieber und das „königliche Übel" (regium malum —?) geben darüber Aufschluß!

K. Was thun nun in jenen Zeiten die für ihre Kinder besorgten Mütter?

G. Nichts anderes, als daß sie zu gewissen Stunden des Tages den Kindern Obst geben, damit sie vor aller Augen lieber mäßig genießen, als heimlicher Weise sich zum großen Nachteile für ihre Gesundheit damit überladen, wenn man es ihnen gänzlich versagt.

K. Ganz auf dieselbe Weise sei, meint unser Lehrer, neben anderen Ergötzungen und Spielen selbst das Würfelspiel den Knaben zu gestatten, damit sie bei freiem Gebrauche des Erlaubten des Verbotenen sich um so eher enthalten könnten. Wenn die Schüler so an dem Genusse der ihnen gewährten Ruhe von dem Studieren und an den dargebotenen Gelegenheiten zur Erheiterung sich begnügen, sich daran mehr erholen, als übersättigen, so könnten sie auch andere schlimme Einflüsse der Spiele und Vergnügungen später vermeiden.

G. Hierüber, wie über die Arten der erlaubten Spiele, erbitte ich mir ein anderes Mal deine Mitteilung. Jetzt fahre fort mit deiner Aufzählung der Bewegungsspiele.

K. Wir treiben die Spiele der alten Griechen, mit denen die unseren so ziemlich übereinstimmen, und gerade diese machen unserem Lehrer das meiste Vergnügen. So spielen wir denn die sogenannte blinde Maus, da einer mit verbundenen Augen die um ihn Herumlaufenden und ihn Zupfenden zu fangen sucht; die Alten hätten das Spiel „die eherne Fliege" genannt. — Häufig trägt auch einer einen anderen, der in seine hinter dem Rücken gefalteten Hände kniet, eine Strecke weit. Wir haben auch irdene Kügelchen zu einem Wettspiele: man läßt sich von einem Genossen Kugeln geben und wirft sie mit den eigenen in kleine Gruben, die einen bestimmten Abstand von einander haben, wobei eine sichere Hand ihr Lob findet. Ein ähnliches Wettspiel findet mit ehernen Münzen statt, die man auf eine bestimmte Linie und gegen die Münzen selbst wirft. Ferner spielen wir unser „Versteck der Kuh" (vaccae latebras), die „Flucht" (diffugium) der Alten.

G. Dieses Spiel kenne ich nicht.

K. Durch das Los wird einer ausgewählt, ein bestimmter Standort ihm angewiesen und die Augen werden ihm verbunden. Darauf laufen wir alle fort und suchen uns Verstecke. Jener kündigt uns sein Kommen an und darf dann die Augen aufthun. Wenn er dreimal gerufen: „Ich komme!" so geht er umher und sucht überall. Erblickt er einen, so läuft er mit dem Rufe „Gefunden!" auf seinen Platz zurück und nennt den Versteck und den Namen des Gefundenen. Alle bemühen sich jedoch, ohne daß er es merkt, ihm zuvorzukommen und an sein Mal zu gelangen. Kann dies einer und erreicht er das Mal früher, als der Sucher, so verkündet er dies mit lautem Zuruf den noch Versteckten und fordert sie auf, herbeizukommen; dem Sucher aber werden aufs neue die Augen verbunden; läuft er aber früher als der Aufgefundene auf seinen Platz zurück, so muß dieser an seine Stelle treten. — Auch ein anderes Laufspiel treiben wir fleißig: wir verteilen uns in zwei Gespielschaften. Ein durch das Los Bestimmter steht mitten in der Gasse der Spieler und dreht eine Scheibe, deren Seiten die eine schwarz, die andere weiß sind. Durch das Los wird jeder Reihe eine dieser Farben zugeteilt. Der die Scheibe Drehende ruft nun: „Tag oder Nacht!" Diejenige Reihe, deren Farbe nach

dem Umdrehen der Scheibe sich (oben) zeigt, läuft davon; die anderen verfolgen sie, bis sie einen fangen, der hat alsdann die Scheibe zu drehen und heißt „Esel".*)

G. Da wohl nicht immer jemand als ein eigentlicher Spielordner zugegen sein kann, wird es bei diesen Spielen, denke ich wohl, an heftigem Zusammenstürmen, Anstoßen und Hinfallen nicht fehlen. Da nun Unrecht in That und Wort nicht ohne Ahndung bleiben kann, was geschieht in dieser Beziehung?

K. Daß Ordnungswidrigkeiten nicht ganz fehlen, gebe ich zu, doch versäumt unser Lehrer nichts, sie abzuwenden. Bei den lebhafteren, wie bei den mehr ruhigen Übungen und Spielen übt er Nachsicht, außer wenn etwas Maßloses, Gewaltthätiges und Schlechtes vorkommt. Derartiges dürfe keine Verzeihung finden, während nach seiner Ansicht einem tüchtigen und im Umgange mit Kindern erprobten Lehrer ein gewisses mildes Urteil von großem Nutzen sei.

G. Um die Kinder an Mißachtung und Nachlässigkeit zu gewöhnen?

K. Ganz und gar nicht! Er meint vielmehr, sie nähmen bei dieser Behandlung sich viel mehr zusammen und hätten eine größere Scheu vor Unrecht, als wenn sie, wie Esel, durch Schläge abgestumpft würden. Durch täglich sich wiederholende Züchtigungen und Schimpfwörter der Lehrer würde nämlich Körper und Geist der Schüler verhärtet, und sie machten sich, der Gewöhnung an die Strafe wegen, nichts mehr daraus, dem Lehrer zu Gefallen oder zum Trotz zu leben. Bei einer solchen Seelenstimmung gäben sich die Kinder gar wenig Mühe, überhaupt kein Unrecht zu thun, ja es liege ihnen nicht einmal etwas daran, das Böse im geheimen auszuführen. Weichere Gemüter jedoch würden (durch die eben erwähnte rauhe und rohe Behandlung des Lehrers) abgeschwächt und geknickt und mit sklavischer Scheu erfüllt. Daraus folge denn der oben erwähnte Übelstand, oder im Gegensatze dazu beständige Angst und Schrecken, in welchem Zustande wie überhaupt, so besonders bei wissenschaftlichen Studien nichts Treffliches geleistet werden könne, da diese guten Willen und freudige Munterkeit zur vollen Voraussetzung haben.

G. Deine Worte erinnern mich an einen Vortrag ähnlichen Inhalts, den dein Lehrer gehalten hat.

---

*) Das νὺξ καὶ ἡμέρα der Alten.

K. Dem ist so.

G. Willst du mir nun einen Gefallen thun?

K. Wenn ich kann; daß du nichts Unrechtes verlangen wirst, davon bin ich ohnehin überzeugt.

G. Laß uns jetzt unser ziemlich langes Gespräch abbrechen. Später jedoch, wenn wir beide Zeit haben, sollst du mir deines Lehrers Ansicht über Strafe und Nachsicht mitteilen und auch angeben, ob er Schläge und Züchtigung billigt oder verwirft. Nach dem zu urteilen, was du mir bisher gesagt, lege ich ein großes Gewicht auf seine Meinungen und Ansichten.

K. Ich stehe dir zu Gebote.

G. So lebe wohl!

K. Auch du lebe wohl! Wo gehst du jetzt aber hin?

G. Zu meinen Genossen, die aus unserer Stadt mit mir hierher gekommen sind. Ich habe versprochen, sie aufzusuchen.

K. Glück auf den Weg!

19.

Deutsches Schulturnen vor Basedow

oder

die Turnübungen der beiden ältesten deutschen Adelsschulen.

Von Karl Waſſmannsdorff.

(„Deutſche Turnzeitung“ 1870. S. 35.)

Karl Wilhelm Friedrich Waſſmannsdorff wurde am 24. April 1821 zu Berlin geboren. Als Obertertianer des Gymnaſiums „zum grauen Kloſter“ erhielt er zu Oſtern 1836 ſeinen erſten Turnunterricht. Da er gern auch im Winter fortgeturnt hätte und die Schule nur für ein Sommerturnen ſorgte, wandte er ſich an Eiſelen mit der Bitte, ihm den Beſuch der Turnanſtalt in der Dorotheenſtraße geſtatten zu wollen. Eiſelen erfüllte des eifrigen, aber armen Turners Wunſch um ſo bereitwilliger, als dieſer ſchon damals den Entſchluß gefaßt hatte, ſich zum Lehrer und Turnlehrer zu bilden; bald mußte er, auf Eiſelens Wunſch, ſeine turneriſche Weiterbildung in der unter Lübecks Leitung geſtellten zweiten Turnanſtalt in der Blumenſtraße Nr. 3 fortſetzen und wurde ſchon früh von dieſem als ſogenannter „Vorturner“ zum ſelbſtändigen Unterrichte von Schülerabteilungen verwendet; ſchon im nächſten Sommer (1837) ſuchte er Jahn zu Freiburg an der Unſtrut auf und erhielt von dem Turnvater ein Exemplar der „Deutſchen Turnkunſt“, ein Buch, deſſen Inhalt er bald faſt wörtlich auswendig wußte. Lübeck nahm ſich des in die weiteren Klaſſen aufrückenden Schülers und eifrigen Turners auch ſonſt weiter an, erteilte ihm in beſonderen Stunden erſt Unterricht im Stoß-, ſodann im Hiebfechten, und bald konnte Waſſmannsdorff auch als Fechtlehrer neben Lübeck und ſelbſtändig Fechtunterricht erteilen. — Als Waſſmannsdorff zu Oſtern 1841 als Primus omnium das „Graue Kloſter“ verließ und auf der Univerſität Berlin ſeinen philologiſchen Studien oblag, verſäumte er weder das eigene Turnen, noch auch unterließ er es, ſein Wiſſen von der Turnſache weiter und weiter auszudehnen. Da verglich er denn ſchon früh das Eiſelenſche Turnen mit dem Jahnſchen, dieſes mit dem von Vieth und GutsMuths dargeſtellten, und hatte ſogar den Mut, Eiſelen bisweilen auf unrichtige und unpaſſende Bezeichnungen von Übungen aufmerkſam zu machen. Auf Lübecks Wunſch beſchrieb er

im Winter auf 1843 die Turnübungen und fügte mehrere von ihm ersonnene neue Übungen dem bisherigen Übungsvorrate hinzu, aus welchen Ausarbeitungen dann Lübecks bekanntes „Turnbuch" vom Jahre 1843 hervorging. „Wassmannsdorff hatte inzwischen bei Lübeck die Spießschen „Freiübungen" vom Jahre 1840 mit Eifer gelesen und die Fortsetzung der Spießschen „Turnlehre" mit Freuden begrüßt; hier fand sich für ihn ein Führer, zur geistigen Beherrschung des Wustes der unendlich hervorquellenden einzelnen Übungen zu gelangen, an deren Vermehrung er selbst schon nicht vergeblich gearbeitet hatte; — hier war Licht und Klarheit, Sinn und Zusammenhang! — In seiner Schrift „Würdigung der Spießschen Turnlehre" wollte er zeigen, welche Weiterführung in betreff des Übungsstoffes und der Einsicht in denselben in den Spießschen Büchern enthalten sei; aufmerksam machen, daß jede wirkliche Entwickelung und Erweiterung der Turnsache als turnerisches Gemeingut alsbald anzuerkennen und aufzunehmen sei; und als er später zu den Sitzungen des Turnbuch-Ausschusses hinzugezogen wurde, war es ihm leicht, auf alle die inneren Widersprüche der Ordnung und der Bezeichnung der Übungen aufmerksam zu machen, die Spießens „Turnlehre" hinweggeräumt hatte." Nach Beendigung seines akademischen Jahrviertss bot sich für ihn eine zweifache Gelegenheit, seine Vaterstadt zu verlassen: Maßmann hatte ihn dem Kriegsministerium als Begleiter Rothsteins nach Schweden vorgeschlagen — einer Arbeit über Heerturnen wegen wurde jedoch Lieutenant Techow mit Rothstein nach Schweden gesendet, um das dortige Turnwesen genauer kennen zu lernen: so konnte Wassmannsdorff dem Rufe der obersten Erziehungsbehörde des Kantons Basel an das Gymnasium zu Basel zu Ostern 1845 Folge geben, von welcher Zeit an er den gesamten deutschen Unterricht in den vier obersten Klassen der gedachten Anstalt und den Turnunterricht an mehreren einzelnen Schulklassen neben Spieß erteilte, dessen Stubennachbar, Arbeitsgenosse und Herzensfreund er bald wurde, der seine Arbeiten dem neugewonnenen Freunde vorlegte, mit ihm sich besprach und beriet; der des jungen Lehrers Hilfe besonders zum Aufbau der sogenannten „Ordnungslehre" in Anspruch nahm, der den Berliner Turner auch in das allein passende Mädchenturnen einführte. Ostern 1847 folgte er einer Berufung als Turnlehrer für das Lyceum, die höhere Bürgerschule, die Volksschulen, die Universität, den Turnverein nach Heidelberg um so lieber, als das damalige Ministerium (Beck) die Absicht hatte, in Heidelberg eine Bildungsanstalt für Turnlehrer zu errichten, welcher Anstalt Wassmannsdorff vorgestellt werden sollte. Die badische Revolution kreuzte diese Pläne. Wassmannsdorff wurde dann badischer Bürger, bekam nach der Revolution einige wissenschaftliche Unterrichtsstunden an dem Lyceum und der höheren Bürgerschule übertragen und erteilte außer seiner Thätigkeit als Universitätsturnlehrer und zweiter Vorstand des Turnvereins auch an einer Mädchenschule und sonst Mädchenturnunterricht. Eine 1861 dem Großherzoge überreichte Denkschrift Wassmannsdorffs über das Turnwesen des Landes hat den Erfolg gehabt, daß die ersten Schritte zur Errichtung einer Turnlehrerbildungsanstalt in Karlsruhe geschahen, die 1869 unter Leitung von Maul eröffnet wurde. Wassmannsdorff hat sich als Turnschriftsteller besonderes Verdienst um die Reinigung der Turnkunstsprache erworben. Im Jahre 1864 wurde er zum Vertreter des Oberrheinkreises in den Ausschuß der deutschen Turnlehrer gewählt, dem er bis 1890

angehörte. Außerdem war er von 1864 bis 1890 Kreisvertreter des 10. deutschen Turnkreises.

Abgesehen von zahlreichen Aufsätzen in Turnschriften wie in pädagogischen Blättern hat er folgende selbständige Werkchen veröffentlicht: „Zur Würdigung der Spießschen Turnlehre“ (Basel, Schweighauserſche Buchhandlung, 1845), „Vorschläge zur Einheit in der Kunstsprache des deutschen Turnens, den deutschen Turnern gewidmet“ (Berlin, bei E. W. Mohr & Komp., 1861), „Anleitung zum Gewehrfechten, den deutschen Turnvereinen gewidmet“ (Leipzig, E. Keil, 1864, Sonderabdruck aus der „Deutschen Turnzeitung“), „Zur Belehrung über die Bedeutung und das Geschlecht des Turnwortes der Hantel“ (Plauen, 1877), „Ordnungsübungen des deutschen Schulturnens“ mit einem Anhange: „Die griechisch-makedonische Elementartaktik und das Pilumwerfen auf den deutschen Schulturnplätzen“ (Frankfurt, Sauerländer, 1868), „Die Turnübungen in den Philanthropinen“ (Heidelberg, 1870, K. Groos), „Das geschichtlich Richtige über das Verhältnis Jahns zu GutsMuths und Rousseau zu dem deutschen Turnen“ (Dresden, 1871), „Die militärischen Frei- und Geräteübungen“ (Heidelberg, 1873), „Petters Ringkunst“ (Heidelberg, 1887), „Wynmanns Colymbetes“ (Heidelberg, 1889), „Reigen und Liederreigen für das Schulturnen“ aus dem Nachlasse von A. Spieß (Frankfurt a. M., Sauerländer, 2. Aufl. 1885).

Über die Geschichte des deutschen Turnwesens und besonders des Schulturnens werden noch immer unhistorische Urteile laut; zur endlichen Berichtigung derselben mögen als eine Art Einleitung zu dem untenstehenden Aufsatze über die ältesten Pflegestätten deutschen Turnwesens folgende Bemerkungen beitragen.

Unangefochten konnte Jahns „Deutsche Turnkunst“ von 1816 eine Reihe von Jahren hindurch von einem gänzlichen Verschollensein der deutschen erziehenden Leibesübungen reden, die — nicht zu Neubrandenburg, Jahns erstem Wirkungsorte für die Turnkunst — sondern zu Berlin im Jahre 1810 wieder erfunden seien —: Jahns eigene Worte aus dem Jahre 1808: „ein echter Vaterlandsfreund GutsMuths hat uns ein treffliches Lehrbuch geliefert („Gymnastik für die Jugend.“ 2. Aufl. 1804*), widerlegen die Angaben des Turnbuches von 1816.

Als später die sogenannte Jahnsche Schule mit ihrem Hauptsitze zu Berlin einen Unterschied von „Gymnastik“ und „Turnkunst“ glaubte aufstellen zu müssen**), schuf man auch

*) S. 252 des 1810 zu Lübeck gedruckten „Volkstums“ Jahns.

**) Ad. Spieß: „Blick auf den früheren und jetzigen Stand der Turnkunst“, 1847, S. 27: GutsMuths wie Jahn verfolgten das eine und gleiche Ziel: „die Leibesübungen zu einer, die gesamte Volkserziehung ergänzenden Angelegenheit zu erheben.“ Das GutsMuthssche Buch von

eine Art Gegensatz in dem Turnziele Jahns und seiner Vorgänger, der sich in die Formel kleiden läßt: schulmäßige Auffassung des Turnwesens bei den Früheren; Erhebung des Turnwesens zu einem nationalen Bildungsmittel des ganzen Volkes bei Jahn. Von den Bestrebungen GutsMuths' und Vieths äußert sich dementsprechend die Berliner Turnrats-Denkschrift vom Jahre 1860 mit den Worten: „das Vaterland wußte und gewann nichts davon, und dennoch bedurfte das ganze Volk der Wiedergeburt"*), und in dem „neuesten Abrisse der Turngeschichte"**) wird gesagt, Salzmann u. a. hätten „Versuche zur Einführung der Gymnastik in den ihrer Leitung unterstellten Erziehungsanstalten gemacht, aber ohne besonderen Erfolg — es bedurfte eines Mannes wie Jahn, um endlich dem deutschen Volke die Überzeugung zu geben, daß die Turnkunst für seine sittliche Hebung ein unentbehrliches Mittel sei."

Das Unhistorische der turngeschichtlichen Angaben ist schon im Jahre 1855 und zwar aus den Quellen nachgewiesen worden (s. Klossens „Jahrbücher f. d. Turnkunst", Jahrg. 1855, S. 31, S. 161—165, S. 248); dort hätte man auch Belege für die, wie es scheint, wenig bekannte Thatsache finden können, daß der „echte Vaterlandsfreund" GutsMuths vor Jahn schon danach gestrebt hat, die Leibesübungen zu einem Volkserziehungsmittel erhoben zu sehen; nur den damaligen Zeitumständen ist es wohl zuzuschreiben, daß in Preußen nicht schon im ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts das GutsMuthssche Turnen von Staats wegen in die Schulen eingeführt wurde!

Wie GutsMuths in seiner Turnkenntnis und Turnlehrerwirksamkeit von Salzmann, dieser wieder von Basedow abhängig gewesen, das ist in dem Aufsatze: „Turngeschichtliche Ehrenrettung Basedows" („Turnzeitung" v. 1865, S. 401 ff.) eingehender nachgewiesen.

Wie kam jedoch Basedow dazu, in sein 1774 zu Dessau eröffnetes Philanthropin als ein Schulfach auch Leibesübungen aufzunehmen?

1793, auf das Spieß sich hier bezieht, hatte er erst durch meine Vermittelung kennen gelernt.

*) „Die Turnkunst und die Wehrverfassung im Vaterlande"; eine Denkschrift des Berliner Turnrates. 3. Aufl. 1860. S. 9.

**) E. Mönch: „Über Einführung und Pflege des Turnunterrichts in der Volksschule" (4. Jahresbericht über das Lehrerseminar zu Gotha, 1869. S. 3).

Neuere Erziehungsschriftsteller wollen, von Luthers gelegentlicher Empfehlung des moralischen Wertes der Leibesübungen in einer seiner Tischreden abgesehen, ähnlichen Lobsprüchen ausländischer Schriftsteller, des Franzosen Montaigne (gest. 1592), des Engländers Locke (gest. 1704), des — ihnen nachredenden — Genfers J. J. Rousseau, eine Einwirkung auf die sogenannte Wiedererweckung der Leibesübungen in Deutschland zuschreiben!*) Sprechen die Genannten von der zu ihrer Zeit noch fortlebenden Gymnastik, so waren auch in Deutschland weder zu Luthers, noch zu Basedows Zeit die Leibesübungen ausgestorben; die deutschen Ärzte schrieben von ihnen und empfahlen sie; besondere Exerzitienmeister, die damaligen Turnlehrer, lehrten sie praktisch und stellten sie in Büchern dar**); was hätte die Deutschen in betreff der Leibesübungen also bestimmen sollen, bei dem Auslande auf den Bettel zu gehen (Jahn)?

Während seines Lehramtes in den Jahren 1753—1761 als Professor der Moral an der Ritterakademie zu Soröe auf der Insel Seeland hat Basedow seine „Praktische Philosophie für alle Stände" geschrieben, vor Rousseaus „Emil" (der im Jahre 1762 zum erstenmal gedruckt wurde), und in diesem Werke schon, also sicher unabhängig von Rousseau, Leibesübungen bei der Erziehung der Jugend gefordert. Wie hätte dies auch anders sein können!?

In Dänemark lebte nämlich ebenso wie in England, in Deutschland u. s. f. eine gewisse Gymnastik auch zu Basedows Zeit noch fort; in Dänemark bildeten die „ritterlige Övelser" ebenso wie die deutschen „adeligen Exerzitien" und „Ritterübungen" einen notwendigen Bestandteil der Erziehung der Vornehmen; die Ausbildung des jungen Adels galt nirgends für vollendet, wenn der junge Mann den Umfang der Gymnastik seiner Zeit nicht vollständig durchgemacht hatte.

Basedow war Lehrer an einer „Ritterakademie", d. h. an einer für die Söhne der Vornehmen, für den jungen Adel,

---

*) S. außer Raumer z. B. auch Kloß' „Katechismus der Turnkunst"; 3. Aufl. 1867.

**) Des Fecht- und Exerzitienmeisters Joh. Andr. Schmidts „Fechtkunst", enthaltend eine Anweisung zum Stoß- und Hiebfechten, zum Voltigieren (Pferdspringen) und zum Ringen, ist z. B. vom Jahre 1713 bis zum Jahre 1780 in vielfachen Ausgaben (bei Weigel in Nürnberg, mit vielen Kupferstichen) erschienen, um von dem etwas späteren Doyleschen Fecht- und Voltigier- [Tischsprung-] Buche u. a. abzusehen.

von dem Landesfürsten gegründeten Lehranstalt; von vornherein ist also anzunehmen, daß auch die Erziehungsanstalt, an der Basedow lehrte und wirkte, das Turnleben ihrer Zeit wird aufgenommen und an die Jugend gebracht haben.

Hatte Christian IV. seine Ritterakademie zu Soröe im Jahre 1623 mit der Absicht gegründet, daß die Jugend des Adelsstandes seines Landes ihre wissenschaftliche und turnerische Ausbildung nicht mehr im Auslande zu suchen brauche, so ist damit schon ausgesprochen, daß die Soröer Anstalt nicht die erste ihrer Art gewesen ist.

Unternehme ich es nun, von den beiden, soviel ich weiß, ältesten adeligen Erziehungsanstalten Deutschlands zu sprechen, in denen die Leibesübungen ein Schul- und Bildungsfach neben den wissenschaftlichen Disziplinen auch vor Errichtung der Soröer Ritterakademie bildeten, so ist für diese wie für die späteren deutschen Anstalten derart zu bemerken, daß in ihnen nur die jeweils im Volke noch fortlebende Gymnastik Aufnahme fand; aus pädagogischen Gründen hat Basedow zu den bei seinen Lebzeiten „noch gelehrten und als Stück der galanten Erziehung betrachteten" Ritterübungen*) auch die „übrigen nicht minder vortrefflichen Übungen: Laufen, Springen, Ringen u. s. f." hinzugefügt, die erst in ziemlich späten Zeiten bei der Turnbildung des jungen Adels nicht mehr oder nicht mehr vollständig verwendet wurden.

1. Die Ritterschule zu Selz im Elsaß.

Der Ruhm, die erste Erziehungsanstalt in Deutschland — soviel mir wenigstens bekannt — gegründet zu haben, in der man „Gesundheit und Wissenschaften, Empfindsamkeit und Nervenkraft miteinander zu vereinigen wußte", fällt einem deutschen Fürsten zu, dessen Residenz Heidelberg war.

Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz (1559—1576) errichtete im Jahre 1575 die Ritterakademie zu Selz,

*) Trichters „Ritter-Exerzitien-Lexikon" vom Jahre 1742 (wo es S. 5 heißt: „Exercitia equestria sind diejenigen Übungen, welche auf Ritterakademien gelehrt und getrieben werden") ist, wie ich in der „Turnzeitung" nachgewiesen, aus Hübners, die „Ritterlichen Exerzitia" ebenfalls behandelndem „Natur-, Kunst-, Berg-, Gewerk- und Handels-Lexikon" abgeschrieben; Hübners Buch erschien zuerst im Jahre 1712.

einem von Adelheid, der Gemahlin des Kaisers Otto I., im Jahre 980 zu einer Stadt erhobenen Orte in der früheren kurpfälzischen Diözese Germersheim, indem er die von ihm daselbst früher schon gegründete gewöhnliche Schule zu einem sogenannten „Gymnasium Illustre“, einer „Schola Equestris“ mit der Bestimmung umwandelte, daß in dieser Anstalt junge Adlige Ausbildung in der Religion, den Wissenschaften, guten Sitten und ritterlichen Übungen finden sollten, um sich so für den Kirchen- und Staatsdienst zu befähigen.

Leider fand diese Adelsschule ein baldiges Ende. Friedrichs Nachfolger seit dem Jahre 1576, Kurfürst Ludwig VI., teilte als starrer Lutheraner die calvinistischen Religionsanschauungen seines Vorgängers nicht und dehnte sein Unterdrückungsverfahren gegen seine andersgläubigen Unterthanen auch auf die von seinem Vorgänger gestifteten Schulanstalten aus. So wurde denn die kurpfälzische Ritterschule im Elsaß schon im Jahre 1577 aufgelöst, und die Zöglinge mußten sogar das Geld, das man auf ihre Ausbildung in Wissenschaften und Leibeskünsten verwendet hatte, dem frommen Landesvater wiederersetzen.

2. Das Collegium Illustre zu Tübingen.

Einen längeren Bestand fand die zweite Erziehungsanstalt für geistige und leibliche Ausbildung des jungen Adels in Deutschland, das sogenannte „Collegium Illustre“ zu Tübingen; umfangreichere Quellen über diese Fürsten- und Adelsschule machen es möglich, ein zutreffendes Bild von dem Turnleben an dieser berühmten Erziehungsanstalt zu entwerfen.

Herzog Christoph von Württemberg hatte bei einer Visitation der Universität Tübingen schon im Jahre 1564 den Plan gefaßt, ein Kollegium für Fürsten und andere hohe Personen einzurichten, und dazu das ehemalige Barfüßerkloster dieser Stadt bestimmt; sein Sohn und Nachfolger Ludwig nahm des Vaters Plan auf und legte nach dem Abbruche dieses Klosters, im Jahre 1589, den Grundstein für die vollständig neu aufzubauende Fürstenschule; der Neubau wurde zwar im Jahre 1593 feierlich eingeweiht, als eigentliches Eröffnungsjahr der Anstalt ist übrigens das Jahr 1594 zu betrachten, in welchem Herzog Friedrich — der Nachfolger des 1593 gestorbenen Herzogs Ludwig — seinen zwölf Jahre alten Erbprinzen Johann Friedrich der bald darauf zahlreich von

Prinzen, Grafen und Baronen besuchten Anstalt zur Erziehung übergab.

Über die Geschichte, den Zweck und die Lehrmittel der Tübinger Fürstenschule scheint es am zweckmäßigsten, den Herzog Johann Friedrich selber sprechen zu lassen, der bis zum Jahre 1600 der Anstalt als Zögling angehörte. In seiner Erneuerung, Mehrung und Bestätigung der „Ordnung vnd Freyheiten, Das Fürstliche Newe Collegium zu Tübingen betreffend. Tübingen 1609" teilt er über die Entstehungsgeschichte der von seinen Vorfahren gestifteten Schule folgendes mit:

„Wiewol grosse Herren vnd Potentaten, jhren Namen in rhümliches ansehen vnnd vnsterblichen respect zu setzen, allerhand gelegenheit haben: So ist doch nicht leichtlich was zuerdencken, darmit Sie, neben ewigen vnnd jmmerwährenden Lob, Gott dem Allmächtigen größer gefallen erzeigen künnen, als durch erbawung vnnd auffrichtung stattlicher wolbestellter Kirchen, Academien, Collegien vnd Schulen; in welchen der wahre vnverfälschte Gottesdienst gründtlich ergriffen; alle gute Tugenten, Geschickligkeit, Künste, Sitten vnd Höfligkeit erlernet; vnd da beedes zu Geistlichem vnnd Weltlichem Regiment, selbigen mit sonderem preiß vnd nutzen vorzustehen vnd zudienen, die Jugent getrewlichen vnterricht; wie auch dannenhero zu ersetzung der Officien (weil im Menschlichen Leben vielfältige vnd vnverhoffte enderungen fast täglich fürfallen) taugliche Personen alle zeit genommen werden mögen.

„Wie hoch nun vnser Fürstlich Hauß Württemberg ettlich hundert Jahr hero, vmb die gantze Christenheit (ohne rhum zumelden) sich hierinnen verdienet; ist auß den offentlichen weltkündigen Historien, vnnd allein die jüngsten anzuregen, auß den fürtrefflichen herrlichen Thatten, vnnd hinderlassenen Denckwercken, der Weyland Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn Eberharts des ältern, Herrn Vlrichs, Herrn Christophs, vnserer lieben Adgnaten, wie auch Herrn Georgen, vnsers hochgeehrten Anherrn, aller Hertzogen vnd respective Graven zu Württemberg u. s. w. seeligen, einem jeden vernunfftigen Leser vnschwer zuermessen.

„Fürnämblichen aber, hat der auch Durchleuchtig Hochgeborne Fürst vnd Herr, Herr Ludwig, Herzog zu Württemberg etc. vnser vielgeliebter, vnnd mit allen Trewen wolgewogener Adgnat, Christmilter Gedächtnus, vnserer ansehenlichen Vorfahren erworbenes Lob nicht schlechtlich vermehret; besonderlich

durch Erbawung deß Fürstlichen Newen Collegii, welches S. L. in vnser Stadt Tübingen mit grossem Unkosten auffgeführet, vnnd mit vielen lustigen Gemachen, Stuben, Kammern vnd anderer Zugehör; einem Auditorio, vnd Bibliotheca; einer Reitbahn, Fechtplatz, Palhauß, Gärten, vnd andern schönen commoditeten, reichlich versehen: Alles zu diesem hochrhümlichen Intent; damit in besagtem Collegio, vnter eines fürtrefflichen Oberhoffmeisters general inspection, etlicher hochgelehrter Professorn fleissiger institution, wie dann anderer in Ritter vnd Hoff Exercitien wol erfahrner Meister embsiger information, deß gantzen Römischen Reichs Teutscher Nation Junger Adel (vnter welchem Ehrentitul wir nicht allein gemeinem brauch nach zureden die Edelleut, sondern auch Herrn, Graven vnnd Fürstenstands Personen verstanden haben wöllen) in Tugenten, Verstand, Politischen vnd zum Weltlichen Regiment dienlichen Künsten, zierlichen Sitten, vnd in allerley zur Höfligkeit gehörigen Exercitien, erzogen vnd vnterwiesen würde; vnd also in vnserm lieben Teutschen Vatterland mit geringem Vnkosten alles dasjenig begriffe; welches andere in frembden Landen mit vnwiderbringlichem Schaden der edlen Zeit, Verletzung der Gesundheit, Verschwendung grosses Gelts vnnd Guts, offt auch mit Verlust gutes Namens, Ehr vnnd Geführ, suchen; vnnd dannoch nur Stuckweiß finden, vnd schwerlich erlangen."

Nach Ludwigs Tode habe dessen Nachfolger Friedrich das angefangene Werk „in erwünschte Vollkommenheit gerichtet" und „dero Heroisches Fürstliches Gemüt gegen jedermeniglich handgreifflicher an Tag zu bringen", das Kollegium „mit solchen Privilegien, Freyheiten, vnd andern Commoditeten gezieret vnd begabet; daß Fürsten, Herrn vnd vom Adel, Teutsches Namens, jhre Söhne vnd Anvertrawte in selbiges, als auff ein weitberhümte Kunst, Sitten, vnnd Hoff Schul zuverschicken, nicht vnbillichen verursacht vnd getriben worden, auch jhnen dieses Ort, vor vilen andern bißhero mercklichen belieben lassen.

„Wir zwar können die Zeit vnd Jahr vnserer zarten vnd blüenden Jugendt, so wir in offtgemeltem vnserm Collegio grosses theil mit viel Fürstlichen vnsern Blutsverwandten, auch anderer Ständt Personen, in holdseeliger vnvergeßlicher Kundt: vnd Freundtschafft, vnd guter Correspondentz vertrawlichen zugebracht; ohne besondere Erliebnus nicht hinderdencken: Wie auch derowegen wir gegen

diesem Collegio mit allen Gnaden affectionirt vnd beharrlichen wolgewillet verbleiben."

So habe er, heißt es in der Einleitung S. 6 zu der „Ordnung und Freiheiten" des Kollegs weiter, nach seinem Regierungsantritte als ein „Probstuck" seiner Zuneigung für das Fürstliche Neue Kollegium die Statuten, Ordnungen und Freiheiten, wie sie sein Vater „dem Collegio zu gutem begreiffen vnd in Truck verfertigen lassen", von dem „geheimen Rhat" übersehen und, wo vonnöten, verbessern lassen; diese so in etlichen Punkten korrigierten Satzungen, „in ettlichen vermehrt vnd gleichsam gantz vernewret" publiziere, bekräftige und bestätige er hiermit und befehle allen ihm Untergebenen, sie „auff alle begebende Fäll vnuerbrüchlich in ihrem Esse zubeschirmen vnd handtzuhaben."

Diese Satzungen Johann Friedrichs sprechen sich „von dem Fürstl. Newen Collegio ins gemein" folgendermaßen aus:

„Anfangs, ist vnser Will vnd Meinung, in vnser Fürstlich Newes Collegium zu Tübingen allein deß Römischen Reichs Teutscher Nation Adeliche Studierende Jugent; als nämblichen Fürsten, Graven, Herrn, Ritter vnnd Adelsstands Personen; sampt dero zugeordneten Hoffmeistern, Praeceptorn, wie auch jhren Dienern vnd Jungen auff: vnd einzunemmen."

Damit nun das Kollegium in der That ein „Illustre" sei, so wird demselben vor allem eigene Gerichtsbarkeit verliehen, ferner soll es „verburckfridet gehalten" werden; zum Andenken und zur Ehre des Stifters des Collegii, Herzogs Ludwig, und des „Vollführers vnd Vermehrers", Herzogs Friedrich, seines Vaters, ordnet Herzog Johann Friedrich des weiteren an, daß, wenn einer oder mehrere Herzöge von Württemberg in dem Collegio wohnten, der zur Nachfolge berechtigte Prinz den Vorsitz „vnd sonsten vberall die Praeeminenz" vor anderen jungen Fürsten in der Anstalt haben solle, ohne daß damit sonst ein „abbruch anderer Fürsten reputation im wenigsten" gemeint sein solle: „Seitenmalen vmb die Reichs Session in vnserm Collegio nicht zuthun ist." —

Eine Uniform erhalten die Zöglinge dieser fürstlichen Privat-Erziehungsanstalt auch schon*): „Item, Wöllen wir, daß

*) In den späteren Philanthropinen hat man bekanntlich es auch für zweckmäßig gehalten, den Zöglingen eine besondere Kleidung zu geben.

alle vnd jede vnsers Collegii Inwohner seine lange Röcke, biß auff die knoden [Knöchel] hinab gehend, von Violbraunem Zeug, jnnerhalb deß Collegii anhaben: Inmassen dann wir mit antragung solches Talars im Jahr nach Christi Geburt 1594. den anfang gemacht. Aber ausser dem Collegio steht einem jedem frey, eintweder einen solchen Collegiaten Rock, oder einen Mantel zutragen."

Ferner erklärt Herzog Johann Friedrich, obwohl das Kollegium und die Akademie zu Tübingen gesonderte Anstalten seien, finde in bezug auf die Wissenschaften eine Gegenseitigkeit der Benutzung statt; „aber die von vns im Collegio zugelassene Leibs vnd Hoff Exercitia sollen den Collegiaten vorbehalten, vnd Niemands anderem, (confusion, Zanck, Tumult vnd andere Vngelegenheiten zuverhüten) communicirt werden."

Der „Oberhoffmeister" des Fürstl. Neuen Collegii soll „zum bezeug, daß er Augspurgischer Confession zugethan, der Formulae Concordiae vnterschreiben" und in seinem Wesen und Wandel ein Muster für die „Studenten" des Kollegs sein; er hat die passende Wohnung und den passenden Tisch zu wählen (es gab eine „Fürstentafel" als höchste Rangstufe der „Oberen Tische", zu denen noch „mittlere und untere" mit verschiedener Anzahl der „Richte" und verschiedener Zumessung von Wein hinzukamen); wie über die ganze Anstalt und ihre äußere Ordnung, was im einzelnen näher angeführt wird, wie er das Recht des Thorschlusses und der Visitation bei Tage und bei Nacht u. s. f. hat, so soll er auch über die „in Ritter vnd Hoffexercitien bestelte Meister" ebenso wie über die Küchenmeister und alle Hausbeamte „ein wachendes Aug haben, damit ein jeder seinem Ampt vnd Bevelch getrewlich vnd fleißig abwarte"; fände Ermahnung und Strafe (die er also wohl selbstständig verhängen durfte) keine gute Wirkung, so solle er „vmb eine andere taugliche Person trachten, vnnd Vns dieselbe namhafft machen."

Die in dem Collegio zu lehrenden Wissenschaften werden nach diesen Satzungen vier Professoren, die beider Rechte Doktoren (mit Ausnahme etwa des Sprachlehrers, der jedoch jedenfalls ein Juris consultus wäre) und der Augsburgischen Konfession zugethan sein müssen, übertragen: von 7—8 Uhr morgens lehrt der Prof. Linguae Gallicae et Italicae, bis 9 Uhr der Prof. Feudorum, criminalium sanctionum et processus iudiciarii;

nachmittags von 1—2 Uhr der Prof. Politicorum atque Historiarum, dann bis 3 Uhr der Prof. Institutionum. — Deklamationen, Konsultationen und Disputationen haben diese Lehrer von Zeit zu Zeit zu veranstalten, und die Ferien so zu halten, wie dies bei der Akademie Herkommens sei.

Nach der Besprechung der Pflicht des „Medicus“ der Anstalt heißt es „Von des Fürstlichen Newen Collegi in Ritter: vnnd Hoffexercitien bestelten Meistern“ (S. 27) wie folgt:

„Dieweil aber heutiges tags auch auff diejenigen sonderlich groß gehalten würdt, welche dem gemeinen Sprichwort nach in alle Sättel gerecht, reden vnd reiten können; wie dann die tägliche Erfahrung mitbringt, daß, welche sich in alle conversation, exercitia, ceremonien vnd geberden wol schicken, an Fürsten vnd Herren Höffen herfür gezogen, auch bey dem gemeinen Mann hochgepriesen werden. Damit nun auch hierinnen in vnserem Fürstlichen Collegio der Adelichen studierenden Jugent gewillfahret, vnd dieselbe ausser studierens zeit jhre recreation, vnd neben dem gewohnlichen Büchsen: vnd Armbrust schiessen in Ritter: vnd Hoff exercitien, alß Reitten, Fechten, Pallspielen, Dantzen sich zu üben gelegenheit habe: also sein von vnß zu solchem ende ein Bereitter, Fechter, Pallmeister vnd Dantzmeister angenommen vnd bestelt worden.

„Diese Meister alle sollen, (wie wir jhnen scharpff vnnd ernstlich einbilden) allen vnsers Collegii Oberhoffmeisters Amptsgebotten mit sonderem Fleiß vnd Trew volg thun: Der Professorn lectionibus et exercitiis publicis geordnete Stunden zu abbruch der Studien sich zu gebrauchen nicht vnterstehen: Die Studenten vom studieren durch gelerhte geschmierte wort vnd eingeben nicht abführen, noch jhnen gelt oder geltswert abpracticiren; sondern einen so woll alß den andern, ohne vnderscheid der Person vnnd Standts, mit gebürendem gleichem Fleiß, Trew, vnd gutem Willen vnderweisen.

„Der Bereiter zwar, derweil nicht ein jede zeit vnd gewitter den Ritterexercitien bequem, im Fall er vnderweilen die Stunden, da man in dem Auditorio den studiis obligen soll, anwenden müßte; solle er es mit deß Oberhoffmeisters vorwissen vnd gutheissen thun.

„Er solle auch deß Ringelrennen, wann Fürsten, Graven,

Herrn vnd vom Adel auff der Rennbahn jhre Beste geben*) oder sonsten vmb etwas rennen, allezeit müssig gehen vnd sich gäntzlich enthalten.

„Der Fechter solle von Neun biß Zehen Uhr vor Mittag: Der Dantzmeister aber von Vier biß Fünf Uhr nach Mittag, auff dem Fecht und Dantzboden auffwarten; sich auch anderer Stunden zu ihren Exercitien in keinerley weiß oder weg nicht vnderfangen.

„Der Pallmeister solle die gantze zeit über, so den studiis zugeeignet, das Pallhaus gesperrt halten: Im vbrigen zu keiner gewissen Stund verbunden seyn.

„Er solle das Dutzet newe Pallen höher nicht, dann vmb vier Batzen, das Dutzet alte vmb zwey Batzen; die Pallonen aber, jeden vmb vier vnd zweintzig Batzen, anschlagen vnd verkauffen."

In dem Abschnitte „Von des Fürstl. Newen Collegii Studiosis" heißt es u. a.: „Sie sollen auff die von vns oben approbirte vnd zugelassene Leibsexercitia nicht zuviel zeit legen: damit durch solches die Studia literarum nicht verhindert werden"; Sie sollen alle vnzimliche Spill, alß welche der Erbarkeit feinde vnd aller Vntugenden patron sein, gäntzlich meiden" und „Sie sollen keine geladene Büchsen in vnserm Collegio haben."

Diese „Statuta, Ordnungen vnd Freyheiten" sollen viermal im Jahre, zweymal lateinisch, zweymal deutsch, öffentlich vorgelesen werden; die lateinische Abfassung vor allen Studenten und Gelehrten des Kollegs; die deutsche Fassung wird „in beyseyn der in Ritter vnd Hoffexercitien bestelten Meistern, der Hauß Officiern vnd Dienern" vorgelesen.

Eine Veranschaulichung der in diese Erziehungsanstalt aufgenommenen Leibesübungen bietet das Kupferwerk dar: „Illustrissimi Wirtembergici Ducalis Novi Collegii, quod Tvbingae, quâ situm, quâ studia, quâ exercitia, Accurata Delineatio."

Nach der Abbildung des Speisesaales, der Bibliothek und eines Hörsaales zeigt der Fechtsaal mehrere Fechterpaare, die in den damals gebräuchlichen „langen und kurzen Wehren" unter den Augen des im Hintergrunde mit der „Stange" stehenden Fechtmeisters sich üben; links kämpft ein Paar mit

*) Um ein „Bestes" (Gewinn: ein von den Schützenfesten entlehntes Kunstwort!) wettüben.

„Rappier und Dolch" zu gleicher Zeit, wobei der Dolch in der linken, das Rappier in der rechten Hand geführt wird; ein anderes Paar ficht im Dusecken;*) rechts von ihnen ist das Dolchfechten durch ein Paar am Boden liegender Dolche angedeutet; im Mittelgrunde kämpft ein Paar mit Hellebarden, ein anderes mit dem „langen Schwerte", dem Beidenfäuster oder Schlachtschwerte; rechts findet das Fechten mit der „Stange" Darstellung.**)

Auf die nächste Abbildung, die des Institutsgartens, folgt eine Darstellung des für die vorturnerische Zeit der deutschen Leibesübungen so unentbehrlichen „Ballhauses".

Das Spiel mit dem „Luftballe" wird im Freien auf schachförmig getäfeltem Boden von zwei Gegenreihen dargestellt; jeder Spieler hat einen Wulst vorn um den rechten Arm, um den Ball, der sehr hoch fliegt, besser schlagen zu können. Eine am Boden liegende Stange trennt den Raum in zwei Spielhälften.

Die eigentlich ritterliche Übung des Ring- (oder Ringlin-) Rennens" findet auf einem zugleich zur Erlernung der Reitkunst bestimmten Platze statt.

Der mit der Lanze aufzuspießende Ring befindet sich hier, wie bei anderen Abbildungen dieses Zielreitens, an einem zwischen zwei Pfosten im Bogen herabhängenden Seile.

Ferner zeigt das in Rede stehende Werk Schießplätze für Büchsen- und Armbrustschießen; auf dem letzten Bilde findet ein „Fußturnier" seine Darstellung, bei dem zwei Achterreihen gegeneinander losziehen. Jeder Kämpfer ist mit einem Turnierhelm und einem Brustpanzer (ohne Beinschienen) versehen; Alle tragen Schwerter; zwei Paare der dem Beschauer näheren Streiter jedoch „Stangen".

Daß auch die übrigen, dem damaligen Zeitalter angehörenden volkseigenen Übungen, die vielleicht wegen ihrer allgemeinen Verwendung auch im Bürgerstande keine Darstellung in diesem Kupferwerke fanden, dennoch in dem Collegium Illustre werden

---

*) Sica: der Duseck der früheren Fechtkunst; eine säbelförmig gekrümmte (Holz-) Waffe aus einem Stücke mit einem Griffloche für die Hand; der Ersatz des bei dem älteren „Messerfechten" verwendeten Waffe.

**) Von dem allen mit Einschluß des Ringens handelt, und zwar besser als das Paurnfeindtsche und Egenolffsche „Fechtbuch", das drittälteste (zu Straßburg 1570 gedruckte) „Fechtbuch" Joach. Meyers.

vorgekommen sein, das darf man aus einem „Panegyricus Acad. Tubing.“ (eines H. v. Gölnitz), obwohl diese Lobschrift erst aus dem Jahre 1649 herstammt, wohl entnehmen: „Darmit nun noch ausser denen Lectionen und Studiren man nicht müßig bleiben dörffte, hat man eine Reut-Schule, Fecht-Platz, Tantz-Platz, Baal-Hauß, Renn- und Turnier-Platz, Schieß-Platz zur Armbrust und Gewöhr, zu dressiren der Pferde, zum Wett Lauffen, zum Lantzen-brechen, zum Ringen, zum Ringel-Rennen und andere Oerter zu allen Fürstlichen und Ritterlichen Exercitien angeordnet, und darzu die beste Exercitien-Meister bestellet.“ Zugleich zeigt diese Stelle, was man im 17. Jahrhundert noch unter „ritterlichen Übungen“ oder „adligen Exerzitien“ verstand; auch in späterer Zeit noch wußte die Anstalt für die Leibesbildung der ihr anvertrauten vornehmen Jugend allseitig zu sorgen.

Als ein Beispiel fürstlicher und gesetzgeberischer Fürsorge für die Leibesübungen moderner Zeiten gegenüber der Pflege der Gymnastik bei den Alten wird das Tübinger Collegium illustre auch in einem, den gymnastischen Übungen der Studierenden gewidmeten Buche vom Jahre 1621 angeführt uud gerühmt; nämlich in Gumpelzhaimers „Gymnasma. De Exercitiis Academicorum“.

Wurde in der 1623 gestifteten Ritterschule zu Soröe ein ausgedehnter, das Ringlein-Rennen und gewisse Turnierweisen, vielleicht auch das Pferdspringen berücksichtigender Reitunterricht erteilt; sollte der Fechtmeister (Lanista seu Gladiator) dieser Anstalt zugleich das Fußturnier und den Lanzenkampf lehren; wirkten an der Anstalt ein Tanz- und ein Ballmeister für das Spiel mit dem kleinen und dem großen Balle, wie ein besonderer Gymnastikus für die Unterweisung im Gebrauche der Feuerwaffen u. s. f., so zeugen die auch vor und nach der Soröer Anstalt in Deutschland errichteten Adels-Akademien bis in das 18. Jahrhundert hinunter jeweils von dem Stande und der Ausdehnung der zu ihrer Zeit noch volksüblichen Turnarten. Erhielt sich so z. B. das Turnieren zu Roß und zu Fuß kaum noch im 17. Jahrhundert, und kamen selbst die milderen Formen derartiger Anstrengungen, wie das eines Gegners entbehrende

Quintan- und Ringrennen um diese Zeit mehr und mehr in Abnahme; mochte ferner das einst mit dem Fechten verbundene und für die Sicherung der eigenen Person so bedeutungsvolle Ringen bei der milderen Fechtweise der Späteren an Ansehen und Bedeutung eingebüßt haben, so war es natürlich, daß derartige, vom Volke, wenn nicht fallen gelassene, so doch seltener nur angewendete Leibeskünste auch an den Ritterschulen nicht auftreten konnten.

Eine Mitteilung über den allmählich sich einengenden Umfang der Turnarten an den im Laufe der Zeit errichteten deutschen Adelsschulen, die des Interessanten genug darbieten würde, mag für eine andere Gelegenheit aufgespart bleiben; aus den „Verordnungen und Privilegia“ der Fürstenschule oder Academie zu Berlin vom Jahre 1705 möge schließlich nur noch angeführt werden, daß als „die gebräuchlichen Exerzitien“, in denen die adligen Besucher auch dieser Anstalt „geschickt“ gemacht werden sollten — vor Basedow, und vor Rousseau — aufgeführt werden: das „Reiten, Fechten, Voltigiren und Tantzen“.

20.

Die Pflege der Leibesübungen an den deutschen Universitäten bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts.

Von Jaro Pawel.

Antrittsvorlesung an der k. k. Hochschule in Wien.

(„Deutsche Turnzeitung“ 1884. S. 667.)

Jaro Pawel, geboren in Budislau in Böhmen am 11. Oktober 1852, besuchte das Akademische Gymnasium in Prag und die Hochschule in Wien, wo er philologische, besonders germanistische Studien betrieb. Dann lehrte er Latein und Deutsch am Gymnasium, Deutsch an der Oberrealschule des 8. Bezirkes in Wien, wandte sich darauf ganz dem Turnlehramte zu und wurde 1885 zum Lehrer für Theorie und Geschichte des Turnens an der k. k. Universität in Wien ernannt.

Die turnerische Lehrthätigkeit Pawels beginnt mit seiner Anstellung als Hilfslehrer an der Kgl. Landesturnanstalt und an der Wotzelschen Realschule zu Prag in den siebziger (?) Jahren. Dann war er in Wien nacheinander Turnlehrer am k. k. Staatsgymnasium des 3. Bezirkes, Hilfslehrer an der Kommunal-Oberrealschule des 6. Bezirkes, leitender Turnlehrer am k. k. Franz-Josephs-Gymnasium und seit 1892 definitiver Turnlehrer an der k. k. Staats-Oberrealschule des 1. Bezirkes.

Als Student begründete er den „Turnverein der Wiener Hochschulen“ und leitete ihn als Turnwart und Oberturnwart. Später war er Turnwart des „Ersten Wiener Turnvereins“, Gauturnwart des Niederösterreichischen Turngaues, dann Turnwart des 1. Bezirkes desselben Gaues und jetzt ist er in gleicher Stellung am Gau „Wien und Umgebung“ und daneben als leitender Turnlehrer des „Deutsch-österreichischen Turnvereins“ zu Wien im Vereinsturnen thätig.

Pawel verfaßte überaus zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen in turnerischen Fachzeitungen, von denen er selbst eine, die „Zeitschrift für das österreichische Turnwesen“, von 1885 bis 1886 herausgab. Seine hauptsächlichsten Schriften sind folgende: „Anleitung zur Erteilung des Turnunterrichtes an den Realschulen Österreichs“ (Wien 1885) — „Grundriß einer Theorie des Turnens“, 2 Bd. (Wien 1889) — „Kurzer Abriß einer Entwickelungsgeschichte des deutschen Schulturnens“ (Lion, Hof 1886) — „Deutschlands Turner“ (Dresden 1885). Daneben veröffentlichte er viele germanistische und sprachgeschichtliche Arbeiten, besonders über Werke von Klopstock.

Die allgemeine Bedeutung des Turnens ist schon an mannigfachen Orten zur Genüge gewürdigt worden. Wir alle wissen, daß die geistige Blüte der Griechen, dieses so großen Mustervolkes in Litteratur und Kunst, nur aus den idealen Zielen der Leibesübungen hervorgegangen war. Damals, in den Tagen der griechischen Nationalspiele, erhob sich die plastische Kunst im sonnigen Hellas zu einer nie geahnten und nie wieder erreichten Höhe, und ein nicht minder großes Drama trat ihr würdig zur Seite.

Aber auch das gewaltige Rom stand unter dem beherrschenden Einflusse der Leibesübungen. Freilich war hier bei dem kriegerischen Charakter des Volkes von der idealen Richtung der griechischen Agonen keine Spur. Bildete dort die Pflege des Turnens den Hauptteil des gesamten Erziehungs- und Staatswesens, auf den von jung und alt, von Bürgern, Gesetzgebern und Obrigkeiten das größte Gewicht gelegt wurde, so diente sie zu Rom nur den einseitigen, wenn auch praktischen Zwecken kriegerischer Bereitschaft und militärischer Überlegenheit und konnte so nie zu der volkstümlichen Gestaltung herangebildet werden, wie wir sie bei den ideal angelegten Hellenen bewundern. Dennoch war und blieb sie durch alle Zeiten ein treuer Spiegel der durch sie so mächtig geförderten inneren Entwickelung des weltbeherrschenden Roms.

Auch bei uns Deutschen erfreute sich die körperliche Ausbildung schon in den ältesten Jahrhunderten einer besonderen Fürsorge. So rühmt schon Tacitus, der Meister der römischen Geschichtsschreiber, an den alten Germanen kräftigen Körperbau, gedrungene Glieder, kühnen Blick und eine ausnehmende Lebhaftigkeit des Geistes. Im besonderen wird in seiner „Germania“, in der einzig verläßlichen Quelle über Sitten und Einrichtungen der alten Germanen, deren kriegerischer Nationalcharakter bei hoher Kriegstüchtigkeit und Waffenfähigkeit hervorgehoben, dementsprechend auch die gesamte Erziehung der germanischen Jugend in allen ihren Beziehungen und zu allen Zeiten auf das unerläßliche Nationalerfordernis der Leibesübungen gerichtet war.

In der Zeit der ersten Anfänge des Mittelalters, unter den Kämpfen des religiösen und nationalen Ausgleiches, war für die Pflege der Leibesübungen kein Boden vorhanden. Bei der ausschließlich religiösen Richtung der Zeit trat naturgemäß der ganze sinnliche Mensch in den Hintergrund. War es ein Wunder, wenn man bei der so ängstlichen Sorge um das Seelen-

heil die Gesundheit des Körpers völlig aus den Augen ließ und sie später gar zum Hindernis für die sittliche Bildung des Volkes stempelte?

Erst als das religiöse Phänomen von der glücklichen Entfaltung der sozialen Verhältnisse Deutschlands in den Schatten gestellt war, in der höfisch-ritterlichen Zeit, trat auch die Pflege der Leibesübungen in den Vordergrund, aber freilich nur soweit sie dem kriegerischen und ästhetischen Element der später sich so großartig gestaltenden Waffenspiele entsprach. Aber auch nur in dieser Richtung war und blieb sie in der Folge Ziel und Aufgabe des Rittertums.

Erst in der Zeit des Humanismus und der Reformation haben mit dem Wiederaufblühen der Künste und der Wissenschaften, mit dem neu erwachenden Streben nach dem herrlichen Ideale der Antike auch die Leibesübungen neue Beachtung und Belebung erfahren. An mannigfachen Orten nahmen sie Reformatoren und Verbesserer des Unterrichts und der Erziehung in ihre Lehren auf und suchten ihnen eine den anderen Lehrdisziplinen ebenbürtige Stellung zu verschaffen. Mit Wort und That brach man nun fast allerorten für ihre Pflege Bahn, bis sie unter dem blutigen Morgenrot der neuen Zeit dem allgemeinen Verfalle des Glaubens- und Staatslebens zum Opfer fielen.

Aber auch unter dem so hemmenden Einflusse der damaligen nationalen und politischen Zersplitterung, bei allem Rückgange im privaten und öffentlichen Leben gingen sie keineswegs gänzlich verloren.

Noch in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters begegnen wir den Leibesübungen als einem höchst wichtigen Bildungsmittel in der Erziehung der Fürstensöhne auf den Ritterakademien und vor allen Dingen an den deutschen Universitäten, wo ihnen neben der immer mehr um sich greifenden intellektuellen Strömung eine nicht unbedeutende erzieherische Aufgabe zugewiesen wurde.*)

Gerade an den deutschen Universitäten tritt uns in dem ihnen stets innewohnenden Charakter der Freiheit die Pflege des Turnens als ein besonderes kulturhistorisches Moment entgegen, das so manche drückende Fessel der mittelalterlichen scholastischen Richtung gesprengt, vor Erstarrung und Ver-

---

*) Vergl. Karl Waßmannsdorffs turngeschichtliche Aufsätze in den „Neuen Jahrbüchern der Turnkunst“.

knöcherung geschützt, neue Gedanken und Ziele, neue Anschauungen und Grundsätze aufgestellt und selbst nach zeitweiser Stagnation in der gesamten sozialen und litterarischen Strebung Deutschlands ein frischeres und regeres Leben angefacht hat.

Aus dem deutschen Universitätsleben heraus ging ja die köstliche Frucht des hohen freiheitlichen Schwunges, den die Leibesübungen unter den großen Befreiungskriegen nahmen, die alle Nerven spannende Thatkraft der großartigen politischen und nationalen Erhebung, mit der ganz Deutschland gerade unter Führung der akademischen Jugend in die Laufbahn des Ruhmes trat.

Das, sollte ich meinen, sind Erscheinungen, welche schon allein den vollständigen Beweis liefern, daß die Sache des Turnens auch in ernstere Gebiete des Universitätslebens hineinreicht, und daß sie als solche daselbst schon längst eine wissenschaftliche Beachtung und Behandlung verdient hätte. Das ist es auch, was meinen Vorsatz wohl in vollstem Maße rechtfertigen dürfte, warum ich gerade die Pflege des Turnens an den deutschen Universitäten als Gegenstand meiner Antrittsvorlesung bezeichnet habe.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern bildete die Pflege der Leibesübungen auch im Studentenleben ein höchst wichtiges Element. So sehen wir schon an den ältesten Universitäten Italiens das Ballspiel zu einer besonderen Meisterschaft herangebildet.*) In Frankreich war es die Tanzkunst, welche vornehmlich an der Pariser Hochschule, der ersten und bedeutendsten Universität der Zeit, schon in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens eine hohe Ausbildung und Vervollkommnung erfuhr.**) Aber auch die akademische Jugend Englands teilt mit den anderen Nationen die Anerkennung der körperlichen Kraft. Bekannt sind die zwischen den Universitäten Oxford und Cambridge noch heutzutage alljährlich stattfindenden Ruderwettkämpfe, welche schon in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters zu den beachtenswerten Erscheinungen Europas gehörten.***)

Aber in eingehendster und umfassendster Weise wurden die Leibesübungen in Deutschland gepflegt.

In der Zeit der Gründung der ersten Universitäten stand

*) J. Facciolati, Fasti Gymnasii Patavini. Pat. 1754. 4.

**) C. E. Bulaei Historia Universitatis Parisiensis. Parisiis 1666.

***) Salmon, „Present State of the Universities and of the sive adjacent counties of Cambridge and Oxford". Oxford 1744. 8.

bekanntlich das Rittertum noch auf voller Höhe. Es war daher nur eine unabweisbare Konsequenz, daß der damalige ritterliche Geist auch auf die Gestaltung des so empfänglichen akademischen Lebens von ganz Deutschland einen bedeutenden Einfluß nahm. So sehen wir schon in den ersten Zeiten an den Universitäten Deutschlands die Sitten und Gebräuche des Rittertums mit allen Vorzügen und Mängeln in vollster Blüte.*) Daß damals die ritterlichen Übungen des Laufens, Springens, Reitens, Ringens und Stechens einen wesentlichen Bestandteil der akademischen Bildung ausmachten, ist bekannt. Die Annalisten führen schon aus den ersten Universitätsjahren eine Reihe von Jünglingen auf, welche mit gleichem Eifer der wissenschaftlichen Laufbahn, wie auch den Waffenspielen und den ritterlichen Übungen oblagen. Von nicht wenigen wird uns berichtet, daß sie nicht minder um den Dank aus schöner Hand bei Turnierspielen wetteiferten, als um den Lorbeer der akademischen Disputation.**)

Aber die so freiheitliche Entwickelung der körperlichen Ausbildung an den deutschen Universitäten erfuhr durch die Institution des späteren Bursenzwanges eine vielfache Beengung.

Wir wissen, von welchem Nachteil es für das ganze folgende Universitätsleben des Mittelalters war, als man die freien nationalen Elemente gegen die abschließende Strenge der Kollegien fallen ließ. Wir kennen aber auch die so einseitige und einförmige Unterrichtsrichtung jener Zeit und wissen, wie fruchtlos sich da das ganze wissenschaftliche Leben im Dienste des Dogmas abmühte, und wie es über der formalen Ausbildung von bloßen Denkgesetzen und Begriffsbestimmungen völlig erstarrte und verknöcherte. War ja das ganze Studium der Wissenschaften in streng begrenzten Formen befangen, deren leerer Inhalt schon mit den universellen Zielen der deutschen Universitäten in offenen Widerspruch geriet. Der Jurist band sich nur an das päpstliche und nur hier und da auch an das kaiserliche Recht, der Mediziner nur an den nüchternen Galenus, der Theologe nur an das Evangelium der Scholastiker, die bekannte summa theologiae des Thomas von Aquino, der Philosoph endlich nur an den Aristoteles, den er nur stückweise und

*) Vergl. C. Meiners, „Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen unseres Erdteils". Göttingen 1802. 4 Bde.
**) Vergl. Dr. Franz Seitz, „Über die Pflege der Leibesübungen auf den deutschen Universitäten". München 1861.

das nur aus schlechten lateinischen Übersetzungen kannte und ihn bei alledem ebenso mangelhaft verstand.*) Was Wunder, wenn gerade dieser so pedantische Druck der damaligen starren Unterrichtsprinzipien in dem beengenden Zwange des Bursenlebens eine volle und mächtige Ausdehnung erfuhr.

Die Bursenkorporationen der damaligen Zeit waren mit ihren separatistischen Tendenzen, bei der immer mehr um sich greifenden Verkümmerung alles frischen und jugendlichen Geistes ein schreiender Gegensatz zu den gerade aus ihnen hervorgehenden, in das gesamte Universitätsleben Deutschlands so mächtig eingreifenden freiheitlichen Ideen der späteren Burschenschaften.

Freilich wollte man der damaligen, durch die sozialen und religiösen Zerwürfnisse hervorgerufenen sittlichen Verwilderung der Studentenschaft mit drakonischer Zucht in die Bahn treten; aber man verstieg sich bei der Wahl der Mittel zu Extravaganzen aller Art, bei denen alles Gefühl für eine freiheitliche Entwickelung des Geistes und Körpers verloren ging.

Daß dabei auch die Pflege des Turnens an den deutschen Universitäten nur kurz wegkommen mußte, ist klar.

Erst das Wehen des humanistischen Geistes, das auch in Deutschland alle Gebiete des Volkslebens ergriff, das die kirchlichen und politischen Zustände von ganz Europa so gewaltig umgestaltete, das die Künste und Wissenschaften aller Völker zu einem frischen und regen Leben entfachte, bereitete mit seiner edlern und freiern Menschenbildung auch den Bursen den Untergang. Wohl nirgends fand die Lehre vom klassischen Altertum einen so fruchtbaren Boden und ein so reiches Gebiet umfassender Entwickelung, nirgends drang sie so tief in alle Kreise des Volkes, wie gerade in Deutschland.

Eine der köstlichsten Früchte der humanistischen Anregungen war die Reform des Unterrichts und der Erziehung und vor allen Dingen die Verbesserung und Vermehrung der Universitäten. Überwältigend bahnten sich die freiheitlichen Ideen des Humanismus ihren Weg und belebten und erfrischten auch das Leben an den deutschen Universitäten, wo mit ihnen auch für die Pflege der Leibesübungen eine günstigere Zeit angebrochen war.

Nun kam man auch von seiten der Regierungen der körperlichen Ausbildung der Studentenschaft entgegen. So sehen

*) Vergl. Oskar Dolch, „Geschichte des deutschen Studententums“. Leipzig 1858.

wir schon bei der Gründung der weiteren Universitäten unter den gemeinschaftlichen Vorrechten und Freiheiten der Lehrer und Lernenden das Recht der Jagd und der Fischerei als ein besonderes Privilegium. Die hier eigens bevorzugten Universitäten waren die zu Ingolstadt 1472 und die zu Marburg 1527. Für die erstere ist ein eigenes Reskript erlassen worden, in welchem der Universität gnädigst bewilligt wird, daß sie das kleine Weidwerk unverwehrt gebrauchen möge, damit der allda studierenden Jugend ihre Recreationes nicht geschmälert, auch sonsten allerhand Ungelegenheiten vermieden werden. In Marburg und Göttingen behielt noch in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts die Fisch- und Jagdgerechtigkeit an der Universität ihre volle Geltung.

Aber die mächtigste Förderung erfuhr die Pflege des Turnens an den deutschen Universitäten von den Ritterakademien, den ursprünglichen Pflegestätten der Wissenschaft und Gesundheit, deren Empfindsamkeit und Nervenkraft, wo die Söhne der Adeligen neben der Ausbildung in der Religion und in den Wissenschaften auch in den ritterlichen Übungen unterwiesen und so für den kirchlichen und staatlichen Dienst eigens befähigt wurden. Berühmt sind das „Gymnasium illustre“ zu Selz im Elsaß und das Kollegium zu Tübingen, nach deren Muster im Laufe der Jahre eine Reihe von Fürstenschulen mit ähnlicher Bestimmung und Organisation errichtet wurde. Die hier gepflegten Übungen bestanden in den ritterlichen Exerzitien des Reitens, Fechtens, Ballspielens, Tanzens, Laufens, Schießens und Ringens, für welche Übungen auch eigene Plätze und Lehrer bestimmt wurden.*)

Es war nur eine natürliche Folge, daß, wie die Anwesenheit des Adels an den deutschen Universitäten denselben überhaupt einen ritterlichen Charakter verlieh, sie auch für das Wesen der hier gepflegten Leibesübungen im besonderen von bestimmender Bedeutung war.

Eine umfassende Anschauung von der damaligen Pflege des Turnens der Studentenschaft gewinnen wir aus Albrecht Glockendons „Sieben Planeten“, wo die den Einfluß der Planeten auf das menschliche Schicksal behandelnden Kalenderreime durch einzelne Holzschnitte illustriert sind, aus welchen uns die Art der Leibesübungen der damaligen Jugend klar entgegentritt. Die Übungsstätte der dort auftretenden „Sonnenkinder“ ist ein

---

*) Vergl. oben S. 293.

erhöhter steingeplatteter Vorplatz eines Fürstenschlosses, auf welchem unter den Augen des vom Schlosse zusehenden Fürsten mehrere Fechterpaare ihre Übungen vornehmen. Im Vordergrunde sehen wir Steinstoßer, weiter rückwärts zwei Ringerpaare und in der Mitte eine Gruppe von Springern. Zwei von ihnen halten den Schwertgurt wie eine Springschnur vor sich, über den zwei andere hinwegzusetzen suchen.

Noch eingehender äußert sich über die damaligen Leibesübungen der Studentenschaft der Magdeburger Rektor und Poet Georg Rollenhagen in seinem, der Homerischen „Batrachomyomachia" nachgebildeten allegorisch-satirischen Tiergedicht „Der Froschmeuseler" in folgender, das fröhliche Studentenvolk seiner Zeit charakterisierenden Stelle*):

Wie Jung Gesellen zu Sommerszeit,
Am Wasser und Wiesen suchen Freud,
Wie auff den Schulen die Studenten,
Baden vnd tauchen gleich den Enten,
Schwimmen künstlich, wie Genß vnd Schwanen,
Fischen, fahren im Schiff vnd Kanen,
Fechten, schlagen Ball, springens Kleid,
Wissen von keiner trawrigkeit.
Singen auch ihr vielstimmige Reyen
In Pfeiffen, Zithern, Lauten, Geygen,
Fein kunstreich nach der Musen arth,
Kein fröhlicher Volck funden ward.

Diese Kurzweil der deutschen Studenten wurde aber auch gar nicht selten auf Kosten der ernsten Studien betrieben. So berichtet schon Geiler von Kaisersberg in seinen Predigten zu Sebastian Brandts „Narrenschiff" von den Studenten, daß sie nach dem Mittagsmahl in vielen ehrlichen Künsten sich üben, „wie dem balenschlagen, fechten, tantzen vnd springen, vnd wird etwan vnter hundert nicht einer gefunden, der in die Lection gienge".

Unter allen diesen Künsten der deutschen Studenten nahm schon in den ältesten Zeiten das Fechten eine der bedeutendsten Stellen ein. Der ritterlich kriegerische Charakter der Zeit war es, durch den die besondere Pflege dieser Art der Leibesübungen in den Vordergrund trat.

Schon um die Blütezeit der ritterlichen Waffenspiele begegnen wir hier und da geregelten Fechtübungen. Eine

*) Magdeburg, 1595, I. Bd. 2. Kap.

Breslauer Chronik erwähnt das Fechten schon im Jahre 1280; 1397 sehen wir es am Reichstage zu Frankfurt am Main vertreten. Aber erst im 16. Jahrhundert finden wir besondere, von den Kaisern selbst privilegierte Fechtschulen in Deutschland, deren Mitglieder hauptsächlich der Studentenschaft angehörten. Darum standen auch die Fechtschulen bisweilen unter dem unmittelbaren Schutze der Universitäten und erfreuten sich daselbst allerlei Begünstigungen und Privilegien.

An der Spitze der Universitäten stand Leipzig, wo noch bis zum Jahre 1564 auch die den Fechterkorporationen angehörenden Nichtstudenten, wie Handwerker und Gewerbetreibende, unter dem besonderen Schutze der Universität sich befanden.

Auch die damaligen Poeten nahmen die Pflege der Fechtkunst in ihre Gesänge auf. So schließt der treffliche Hans Sachs das „sehr herzliche schoene und wahrhafte“ Gedicht: „Der Fechtspruch“ mit folgendem Lobe der löblichen und freien Kunst*):

Laß fechten gleich nur ein kurtzweil sein,
Jst doch die Kunst löblich und fein;
Adelich, wie stechen vnd Thurniern,
Als sayten, spiel, singen, quintiern,
Vor Frawen, Rittern und vor knechten,
Wo man ein lustig spiegel fechten
Ziert man mit manchem artlichen Sprung,
Das erfreuet noch alt und jung.
Auch macht fechten, wer es wol kann,
Hurtig und thetig ein' jungen Mann,
Geschickt und rund, leicht und gering,
Gelenk, fertig zu allem Ding,
Gehn dem Feind behertzt und unverzagt,
Dapffer und keck, ders Mannlich wagt,
Kün und großmütig in den Krieg,
Zu gewinnen lob, ehr und sieg,
Macht mit im keck ander wol hundert.

Das die kunst zunemb, plü und wachs,
Jn ehr und preiß, das wünscht Hans Sachs!

Doch nahmen an einzelnen Universitäten die Fechtübungen bald so überhand, daß sie durch eigene Erlasse Beschränkungen erfahren mußten. So heißt es schon in den allgemeinen Satzungen der kaiserlichen Universität zu Wien: „Unsere Scholaren sollen sich auf das Fechten nicht so fleißig verlegen, als auf ihre

*) Nürnberg bei Chr. Heußler. Jm Jahr MDLVIII.

Studien*), und die Fakultät der Rechtsgelehrten zu Wien ermahnt schon 1389 ihre Studierenden, daß sie die Schulen der Fechter zu meiden haben: „Wir ermahnen unsere Studierende, bey ernstlicher Ahndung, daß sie sich in ihren Reden und Kleidung, in Geberden und Gange als ächte Schüler einer wahren Sittenlehre zeigen; daß in böse Gesellschaften, besonders von übelberüchtigten Personen, sowie die Schulen von Fechtern, und Würfelspielern, auch alle andere schädliche und verdächtige Oerter meiden.“ Ebenso durfte in Wittenberg kein Fechter eine Schule errichten noch halten ohne Vorwissen und Bewilligung des Rektors, weil sie „die Jugend sonsten von den studiis abzuhalten leichtlich ursach nimpt“. Im 16. Jahrhundert, in welchem man auch zu Paris die Fechtlehrer von der hohen Schule entfernte, ließen zwar die Gesetze von Wittenberg Tanz- und Fechtmeister zu, aber stellten sie unter die strengste Kontrolle der akademischen Behörde, wonach nur solche Leibesübungen gestattte wurden, welche von dem akademischen Magistrat volle Billigung erfuhren.

Gleich so untersagen die Statuten von Ingolstadt schon 1472 den Besuch der Fechtschulen, von Schenken und anderen verdächtigen Plätzen, widrigenfalls eine Retardation von der Erlangung des akademischen Grades verfügt wird. Doch steht fest, daß später auch zu Ingolstadt die Fechter unter die akademische Gerichtsbarkeit aufgenommen wurden. So heißt es schon in dem 1631 zwischen der Universität und dem Magistrat zu Ingolstadt abgeschlossenen Rezeß**), daß bei löblicher Universität „etlich vil unterschidliche Personen als Lautenmacher, Lautenschlager, Bildlmahler, Fechter und dergleichen ufgenommen worden“.

Die Breslauer Schulordnung vom Jahre 1570 verbietet gar den Gymnasiasten das Fechten und den Besuch der öffentlichen Fechtschulen, weil daraus „vil ander vnrath dem Studieren vnd den guten Sitten abbrüchlich vnd hinderlich erfolget“.

Eine solche Beschränkung der Fechtkunst war nur die natürliche Folge des immer mehr um sich greifenden allzu freiheitlichen Benehmens der deutschen Studentenschaft, dessen Konsequenzen in den politischen Wirren und Zerwürfnissen der damaligen Zeit eine volle und reichliche Nahrung fanden.

---

*) Vergl. Diplomata, Bullae, Privilegia, Libertates, Immunitates, Constitutiones et Statuta Universitatis Vindobonensii. Wien, 1791.

**) Vergl. das. S. 398.

Die Geschichte der Fechtkunst lehrt, daß es gar nicht selten Studenten waren, welche sich in den gefährlichen öffentlichen Kampfspielen jener Zeit besonders ritterlich hervorthaten. So soll sich, um nur eines Beispieles zu erwähnen, ein gewisser Hans Manhöfer, Student und Freifechter, bei einer im September 1582 in Brixen zu Ehren einer fürstlichen Vermählung abgehaltenen öffentlichen Fechtschule so mannhaft und ritterlich geschlagen haben, daß die anwesenden Fürsten viel Geld auswarfen, und die Fechter auf beiden Parteien sich so wohl darum geschlagen haben, daß man etliche vom Platze schaffen mußte.

Schon daraus geht hervor, daß in der Zeit des versinkenden Mittelalters, als die mit dem Falle der Bursen wiedererlangte Freiheit der Studenten zur gänzlichen Ungebundenheit ausartete, und gerade in der späteren Pflege der Fechtkunst ein gutes Stück romantischer Roheit zurückgeblieben war. Wir wissen, daß bei diesen und ähnlichen meist akademischen Gefechten, um nur Kunst und Geschick zu zeigen, viel Blut fließen mußte, und daß es gar nicht selten vorkam, daß bei solchen ritterlichen Vergnügungen auch einzelne Fechter auf dem Platze blieben. Eine Ritterlichkeit, die auch manchem Bruder Studio das Leben kostete.

Ein weiteres Übel war der häufig familiäre, aber öfter noch feindselige Verkehr der Studentenschaft mit den den Korporationen gleichfalls angehörenden Handwerkern, der schon an sich auf die Verfeinerung der akademischen Sitten von keinem besonders günstigen Einflusse war.

Aus mannigfachen Quellen werden wir belehrt, von welch erschreckenden Folgen diese zügellose Freiheit der damaligen Studentenschaft begleitet war, und wie bald da nur die rohe, körperliche Gewalt alles wissenschaftliche Streben verdrängte. Bildeten doch die damaligen Erfordernisse eines guten Fechters, Strammheit des Leibes, grausamer Knebelbart und prächtige Fleischersarme auch unter der Studentenschaft ein ganz besonderes Ideal. Schon Geiler von Kaisersberg kennzeichnet in den bereits erwähnten Predigten in Sebastian Brandts „Narrenschiff" die keineswegs ritterliche Stimmung der Studenten, in der schon damals so mancher renommiert habe, „wie er auf der Fechtschule diesem und jenem Beltzschmied ein Kappen versetzt hab, daß ihm der rot safft über den Kopf abgeloffen sey".

Was war natürlicher, als daß man dieser, gerade durch

das Fechten so nachteilig geförderten akademischen Rauflust und Roheit, die sich den wissenschaftlichen Fortschritten der Universitäten mit so argen Hemmungen und Hindernissen in den Weg stellte, von den einstigen Pflegestätten der Künste und Wissenschaften aus mit aller Entschiedenheit entgegentrat.

Aber die spätere Gärung der gewaltigen reformatorischen Bewegungen ganz Deutschlands, welche die blutigen Tage des Dreißigjährigen Krieges erkenntlich genug signalisierte, griff auch mit aller Glut der Leidenschaften in das gesamte akademische Leben und machte so alle warnenden Mahnrufe zu schanden.

Waren die deutschen Universitäten durch die humanistischen Bestrebungen die eigentlichen Pflegestätten freier Forschung und humaner Geistesbildung, an denen auch der harmonischen Ausbildung des Körpers Rechnung getragen wurde, so bildeten sie schon gegen das Ende des 16. Jahrhunderts mit der immer mehr um sich greifenden körperlichen Überlegenheit gar nicht selten auch Lärm- und Balgplätze, welche offen und unverhohlen aller geistigen Bildung und Wissenschaft nur Hohn sprachen.

Diese mehr als kriegerische Stimmung der damaligen Studenten erreichte in den unseligen Tagen des Dreißigjährigen Krieges ihren Höhepunkt und macht uns nicht wundern, wenn wir inmitten des sogenannten Religionskrieges auch an den Universitäten Deutschlands eine vollständige Verwilderung hereinbrechen sehen.

Daß dabei die Waffenübungen des Schießens und Fechtens zu besonderem Ansehen gelangten, ist erklärlich. Die Studentenschaft der damaligen Zeit war ganz in dem Soldatenstand aufgegangen. Kein Wunder, wenn sie auch in den späteren Zeiten sich von den rohen soldatischen Gewohnheiten nur schwer zu trennen vermochten.

Unter den damaligen Leibesübungen nahm neben den bereits genannten militärischen Exerzitien auch das Reiten und Tanzen eine nicht unbedeutende Stelle ein. Auch an den Universitäten erfuhr es eine hohe Ausbildung. An vielen dieser Anstalten sehen wir eigene Reit- und Tanzschulen eingerichtet, in denen die Studenten zur bestimmten Zeit ihre Übungen vorzunehmen hatten. So befindet sich in dem, von Friedrich III. von Brandenburg für die Universität zu Halle gegebenen Stiftungsdiplom unter den vom Kurfürsten selbst dependierenden „Beneficiis und Begnadigungen“ auch die Einrichtung einer

Universitätsreitbahn.*) Und 1682 wurde zu Ingolstadt neben dem bereits bestehenden Ballhaus auch eine Reitschule erbaut und dem akademischen Senat durch kurfürstliches Dekret der Auftrag erteilt, eine bestimmte Zeit für die Reitübungen der Studenten festzusetzen. Auch hatten die an den Universitäten angestellten Exerziermeister einen hohen Rang und wurden an einzelnen Orten, wie zu Göttingen, gar den außerordentlichen Professoren im Range vorgezogen. Zudem bezogen sie an nicht wenigen Universitäten einen höheren Gehalt als die Professoren selbst. So erhielten die Ingolstädter Exerziermeister Völter und Wagenhofer einen Gehalt von je 700 fl. und 200 fl. jährlicher Zulage. Außerdem bezog der daselbst angestellte Tanzmeister Flad einen Gehalt von 600 fl. jährlich. Eine für die damaligen Zeiten ausnehmend hohe Bezahlung.

Diese Exerziermeister gehörten auch an anderen Orten, wie zu Wien, als „cives academici" dem Verbande der Universitäten an und wurden neben den Lehrern und den Promovenden aller Fakultäten noch bis an das Ende des 17. Jahrhunderts auch zur Unterschrift des Konkordienbuches verpflichtet und genossen jahrhundertelang außer dem Vorrecht des privilegierten Fori auch die Befreiung von öffentlichen Lasten und Abgaben. Eine besondere Strenge waltete in Sachsen, wo man durch ein eigenes Visitationsreskript vom Jahre 1658 auch von den Exerziermeistern der Universitäten entschieden verlangte, daß sie der wahren lutherischen Religion zugethan seien. Ein besonderes Ansehen genossen die Exerziermeister an den Hochschulen Italiens, wo schon in den ältesten Zeiten wegen des so großen Zusammenflusses vornehmer und reicher Ausländer eine Reihe berühmter Meister für die Leibesübungen angestellt war. So berichtet J. Facciolati vom Jahre 1608: daß zu Padua die vorzüglichsten Meister in der Reitkunst und in den Waffenübungen ihre Dienste anboten; und Thomasini hebt im I. Buche, 37. Kap. seines Gymnasium Patavinum vom Jahre 1654 die besondere Fertigkeit der deutschen Studenten in den Leibesübungen hervor.

Aber auch in Deutschland sehen wir die überwiegende Bedeutung, welche die von Exerziermeistern gelehrten körperlichen Übungen den wissenschaftlichen Disziplinen gegenüber einnahmen.

---

*) Vergl. J. C. v. Dreyhaupt, „Beschreibung des Saal-Kreises", 1750. II. T. S. 69 ff.

Ganz besonders war es die Reitkunst, welche in der Folge der Jahre das ganze Universitätsleben Deutschlands beherrschte und bei mannigfachen, mit unglaublicher Pracht begangenen Spielen und Komitaten in den Vordergrund trat. So veranstalteten die Ingolstädter Studenten am 31. Mai 1693, zu Ehren des Erbprinzen Joseph Ferdinand, ein Reiterspiel, zu dem auch Professoren anderer Universitäten eingeladen wurden. Und 1654 sollen gar mehr als 100 Studenten zu Pferd die Prinzen zu Sachsen-Weimar in Jena empfangen haben.

Diese und ähnliche Reiteraufzüge wurden wohl nirgends an Pracht und Aufwand so ins Großartige getrieben, wie gerade zu Wien. Ein solches Prunkstück höchsten Stils sehen wir bei der Hochzeit, welche Kaiser Leopold I. im Jahre 1666 mit der spanischen Infantin Margarita Theresa zu Wien feierte. Den Mittelpunkt dieser Festlichkeiten bildete das „famose Roßballet“, dessen Beschreibung in dem „Theatrum Europaeum“ sechzehn Folioseiten einnimmt und an dem sich neben den Edelleuten auch eine große Anzahl der Wiener Studentenschaft beteiligte.

Bei diesen und ähnlichen mehr auf das Äußerliche hinausgehenden Exerzitien war auch an den Universitäten Deutschlands von einer harmonischen Ausbildung des Körpers keine Spur. Immer war es das kriegerische Element, von dem auch das Turnen an den deutschen Universitäten seinen Charakter erhielt.

Wie hier das Studenten- und Soldatenleben mannigfach ineinander griff, davon giebt eine große Anzahl von Liedern jener Zeit ein beredtes Zeugnis. Ganz besonders klar tritt uns dieses Ineinanderspielen von Krieg und Studium in den folgenden Strophen eines der damaligen Zeit angehörenden Soldatenliedes hervor:

Die Fürsten in der Schlacht
Sind unsre Professores,
Wir geben Tag und Nacht
Ab wackre Auditores.
Mars ist Magnificus,
Allwo sein Stab regieret,
Den Purpurmantel führet,
Der alles schlichten muß.

Auch die Art der Ausrüstung des damaligen Burschen, wie wir ihn mit seinen Pfundsporen, mit dem derben Knotenstock und dem tüchtigen Raufdegen auf den Randzeichnungen der aus jener Zeit uns erhaltenen Studentenlieder sehen, zeigt

auf dessen vorwaltend kriegerisch-rauflustigen Sinn. Mit grellen aber wahren Farben entrollt uns Friedrich Wilhelm Zachariä in dem bekannten scherzhaften Heldengedicht: „Der Renommist"*) ein ebenso treues als abschreckendes Bild der damaligen Studentenraufbolde, deren rohe Sitten an den meisten Universitäten noch lange den Ton angaben.

Noch das beginnende 18. Jahrhundert zeigt uns das deutsche Universitätsleben tief in der versinkenden Barbarei der vorhergegangenen Zeiten.

Dazu kam noch das verderbliche Hereinbrechen fremden Wesens aus Italien und vor allem aus Frankreich, das sowohl in Denkart und Sprache, als auch in Sitte und Tracht der Deutschen wesentlich eingriff und auch den Leibesübungen an den Universitäten Deutschlands einen fremdländischen Charakter verlieh. So bildete schon gegen das Ende des 17. Jahrhunderts neben dem Ballschlagen auch das Maillespiel eine wesentliche Ergötzung der akademischen Jugend. In Halle bestand neben einem Ballhaus auch eine eigene Maillebahn.**) Auch sehen wir daselbst gleich bei der Gründung der Universität einen eigenen Lehrer des Billardspiels, der als Universitätsverwandter dem Verbande der Hochschule angehörte. Einer ähnlichen Einrichtung begegnen wir in Göttingen. An der Universität zu Tübingen erteilten bis in die neueren Zeiten privilegierte Meister Unterricht im Ballschlagen und Billardspiel.***)

Erst gegen den Ausgang dieses Jahrhunderts sehen wir mit dem oppositionellen Geist der Aufklärung auch an den Universitäten Deutschlands ein neues Leben. In diese Zeit fällt die großartige Erhebung der deutschen Poesie, welche alle Gebiete des Volkes erfaßte, und mit der auch das Unterrichts- und Erziehungswesen Deutschlands eine Wendung zum Besseren erfuhr. Nun lenkte man auch auf das leibliche Gedeihen der Jugend wieder ein sorgsames Augenmerk, und in dem alle Gesellschaftskreise durchdringenden Geist der Naturalisten und Philanthropen fanden auch die turnpädagogischen Reformen volle Beachtung.

Eine Reihe von Produkten pädagogischer Litteratur und Fachgelehrsamkeit, unter denen auch das Turnen unter Basedow,

*) „Der Renommist." Ein scherzhaftes Heldengedicht. In 5 Gesängen. Braunschweig 1754.

**) Vergl. Dreyhaupt a. a. O. II. S. 60.

***) A. F. Böck, „Geschichte der Eberhard Karls-Universität zu Tübingen". 1774, S. 326.

Salzmann, GutsMuths, Vieth und Pestalozzi eine nicht unbedeutende Stelle einnahm, beschäftigte sich mit den neu gewonnenen Prinzipien und suchte sie in den Philanthropinen, Seminarien, Akademien und später auch an den Universitäten Deutschlands auf das wirksamste zu bethätigen.

Aber bei aller Anerkennung des Turnens als nationalen Erziehungs- und Bildungsmittels konnte es dennoch nicht in die vollste Öffentlichkeit dringen, und es blieb erst der günstigeren Zeit des 19. Jahrhunderts vorbehalten, die Turnsache zum Volkseigentum zu erheben und sie in ihrer allbedingenden Wichtigkeit im sozialen und nationalen Leben Deutschlands zur vollen Geltung zu bringen — eine Bewegung, an der auch die akademische Jugend Deutschlands einen bedeutenden Anteil nahm.

Lebenskräftige Verjüngung, nationale Einheit im ureigenen Geiste des deutschen Volkes waren damals auch die Parole der deutschen Studenten und die Nationalisierung des Turnens ihre Mittel und Wege. Wir sehen die akademische Jugend Deutschlands unter Jahns Freiheit verheißender Fahne an der Spitze der allgemeinen Kriegsbegeisterung; und als sie aus den Schlachten des ruhmreichen Befreiungskriegs in die Hörsäle der Universitäten zurückkehrte, da klang und zitterte noch mit gleicher Gewalt in ihr die große turnerische Bewegung, deren segensvolle Wirkungen wir heutzutage in Spieß' reformatorischen Ideen geläutert und geklärt auch bei uns in Österreich in dem gesamten öffentlichen und privaten Unterrichts- und Erziehungswesen von bestimmender Bedeutung sehen.

Wir hoffen in diesen wenigen Ausführungen den Beweis beigebracht zu haben, daß die Pflege der Leibesübungen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts auch auf das Wesen der deutschen Universitäten einen bedeutenden, wenn auch nicht immer günstigen Einfluß nahm.

21.

Von der Notwendigkeit der Bildung des Körpers.

Von Peter Villaume.

(Einleitung zu dem Aufsatze: „Von der Bildung des Körpers in Rücksicht auf die Vollkommenheit und Glückseligkeit der Menschen oder über die physische Erziehung insonderheit.“ „Allgemeine Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens“, herausgegeben von J. H. Campe. 8. Teil. Wien und Wolfenbüttel 1787. S. 213—248.)

Peter Villaume, geboren 1746 in Berlin, war erst Prediger der französischen Kolonie in Halberstadt, seit 1785 Professor der Moral und schönen Wissenschaften am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin. Im Jahre 1793 zog er sich nach Brahe-Trollenburg in Fünen zurück und starb 1806. Villaume hat seine Kinder selbst im Turnen unterwiesen und konnte mit Recht behaupten, daß seine „Vorschläge aus seiner Erfahrung genommen und durch dieselbe bewährt seien“. — Er schrieb unter anderem eine „Geschichte des Menschen“ (deutsche Ausgabe in Dessau und Leipzig, 1783).

Es ist wahr, daß die geistige Seele bei weitem den vornehmsten Teil des Menschen ausmacht. In ihr haben das Leben, die Kraft, die Moralität ihren Hauptsitz. Der Körper ist nur Mittel, nur Werkzeug. Die Seele ist eigentlich das Wesen des Menschen, sein Ich.

Wenn wir den Körper mit der Seele vergleichen, so muß jener der Seele weit nachstehen; nicht allein, weil er vergänglich, sie aber unsterblich ist, sondern auch in Ansehung der Kraft, mit welcher beide wirken.

Denn der Körper kann doch nur immer bis zu einem gewissen Grade von Stärke aufwachsen. Gesetzt, er könne die Muskelkraft des Pferdes bekommen — er wird doch nimmermehr den Elefanten erreichen. Aber die Seele kann mit ihrem Verstande den Elefanten bändigen — und dieser ist nicht ihr

größter Gegenstand. Heute verrichtet sie Thaten, bei welchen die Kraft zu der Wirkung sich wie eins zu vierhundert verhält, bald wird sie vielleicht eine tausendfache Kraft finden; und dann — wer will behaupten, daß dieses ihr letztes Ziel sein wird? Unendlich ist ihre Kraft freilich nicht, aber doch unbestimmbar. Wo ist der Punkt, von welchem man sagen könnte: weiter kann der Mensch nicht kommen? —

Ich will unberührt lassen, daß die Kräfte des Leibes verloren gehen, wenn seine Organisation aufgelöst und zerstört wird; daß die Seele hingegen ihre Kräfte jenseits des Grabes behält. Aber dieses kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, daß die Seelenkräfte auch noch auf eine andere Art unsterblich sind. Die gewaltsame Muskelkraft eines Milo, eines Herkules, wenn es ja einen gegeben hat, der es mit einem nemeischen Löwen aufzunehmen wagte, ist verloren. Höchstens haben diese Wundermänner ihren Kindern einen kleinen Teil von ihrer erstaunlichen Stärke mitgeteilt. Auf andere — Zeitgenossen und Nachkommen — ist nichts übergegangen; es bleibt uns davon weiter nichts übrig, als das Gefühl unserer Schwäche und der Zweifel an ihrer Stärke. Die Kräfte, womit Archimedes Syrakus beschützte, die Kräfte eines Sokrates, eines Plato, eines Aristoteles sind, insofern ihre Gedanken noch in Schriften leben und auf andere fortgepflanzt werden, noch alle da; schon Tausende haben sich solche zu eigen gemacht, und noch Tausende können sie erwerben und anwenden.

Die Vorzüge der Seele sind unverkennbar. Wer bloß auf den Leib sieht und darüber die Seele versäumt, wie jene Athleten der alten Zeit, der thut sich einen unsäglichen Schaden und handelt fast so unweise, als der, der für die Kleidung, nicht aber für den Leib sorgen wollte. Es giebt aber einen entgegengesetzten Fehler: nämlich den Leib zu vergessen und nur auf die Veredelung der Seele bedacht zu sein. Freilich ist die Seele das Wesen, die eigentliche Kraft, der Leib ist nur Werkzeug. Aber er ist Werkzeug, einiges und universales Werkzeug, wodurch einzig und allein die Kräfte der Seele entwickelt werden und sich äußern können. Und ohne gutes Werkzeug kann der geschickteste Künstler nichts verrichten.

Man bedenke dieses wohl: — nicht bloß Werkzeug der Thätigkeit, sondern Werkzeug der Entwickelung und Vervollkommnung der Kräfte! Diese ruhen zwar in der Seele; sie würden aber ewig unentwickelt darin schlummern, ewig darin

unthätig, tot sein, wenn sie nicht durch den Körper gereizt, geweckt, gebildet würden. Sie werden aber gereizt, geweckt und gebildet, je nachdem der Körper beschaffen ist. Hat dieser eine gute, vorteilhafte Konstitution, — wohl der Seele! dann wird diese auch gebildet werden. Ist aber der Körper in schlechtem Zustande, sind seine Sinne stumpf, seine Werkzeuge grob, seine Organe schwerfällig oder geschwächt, dann wird die Seele nur schlecht entwickelt werden, sie wird langsam wirken.

Die Leidenschaften sind die Triebwerke, die den Menschen in Bewegung setzen. Seine Thätigkeit hält immer mit seinen Leidenschaften gleiches Maß. Die Leidenschaften aber haben ihren Grund größtenteils in dem Körper. — Es hängt also die Thätigkeit der Seele, d. h. ihre Bildung und Vollkommenheit, von dem Körper ab.

Die Leidenschaften bestimmen den Gang der Thätigkeit der Seele. Und dieser Gang, nebst dem Grade von Stärke oder Schwäche, macht die Moralität aus. Die Leidenschaften aber sind größtenteils in dem Körper; also beruht die Moralität der Seele auf der Beschaffenheit des Körpers.

So wie die Leidenschaften die Thätigkeit der Seele erzeugen und bestimmen, so stören sie auch solche nicht selten. Von widrigen Leidenschaften umnebelt und beunruhigt, kann die Seele nicht hell denken; sie wird beständig von dem Gegenstande, welchen sie gern betrachten möchte, abgewandt und auf den Gegenstand der Leidenschaft hingezogen. Sie kann nicht überlegen, kann keinen wohlbedachten Entschluß fassen; sie ahnt das Gute mehr, als daß sie es sieht, und thut, wider ihren Willen, das Böse.

Ein schwacher, kränklicher, Schmerzen leidender Körper kann die Absichten der Seele nicht ausführen. Öfters noch verhindert er die Seele, Absichten zu haben. Er erfüllt sie mit Furcht, mit Zaghaftigkeit.

Ein ungeübter Körper ist störrisch und will die Absichten der Seele nicht ausführen, ob er es gleich, vermöge seiner Kräfte, wohl könnte.

Wenn das Auge schwach oder scheel wird, kann die Seele keine richtige Vorstellung von den Gegenständen haben. Hat es die Gelbsucht, so ist ihm und der Seele alles gelb. Dies gilt von allen Sinnen.

Dieses alles ist schon lange von den größten Philosophen erkannt und gelehrt worden.

Man kann kühnlich behaupten, daß unser Fleiß, die Seele, mit Vernachlässigung des Körpers, zu bilden, nicht allein den Körper, sondern auch die Seele schwächt. Ich wünschte dieses recht tief in die Seele aller meiner Leser zu prägen.

Der Leib muß gebildet werden, damit die Seele durch ihn ihre Kräfte entwickeln könne. Dieses erfordert gute Sinne, richtiges Gefühl, unversehrte Organe.

Der Leib muß gebildet werden, damit er die Befehle der Seele empfangen und ausführen könne. Dieses erfordert eine richtige Organisation und Kräfte.

Der Leib muß gebildet werden, damit er die Seele durch Schmerzen, durch übermäßige Gefühle und Wallungen des Blutes, durch aufbrausende und anhaltende widrige Leidenschaften in ihren Verrichtungen nicht störe. Dieses erfordert eine richtige Organisation, Festigkeit und Dauerhaftigkeit.

Die Bildung des Körpers zerfällt daher in drei Stücke:

1) Bildung der Sinne, ihrer Organe und ihres Gebrauches.

2) Sorge für die Gesundheit und Abhärtung des Leibes, wodurch Schmerzen und wallende Leidenschaften verhütet werden.

3) Stärkung und Bildung des Leibes und der Glieder.

Mich deucht, daß diese drei Punkte das Ganze der physischen Erziehung erschöpfen.

Die erste Frage, welche dem aufmerksamen Leser dabei aufstößt, ist gewiß diese: Kann man sich wegen dieser Bildung und Stärkung der Sinne und Glieder nicht auf die Natur verlassen; und ist es nötig, daß der Erzieher dabei Hand anlege und Kunst verwende?

Ich bin kein Freund von Ängstlichkeit und Künsteleien; ich bin auch versichert, daß mehrere Methoden gut sein können. Die Wege der Natur sind nicht mathematische Linien ohne Breite, sondern große Wege, auf welchen man zuweilen etwas links oder rechts abgehen kann, ohne das Ziel zu verfehlen. Freilich ist nur immer *eine* Linie die kürzeste, immer nur *ein* Pfad der beste. Der Nachteil der anderen ist kaum merklich.

Allein es ist mir doch gewiß, daß man die Bildung des Körpers, ebensowenig als die Bildung des Verstandes und der Moralität, dem Ungefähr überlassen dürfe. Hier sind meine Gründe:

1) In der Menge von Umständen, welche auf den Körper und die Sinne des Kindes wirken können, sind viele Dinge, die

Gefahr bringen, den Körper verderben, verunstalten, die Sinne verwöhnen, stumpf machen, ihnen eine schiefe Richtung geben. Ja selbst in Dingen, welche die Kunst absichtlich zur Bildung braucht, giebt es manche, die schädlich sind, z. B. Schnürbrüste und frühes Lesen. Erstere schwächen den Leib und letzteres verdirbt die Augen, macht sie kurzsichtig.

Je mehr ein Kind in seinen ersten Jahren ängstlich gehütet worden, je mehr man ihm Hilfe geleistet und es verhindert hat, seine eigenen Kräfte zu brauchen und Erfahrung zu erlangen, desto mehr ist es der Gefahr ausgesetzt, seinen Leib und seine Sinne durch Unbesonnenheiten zu verderben. Dies ist eine Warnung für den Erzieher, welcher desto mehr sich vorsehen muß, desto weniger auf bloße Natur und auf Ungefähr sich verlassen darf, weil er gemeiniglich die Kinder spät und selten unverwöhnt bekommt. Ein Vater, welcher auf die erste Erziehung seines Kindes gesehen hat, weiß schon, woran er mit demselben ist, und kann schon freier handeln. — Wo ist aber dieser Vater?

Diese Betrachtung legt jedem Vater und Erzieher eine verhütende Vorsicht auf, und zwar eine doppelte:

a. daß er alles abwende, was dem Kinde an seinem Leibe und seinen Sinnen wirklich schädlich ist.

Ich sage **wirklich** schädlich, denn das bloß Unangenehme, das, was den Körper des Kindes abhärten, seine Sinne schärfen, seine Kräfte üben, seine Klugheit und Vorsichtigkeit aufbieten kann, das muß nicht allein nicht verhütet, sondern veranstaltet, aufgesucht werden.

Und dieses macht den so leicht scheinenden Punkt in der Erziehung, wovon ich hier rede, zu einem der schwersten. Die Weichlichkeit und ängstliche Besorgnis der Eltern übertreibt gar zu sehr diese Klugheitsregel. Unter dem Namen von Abwendung der Gefahr versagen sie ihren Kindern jede nützliche Übung ihrer Kräfte und ziehen aus ihnen Weichlinge. Man kann es ihnen nicht verargen. Ein jeder mißt die Wahrheit nach seinen Einsichten und die Gefahr nach seinen Gefühlen, seinen Kräften, seinem Mute und seiner Zaghaftigkeit. Es giebt keinen anderen Maßstab, ohne einen seltenen Grad von Verstand und Einsicht. Daraus folgt, daß nur derjenige Kinder zu mutigen und kraftvollen Menschen bilden kann, der selbst Mut und Kraft hat. Eine Warnung für Eltern, die einen Hofmeister suchen.

b. Die verhütende Vorsicht erfordert, daß man den Mut habe, alles, was hergebrachte Sitten, herrschende Mode Schädliches eingeführt haben, trotz dem allgemeinen Tadel zu vermeiden.

Dies Erfordernis der Erziehung ist wahrlich keine Kleinigkeit. Wie viele Eltern lassen sich durch den Tadel der Menschen abschrecken und wagen es nicht, ihrer Kinder künftige Brauchbarkeit und Glück durch eine bessere Erziehung, als die gewöhnliche, zu versichern! Es kommt noch ein Umstand dazu, nämlich abschreckende Beispiele. Es mag ein Versuch mißlingen;*) — vielleicht war der Versuch unbesonnen, vielleicht paßte er auf das Subjekt nicht. Genug, es war einige Ähnlichkeit zwischen jenem Versuche und der männlichen Erziehung, welche ein Vater

---

*) Dies ist der große Anstand, welcher fast jede neuen Vorschläge und verbesserten Einsichten vereitelt. Mein Kind fällt und verwundet sich. Der Schaden ist von keiner Erheblichkeit; ein Umschlag von Wasser mit einigen Tropfen Essig machen in zwei Tagen alles wieder gut. Das rettet mich und meine Methode nicht von dem lautesten und allgemeinsten Tadel. „Es hätte schlimm werden können; das Kind konnte Arm und Bein, und wohl gar den Hals brechen.“ Es konnte; es hätte gekonnt! Es könnte mich auf der Straße ein Rasender umbringen; es könnte ein toller Hund mich beißen; es könnte ein Ziegelstein — ein Haus — mir auf den Kopf fallen — das alles ist einigen Leuten geschehen; soll ich darum von der Straße bleiben? Mit dem: Es könnte! Wenn ich alles besorgen müßte, wovon eine furchtsame Phantasie spricht! Es könnte! Was soll ich thun? in welches Loch müßte ich mich verstecken? wohin sollte ich fliehen, um mich aus allen den: Es könnte! zu retten?

Mein Sohn, den ich frei umherlaufen lasse, fällt und nimmt Schaden. — Hat aber euer Sohn, den ihr so ängstlich hütet, nie Schaden genommen?

Und ihr, meine Lieben, die ihr einen Versuch gemacht habt, meinen Vorschlägen zu folgen — ihr habt, sagt ihr, aus einer traurigen Erfahrung, daß meine Methode nicht gut ist. Euer liebes Kind hat unter den Versuchen gelitten. Aber, ihr Lieben, habt ihr meine Vorschläge verstanden und — vor allen Dingen — recht angewandt? War euer Sohn im stande, die männliche Erziehung und die Veränderung der Methode zu tragen? Er war bisher weichlich gehalten worden; nun wollt ihr ihn auf einmal heroisch behandeln; kein Wunder! er ist dazu nicht vorbereitet. Vordem durfte er keinen Fuß vor den anderen setzen; nun laßt ihr ihn laufen, springen, klettern. Er hat aber weder Kräfte noch Geschicklichkeit dazu; er mußte ja wohl fallen und sich verwunden. Bisher hatte das Kind immer unter Aufsicht und Zwang bei den Büchern gesessen; nun gebt ihr ihm auf einmal alle Freiheit; es muß euch nicht befremden, wenn es wild und zügellos wird. Alles will sein Maß und seine Vorbereitung haben; — doch ich werde nachher den Eltern, die ihre Erziehungsmethode zu ändern wünschen, einigen Rat geben.

seinem Sohne gönnen möchte; sogleich muß er sich fürchten, das Geschrei der ganzen Stadt gegen sich zu erregen. Fanden sich doch gute Leute, welche aus Mitleid meinen Kindern Hüte schenkten, da sie sahen, daß ich diese mit bloßem Kopfe gehen ließ!

Geschieht etwa ein Unglück — welches auch sonst wohl, und vielleicht noch früher, geschehen wäre — dieses Unglück mag auch in Ansehung der Zeit und der Dinge noch so wenig mit den Versuchen verbunden sein — so heißt es: „Nun, da sieht man's! das kommt daher!" — Gesetzt, man habe mit dem Kinde bei Hitze oder Kälte einen etwas starken Spaziergang gemacht, und dieses bekommt ein halbes Jahr nachher den Schnupfen oder ein Fieber, so schreibt man es der Erhitzung oder Erkältung beim Spaziergange zu.

Das Kind ist, unter sonst ungünstigen Umständen, ganz vortrefflich durch die Blattern, Masern und andere Kinderkrankheiten gekommen; das rechnet man nicht. Bei solchem ungewöhnlichen Verhalten wird alles Gute dem Ungefähr zugeschrieben und alles Übel der Neuerung aufgebürdet. Wer hat den Mut, solchen Urteilen die Stirn zu bieten?

Man sieht wohl ein, daß diese verhütende Sorgfalt Einsicht und Kunst erfordert. Es gehört Kenntnis dazu, das Schädliche von dem Unschädlichen und Nützlichen zu unterscheiden. Es erfordert Kunst, das Schädliche abzuwenden, das zur Übung Nützliche von der Gefahr zu befreien, das Unschädliche so einzurichten, daß es nützlich werde. Es ist nicht genug, das Nachteilige zu untersagen, das Nützliche zu empfehlen oder zu verordnen. Man muß Anstalten treffen, damit jenes in der That vermieden und dieses geübt werde.

Die Versuche, welche von dem eingeführten Gebrauche abgehen, erfordern noch mehr Vorsicht und Behutsamkeit. Diese Versuche sind noch nicht oder doch nur durch einzelne Erfahrungen bewährt. Der allgemeine Gebrauch hat oftmals eine lange und bewährte Erfahrung und noch mehr die Vorurteile für sich. Wenn bloße Neuheit oder Altertum bestimmende Gründe wären, so würde ich jederzeit dem Altertum beipflichten, denn es hat gemeiniglich etwas für sich. Diese Betrachtungen erschweren das Geschäft des Reformators, der immer deutliche Begriffe, wohlgeprüfte Einsichten und richtige Grundsätze für sich haben muß.

Von der anderen Seite hat er sich noch vor einer gefährlichen Klippe zu hüten: vor dem Hange des Menschen nach dem Extremen. Leicht geht man zu weit: Dieser in seiner An-

hänglichkeit für das Alte, jener in seiner Begierde, alles zu ändern und neu zu machen.

Endlich ist es, vermöge des Nachahmungstriebes, nicht leicht, ein Kind von dem abzuhalten, was es beständig andere Kinder zu ihrem eigenen Verderben thun sieht. Es ist, vermöge der allen Menschen, groß und klein, eingepflanzten Begierde nach Genuß, äußerst schwer, es dahin zu bringen, daß das Kind willig und ohne Murren tausenderlei schädliche Dinge entbehre, die es fast alle anderen Kinder genießen sieht. Dieser erweichende Genuß geschieht mit Zulassung und Begünstigung, wohl gar auf Befehl der Eltern; es wird meinem Zöglinge von seinen Kameraden und auch wohl von deren Eltern zugesetzt. Er wird wohl wegen seiner Simplizität, der Beschwerden, die er erträgt, der ihm entzogenen Freuden von seinen Kameraden beklagt. Ein Junge, der von gar keinem Stande ist und in der Armut lebt, redete von einer Reise, die er vorhatte; und da meine Kinder, die nie anders als zu Fuße reisen, ihn fragten, ob er zu Fuße reisen würde, antwortete der Bube mit aufgeworfener Nase: „Bewahre; so reisen nur Schuhknechte!“ Selbst Erwachsene scheuen sich oftmals nicht, in Gegenwart der Kinder die Eltern und Erzieher derselben wegen ihres Verhaltens zu tadeln.

Es gehört also zu dieser Erziehung Klugheit, um einen Plan zu entwerfen und Mittel zur Ausführung ausfindig zu machen. Es gehört Mut dazu, um sich durch die Schwierigkeiten nicht abwenden zu lassen.

2) Obgleich der Mensch, welchen seine Eltern bloß der Natur überlassen, gemeiniglich gut gebildet wird und eine große physische Vollkommenheit erreicht, was wir an den meisten rohen Völkern sehen, die, ohne alle künstliche Bildung, schön, groß, stark werden, so ist es doch bei den Kaliforniern, Negern, Grönländern ganz anders als bei uns. Jene können ihre Kinder der Natur, d. h. ihren eigenen Bedürfnissen und den Eigenschaften ihres Klimas, überlassen. Das Kind eines Kaliforniers verläuft sich Tagereisen weit von seinen Eltern; unterdessen muß es selbst für seine Nahrung und Sicherheit sorgen. Die Notdurft ist seine Erzieherin, und diese macht ihre Sachen immer gut. Bei uns aber könnte ein sich selbst überlassenes Kind, für dessen Bedürfnisse schon lange vorher gesorgt ist, in Unthätigkeit versinken und ungebildet bleiben, was nun allerdings nicht selten der Fall ist.

Es ist nicht wahr, daß die rohen Völker alle ihre Kinder ganz ohne Bildung lassen. Man lese in dem Richardson, wie

die Eltern ihre Kinder in der Erduldung der Schmerzen üben. Wir sollten etwas von ihrer Kunst hierin annehmen.

Sich selbst überlassen, pflegt die Natur nur die erste Entwickelung der rohen Keime zu bewirken; die fernere Bildung, vornehmlich solche, welche zu den Absichten des Menschen dienen soll, überläßt sie der Kunst. Wenn der Mensch im stande sein sollte, allerlei Formen anzunehmen, um immer höher in der Leiter der Bildung und Vollkommenheit zu steigen, so mußte er freilich in den Händen der Natur zum Teil ungebildet bleiben; denn wenn diese ihn ganz bestimmte, wäre jede fernere Vollkommenheit unmöglich. Die Natur bildet so wenig einen Tänzer, Fechter oder preußischen Soldaten, als einen Klavierspieler, einen Geschwindschreiber und einen Leibnitz. Die Kunst muß also, da der Mensch so verschiedener Fertigkeiten fähig ist und zu so mannigfaltigen Verrichtungen berufen wird, das Werk der Natur an ihm vollenden.

Der Beruf der Menschen ist so mannigfaltig, als ihre Bedürfnisse, die der Natur und der Phantasie zusammengenommen; und jeder besondere Beruf erfordert eine besondere Geschicklichkeit.

Diese Mannigfaltigkeit nach so genauen Bestimmungen kann ebensowenig das Werk der Natur sein, als eine Hecke von ausgesuchten Bäumen in einem Garten oder die regelmäßige Verteilung der Blumenbeete. Also muß notwendig die Kunst hinzutreten.

3) Die Natur hat ihre Irrungen, welche die Kunst zu verhüten oder zu verbessern suchen muß. Und bei unseren Einrichtungen ist diese Kunst um so nötiger, da wir schon weit von dem Pfade der Natur abgegangen sind. Die Natur ist bei uns nicht mehr die simple, gerade, mächtige Natur; sie ist ein zusammengesetztes, verdrehtes, geschwächtes Resultat von Naturkräften und von Einwirkungen des Menschen, welches notwendig Abweichungen erzeugen muß.*)

„Wenn man die Entwickelung der Muskeln", sagt Ver-

*) Die Natur ist bei uns auf allen Seiten unterdrückt und geschwächt. Von dem Badewasser an bis zu den Übungen im Tanzen und Reiten; von dem Zwange der Kinderstube bis zu der artigen Sittsamkeit in der großen Welt; von dem ersten: „Bitte gehorsamst!" bis zu den Suppliken an Großmächtigste und Allerdurchlauchtigste, deren allerunterthänigsten Diener man sich nennt — ist alles außer der Natur. Zwang der Kleidung, Wahl der Speisen, Zeit und Art des Genusses derselben, Umgang mit den Menschen, Weichlichkeit, Pracht machen mit den Naturtrieben und Naturkräften ein sonderbares Gemisch. Und leider ist dieses Gemisch ein notwendiges Übel, ohne welches man unter den Menschen

dier,*) „dem Zufall überläßt und solche nicht durch Kunst dirigiert, so werden nur diejenigen geübt, welche die meiste Anlage dazu haben, welche die Notwendigkeit am häufigsten zum Dienste auffordert. Arme und Beine werden geübt, die Finger aber nicht. Die Muskeln werden auf einige wenige Bestimmungen eingeschränkt, die zu den Verrichtungen des menschlichen Lebens nicht zureichen und manchem zuwider sind. Sollen aber jene Bestimmungen der Muskeln vollkommen werden, so muß man den Augenblick ergreifen, wo die Lebensgeister diese Organe zu entwickeln anfangen. Versäumt man diesen Zeitpunkt, so wird man nachher mit Mühe die fehlerhaften Bestimmungen der Kindheit wieder zu verbessern haben; und wenn man hiermit zögert, werden jene Fehler durch die Gewöhnung sich tief einwurzeln."

„Es hängt", sagt derselbe,**) „von dem Erzieher gänzlich ab, den Körper seiner Zöglinge nach Gefallen zu bilden, wie der Modellierer eine Figur aus Wachs machen kann. Man muß nie in der Natur ein idealisches Muster, welches man die schöne Natur genannt hat, suchen. Die Vollkommenheit der Bildung wird nach der Vollkommenheit der animalischen Verrichtungen, nach der Stärke und der Gesundheit beurteilt. Die Gymnastik muß die Mittel an die Hand geben, wodurch man die Gliedmaßen am vollkommensten bilden kann."

Es giebt also eine Kunst, den Körper zu bilden; und diese Kunst ist notwendig — nicht in Kamtschatka, am Senegal und Orinoko, aber in Europa, in Deutschland. Ihr Eltern, die ihr über schlechte Bildung eurer Kinder klagt, ihr seid in den meisten Fällen nicht ganz von Vorwürfen rein. Es fällt, vielleicht immer, ein Teil der Schuld auf euch.

Die Teile dieser Kunst bestehen in folgenden Stücken:

1) Verhütung dessen, was den Körper des Kindes verunstalten kann.

2) Vervollkommnung dessen, was die Natur zur Bildung des Körpers thut.

3) Verbesserung des geschehenen Schadens oder der angeborenen Fehler.

---

nicht fortkommt, weil die Menschen alle selbst solche buntscheckige Dinge sind und nichts achten und leiden, als was ihnen ähnlich ist. Also kann und muß der Erzieher nicht der Natur ohne Einschränkung folgen.

*) Verdier, „Perfectibilité de l'homme" II. S. 43.

**) Ebend. S. 58.

22.

Begriff und Einteilung der Leibesübungen.

Von Joh. Chr. Friedrich GutsMuths.

(„Gymnastik für die Jugend.“ Schnepfenthal 1793. VI. S. 259.)

Johann Christian Friedrich GutsMuths ist am 9. Aug. 1759 in Quedlinburg geboren. Nachdem er von 1779 an in Halle Theologie studiert, trat er 1782 in seiner Vaterstadt in das Haus des Leibarztes Ritter als Erzieher der beiden Söhne desselben, Hans und Karl (des späteren berühmten Geographen), ein, wo er schon als Gymnasiast unterrichtet hatte. Im Jahre 1785 kam er mit den Knaben nach Schnepfenthal, um sie der Salzmannschen Erziehungsanstalt zu übergeben. Salzmann erkannte sofort eine bedeutende pädagogische Befähigung in dem 26jährigen GutsMuths und gewann ihn als Lehrer für seine Anstalt. „Im Jahre 1785“, so erzählt GutsMuths selbst*), „betrat ich als Jüngling Schnepfenthal, da führte mich Salzmann auf einen hübschen Platz mit den Worten: „Hier ist unsere Gymnastik!“ Auf diesem Plätzchen am Rande eines Eichenwäldchens entwickelte sich nach und nach die deutsche Gymnastik; ein erzdeutscher Mann — das war Salzmann — gewährte ihr da Schutz, und nur wenig Schritte davon ruht der irdische Teil des Vortrefflichen. Hier belustigten wir uns täglich mit fünf Übungen in ihren ersten ungeregelten Anfängen. Diese stammten von Dessau, wo Salzmann zuvor gewesen. Ob dort Basedow oder sonst jemand den Gedanken gefaßt hatte, die Körpererziehung der Griechen ein wenig in Anwendung zu bringen, ist mir unbekannt. Salzmann übertrug mir bald die Leitung dieses ersten Anfangs der Übungen. Ihre Bedeutung kannte ich. Was ich aus dem Schutte, aus den geschichtlichen Resten des früheren und späteren Altertums herausgrub, was das Nachsinnen und bisweilen der Zufall an die Hand gaben, wurde hier nach und nach zu Tage gefördert zum heiteren Versuche. So mehrten sich die Hauptübungen, spalteten sich bald so, bald so in neue Gestaltungen und Aufgaben und traten unter die oft nicht leicht auszumittelnden Regeln. So entstand nach sieben Jahren in der ersten Ausgabe meiner Gymnastik („Gymnastik für die Jugend“ von 1793) die erste neue Bearbeitung eines sehr vergessenen und nur noch in geschichtlichen Andeutungen vorhandenen Gegenstandes. —

*) Im Vorberichte zu seinem 1817 erschienenen „Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes“.



Joh. Chr. Friedr. GutsMuths.

Ich wollte den Gedanken an eine, in weichlicher Zeit sehr nötige Verbesserung der Erziehung in gebildetere Familien bringen, sie damit vertraut machen und zu Versuchen veranlassen. Dem Wort kam schon damals und immer fort die That zu Hilfe; In- und Ausländer, Eltern und Erzieher, Leute jeden Standes fanden sich täglich bei den hiesigen Übungen ein und nahmen die Anschauung mit. Nicht bloß ein bescheidener Wunsch wurde erfüllt von sehr vielen Familien und einzelnen Anstalten; in Dänemark fing man an, den Gegenstand als Volkssache zu betrachten. Dem hochherzigen Kronprinzen und damaligen Regenten dieses Staates, der die Fesseln der Leibeigenschaft und der Sklaverei im Norden und Süden zerbrach, hatte ich mein Buch gewidmet; hingerissen von seinem herrlichen Thun, glaubte ich, er werde eine kräftigere Erziehung begünstigen. Von der Zeit an entstanden daselbst mehr und mehr gymnastische Anstalten. Nach der Kopenhagener Zeitung „Dagen“ (Stück 171 des Jahres 1803), war ihre Zahl schon auf 14 gewachsen, und es hatten an denselben in den letzten 4—5 Jahren ungefähr 3000 junge Menschen teilgenommen. Aus den Seminarien ging die Sache in die Landschulen, und nach öffentlichen Blättern hat die Regierung den Befehl erteilt, daß bei jeder Landschule ein Platz von 1200 Geviertellen für die Leibesübungen eingeräumt werden solle. Von Dänemark aus ist, wie ich höre, der Anfang im benachbarten Schweden gemacht. — Zwei Jahre später (1795) erschien eine zweite Bearbeitung des Gegenstandes im zweiten Teile der „Encyklopädie der Leibesübungen“ von Vieth. — Indes arbeitete ich in Schnepfenthal immer weiter. Jederzeit gewährten mir 40—60 jugendliche Teilnehmer aus dem In- und Auslande ein herrliches Feld zum Beobachten. Ich wollte, ich mußte der Sache näher auf den Grund, nicht bloß um ihrer selbst, sondern auch um ihrer heimlichen Widersacher willen. Zweierlei faßte ich von jetzt an beinahe 10 Jahre lang ins Auge: die Wirkung der Übungen auf jeden einzelnen Knaben und Jüngling und die weitere Ausbildung der Übungen selbst. Über jedes wurde besonders Buch gehalten. So sicherten sich meine Erfahrungen, und so mehrten sich nicht bloß die Übungen mit ihren Stufen und Aufgaben, sondern die Natur einer jeden wurde weit genauer erforscht und Regel nach Regel gefunden. Auf diesem Wege entstand die zweite, fast ganz umgearbeitete Ausgabe meines Buches 1804.“ — Diesen eigenen Worten GutsMuths', die von seiner ersten Thätigkeit getreu berichten, haben wir nur weniges hinzuzufügen. Nachdem seine „Gymnastik für die Jugend“ in zweiter Auflage erschienen war, trat er längere Zeit hindurch nicht aus seinem engeren Wirkungskreise auf dem Schnepfenthaler Turnplatze hervor. Erst im Jahre 1817 läßt sich der wackere „Erneuerer der Turnkunst“ wieder mit einer größeren litterarischen Schöpfung vernehmen, mit seinem „Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes“ (Frankfurt a. M., bei Gebr. Wilmans). Wie wir sehen, hatte GutsMuths das Wort „Turnen“ adoptiert, wie er denn die Verdienste seines großen Mitstreiters Jahn, der ihn indes als Mann des Volkes weit überholt hatte, bereitwilligst anerkannte. „Was mir unmöglich wurde (nämlich die Gymnastik zu einer allgemeinen Erziehungs- nnd Volkssache zu machen), gelang späterhin dem kräftigen Jahn. Er trug 1810 die wiedererweckte Gymnastik nach Berlin. Wie in der Natur vor einem Donnerwetter, so hatte sich im kräftigen Volke der Preußen der Gewitterstoff durch gewaltsame Reibung gesammelt; dem Wackeren fügte sich die glückliche Stunde; ihm gebührt das große Verdienst der unmittelbaren

Einführung der gymnastischen Übungen, denen er den Namen Turnübungen gab, in die (damals) zweite Stadt des deutschen Landes und eben dadurch in viele andere Orte." GutsMuths erlebte die traurige Periode der Turnsperre, von der er allerdings nicht direkt betroffen wurde. Er starb, nach 54jähriger ununterbrochener, segensreicher Thätigkeit in Schnepfenthal, geliebt von seinen Schülern und Kollegen und hochgeachtet als wackerer deutscher Mann, am 21. Mai 1839.

Seine „Gymnastik" von 1793, deren 3. Auflage 1845 Klumpp in Stuttgart besorgt hatte, ist neuerdings ziemlich unverändert erschienen (1885 bei R. Lion, Hof). Ihr folgte 1786 die Turnschrift „Spiele zur Übung und Erholung des Körpers und Geistes für die Jugend, ihre Erzieher und alle Freunde unschuldiger Jugendfreuden" (8. Auflage von J. C. Lion, Hof, R. Lion 1893), 1798 sein „Kleines Lehrbuch der Schwimmkunst zum Selbstunterricht" (Neudruck von G. Hirth, Leipzig 1877), 1801 die „Mechanischen Nebenbeschäftigungen für Jünglinge und Männer" (Altenburg und Leipzig, neue Auflage 1809), ferner 1809 „Unterhaltungen und Spiele der Familien zu Tannenberg" (Neu aufgelegt nach der 2. Ausgabe 1885 bei R. Lion, Hof), 1817 das „Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes" (jetzt bei R. Lion, Hof), 1818 der „Katechismus der Turnkunst" (Frankfurt a. M.).

Wir sind weder Griechen, welche ihre kleines Gebiet unaufhörlich gegen die Anfälle der vaterländischen Nachbarn und und der fernen Barbaren zu verteidigen haben, noch Römer, die sich auf die elende Kunst legen, nahe und ferne Nationen zu unterjochen; wir verschmähen daher die spartanische Kryptie,*) sowie die unmenschliche Kunst der römischen Gladiatoren. Wir sind aber auch keine Athleten, und unsere Jugend soll sich weder die Zähne einstoßen, noch die Rippen zerschmettern, sie soll sich weder erwürgen, noch die Glieder verdrehen u. s. w. Wir streben bei diesen Übungen nach Gesundheit, nicht nach Vernichtung derselben; nach Abhärtung, nicht nach der Unempfindlichkeit des Kannibalen; wir ringen nach männlichem Sinne und Mut, nicht nach roher Wildheit und Unbändigkeit.

So schmiege sich denn die deutsche Gymnastik ganz an deutsche Zwecke; aber bei weitem nicht ganz an die der Griechen und Römer.**)

*) Die spartanische Verfassung hatte ein geheimes Gesetz gegen die Heloten zur kriegerischen Übung der Jünglinge. Man wählte die stärksten und herzhaftesten von ihnen aus und schickte sie, mit Dolchen bewaffnet, gegen diese Sklaven auf die Jagd. Hier bohrte man jeden nieder, dessen man sich bemächtigen konnte.

**) Ich wollte diese Materie: von der Verschiedenheit des griechischen Zweckes bei der Gymnastik von dem unsrigen, an

Das Bisherige wird mir jeder mit Vergnügen zugestehen. Ich gehe aber zugleich zum anderen Extreme über.

Es giebt eine sehr große Menge Leute, die sich bei der Behandlung ihrer Kinder an eine Zärtlichkeit gewöhnt haben, welche sich wahrhaftig nicht einmal für die Krankenstube schickt. Deutschlands Liebling hat ihnen eine Fabel gemacht, hier ist sie:

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn
Und ihnen doch die Kunst erklären,
— — — — — — — —
Die Jungen groß und stark zu ziehn.
Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
Vielleicht, ich sag es voller Zittern,
Wächst unsere Jugend bloß so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig — — füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel an Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen,
Vielleicht auch unsere Milch an ihrem Fieber schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen;
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
(Wer kann sie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren ersten Jahren,
Und dann auf Lebenszeit ein Gift.
Vielleicht ist, ohne daß wir's denken,
Auch die — — Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sich's sehr leicht begreifen läßt,
Denn unsre Nerven sind nicht fest. —
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Eltern — Weichlichkeit. Gellert.

Für diese Leute giebt's — gar keine Gymnastik. Ihre Kinder sollen weder laufen noch springen, denn sie möchten sich erhitzen; sie sollen weder in kalte Luft gehen, noch baden, denn

---

dieser Stelle mehr ausführen. Allein ich sah ein, daß bei weitem der kleinste Teil meiner Leser diesen antiquarischen Gegenstand hier auseinander gesetzt zu sehen wünschen möchte. Auch ist Geschichte der Gymnastik in diesem Buche nur Nebensache. Verstattet es der Raum, so findet man über diesen Gegenstand einen eigenen Abschnitt am Ende meiner Arbeit.

sie möchten sich erkälten; sie sollen nichts thun, wobei der Körper in Anspruch kommt, denn sie könnten unglücklich sein u. s. w.

Nach diesen Vorstellungen durfte ich mich ebenso wenig richten als nach dem obigen. Beiderlei sind Extreme; nichts bleibt übrig, als die Mittelstraße. Sie im ganzen zu halten, ist sehr leicht, aber im Verfolge derselben jeden Schritt zu vermeiden, der entweder von ihr abweicht oder abzuweichen scheint, ist dort schwer, hier unmöglich. Im ersten Falle bitte ich um Nachsicht, aber im zweiten um — Überlegung und Methode; denn es wird nicht meine Schuld sein, wenn man sich einbildet, dieses oder jenes sei ein Schritt aus der Mittelstraße, oder wenn man durch eine falsche und übereilte Art diese oder jene Übung zum Extreme macht; wenn man dabei zu wenig Rücksicht auf das zu übende Subjekt nimmt.

Soll ich eine Definition dieser Übungen geben? Hier ist sie:

Gymnastik ist Arbeit im Gewande jugendlicher Freude.

Wir verlangen von dieser Arbeit, daß sie den Kreislauf befördere, Muskeln und Nerven stärke; sie muß also bald den ganzen Körper, bald einzelne Glieder desselben in Aktion setzen und bald mehr, bald weniger mit Anstrengung verbunden sein, ohne zu überspannen.

Wir wünschen, daß sie von weichlicher Sinnlichkeit abziehe und den physischen und geistigen Menschen mehr stähle; sie sei also mit Mühe verknüpft, verlange Geduld, Ausdauer, störe die weichliche Ruhe, gewöhne den Übenden an bald geringeren, bald merklicheren Schmerz, damit er ihn verachten lerne; sie stelle ihn der Witterung und den Elementen bloß, damit seine Haut sich abhärte, denn sie ist es ja, die das Ganze schützen soll.

Wir wollen, daß sie den Körper stärke, ihn geschickt und behende mache; ihre Ausführung habe also hinlängliche Schwierigkeit für die Kraft der Muskeln und Sehnen; sie verlange einen ansehnlichen Grad körperlicher Biegsamkeit, sie nähere sich einigermaßen dem Künstlichen.

Sie soll den Mut heben, die Gegenwart des Geistes beleben, die Thätigkeit wecken und erhalten; wir legen daher in ihre Ausführung bald so, bald so einige Gefahr, mutvolles Ausharren und einen hohen Grad von Nacheiferung.

Sie soll schönere Bildung des Körpers befördern; sie sei also nicht die abstumpfende Arbeit des Tagelöhners, keine Last, die den Bau des Körpers verrenkt, sondern sie wirke gleichmäßig

auf den ganzen Körper, oder sie übe bald dieses, bald jenes Glied, das der Übung am meisten bedarf, vorzüglich.

Unser Gymnasium sei, soviel es nur immer sein kann, das Freie. Wir wollen ja den Knaben an die veränderliche, bald heitere, bald düstere, Natur gewöhnen; wozu also große Gebäude? —

Es ist ein hinreißender Anblick, einen Kreis zarter Knaben und blühender Jünglinge körperlich beschäftigt zu sehen; ihr natürlicher, sorgloser Mut, ihr Trieb, sich immer selbst zu übertreffen, ihre zunehmenden Kräfte und ihre Thätigkeit machen uns Hoffnung, in ihnen einst rasche, thätige, brauchbare Männer zu sehen, sei es auf welche Art es wolle; bürgen uns gewissermaßen für ihre Tugend und Unschuld. —

Ihr Übungsplatz ist am Rande eines Gehölzes. Ein trockener Wiesen- oder Angergrund schließt sich daran, und einzelne zerstreute Waldbäume gewähren, bald hier, bald dort, schattige Plätze. Hier und da erhebt sich ein kleiner sandiger Hügel, höhere Berge verschönern die Gegend umher, und ein mäßiger Bach krümmt sich in tausend Windungen über den Platz hin. Ist in der Nachbarschaft gar noch ein Fluß, so bleibt nichts mehr zu wünschen übrig; wir können der alten gymnastischen Prachtgebäude vergessen. Aber auch schon jeder freie Platz von mäßigem Umfang, den man leicht überall finden kann, ist zu unserem Zwecke hinreichend.

Ich erkenne drei verschiedene Gattungen pädagogischer Leibesübungen:

A. Eigentliche gymnastische Übungen, die mehr auf Bildung des Leibes, als auf gesellschaftliches Vergnügen abgezweckt sind.
B. Handarbeiten.
C. Gesellschaftliche Jugendspiele.

Ich soll diese Leibesübungen hier zuvörderst in ein System bringen und sie dann nach einer daraus abgeleiteten Ordnung beschreiben. Es giebt mehrere Standpunkte, aus welchen man sie übersehen und ordnen kann. Man thue es nach ihren verschiedenen Zwecken, ich meine nach den Vollkommenheiten, welche wir uns von jeder derselben für Körper und Geist versprechen können: so wird die ganze Zusammenstellung sehr schwankend; man sehe auf die Natur der Übungen selbst und ordne sie danach, man teile sie in schwere und leichte, in passive und aktive: so erhält man nur eine oberflächliche Abteilung. Es

bleibt uns also nichts übrig, als die Gründe zu einem gymnastischen Systeme vom menschlichen Körper selbst herzunehmen. Dies ist der Natur der Sache unstreitig am angemessensten und für die Praxis von großem Nutzen. Ich sollte demnach hier den Körper in seine Hauptteile zergliedern und jedem Gliede und Hauptmuskel seine Übungen gleichsam zuteilen: aber die wenigsten gymnastischen Bewegungen üben nur ein Glied oder nur einen Muskel, die meisten mehrere, und und alle bald mehr, bald weniger den ganzen Körper. Eine sehr einleuchtende Folge davon ist: die Beschreibung der Übungen können hier nicht wohl in dieser anatomischen Hinsicht aufgestellt werden; denn man würde sonst genötigt sein, eine und dieselbe Übung bei mehreren Teilen des Körpers wiederholt anzuführen.

Es ist noch eine Art der Zusammenstellung dieser Übungen möglich: dies ist die generische. Diese werde ich befolgen, denn sie scheint mir die natürlichste, weil sie die gleichartigen Übungen nicht voneinander trennt, und zweitens die nutzbarste, weil sie sich mehr an die Methode schmiegt, nach welcher man Gymnastik lehren soll, als jede andere. Z. B. das Anhängen an eine Hand oder an beide Hände ist eine Elementarübung des Kletterns, es ist folglich besser, sie unter dieses Genus zu bringen, als sie bei den soeben erwähnten anderen Zusammenstellungen mit den Übungen zu vermischen, welche Arme, Schultern und Hände stärken, oder sie mit den schweren oder leichteren Übungen zusammenzuwerfen.

Man wird also in der Folge jede Gattung von Übungen gehörig zusammengestellt finden.

Für Freunde des Altertums muß ich hier ein paar Worte über die Abteilung der griechischen Gymnastik sagen. Die ganze Erziehung des griechischen Staatsbürgers beruhte auf zwei Hauptstücken, nämlich auf Musik und Gymnastik.*) Plato zergliedert beide und giebt der Gymnastik zwei Hauptteile, nämlich:

1) ὄρχησις, Tanzgymnastik, und
2) πάλη, Kampfgymnastik.

Die Tanzgymnastik zerfällt bei ihm**) in zwei Hauptteile, nämlich in die Nachahmung des Anständigen, σπουδαίου, und

*) Τὰ δὲ μαθήματά που διττὰ χρήσασθαι συμβαίνοι ἂν τὰ μὲν ὅσα περὶ τὸ σῶμα, Γυμναστικῆς, τὰ δὲ εὐψυχίας χάριν, Μουσικῆς. Plato de Leg. VII. S. 884 D.

**) Ebend. S. 897 B.

des Unanständigen, φαύλου. Die anständige faßte in sich die kriegerische oder pyrrhichische, die friedliche und ein Mittelding, nämlich die bacchanalischen Tänze (πολεμική oder die πυῤῥιχή, εἰρηνική und ἀμφισβητουμένη). Die erste war mit einem Worte Nachahmung der griechischen Taktik; die friedliche fand statt bei allerlei angenehmen Vorfällen als Ausdruck der Freude, des Vergnügens und des Dankes. Beide begriffen wieder mehrere Arten des Tanzes unter sich und waren mit Musik begleitet.

Man sieht, daß diese Abteilung bloß in moralischer Hinsicht gemacht ist. Nach anderen alten Schriftstellern*) gab es drei Hauptarten der Tanzgymnastik:

1) Die Kubistik (κυβίστημα), wahrscheinlich die Kunst der Luftspringer.
2) Die Sphäristik (σφαίρισις), welche alle Arten des Ballspiels in sich faßte und in den Gymnasien späterhin ihren besonderen Platz (σφαιριστήριον), sowie ihren besonderen Lehrer (σφαιριστικός) hatte.
3) Die eigentliche Orchestrik oder die theatralische Saltation.

Zur Palästrik oder zu den eigentlichen gymnastischen Übungen rechnete man anfänglich nur fünf, die daher den Namen Fünfkampf (πένταθλον) führten, nämlich das Springen, Rennen, den Diskus, den Wurfspieß und das Ringen (ἅλμα, ποδώκεια, δίσκος, ἄκων, πάλη).

Späterhin kam der Faustkampf und wahrscheinlich mehrere andere Übungen dazu, aber der Name Fünfkampf blieb. Es ist auch wahrscheinlich, daß man jene fünf Übungen nicht immer allein, sondern bisweilen auch andere an ihrer Stelle darunter verstand; denn noch manche andere, sehr nützliche Übungen, die nicht nur außer den Gymnasien, sondern auch in denselben getrieben wurden und von denen ich in der Folge mehrere anführen werde, waren wohl nur anfangs aus diesem gymnastischen Systeme ausgeschlossen.

Jene Übungen des Fünfkampfes teilte man in schwere und leichte (βαρεῖς und κοῦφοι ἀγῶνες). Zu den schweren gehörte anfangs bloß das Ringen, dann der später eingeführte Faustkampf und das παγκράτιον oder das mit dem Faustkampfe vereinigte Ringen; zu den leichten das Rennen, der Diskus, das Springen und der Wurfspieß.

---

*) Siehe Mercurialis de arte gymnastica S. 118.

Alle diese Übungen, sowohl die der Tanzgymnastik als die der eigentlichen Gymnastik, waren nach drei sehr verschiedenen Hauptzwecken modifiziert. So zerfiel die ganze Gymnastik nach Galen in die kriegerische, schädliche athletische und in die wahre medizinische (bellica, vitiosa, legitima). Die letztere hätte er ebensogut die pädagogische nennen können, da sie bei den Griechen einen so wichtigen Teil der Erziehung ausmachte. Wenn bei vielen alten Schriftstellern sehr bitterer Tadel der Gymnastik vorkommt, so betrifft er bloß die Athletik, die ebensowenig gebilligt werden konnte, als in neueren Zeiten das Boxen und die Tierhetzen in manchen Ländern Europas. In einem Fragmente des Euripides heißt es von den Athleten: „Unter den tausend Übeln in Griechenland ist das Athletengeschlecht das schlimmste."*) Galen**) nennt ihre Kunst flagitiosam artem und spricht in mehreren Stellen mit einer wirklich übertriebenen Heftigkeit dagegen.***)

In dem Tadel dieser Art liegt im Grunde der sehr begreifliche Satz: Man treibe Gymnastik, um zu leben, aber lebe nicht, um Gymnastik zu treiben. Das letztere thaten die Athleten, Leute, die nach Seneca nur immer „inter oleum et vinum occupati erant".

---

*) Κακῶν γε ὄντων μυρίων καθ' Ἑλλάδα, οὐδὲν κάκιόν ἐστιν ἀθλήτων γένους.

**) Ad Thrasybulum. cap. 36, 37, 46.

***) Verum enimvero omnis bene instituta respublica hoc genus artis odit ac detestatur, quae omne vitae robur, vimque prosternat, haud in bonam affectionem corpora traducens etc. lib. 1. c. 46.

23.

Über den Begriff des Spieles und über den moralischen, politischen und pädagogischen Wert der Spiele; über ihre Wahl, Eigenschaften und Klassifikation.

Von Joh. Chr. Friedrich GutsMuths.

(Einleitung zu dem Buche „Spiele zur Übung und Erholung des Körpers und Geistes, für die Jugend, ihre Erzieher und alle Freunde unschuldiger Jugendfreuden“. Schnepfenthal 1796. S. 1—46.)

Als die Langeweile zuerst die Hütten der Menschen besuchte, trat das Vergnügen zugleich herein, bot ihnen die Hand und forderte diese Naturkinder zum Tanz auf. So entstanden die natürlichsten, unschuldigsten Spiele, nämlich die Bewegungsspiele. Die Hütten verwandelten sich in Paläste, auch hier erschien die Langeweile; aber man verbat sich die Bewegung, das Vergnügen verband sich den Mund und präsentierte die Karten.

Langeweile ist immer nur die Veranlassung zum Spiele; der natürliche Trieb der Thätigkeit ihr Schöpfer. Die Äußerung dieses Triebes zeigt sich bei den Spielen, nach dem Grade der Kultur und der Verfeinerung der Völker und einzelnen Menschen, bald körperlich, bald geistig, bald aus beiden gemischt. Daher die verschiedenen Spielgattungen. Beim Spiele im strengen Sinne hat der Spieler keinen Zweck, als den der Belustigung an der freien Wirksamkeit seiner Thätigkeit,*) davon ist hier die Rede nicht; denn wo sind die Spiele derart, wo bloß ästhetische Größen, nämlich Form und Gestalt, das Materiale derselben machten? Ich kenne nur ein Spiel, was hierher zu gehören scheint, nämlich das sogenannte Parkett. Es ist nun einmal gewöhnlich, alle, wenn auch spielende Beschäftigungen

*) In der Zeitschrift „Die Horen“ findet man hierüber einen sehr durchdachten Aufsatz.

mit Formen und Gestalten nicht Spiel zu nennen. Beim Spiele im gewöhnlichen Sinne ist der nächste Zweck Belustigung, der entferntere Erholung oder Schutz gegen Langeweile. Daß diese Belustigung ebenfalls aus der Wirksamkeit unserer Thätigkeit geschöpft werde, ist gewiß. Die Mittel, diese Thätigkeit wirksam zu machen, sind erstlich das Materiale des Spiels, welches sich bald als träge, bald als aktive Masse unserer Thätigkeit widersetzt. Da aber das Materiale fast bei keinem einzigen unserer Spiele allein schon Interesse genug für unsere Thätigkeit hat und sie folglich nicht hinlänglich reizt; so wird zweitens irgend ein Affekt, vorzüglich Ehrliebe, mit hineingezogen und als Sporn der Thätigkeit gebraucht, drittens dem Zufalle bald mehr bald minder Herrschaft über das Materiale eingeräumt, wodurch die Erwartung gespannt und die Thätigkeit rege erhalten wird. Allein der Grund des Vergnügens beim Spiele liegt doch nicht allein in unserer Thätigkeit, sondern auch in der Anschauung der Form des Spieles, d. i. der verabredeten systematischen Ordnung unserer Thätigkeit; wird diese gestört, schmiegt sich unsere Aktion dem Systeme des Spiels nur unvollkommen an: so mindert sich die Belustigung. Spiele sind also Belustigungen zur Erholung, geschöpft aus der Wirksamkeit und verabredeten Form unserer Thätigkeit.

Auf Hasardspiele paßt sich diese Definition nicht, sie sind die Kette, an welcher der Zufall den Spieler nach Belieben an der Nase herumführt, indem er ihn mit der Geißel der Affekte bald streichelt bald züchtigt.

Nach dem obigen läßt sich der moralische Wert der Spiele an sich selbst im allgemeinen nun leicht bestimmen. Es richtet sich nach der Natur des Affekts, der zur Spannung unserer Thätigkeit hineingezogen wird. Je unschuldiger dieser ist, desto unschuldiger ist das Spiel. Sein Wert ist daher so verschieden als die Natur der Ehrliebe, der physischen Liebe, der Habsucht. Nach dem Grade des Affektes, denn jede Steigerung macht ihn nicht nur bedeutender, sondern mindert auch die Freiheit unserer Thätigkeit; das Spiel würde aber am unschuldigsten sein, wenn diese ganz frei dabei bliebe und durch gar keinen Affekt rege erhalten würde. Endlich nach dem Grade der Herrschaft, welche dem Zufalle beim Spiele zugestanden wird; geht diese nur so weit, als es nötig ist zur mäßigen Spannung der Erwartung und der Thätigkeit: so wird das Spiel mehr Wert haben, verschwindet aber diese völlig daraus, bewegt sie nur höchstnes noch

die Fingerspitzen zum Umschlagen der Karte, zum Hinrollen der Würfel, überlassen wir uns bloß dem Zufalle, der uns durch unsere eigenen Affekte geißelt und das Spiel dadurch pikant wie Brennessel macht: so entstehen die Hasardspiele, die schlechtesten von allen unmoralischen.

Aber es ist Zeit, den Weg trockener Bestimmungen der Begriffe zu verlassen; man hält jetzt nicht viel von Definitionen, es sei denn die der Liebe in einen Roman ausgesponnen. Vielleicht bin ich im stande, einen weniger beschwerlichen Weg zu finden.

Spiele sind wichtige Kleinigkeiten; denn sie sind zu allen Zeiten, unter allen Völkern, bei jung und alt Bedürfnis gewesen, weil Freude und Vergnügen zur Erholung von Arbeit, leider auch wohl zum Schutz gegen Langeweile, ebensogut Bedürfnisse sind, als Befriedigung der Verdauungs- und Denkkraft. Spiele sind daher über den ganzen Erdteil verbreitet; alles spielt, der Mensch und sein Kind nicht nur, sondern auch das Tier und sein Junges, der Fisch im Wasser, der Hund, das Pferd, der Löwe und ihre Jungen spielen. Wer hat die Geheimnisse der Pflanzen, die Dunkelheiten der Elemente, die Mysterien des Wärmestoffs, der Elektrizität, des Magnetismus, die endlosen Entfernungen der Weltkörper durchschaut, um hier alles Spiel geradezu verneinen zu können.*) „Spielen", sagt der unvergleichliche Wieland, „ist die erste und einzige Beschäftigung unserer Kindheit und bleibt uns die angenehmste unser ganzes Leben hindurch. Arbeiten wie ein Lastvieh ist das traurige Los der niedrigsten, unglücklichsten und — zahlreichsten Klasse der Sterblichen; aber es ist den Absichten und Wünschen der Natur zuwider. — Die schönsten Künste der Musen sind Spiele, und ohne die keuschen Grazien stellen auch die Götter, wie Pindar singt, weder Feste noch Tänze an. Nehmt vom Leben hinweg, was erzwungener Dienst der eisernen Notwendigkeit ist; was ist in allem übrigen nicht Spiel? Die Künstler spielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer Einbildungskraft, die Philosophen

*) Neque homines neque bruta in perpetua corporis et animi contentione esse possunt, non magis quam fides in cithara aut nervus in arcu. Ideo ludu egent. Ludunt inter fe catuli, equulei, leunculi, ludunt in aquis pisces, ludunt homines labore fracti et aliquid remittunt, ut animos reficiant. Jul. Caes. Bulengerus de ludis veterum. Gronov. Thes. T. VII. pag. 906.

mit Ideen, die Schönen mit unseren Herzen und die Könige, leider — mit unseren Köpfen?"

Die Tradition trug sie von jeher in alle Winkel der Welt, und es mag schwerer sein, eine nützliche Erfindung, die Verbesserung eines landwirtschaftlichen Instruments, aus einem Lande in das andere zu verpflanzen, als ein Spiel Polynesiens in Deutschland einzuführen. Unsere kleinen Mädchen wissen es nicht, daß ihr Spiel mit fünf Steinchen griechischen*) oder wer weiß was für Ursprunges ist, und unsere Knaben nennen das Pflöcken, was die griechischen Kindalismos hießen. Die Bauern in Ströbke spielen mit denen am Ganges, am Seïnde-rud, am Tigris und an den Jökeln von Island ein Spiel, ich meine das Schach; und der Lappe malt sich Kartenblätter mit Rentierblut auf Fichtenrinde, weil bei ihm weder Pariser noch Berliner Fabrik ist. Diese Verbreitung durch so lange Zeiten, die so allgemein und oft so schnell geschah, ist eben ein Zeichen des allgemeinen Bedürfnisses. War es nicht eben der Fall mit den Kartoffeln? Und wenn auch der heilige Antonin, Erzbischof von Florenz, an den Würfeln so viel Sünden als Punkte findet**) und der heilige Bernhard dem Abte von Clairvaux die Lehre gab, jeden Bissen Brot mit Thränen zu benetzen, weil der Hauptzweck der Klöster Thränenvergießung sei über die Sünden des Volkes und der Klosterbewohner; so tritt doch ein gewisser Abt Abraham***) auf die andere Seite und erstreitet sogar den Einsiedlern Zeitvertreibe, trotz ihrer solidesten Pietät und äußersten Pönitenz. Er führt sogar das Beispiel des heiligen Evangelisten Johannes an. Ich weiß nicht, aus welcher Legende er das hat; allein er sagt auch nur on dit, und gesunder Menschenverstand gilt in jedem Kleide. Seine Worte sind lang, ich will sie abkürzen. Der Evangelist Johannes spielte einst mit einem Rebhuhne, das er mit seiner Hand streichelte. Da kam ein Mann, ein Jäger von Ansehen, und betrachtete den Evangelisten mit Verwunderung, weil er sich auf eine — nach seiner Idee — so unwürdige Art an dem Tierchen belustigte; Naturgeschichte war damals noch nicht Mode. „Bist du denn wirklich der Apostel, von dem alle Welt redet und dessen Ruhm

*) Πενταλίθα. Pollux lib. IX. cap. 7, auch Meursius de ludis Graecorum.

**) Quot in taxillis sunt puncta, tot scelera ex eo procedunt.

***) In einer seiner Conferences de Cassien, Collat. 24, C. 20 u. 21.

mich hier herzog, wie paßt sich diese Belustigung zu deinem Ruhme?" „Guter Freund", antwortete der sanfte Johannes, ganz sokratisch: „Was seh' ich in deiner Hand?" — „Einen Bogen", erwiderte der Fremdling. „Und warum hast du ihn nicht gespannt und immer bereit zum Schuß?" — „Ei das darf nicht sein: wäre er immer gespannt, so würde er seine Kraft verlieren und bald untüchtig sein!" „Nun so wundre dich denn nicht über mich", fuhr Johannes fort; doch meine Leser wissen schon die Anwendung von einem Bogen."

> Nascitur ex assiduitate laborum animorum hebetudo quaedam et languor. — Danda est remissio animis: meliores acrioresque requieti resurgent.*)

An den Bedürfnissen, oft schon an einem einzigen, erkennt man den Charakter des einzelnen Mannes, sowie oft ganzer Nationen; aus der kindlichen Begierde nach Nürnberger Tand blickt der ungebildete kindliche Geist des Negers; der Branntwein, sowie das Fluchen, verraten den halb oder ganz rohen Menschen; Putz und Schminke den ehemaligen ewig Kour machenden Franzosen und die alabasternen Heiligenbilder, die der Spanier aus Nürnberg bezieht, verkündigen seinen Aberglauben. Ebenso läßt sich aus den Spielen auf den Charakter eines Volkes schließen. Sie sind ein sehr sicherer Probierstein, auf welchem sich, wie beim Silber, der Grad der Roheit und Verfeinerung eines Volkes ziemlich unzweideutig erkennen läßt. Rohe Nationen lieben in allen Zeiten und Weltgegenden die Spiele des Krieges und des Zufalls (Hasardspiele), deren Abwechselung von dem Bedürfnisse der Bewegung und Ruhe des Körpers geleitet wird. Heftige und gefährliche Bewegungen, die Nachahmungen kriegerischer Vorfälle, wobei man sich zu durchbohren und die Köpfe zu zerschmettern droht, begleitet von einer wilden, harmonielosen Musik, bezeichnen in jenen den rohen, noch ganz unverfeinerten und ungeschwächten Heldengeist; so wie die Ergebung in die Fügung des blinden Zufalls bei diesen Unaufgelegtheit zum Denken und Mangel an Kultur des Geistes ankündigen, der unter der Binde des Aberglaubens gern in der öden Finsternis des Ungefährs umhertappt, wo er zwischen Furcht und Hoffnung den bösen oder guten Einfluß der Geister erwartet und

---

*) Seneca de tranquill. animi, cap. XV, d. i.: „Anhaltende Arbeit wird Schwächung und Abstumpfung des Geistes. Gieb ihm Erholung, sie wird Schärfung ihm sein und Stärkung."

in dieser Erwartung allein das größte Interesse findet, dessen sein kindischer Geist fähig ist. Die kriegerischen Spiele unserer ältesten Vorfahren, sowie ihr rasender Hang zu Glücksspielen sind bekannt. Vom Gebrauche der Waffen gegen Menschen oder Tiere ermüdet, kehrte man zur Hütte zurück und verschlief die lästige Zeit, oder verspielte sie wie Habe, Gut und Freiheit mit Würfeln. Durch Ruhe wieder gestärkt, griff man, wenn Not, Magen oder Thätigkeitstrieb es geboten, wieder zu den Waffen, zum Jagdgewehr oder begann kriegerische Spiele. Würfel und Waffen waren die Lieblinge der Hunnen, man kannte fast keine Gesetze als die des Hasardspiels. Ganz germanisch lebte man in den nordamerikanischen Germanien bei den Delawaren und Irokesen; Krieg oder Jagd, Essen oder Schlafen, Hasardspiel oder kriegerische Spiele. Auch hier ist die Spielsucht unersättlich. Pflaumenkerne, die auf der einen Seite schwarz gefärbt, auf der anderen gelb gelassen sind, machen die Würfel. In eine Schüssel gelegt, stößt sie der Spieler gegen den Boden, dem Zufalle entgegen, und erwartet leidenschaftlich den Aufschwung und das Niederfallen derselben. Er zählt fünf, wenn wen er die größte Zahl von der Preisfarbe hat, und gewinnt das Spiel, wenn er achtmal fünf zählt. Ein gewaltiges Geschrei der Zuschauer, das sich bei jedem Wurfe unter das Geprassel der Kerne mischt, verrät ihre lebhafte Teilnahme, sowie die fürchterliche Gesichtsverzerrung der Spielenden und ihr affektvolles Murren gegen die bösen Geister die Roheit ihres Kopfes, die Ungezähmtheit ihrer Leidenschaften ankündigen. So spielen oft ganze Dörfer, ja ganze Stämme gegeneinander. Der Instinkt ruft, man kehrt zur Jagd oder zu bewegenden Spielen, besonders zu Tänzen, die zur Tagesordnung gehören. Eine Hirschhaut über ein Faß, einen Kessel oder über ein Stück eines hohlen Baumes gespannt, giebt in dumpfen Tönen den Takt an. Die Männer tanzen voran, von ihren Stampfen erzittert der Boden, von ihrem Geschrei die Luft. Das sittsame Weib folgt mit wenigen Bewegungen sprach- und scherzlos nach. Heldenmäßiger wird der Tanz für Männer allein. Jeder tanzt einzeln mit Kühnheit und Leichtigkeit, seine eigenen oder die Thaten seiner Vorfahren besingend, indem die Herumstehenden mit einem rauhen, zu gleicher Zeit ausgestoßenen Tone das Zeitmaß angeben. Noch fürchterlicher ist der Kriegstanz, die Nachahmung eines allgemeinen kriegerischen Gemetzels. Wem liegen nicht durch das Erzählte die Hauptzüge dieser Nationen

unverhohlen und offen vor Augen? — Laßt uns auf einige Augenblicke den Kulturzustand der alten Thracier vergessen; ein artiges Spiel, das bei ihnen gewöhnlich war und von dem Athenäus*) Nachricht giebt, wird uns sogleich darauf zurückführen. Man trat auf einen leicht umzuwerfenden Stein, in der Hand eine Sichel. Den Hals steckte man durch eine von der Decke herabhängende Schlinge. Unversehens stieß ein anderer von der Gesellschaft den Stein um; da hing der Arme, der durchs Los dazu gewählt worden war. Hatte er nicht Gegenwart genug, den Strick sogleich mit der Sichel abzuschneiden, so zappelte er sich unter dem Gelächter der Zuschauer zu Tode. Niemand würde mir glauben, wenn ich dies Spiel den feinen, gebildeten Griechen oder nur den sanften Otaheiten zueignen wollte; weit wahrscheinlicher könnte ich's nach Neuseeland versetzen; ein Zeichen, daß Volkscharakter und Volksspiele in sehr naher Verbindung miteinander stehen. Dem Geschichtsforscher, welchem es nicht bloß darauf ankommt, Regenten-, sondern vielmehr Volksbiographien zu bearbeiten, sollten daher diese verräterischen Kleinigkeiten nicht entwischen. „Ein aufgeklärter Geist verachtet nichts. Nichts, was den Menschen angeht, nichts, was ihn bezeichnet, nichts, was die verborgenen Federn und Räder seines Herzens aufdeckt, ist dem Philosophen unerheblich. Und wo ist der Mensch weniger auf seiner Hut, als wenn er spielt? Worin spiegelt sich der Charakter einer Nation aufrichtiger ab, als in ihren herrschenden Ergötzungen? — Was Plato von der Musik eines jeden Volkes sagt, gilt auch von seinen Spielen; keine Veränderung in diesen (wie in dieser), die nicht die Vorbedeutung oder die Folgen einer Veränderung in seinem sittlichen oder politischen Zustande sei!"**)

Ich habe gesagt, Spiele seien *wichtige* Kleinigkeiten; denn wenn man von der einen Seite aus den Spielen auf den sittlichen und politischen Zustand einer Nation schließen kann: so darf man von einer anderen, aus jener genauen Verbindung, den Schluß machen, daß die Spiele auf den Charakter merklichen Einfluß haben werden, daß sie daher zu den Erziehungsmitteln ganzer Nationen gehören. Es liegt freilich in der Natur der Sache, daß sie oft nach dem schon stattfindenden Charakter erst

---

*) Lib. IV. Nach ihm erzählt Meursius de ludis Graec. in Gronovii. Thesaur. Tom. VII. S. 948. Es hieß Ἀγχόνη.

**) Wieland in dem „Merkur" 1781. Febr. S. 140.

gewählt werden, daß dieser also schon eher da ist als jene. Dann werden sie ihn wenigstens immer mehr befestigen und ausbilden helfen. Allein es ist dem ungeachtet nicht zu leugnen, daß sie oft vor diesem und jenem Zuge des Charakters da waren und ihn mit hervorbringen halfen. Es bedarf hierzu oft nur des sehr zufälligen Beispieles irgend eines Angesehenen. Ginge irgend ein König, von Regierungssorgen ermattet, aus dem Kabinette gewöhnlich auf den Schloßhof und spielte daselbst Ballon oder Ball, so würden in seiner Residenz der Ballon und Ball bald die Karten verdrängen, die Provinzialstädte würden bald nachfolgen und beide Spiele würden einen ganz merklichen Einfluß auf den Charakter und den Gesundheitszustand seines Volkes haben, wenn zumal der Kronprinz nicht verweichlicht würde und da fortführe, wo sein Vater aufhörte. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts erfand man das Kartenspiel und führte es zur Unterhaltung des fast dreißig Jahre lang verrückten Königs Karls VI. bei Hofe ein. Die Folgen dieses klein scheinenden Umstandes sind schlechterdings nicht zu berechnen. Ganz Europa hat sie gefühlt und fühlt sie noch, ja sie nagen in gewisser Rücksicht an den Wurzeln künftiger Generationen. Die Hoflust blies die Karten nach und nach über ganz Frankreich, über Spanien, Italien, über ganz Europa! Die Karten waren es, welche nach und nach die besseren Übungsspiele verdrängen und die Verweichlichung der Nation, besonders der vornehmen Klassen befördern halfen. Die Proskriptionen der Kriegs- und Jagdübungen, der Turniere, des Mail-, Ball- und Kugelspieles u. s. w. waren besonders mit von den Kartenkönigen unterschrieben; sie halfen stark zur Umwandlung der mannbaren Ritterschaft in Noblesse, der nervigten Bürger in Muskadins.

Regenten, Gesetzgeber, Philosophen, die den wichtigen Einfluß der Ergötzlichkeiten auf den Volkscharakter und auf das Wohl und Wehe der Nationen einsahen, hielten von jeher die Spiele ihrer Aufmerksamkeit sehr wert; Lykurg ordnete die Leibesübungen, Gesellschaften und Tänze der Spartaner; Plato die der Bewohner seiner Republik; Kaiser Justinian hob die Hasardspiele auf und setzte Bewegungsspiele an ihre Stelle.*) Karl der Große und Ludwig der Heilige gaben Spielgesetze; Karl V. von Frankreich gab Befehle gegen alle Hasardspiele und empfahl reine

*) Sie waren: das Springen, das Stockspringen, der Wurfspieß, doch ohne Spitze, das Wettrennen zu Pferde und das Ringen.

Bewegungsspiele und Übungen;*) Peter der Große nahm sich der Volksbelustigungen an, um sein Volk gesellig zu machen u. s. w., kurz man könnte mit solchen Befehlen einen guten Quartanten anfüllen und wenn man auch die unendliche Menge, die von Konzilien und Synoden gegeben wurden, überginge. Oft waren die Befehle unbilliger Könige wie die Axt des Holzspalters, sie zersplitterten ganze Länder; haben sie aber je die Kartenkönige ganz bezwingen können? Oft trugen sie Aufruhr in benachbarte Staaten; aber brachten sie je die Unterthanen der Kartenkönige zur Rebellion? Geh in Städte, in Gesellschaften, in Familien, wo der Geist der Glücks- und der Kartenspiele herrschend ist, und untersuch die dasige Denkungsart, sowie den wirtschaftlichen und körperlichen Zustand: der Satz: An den Spielen sollst du sie erkennen! wird sich bewährt finden. Dies bleiche, gramvolle Gesicht hat Spadille entfärbt; diese Zerstreuung hat Basta verursacht; Basta gellt's in den Ohren des Schreibers, da liegt die Feder; Basta in denen des Richters, da liegen die Akten u. s. w. — Vom Lotto will ich nichts erzählen, dies sei die Sache der Pfänder in den Leihhäusern. Schade, ewig schade! daß meine Spiele nie Finanzsache werden können, dann machte ich damit Kour; sie erhielten allen möglichen Vorschub und bewirkten dann wahrscheinlich ein Plus von Gesundheit und Stärke, das leicht so groß wäre, als das Minus im Beutel beim Lotto. Doch genug — hier nur Winke; die Materie betreffend den sittlichen und politischen Wert der Spiele erschöpft kaum ein ganzes Buch.

---

*) Voulons et ordonnons que nos sujets apprennent et entendent à apprendre les jeux et ébattemens à eux exerciter et habileter au fait de trait d'arc ou d'arbalête en beaux lieux et places convenables à ce, en villes et terroirs: fassent leur don de prix au mieux traïant et leurs fêtes et jouës pour ce, si comme bon leur semblera. In seiner Ordonannce de 1369. Bei uns hat der Geist der Industrie schon angefangen, über die bürgerlichen Scheibenschießen Bemerkungen anzustellen. Unter dem Volke möchte ich leben, das nur wie ein Lastvieh arbeitet und bürgerliche Freuden nicht kennt. Sein Geist verschrumpft und wird in sich gekehrt, so wie seine Hände und Finger; Magen und Geldbeutel werden seine Abgötter, Eigenliebe wird bei ihm die Nächstenliebe bald ganz verdrängen; denn das schönste Band, das den Bürger am Bürger festhält, die öffentliche Bürgerfreude ist zerrissen. Kurz wenn man Armut durch Aufopferung der Volksfreuden abkaufen will, so ist der Verlust größer als der Gewinn. O, es giebt ganz andere Seiten im Verhältnisse der Staatsökonomie zur Ökonomie des Bürgers, wo man Verbesserungen machen könnte!

Können die Spiele auf ganze Nationen wirken und in ihrem Zustande eine merkliche Veränderung hervorbringen, so sind sie auch ein Erziehungsmittel für die Jugend, und ich getraue mir, wenn auch die Erziehung nach den neuesten Hannöverschen Entdeckungen weder Wissenschaft noch Kunst, sondern wer weiß was ist, aus zwei Knaben von völlig gleichen Anlagen durch entgegengesetzte Behandlung in Spielen zwei, in Rücksicht ihres körperlichen und geistigen Zustandes, ganz verschiedene Geschöpfe zu machen. Oder läßt sich's denn von vornher so schwer einsehen, daß ein Knabe, den man zehn Jahre hindurch in vernünftiger Abwechselung zwischen geistigem Ernste und körperlichem Scherze, ich meine zwischen geistiger Ausbildung und gesunden körperlichen Übungen und Spielen erhält, daß ein solcher Knabe weit besser gedeihen müsse, als wenn man ihn bei derselben Bildung seines Geistes in Karten und Würfeln Erholung finden läßt? Solange man mir nicht das Gegenteil darthun kann, halte ich diese Tändeleien für Sachen von pädagogischer Wichtigkeit. Ich muß hier einiges über den pädagogischen Nutzen und die Notwendigkeit der Spiele sagen.

1) Wenn das größte Geheimnis der Erziehung darin besteht, daß die Übungen des Geistes und Körpers sich gegenseitig zur Erholung dienen: so sind Spiele, besonders Bewegungsspiele, sowie Leibesübungen überhaupt, unentbehrliche Sachen. Stünde dieser Satz auch nicht im „Emil“, so würde ihn ja schon jeder Schulknabe verkündigen, wenn er nach der Lektion die Bücher wegwirft. Desgleichen allgemein von der Jugend geäußerte Triebe beweisen so scharf als das schärfste Vernunftschließen. Allein es giebt demungeachtet Leute, die auf obigen Satz durchaus nicht Rücksicht nehmen. Aber sagen sie mit Cicero:

> ad severitatem potius et ad studia quaedam graviora atque majora facti sumus.

Ich bin selbst herzlich davon überzeugt, glaube aber, daß es für jung und alt kein ernsteres Studium geben könne, als das, was auf Gesundheit, Ausbildung des Körpers und Heiterkeit des Geistes hinzielt, weil ohne diese die Geistesbildung wenig nützt, sondern als ein totes Kapital da liegt, an dem der Rost nagt; und wer wirklich der Meinung ist, daß man die Stunden, wo es mit ernster Anstrengung des Geistes nicht mehr fort will, stets zu irgend etwas Nützlichem, z. B. zum Zeichnen, Klavierspielen, zum Ordnen der Insekten und Mineralien u. dergl. an=

wenden müsse, der hat von der Ökonomie, sowohl des jugendlichen als erwachsenen menschlichen Körpers keine richtige Vorstellung, er weiß das Nützliche nicht gegen das Nützlichere gehörig abzuwägen, er zieht den Mond der Sonne vor, weil er so sanft ist und das Öl der Gassenerleuchtung erspart. Es ist freilich sehr gut möglich, alles eigentliche Spiel gänzlich zu vermeiden und sich durch bloße Abwechselung zwischen ernstlicher Anstrengung des Geistes und jenen spielenden Beschäftigungen hinzuhalten; allein ich glaube nicht, daß sich auf diese Art besonders bei der Jugend eine gewisse weibische Weichlichkeit, Unthätigkeit und Schlaffheit des Körpers vermeiden lasse. Kurz man beweise erst streng und redlich, daß die Bildung des Körpers eine Posse sei, die für uns nichts wert ist, daß unser Geist des Körpers nicht bedürfe, daß dieser auf unsere Thätigkeit, auf unseren Charakter und auf Belebung oder Erstickung des göttlichen Funken, der in uns glimmt, gar keinen Einfluß habe: wenn man das gethan, die Forderungen der Natur, der größten Ärzte und der denkendsten Männer widerlegt haben wird, dann will ich schweigen und einsehen lernen, daß ich Thorheit gepredigt habe, dann will ich gern behaupten, daß man die Zeit zur Erholung wohl edler als zu Spielen und Leibesübungen verwenden könne. Kann man das aber nicht, so will ich nicht bloß Ärzte und Denker, sondern sogar die Heiligen zu Hilfe rufen und mit Franz von Sales*) behaupten: „qu'il est force de relacher quelque fois notre ésprit et notre corps encore à quelque sorte de recreation; et que c'est un vice sans doute que d'être si rigoureux, agreste et sauvage qu'on n'en veille prendre aucune sur soi, ni en permettre aux autres.“ Sollten aber junge oder alte Gelehrte und Jugendbildner ein Skandal darin finden, mit der Jugend zu spielen; so verweise ich sie auf Heraklit, der am Dianatempel zu Ephesus die Knabenspiele als Mitspieler ordnete; auf Sokrates, wie er mit der Jugend spielt, auf Scaevola, Julius Cäsar und Oktavius die studiosissime Ball spielten, auf Kosmus von Medciis, der seinem kleinen Enkel auf öffentlichem Platze die Pfeife verbesserte, auf Gustav Adolf, der mit seinen Offizieren Blindekuh spielte u. s. w. Nur durch eine unbegreifliche Folgefalschheit ist es möglich, das Billard, die Kugelbahn und die Karten in öffent-

*) St. François de Sales sogar in seiner „Introduction à la vie devote“ part. III. ch. 31.

lichen Häuser für wohlanständig, öffentliches Spielen mit Kindern für unanständig zu halten.

2) Langeweile ist eins der drückendsten Übel, sie macht, wie manche Krankheit, aus dem Patienten ein unleidliches Geschöpf. Die Jugend, die in der Vergangenheit noch wenig Stoff Unterhaltung findet, in die Zukunft wenig oder gar nicht hinsieht, sondern fast immer nur für den gegenwärtigen Augenblick empfindet, denkt und handelt, leidet auch öfter und gewöhnlicher an diese Krankheit, als der gebildete Mann. Die Vergangenheit und Zukunft nehmen ihn in ihre Mitte und machen Gesellschaft mit ihm, und wenn jene ihn mit Leiden und Freuden und ihren Ursachen unterhalten hat: so giebt ihm diese Stoff zu Berechnungen, Plänen, Luftschlössern und Sorgen, bis die unverdrängliche Gegenwart das Wort nimmt und befehlsweise von dem spricht, was jetzt zu lassen und zu thun sei. So fehlen der Jugend zwei Gesellschafter, denen an Unterhaltung nichts gleich kommt. Wer soll sie ersetzen als ihre erwachsenen Freunde; von ihnen erwirbt sie Stoff zur Thätigkeit, bald durch ernstere Beschäftigungen, bald durch Spiel.

3) Arbeiten, ernste Beschäftigungen und Umgang mit Erwachsenen sind künstliche Rollen der Jugend, in welchen sie auf dem großen Schauplatze allmählich debütiert; Spiele sind natürliche Rollen derselben in ihrem jugendlichen Paradiese. Dort erscheint sie im verstellenden Bühnengewande, hier in klarer Nacktheit; daher ist's dort oft schwer, hier immer leicht, ihren wahren Charakter zu erkennen. Selbst die Neigungsart zur künftigen Lebensart scheint hier und dort beim Spiele durch.

4) Gleichgültigkeit gegen alles Wissenschaftliche ist dem Erzieher in seinem Zöglinge ein Fehler, der alle seine Geduld auf die Probe stellt. Er arbeitet an einem Bäumchen, das weder Blüte noch Frucht verspricht; er sieht am Ende keine Folge von dem, was er gethan hat; seine Gehilfin, die natürliche Wißbegierde der Jugend, ist abwesend. Er verliert bald alle Hoffnung, weil er den Grund dieser Gleichgültigkeit im Temperamente des Kindes zu finden glaubt. Er lasse es spielen; ist es hierbei teilnehmend, eifrig und thätig: so liegt die Schuld der Gleichgültigkeit nicht im Kind, sondern in einer Veranlassung von außen her. Aber auch selbst dann, wann es von der Natur Opium erhielt, müßte ich, dächt ich, durch Spiele, besonders durch Bewegungsspiele viel ausrichten lassen.

5) Es giebt eine gewisse Empfindlichkeit, die es macht,

daß wir leicht jede Kleinigkeit übel nehmen und dies sogleich durch unser Betragen äußern. Wie schlecht man damit in Gesellschaften fortkommt, ist bekannt; wer faßt ein Gefäß gern an, das gleich zerbersten will, wenn man es berührt. Es giebt Leute, die aus Unempfindlichkeit und gutem Humor jedermann gern zum Ball dienen und in das Gelächter über sich mit einstimmen. Geschieht dies aus Mangel an Delikatesse oder vermöge einer gewissen Stumpfheit, so ist es zwar ein bedeutender Fehler, aber ein größerer, wenigstens weit unerträglicherer, ist jene Empfindlichkeit. Der Unempfindlichere befindet sich überall wohl, und seine Gesellschaft sieht ihn immer gern, er heißt ein Mann, mit dem sich gut auskommen läßt, der nichts übel nimmt; dieser, der übertrieben Empfindliche, leidet bei jedem kleinen Anfalle, die Züge des Mißvergnügens und der Bestürzung drücken sich schon auf sein Gesicht, wenn er wegen eines kleinen Versehens, wegen einer kleinen Ungeschicklichkeit und dergleichen nur im mindesten belächelt wird, es ist ihm unmöglich, dies zurückzuhalten, und eben dadurch wird er unangenehm. Diese Art von Empfindlichkeit abzustumpfen, das Auslachen im gehörigen Falle mit einer gewissen männlichen Fassung und Freimütigkeit ertragen zu lernen, sind manche Spiele sehr gut. Sie gewöhnen durch Spaß zum Ernste, lernt man das Necken und Belachen erst in der scherzenden Spielwelt ertragen, so übernimmt man es auch mit mehr Leichtigkeit in der ernstlichen Welt. Hat jener Fehler seinen Grund in einer zu großen Reizbarkeit der Nerven, folglich im Körper, so können Leibesübungen, folglich auch bewegende Spiele im Freien, durch ihren Einfluß auf jenen ihn oft ganz wegschaffen, mindestens vermindern; entstand er durch eine zu zarte und zu isolierte Erziehung, wobei sich jedes Kind leicht an eine gewisse bestimmte Behandlung gewöhnt und jede andere sehr übel findet und aufnimmt; so ist das Spiel das vortrefflichste und sichtbar wirksamste Mittel. Dieser Fehler weicht nicht der vernünftigen Vorstellung und Überredung, sondern bloß der Übung und Erfahrung; Knaben derart müssen häufig aufgezogen, belacht, über ihre Empfindlichkeit besonders von ihresgleichen getadelt und geneckt werden, nicht vorsätzlich, aber wohl durch den natürlichen Anlaß eines Spiels.

6) Um die Herzen der Kinder zu gewinnen, spiele man mit ihnen; der immer ernste, ermahnende Ton kann wohl Hochachtung und Ehrfurcht erwecken, aber nicht so leicht das Herz für natürliche, unbefangene Freundschaft und Offenherzigkeit

aufschließen. Am offensten ist man immer nur gegen seinesgleichen; die eigentümliche Gesinnung der älteren und der höheren Klasse machen uns zurückhaltender, darum gesellt sich Gleich so gern zu Gleichem. Durch Spiele nähert sich der Erzieher der Jugend, sie öffnet ihm ihr Herz um so mehr, je näher er kommt, sie handelt freier, wenn sie in ihm den Gespielen erblickt, und er findet Gelegenheit zu Erinnerungen, die beim Studieren nicht veranlaßt werden würden. Überdem aber sind Erinnerungen um so fruchtbringender, je gleicher an Alter und Stande der uns ist, welcher sie giebt. Wir hören dann in ihm die Stimme unserer eigenen ganzen Klasse, darum bessert die Ermahnung, die ein Zögling dem anderen im stillen und im Bunde der Freundschaft und Gleichheit giebt, gewöhnlich mehr, als die des Lehrers; im Munde des letzteren klingt sie zu erwachsen, zu alt, in dem des anderen just jung genug, um befolgt zu werden.

7) Spiele bilden auf die mannigfaltigste Art den Gang des menschlichen Lebens mit einer Lebhaftigkeit im kleinen nach, die sich auf keinem anderen Wege, durch keine andere Beschäftigung und Lage der Jugend erreichen läßt. Denn nirgends ist die Jugend in ihnen Handlungen, in ihrem ganzen Betragen so wenig von seiten der Erwachsenen beschränkt, nirgends handelt sie daher natürlicher, freier und dem Gange des menschlichen Lebens gleichlautender, als hier. Hier ist eine kleine Beleidigung, Übereilung, Unbilligkeit, Prahlerei, Überlistung, die Fehlschlagung einer Hoffnung, ein unangenehmer Charakter, ein langsamer Kopf, ein Pinsel, ein Geck, eine Überlegenheit an Geistes- und Körperkräften zu ertragen; hier ist Anlaß zum Schmerz und Kummer, sowie zur Freude und Fröhlichkeit, hier ist Gelegenheit zur Schätzung der Gefälligkeit, Geschicklichkeit, Güte u. s. w. im Nebenmenschen. Der junge Mensch wird abgerieben, wie ein Kiesel im Bach; immer besser, geschieht es früher als spät, nur sei der Strom nicht ganz verdorben und modrig. Eltern, die ihr eure Kinder eiländlich im kleinen häuslichen Kreise erzieht und sie von der übrigen Kinderwelt zurückhaltet, eure Meinung ist gut, aber euer Erziehungsplan gewiß sehr übel berechnet; ihr seid in Gefahr, eigensinnige, unduldsame, unerfahrene und zu empfindliche Nachkömmlinge zu haben.

8) Spiele verbreiten im jugendlichen Kreise Heiterkeit und Freude, Lust und Gelächter. Wären alle Menschen stets lustig und vergnügt, sicher würde nicht soviel Böses geschehen. Mürrische

Laune ist nicht die Stifterin des Guten und Angenehmen; ja schon ein stets ernsthafter Charakter ist weniger moralisch vollkommen, als der aus Ernst und Scherz lieblich gemischte, bei gleicher Herzensreinigkeit. Die Anlage von allen dreien wird angeboren, aber die Ausbildung liegt in Erziehung und in den erziehenden Umständen. Immer bleibt es doch ratsam, die Jugend in einem heiteren, fröhlichen Tone zu erhalten und selbst Spiele zur Beförderung desselben in die Erziehung aufzunehmen. Je mehr die Jugend, jedoch von eigentlichem Leichtsinne entfernt, scherzt und lacht, je mehr man ihr Platz läßt, sich in ihrer natürlichen, liebenswürdigen Offenheit zu zeigen, um so mehr entfernt man sie von stiller, trauriger Verschlossenheit, die nirgends angenehm ist, weil sie selbst bei der reinsten Sittlichkeit Mißtrauen einflößt; kurzum, desto besser gedeihet sie an Leib und Seele. Der heilige Bernhard, den ich oben anführte, soll ebensowenig Erzieher sein, als der heilige Basilius, der das Lachen aller fidelen Christen für unerlaubt hielt, und damit die Zahl voll werde, die heilige Gorgonie nicht Erzieherin, weil sie alles Lachen verabscheute und selbst das Lächeln als eine Ausschweifung betrachtete.*) „Je mehr sie zum Lachen reizen", sagt Basedow von den Spielen**), „desto zweckmäßiger sind sie. Ich wollte, daß auch die Erwachsenen, sowohl unter den geringeren als vornehmeren Ständen, mehr scherzten und lachten, als geschieht. — Das Lachen ist eine menschliche Handlung, die sowohl Leib als Seele übt und stärkt, und muß also ihre Zeit haben, was auch die Blödsinnigen und gallsüchtigen Andächtler davon sagen mögen." Er giebt sogar einem Verleger den Rat, ein Werk von vier bis sechs Alphabeten unter dem Titel: „Die unschuldigen Lacher" zu übernehmen.

9) Spiele sind nötig zur Erhaltung der Gesundheit, zur Stärkung, Übung, Abhärtung des jugendlichen Körpers. Daß hier weder von Karten noch Würfeln und Hasardspielen die Rede sei, sondern einzig von Bewegungsspielen im Freien, versteht sich von selbst. Ich habe sehr vielfältig und lange Gelegenheit gehabt, den Einfluß dieser Spiele, sowie der Leibesübungen überhaupt, auf manchen Verweichlichten, Furchtsamen, körperlich Bequemen, Unthätigen und Ungeschickten zu beobachten und ihn immer vortrefflich gefunden. Da ich hierüber schon

*) Ihr Bruder Gregorius lobpreiset sie deshalb in seiner Leichenrede.
**) „Elementarbuch" I. S. 62.

vieles in meinem Buche über die Leibesübungen*) gesagt habe, so fällt hier alle weitere Auseinandersetzung weg.

Dies sei genug über den Nutzen der Spiele, sie haben auch ihre Nachteile, das ist nicht ganz zu leugnen. Plato meint, es sei nichts schädlicher, als den Kindern vielerlei Spiele zu geben, weil sie dadurch flatterhaft, zum Überdrusse und zur Begierde nach Neuerungen gewöhnt werden. Ich habe das Original nicht bei der Hand,**) die Rede scheint mir vielmehr von Spielzeugen zu sein. Dann ist nichts wahrer.***) Es ist indes nicht nötig, nach Griechenland zu gehen; ich habe selbst Gelegenheit genug gehabt, den Einfluß der Spiele auf eine Kindergesellschaft zu beobachten, die übermäßig groß genug ist, um ihn zu verraten; denn eben durch die Größe einer solchen beieinander lebenden Gesellschaft wird der Einfluß des Spieles verstärkt. Ich habe bemerkt, daß bei weitem nicht alle, sondern nur manche Kinder dadurch flatterhaft werden, dann mehr ans Spiel als an die Arbeit denken und in eine etwas zu mutwillige Stimmung geraten. Dies sind jedoch gewöhnlich nur solche Knaben, deren Lebhaftigkeit oft leicht bis an Wildheit hervorspringt. Am auffallendsten zeigt sich dies im Frühlinge, zur Zeit, wann alle Geschöpfe in eine gewisse Rebellion verfallen, zur Zeit, wann in Frankreich die Väter einer gewissen Kongregation, die sich vorzüglich mit Unterricht beschäftigte, bei ihren Schulvisitationen den Rektoren zuriefen:

> „Voilà un temps orageux qui s'élève; vos écoliers vont devenir intraitables: mettez-vous donc sur vos gardes, armez vos bras et doublez les châtiments!“

Es ist nicht bloß wahrscheinlich, daß die Jahreszeit dann mehr thut als das Spiel; eigene Beobachtungen überzeugen hier am besten.

---

*) „Gymnastik für die Jugend, enthaltend eine praktische Anweisung zu Leibesübungen.“ Ein Beitrag zur nötigsten Verbesserung der Erziehung. Schnepfenthal, in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt. 1793. 697 S. 8°. Mit Kupfern und Rissen.

**) Sondern nur „Hochheimers System der griechischen Pädagogik“ I. S. 125.

***) Auch Locke erklärt sich ganz dagegen in seinem 19. Abschnitte, und zwar so vortrefflich, daß ich solche Eltern bitte, diese Stelle zu beherzigen, welche ihre Kleinen aus Liebe mit allerlei Spielsachen gleichsam überschütten. Solche Sachen sollten sich die Kinder selbst machen.

Sollte denn die Jugend allein kalt bleiben, wenn die Natur an der Wiedergeburt aller Geschöpfe arbeitet und aller Säfte in Wallung geraten? — Indes wenn wir auch nichts auf die Jahreszeit, alles auf die Spiele schieben, so wird ein verständiger Kinderfreund jene Flatterhaftigkeit teils durch Vorstellungen, teils durch Methode zu mäßigen wissen; und überdem bleibt es auch eine sehr wahre Bemerkung, daß solche lebendige Kinder häufig nur dann die größte Aufmerksamkeit zum Unterrichte mitbringen, wann ihr Körper durch Bewegung bis zu einem gewissen Grade ermüdet ist.

Spiele benehmen der Jugend die Lust zu arbeiten, sie sehnen sich nach dem Spiele und vernachlässigen die Arbeit. Das ist nicht zu leugnen. Nur ein sehr kleiner Menschenteil arbeitet aus dem wahren Grundsatze der Vervollkommnung und Stiftung des Guten um sich her; könnten die anderen ihren Magen beiseite legen, auf ihrer Oberfläche, wie Schafe, die Kleidung reproduzieren und in selbstgewachsenen Häusern wohnen: sie arbeiteten wahrhaftig nichts, sondern amüsierten sich nur, denn wenn auch dem Menschen Thätigkeit angeboren wurde, so liebt er doch nicht gleich die, welche mit trockener Anstrengung verbunden ist, sondern nur die, welche ihm Vergnügen macht; jene gewinnt er nur erst allenfalls durch Gewohnheit und Geläufigkeit (Routine) lieb. Wenn Grundsatz und Notwendigkeit die einzigen Triebfedern sind, die Hand und Kopf der Menschen in Aktion setzen, so gehören sie auch beide in den Plan der Jugenderziehung, weil wir für diese Welt erziehen. Es ist daher nicht genug, jenen Grundsatz der Vervollkommnung einzuprägen, sondern auch bare Notwendigkeit halte den Arbeitsplan für die Jugend aufrecht, bleibe, solange es sein muß, der Sporn ihrer Thätigkeit, bis Geläufigkeit und Liebe zur Arbeit entstehen. Man hat von Spielen nichts zu besorgen bei Kindern und Jünglingen, die von der Heiligkeit jenes Grundsatzes überzeugt sind, nichts bei solchen, deren Arbeitsplan nach unabänderlichen Gesetzen feststeht, bei denen es Gesetz ist: erst Arbeit, dann Spiel. Aus dem bisherigen ergiebt sich ganz deutlich, daß der Grund der Arbeitsscheue nicht sowohl in den Spielen, sondern in einem Fehler der Erziehung liegt, der sich auf einen Berechnungsfehler der natürlichen Thätigkeit gründet.

Man hat die sehr üble Gewohnheit, Kinder durchs Spiel zur Arbeit zu reizen: „Wenn du recht fleißig bist, sollst du auch spielen!“

„Um der Spiele willen sich anzustrengen“, sagt dagegen so gut ein ehrwürdiger Alter, „und zu arbeiten, ist thöricht und kindisch; aber spielen, um zu arbeiten, ist recht.“*) Es ist unpädagogisch und unverantwortlich, der Jugend den Zweck der Arbeit auf solche Art zu verrücken.

Was den Mutwillen beim Spiele selbst betrifft, so muß die Gegenwart des Erziehers so viel Gewicht haben, ihn gehörig niederzudrücken. Endlich aber bleibt es ja immer noch ein sehr natürliches Mittel, jedem Kinde, das, durch Veranlassung der Spiele, in jene Fehler verfällt, anzudeuten: du kannst nicht mitspielen, weil das Spiel einen nachteiligen Einfluß auf dich hat; suche des Spieles Herr zu sein, dann nur sollst du spielen u. s. w.

Es giebt mehrere Arten von Spielen, *sitzende*,**) *bewegende*, *instruktive*, *Gesellschaftsspiele*, *Karten-*, *Würfel-* und *Hasardspiele*. Welche Spiele sind die besten? Welche soll man vorzüglich spielen?

Ich bin weit davon entfernt, die eigentlich sitzenden, nämlich *Würfel-* und *Hasardspiele* zu befördern, daß es vielmehr bei diesem Buche eine meiner Hauptabsichten ist, den Geschmack an denselben aus den jugendlichen Zirkeln verdrängen zu helfen. Diese abscheulichen Spiele, die weder für Körper noch Geist etwas leisten, sondern für beide gleich schädlich sind, gehören entweder auf die unterste Stufe der Menschheit, in die Hände des rohen Wilden, der nicht denken kann; oder in die des schwachen Verfeinerten; der nicht denken mag, sondern nur leidend sich vom Zufall kitzeln läßt. Beides soll die gutgezogene Jugend nicht sein, sie müsse also beiderlei Spiele gar nicht kennen lernen. Auch die besten Kartenspiele gehören nicht in den Bildungsplan der Jugend. Wenn ich sie auf der einen Seite dem Manne, dessen Kräfte den Tag über die Handarbeiten zerbrachen, am Abend nicht ganz entreißen möchte, ob sich gleich weit bessere Spiele an ihre Selle setzen ließen: so bleiben sie doch auf der anderen Seite für alle die, welche nicht mit ihm im Falle des Handarbeitens sind, verwerflich. Der lydische König Atys war nach Herodot der Erfinder der meisten altgriechischen Spiele.

*) Aristot. Eth. X. 7. Σπουδάζειν δὲ καὶ πόνειν παιδίας χάριν ἠλιθίον φαίνεται καὶ λίαν παιδικόν. παίζειν δὲ ὅπως σπουδάζῃ ὀρθῶς ἔχειν δοκεῖ.

**) Spiele sitzen freilich nicht, so wenig als Lebensart sitzt, und doch sagt man *sitzende Lebensart*. *Sitzespiele* wäre freilich besser, ist aber ungewöhnlich.

Sein Land kam in unabwendbare Hungersnot; Not weckt jede Kraft, bei ihm die Erfindungskraft; so erhielten die Spiele einen majestätischen Ursprung. Er verkürzte durch sie seinem Völkchen die Zeit, welche es beim Hungern natürlicherweise sehr langweilig finden mußte. Er teilte es in zwei Teile; der erste aß heute, indes der andere spielte, morgen war's umgekehrt. Jedermann wird mit diesem Zuge eines königlichen Kopfes zufrieden sein; wer wird aber nicht lachen, wenn er zugleich vernimmt, daß Atys auch Bewegungsspiele, z. B. das Ballspiel, vornehmen ließ, das wohl bequem ist, den Hunger zu erregen, aber nicht zu stillen. Im Grunde ist doch diese Albernheit nicht so groß, als eine ähnliche, wo nicht noch größere, die von den kultiviertesten Klassen der Europäer begangen wird, welche doch wohl einsichtsvoller sein sollten, als weiland König Atys zweiundeinhalb Jahrhundert vor dem Trojanischen Kriege? Was würde denn wohl dieser sagen, wenn er von ihnen hörte, daß sie sich nach sitzenden Kopfarbeiten an sitzenden, den Kopf ebenso sehr angreifenden und die fatalsten Leidenschaften erregenden Spielen erholen wollen, daß sie in ihren Gesellschaften vor und nach dem Essen an den Spieltischen stundenlang halb stumm wie angenagelt zubringen. Wehe dir, o Jugend, wenn du dich nach dieser lächerlichen Sitte richtest, er wäre fast besser, du spieltest unter König Atys lieber bis zum Hungerstode, als hier bis zur Verderbung deines noch gesunden Geistes und Körpers. Im Charakter einer Nation müßte es für jeden Verständigen ein sehr schätzenswerter Zug sein, wenn sie jene Spiele, wo nicht durchaus verschmähte, doch weit minder begünstigte, als gesunde Übungs- und andere unschuldige Spiele. Wie schlecht kleidet es Herkules, wenn er das Symbol seiner Stärke, die Keule, verwirft, das Spiel seiner rüstigen Muskeln hemmt und weibisch am Spinnrocken tändelt. Ihm gleichen die sogenannten edleren Volksklassen, die ursprünglich stark und tapfer im Schoße der Weichlichkeit ihre Kräfte, sowie ihre Waffen verrosten ließen. Sitzende, besonders Karten- und Hasardspiele haben hierauf seit langer Zeit einen unglaublichen Einfluß gehabt. Ich entlasse sie hier auf auf immer, indem ich ihnen zum Abschiede den Vers in den Mund lege:

„Initio furiis ego sum tribus addita quarta.“

Jetzt bleiben uns, in Rücksicht der obigen Frage, noch eine ganze Menge verschiedenartiger Spiele übrig. Manche von ihnen

sind vorzüglich auf Übung des Körpers, andere auf Übung des Geistes entweder ganz allein bei völliger Ruhe des Körpers abgezweckt oder sie lassen bald mehr, bald weniger Bewegung des Körpers zu. Die Entscheidung jener Fragen wird sich am besten aus dem Zwecke des Spielens überhaupt ergeben. Warum spielt man? Der Zweck ist immer:

a. Unterhaltung gegen Langeweile oder
b. Gewinn oder
c. Erholung von Arbeit.

a. Wer Langeweile empfindet, sucht sich zu unterhalten. Hat er bloß diesen einzigen Zweck, so sind alle Arten der Spiele gleich gut, für die sein Geschmack, im Vertrage mit Zeit und Ort, entscheidet. Hier ist mithin gar kein Maßstab zur allgemeinen Entscheidung. Überdem aber gehört Langeweile nicht in das Leben des thätigen Menschen und ebensowenig in die Erziehung.

b. Vom Gewinn ist hier hier ebensowenig die Rede, als von Eroberung der Haselnüsse und Mandeln; aber der Gewinn an Geistesvervollkommnung, an Bildung und Stärkung des Körpers kommt hier schon mehr in Betrachtung; denn das Leben ist kurz und die Reihe der Glieder in der Kette der Ausbildung lang. Allein zur Entscheidung der obigen Frage kann dies wenig beitragen, denn alle an sich guten Spiele, sowohl die sitzenden als bewegenden, gewähren diesen Vorteil, und für die Anwendung der verschiedenen Spielarten wird dadurch nichts entschieden.

c. Erholung ist der rechtmäßigste Zweck bei allem Spiel. Nach ihm wird die Entscheidung der obigen Frage äußerst leicht. Erholung ist Bedürfnis, so wie Schlaf. Sie gründet sich immer auf Abwechselung der Beschäftigungen. Diese sind hauptsächlich von zweierlei Art, geistig und körperlich. Wäre der menschlichen Natur, besonders der Jugend stete ernste Beschäftigung erträglich: so würde in der Abwechselung geistiger und körperlicher Arbeiten schon die vollkommenste Erholung liegen. Allein sie will auch Abwechselung zwischen Ernst und Scherz, weil hierdurch die Erholung zu einem weit höheren Grade gesteigert wird. Aus diesem natürlichen Gesetze der Abwechselung fließt die Beantwortung der obigen Fragen; alle Spielarten, sowohl die sitzenden als bewegenden, sind an sich gleich gut, so wie sich dies auch schon aus a und b ergab. Ihre Anwendung beruht auf den vorhergegangenen ernsten Beschäftigungen; waren diese geistig, so sei das Spiel körperlich und so umgekehrt. Dieser Grundsatz ist so einleuchtend, daß sich schwer-

lich etwas dagegen einwenden läßt. Sitzende Spiele gehören folglich hauptsächlich nur denen zu, die wenig mit dem Geiste, alles mit dem Körper unter viel Bewegung arbeiten; bewegende dem ruhigen, sitzenden Handarbeiter sowie dem Freunde der Wissenschaften und Künste. Aber Dank sei es unserer widernatürlichen Lebensart, unsere Gelehrten, Künstler, unsere Vornehmen, kurz die, welche in China lange Nägel tragen würden, spielen wie Krieger, Fechter und Pflüger; vom Schreibtische geht's zum Schach, aus dem Kabinette oder vom langen Gastmahl zur Karte.

Die geistige Ausbildung bleibt bei der Erziehung das Hauptwerk, weil der Geist eigentlich den Menschen macht. Man habe Nachsicht mit diesem sehr bekannten, aber hier sehr brauchbaren Gedanken. Muß man die Wahrheit desselben anerkennen, so sollte geistige Ausbildung, nach Maßgabe des zu bildenden Gegenstandes, immer mit Ernst getrieben, nie zum Spiele gemacht werden, um dadurch Erholung für Arbeiten des Geistes zu verschaffen; einmal, weil diese Erholung nicht echt ist, zweitens weil man dadurch aus der natürlichen Ordnung heraustritt und dem Körper in seine Rechte fällt; je weniger dieser aber noch ausgebildet ist, um desto mehr sollte man auf seine Rechte halten. Bewegende Spiele sind folglich für die Jugend zur Erholung ihres noch schwachen Geistes die zweckmäßigsten und vorzüglichsten. Allein dieser an sich wahre Satz leidet doch sehr häufige Ausnahmen, die durch Zeit, Ort und Umstände veranlaßt werden. Die Jugend sitzt nicht immer, sie hat oft den Tag über hinlängliche Bewegung gehabt, Zeit und Ort verbieten Bewegungsspiele, dann sind alle andere Arten zweckmäßig.

Man findet in diesem Buche*) eine große Menge Spiele; eine noch größere habe ich verworfen. Ich bin meinen Lesern Rechenschaft schuldig, diese will ich jetzt geben, indem ich meine Gedanken über die nötigen Eigenschaften der Spiele überhaupt darlege.

Wir überlassen den frivolen Gesellschaften der Erwachsenen alle Spiele, die mit Zweideutigkeiten, Anspielungen auf Liebe, Küssen u. s. w. gewürzt sind. Die Jugend spiele nur *unschuldig*, nichts schmückt so sehr, als Unschuld.

Kein Spiel für sie sei *unehrbar*, führe etwas *Unsittliches* mit sich; doch setze ich hinzu, daß in meiner Moral

*) GutsMuths, „Spiele“.

für Kinder, Lachen, Lärmen, lautes Rufen, Laufen und Springen am rechten Orte und zur rechten Zeit nicht zu den Unsittlichkeiten gehören.

Kein Spiel enthalte etwas gegen das Gefühl des Edlen und Schönen, wenn es auch nicht zur Verstärkung dieses Gefühles beiträgt. Ich hoffe, man soll hier kein Spiel der Art finden. Hineintragen kann man freilich jede Unsittlichkeit, das wird nicht meine Schuld sein, sondern die des Tones der Gesellschaft. Knaben spielen oft Dieb, sie verurteilen und hängen, das ist häßlich und thrakisch roh wie die Anchone.

Ein Spiel kann kindisch sein, das ist kein Fehler, wenn es für Kinder ist; aber ein Spiel kann nach dem feinen Tone ehrbar, oder angemessener gesprochen, reizend und schön sein, und ist für Kinder noch unehrbarer als für Erwachsene. Dies sei meine kurze Schutzrede für kleine Tändeleien, die man hier und dort finden wird.

Gefährliche Spiele taugen nichts, denn mit Gesundheit und Leben ist kein Scherzen. Ich habe aber manches Spiel, das durch seine Neuheit gefallen haben würde, unterdrückt. Doch gebe ich noch zu bedenken, daß gefährlich ein sehr beziehender (relativer) Begriff sei; man ist selbst im Sofa nicht sicher.

Kein Spiel sei endlich leer von allem Gehalte, von allem Nutzen; niemand handelt gern ohne Absicht. Spiele müssen daher Übungen sein, die für die Jugend (für die Alten auch) auf irgend eine Art vorteilhaft sind. Sie müssen den Körper bald mehr, bald minder bewegen und seine Gesundheit befördern, es geschehe nun durch Laufen, Springen u. s. w. oder durch fröhliches Lachen und sanftere Bewegung. Sie müssen Schnelligkeit, Kraft und Biegsamkeit in die Glieder bringen, den Körper bald zufällig, bald absichtlich gegen Schmerz abhärten und bald diesen, bald jenen Sinn in lebhafte Thätigkeit setzen. Sie müssen für die Jugend unterhaltend sein, bald ihre Erwartung, bald ihre Ehrliebe, bald ihre Thätigkeit spannen, bald ihre zu große Empfindlichkeit abstumpfen, ihre Geduld prüfen, ihre Besonnenheit und ihren jugendlichen Mut gewissermaßen auf die Probe stellen. Sie seien endlich Übungen für Beobachtungsgeist, Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Phantasie, Verstand u. s. w.

Wir haben kein Spiel, das diesen vielsagenden Forderungen allein und vollkommen Genüge leistet, aber doch viele, die sich diesem Bilde nähern, wenigstens bald dieser, bald jener Forderung entsprechen.

Der menschliche Geist ist in Spielen sehr sinnreich, denn sagt Leibnitz: „Il s'y trouve à son aise." Das ist eine große Lobrede auf die Spiele in wenig Worten. Die Zahl der Spiele ist wirklich Legion. Jener große Mann bringt sie unter drei Klassen, er teilt sie a. in solche, die bloß auf Zahlen beruhen, b. bei denen es noch auf eine bestimmte Lage der Dinge ankommt („où entre encore la situation"), und c. in bewegende.*) Mir gefällt diese Abteilung nicht, teils weil sie nicht alle Spiele umfaßt, teils weil sie bloß nach dem Materiale des Spieles gemacht ist, welches bei den Spielen bei weitem nicht die Hauptsache ist. Nach der gewöhnlichen Klassifikation zerlegt man die Spiele in sitzende*) und bewegende, das ist gut, wenn man aber ferner von Gesellschafts-, belehrenden und Hasardspielen redet, so ist hier nichts als Verwirrung der Begriffe.

Die einzige richtige Abteilung der Spiele muß, so scheint es mir, von ihrem Hauptprinzipe, nämlich von der Thätigkeit hergenommen werden, indem man sie nach den verschiedenartigsten Äußerungen derselben ordnet. Im Körper ist nicht der Quell der Thätigkeit, daher giebt es gar keine reinen Körperspiele, man müßte denn passive Bewegungen des Körpers dafür annehmen; sondern allein im Geiste. Eben daher sind alle bewegenden Spiele mit Übungen der Geisteskräfte verbunden. Allein der Trieb zur Thätigkeit äußert sich oft mehr durch den Körper, daher körperliche oder Bewegungsspiele; oft mehr und oft ganz allein durch geistige Kräfte, daher Spiele des Geistes, die man sitzende, besser Ruhespiele nennt, weil der Körper dabei weniger, gleichsam nur beiläufig oder auch gar nicht in Bewegung gesetzt wird. So entstehen zwei Klassen der Spiele. Eine scharfabscheidende Teilungslinie, die durch die Natur der Sache selbst sich zöge, scheint beim ersten Anblicke zwischen beiden Klassen nicht stattzufinden, sie ist aber allerdings da zwischen dem größten Teile der Spiele. Nur bei manchen hält es schwerer, ihre Klassifikation zu entscheiden. Bei diesen, sowie überall, untersuche man den Wert der Übung, die sie auf der einen Seite für den Körper, auf der anderen für den Geist gewähren. Ist jene bedeutender als diese, so gehören sie unter die Bewegungsspiele und so umgekehrt. So ist z. B. das Spiel „Der König ist nicht zu Hause" mit körperlicher Bewegung

---

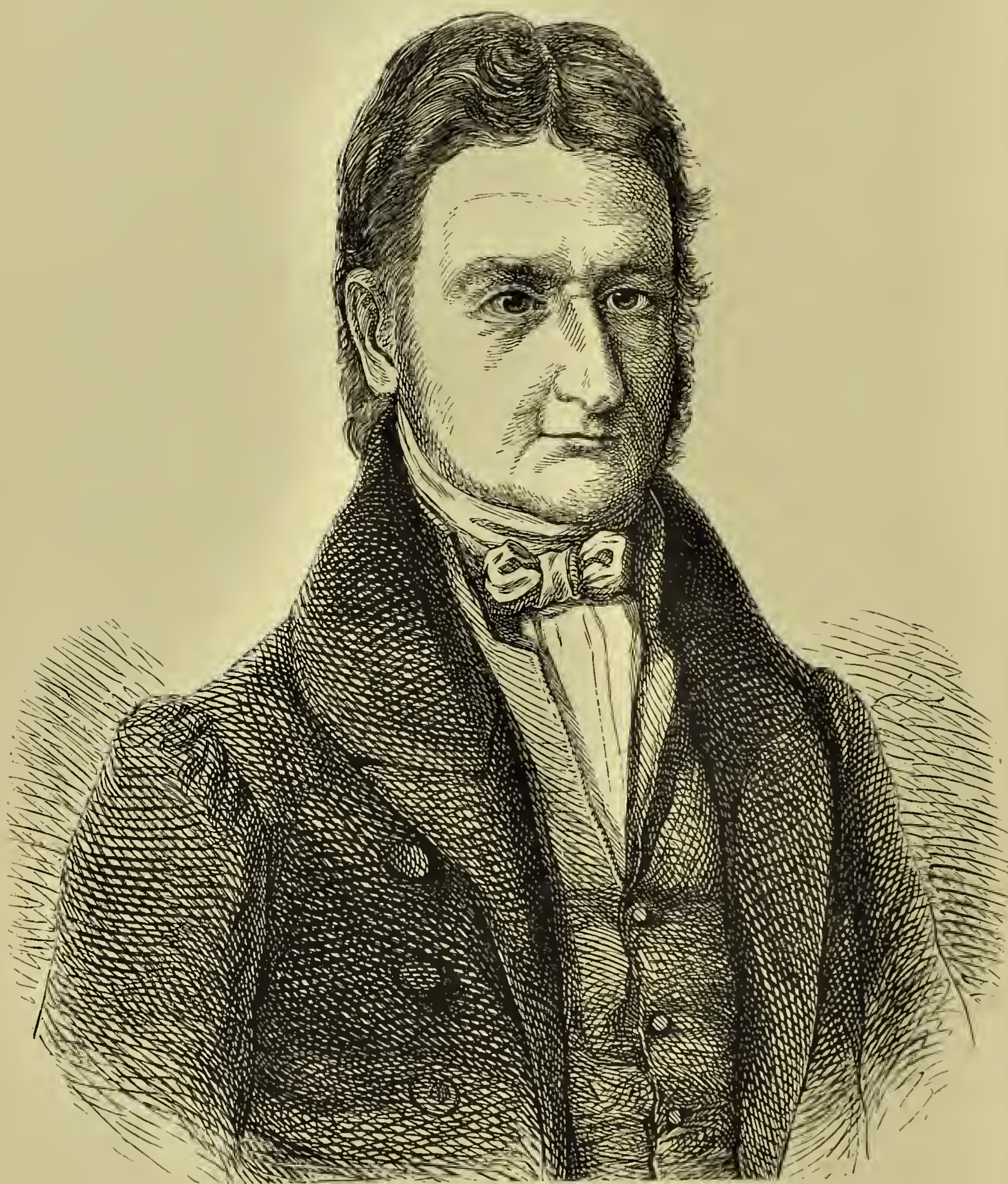
*) In einem Briefe an den Mathematiker Remond. „Oeuvres." tome V. S. 28.

verbunden, allein die Übung der Aufmerksamkeit ist doch überwiegender und bedeutender als die wenige Bewegung im Zimmer, ich rechne es daher zu den Ruhespielen; sobald aber dasselbe Spiel, unter dem Namen „Der Bildhauer ist fort", im Freien getrieben, mit mancherlei Körperstellungen, auch mit Laufen und Springen verbunden wird: so hat die Körperbewegung hier mehr Wert als die Übung der Aufmerksamkeit, folglich gehört es dann unter die Bewegungsspiele.

Die Thätigkeit des Geistes, die ohne Ausnahme bei allen Spielen stattfindet, wirkt durch die verschiedenen Erkenntniskräfte, bald durch die Phantasie, bald durch das Gedächtnis, bald durch den Witz u. s. w. Wenn auch diese Kräfte in ihren Äußerungen nie völlig getrennt erscheinen, sondern, wie die Teile einer Maschine, immer in einer gewissen Verbindung wirken: so zeigt sich doch bald diese, bald jene allein, oder mit einer anderen gemeinschaftlich vorzüglich wirksam. Hierdurch entstehen die verschiedenen Ordnungen der Spiele, nämlich:

1) Spiele des Beobachtungsgeistes und des sinnlichen Beurteilungsvermögens.
2) Spiele der Aufmerksamkeit.
3) Spiele des Gedächtnisses.
4) Spiele der Phantasie und des Witzes.
5) Spiele des Verstandes und der höheren Beurteilungskraft.
6) Spiele des Geschmackes.

Endlich ist bei einem Systeme der Spiele wegen der Methode im Vortrage noch Rücksicht zu nehmen auf das Materiale, dieses besteht in Kugeln, Bällen, Scheiben u. s. w. oft, selbst in den spielenden Personen. Hierdurch entstehen die verschiedenen Arten der Spiele, als Ballspiele, Kugelspiele, Scheibenspiele und Gesellschaftsspiele, zu welchen letzteren alle diejenigen Spiele gehören, bei denen die Personen selbst das Materiale ausmachen.



Gerhard Ulrich Anton Vieth.

24.

Von den Übungen der Sinne.

Von Gerhard Vieth.

(„Versuch einer Enkyklopädie der Leibesübungen." Berlin 1795 bei C. L. Hartmann. II. Teil. S. 148.)

Gerhard Ulrich Anton Vieth, geboren am 8. Januar 1763 in Hocksiel in der Herrschaft Jever, besuchte von 1777—1781 die Gelehrtenschule in Jever, dann die Hochschulen zu Göttingen und Leipzig, wo er Hauslehrer war, und wurde 1786 Lehrer für Mathematik und französische Sprache, 1799 Direktor an der Hauptschule in Dessau. Er starb am 12. Januar 1836 als Schulrat und Professor der Mathematik.

Mit den Leibesübungen, besonders dem „Voltigieren", befreundete sich Vieth schon in Göttingen, von seiner Turnfertigkeit berichtet ein Brief seines jüngeren Bruders, den K. Euler in den „Neuen Jahrbüchern für die Turnkunst" (1875. S. 60) mitteilt.

Die Anregung zu seinen Schriften erhielt Vieth wohl in seiner philanthropistischen Dessauer Umgebung. Schon ein Jahr nach dem Erscheinen von GutsMuths' „Gymnastik für die Jugend" nämlich 1794, erschien von seinem „Versuche einer Enkyklopädie der Leibesübungen" der erste Teil unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte der Leibesübungen", 1796 der zweite Teil, „System der Leibesübungen", während ein dritter Teil, der Zusätze enthielt, erst 1818 erschien. Über sein Verhältnis zu GutsMuths' „Gymnastik" schreibt Vieth im Dezember 1793, daß er schon seit längerer Zeit mit dem Entwurfe umgegangen sei, den Leibesübungen eine pädagogische Abhandlung zu widmen, „allein hierin", fährt er fort, „kam ein anderes Werk dem meinigen zuvor, und ich wurde dadurch veranlaßt, meinen Plan zu ändern" (GutsMuths kündigte nämlich seine „Gymnastik" den 30. Juni, Vieth seine „Enkyklopädie" den 30. August 1792 an). „Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß diese Blätter historischen Inhaltes sind, da sie dem ersten Entwurfe nach praktisch-pädagogisch sein sollten." So kam es, daß sich die Werke beider Schriftsteller gegenseitig ergänzten.

Übrigens schrieb Vieth noch mehrere mathematische und naturwissenschaftliche Bücher für die Jugend, so den „Physikalischen Kinderfreund" (Leipzig, J. A. Barth. 10 Bde. 1797—1809).

Durch die Sinne sind wir mit der Welt außer uns in Verbindung gesetzt. Alle Ideen, die wir haben, sind uns durch sie zugekommen; und die Richtigkeit derselben hängt von der Vollkommenheit der Organe ab. Es ist folglich von der größten Wichtigkeit, diese zu üben und sie zu allen Diensten, die wir von ihnen verlangen, tauglich zu machen. Das Kind lernt den Gebrauch seiner Sinne, wie den seiner Gliedmaßen, durch Übung, und durch Übung können auch jene zu einem mehr als gewöhnlichen Grad der Vollkommenheit gebracht werden.

Fünf Zugänge giebt es, durch welche die Wirkungen der Außenwelt zu uns gelangen — Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl. — Ob wir uns gleich keine Vorstellung von anderen Sinnen machen können,*) so ist doch nichts wahrscheinlicher, als daß es noch viel mehr Arten giebt, wie ein Geschöpf von den umgebenden Dingen Kenntnisse erlangen kann. Bewohner anderer Weltkörper können die Außengewalt vielleicht durch Organe empfinden, welche ganz von den unserigen unterschieden sind, und vielleicht ist dies selbst der Fall bei manchen Geschöpfen unseres Planeten.

Das Gesicht ist derjenige Teil unserer Sinne, welcher die lebhaftesten Ideen in uns erweckt und uns von Dingen in großer Entfernung wie in großer Nähe Nachricht giebt. Ein Sinn, dessen Vollkommenheit insbesondere wünschenswert, dessen Verlust oder unvollkommener Zustand sehr schmerzlich und nachteilig, und dessen Organ äußerst zart, leicht zu verletzen und leicht zu verwöhnen ist.

Wir dürfen uns hier nicht in eine umständliche Beschreibung des Auges einlassen, weil uns dies zu weit von unserem Zwecke entfernen würde, auch können wir ohne Zweifel bei den meisten Lesern als bekannt voraussetzen, daß dieses bewundernswürdige Organ aus mehreren Flüssigkeiten besteht, die in einem kugelförmigen Gehäuse von Häuten eingeschlossen sind; daß die Kristallinse das vornehmste Stück darin sei, welche wie ein konvexes Glas die Strahlen, die von einem Punkte ausgehen, auf dem Boden des Auges wieder in einen Punkt zusammenbringt; daß hierdurch ein Bild dieses Punktes entsteht, welches von der Netzhaut aufgefangen, dessen Empfindung von den Sehnerven dem Gehirn als der Werkstätte der Seele zugeführt wird.

*) Von dem sechsten Sinn ist hier nicht der Ort zu reden.

Bei den Gesichtsübungen kommt es, deucht mir, vornehmlich auf zwei Dinge an, die man sich dabei zum Zwecke vorsetzt, nämlich erstens, deutliche Wahrnehmung eines Gegenstandes in verschiedenen Entfernungen. Zweitens, Schätzung der Größe durch das Auge oder das sogenannte Augenmaß.

Ein gutes Auge muß sowohl einen nahen als einen entfernten Punkt deutlich empfinden, dazu aber ist notwendig, daß eine Veränderung in dem Auge selbst vorgehe. Von einem entfernten Punkte fallen die Strahlen so gut wie parallel in das Auge und vereinigen sich näher hinter der Kristallinse, als die von einem nahen Punkte, welche divergierend in das Auge kommen. Damit in beiden Fällen dieser Vereinigungspunkt oder das Bild des gesehenen Punktes auf die Netzhaut falle, muß entweder die Figur der Kristallinse oder die Figur des ganzen Auges verändert werden. Um einen nahen Punkt deutlich zu sehen, muß die Kristallinse erhabener werden oder sich von dem Boden des Auges weiter entfernen. Um aber einen entfernten Punkt deutlich zu sehen, muß die Kristallinse stärker werden oder sich dem Boden des Auges nähern. Beide Veränderungen können zugleich stattfinden. Es müssen muskulöse Fibern sein, welche dieselben bewirken, und das Vermögen dieser Fibern kann durch Übung verstärkt, durch Nichtübung geschwächt werden.*) Wer lange auf nahe Punkte zu sehen gewöhnt worden ist, dessen Auge verliert endlich die Fähigkeit, sich so zu verändern, daß es auch für entfernte Punkte eingerichtet sei, so auch umgekehrt. Man muß daher Kinder sowohl in die Nähe als in die Ferne auf einen Punkt zu sehen üben. Bei unserem jetzigen übertriebenen anhaltenden Lesen, Schreiben und Zeichnen in der frühen Jugend ist es nicht zu verwundern, daß der Fehler der Kurzsichtigkeit so allgemein ist; besonders scheint dabei das sehr schädlich zu sein, daß Kinder an hohen Tischen sitzen, so daß die Augen dem Papier sehr nahe sind.

Es ist nicht bloß jene Veränderung in Rücksicht des inneren eines einzigen Auges, welche zum Deutlichsehen erfordert wird, es ist überdem noch eine Veränderung nötig, welche beide Augen angeht und durch die äußeren Augenmuskeln bewirkt wird. Um nämlich einen Punkt einfach und mit der möglichsten Deutlich-

---

*) Porterfields Meinung über diese Veränderung des Auges kann man nachschlagen in Priestleys „Geschichte der Optik". Deutsche Übersetzung. S. 458 ff.

keit wahrzunehmen, müssen beide Augenachsen auf denselben gerichtet sein: bei entfernten Punkten müssen folglich die Augen so gerichtet werden, daß ihre Achsen beinahe parallel gehen, bei nahen aber so, daß sie stark konvergieren. Haben nun die äußeren Augenmuskeln durch Nichtübung das Vermögen verloren, den Augen diese Richtung zu geben, so entsteht Doppeltsehen und ein verwirrter Anblick der Gegenstände um uns her. Man muß also ebenfalls durch Übung dieses Vermögen zu erhalten suchen und bald auf entfernte bald auf nahe Punkte sehen.

Was Übung in Ansehung des Weitsehens thun kann, sehen wir an Jägern und anderen Personen, die ihren Gegenstand immer in der Ferne haben, besonders aber an den Wilden. Von der Schärfe im Nahesehen aber findet man merkwürdige Beispiele von Steinschneidern, Miniaturmalern und Kleinschreibern, die die Iliade in eine Nuß bringen. Das gute Augenmaß besteht in der Fertigkeit, die Größe durch das bloße Auge zu schätzen. Eine solche Schätzung der Größe kann betreffen entweder eine Menge von Dingen, z. B. auf den bloßen Blick zu schätzen, wieviel Menschen in einer Versammlung, wieviel Stücke auf einem Tische befindlich waren und dergleichen, oder Länge, Breite, Höhe, Umfang, Masse eines Körpers oder die Entfernung verschiedener Gegenstände von uns selbst und voneinander; dergleichen Schnelligkeit und Langsamkeit eines bewegten Körpers in verschiedenen Entfernungen, Bestimmung des Weges, den ungefähr ein geworfener Körper nehmen wird und dergleichen. Täglicher Anblick der Gegenstände um uns her bringt uns zu einer ziemlichen Fertigkeit in solchen Schätzungen. Schon der Knabe weiß nach dem Augenmaße, ob der Graben zu breit ist, um ihn überspringen zu können, ob er mit zwanzig oder mehreren oder wenigeren Schritten an eine gewisse Stelle kommen wird, ob der Ball, den der andere ihm zuwirft, für ihn erreichbar ist, oder ihn treffen wird, und dergleichen. Seine Sinne üben und stärken sich bei seinen Spielen, wie der ganze übrige Körper, und Rousseau möchte in mancher Hinsicht nicht unrecht haben, wenn er sagt, daß diese Übungen oft mehr wert sind, als was er in der Schulstube lernt.*)

---

*) Rousseau drückt sich eigentlich noch etwas stärker aus: „Les leçons“, sagt er, „que les écoliers prennent entr'eux dans la cour du College, leur sont cent fois plus utiles, que tout ce qu'on leur dira jamais dans la Classe.“ „Emile“, L. 2. p. 173.

Diejenigen, die sich besonders in einer Art solcher Schätzungen üben, erlangen darin eine sehr große Sicherheit. Der Ingenieur weiß eine Distanz nach dem Augenmaße bis auf einzelne Schritte zu bestimmen und nimmt nach dem Coup d'œil ganze Situationen auf. Der Zeichner giebt seinen Abbildungen dieselben Verhältnisse, wie die Natur sie ihm darbietet.

Dimensionen zu beurteilen, welche dem Auge entgegen liegen, z. B. die Front eines Hauses, vor welchem man steht, ist leichter, als solche, welche schief gegen das Auge liegen, z. B. die Seitenwand eines Hauses, wenn man sie in der Verkürzung sieht. Das beste Mittel, das Augenmaß zu üben, ist, eine bekannte Dimension, z. B. 1 Fuß, 1 Rute u. s. w. oft unter verschiedenen Sehwinkeln zu betrachten und Gegenstände von unbekannten Dimensionen damit zu vergleichen. So auch mit Winkeln.

Die Entfernung eines Gegenstandes von uns schätzt man aus mehreren Umständen: 1) aus der scheinbaren Größe, d. h. aus der Größe des Sehwinkels; 2) aus der Lebhaftigkeit oder Schwäche der Farbe, aus dem, was in der Malerei die Luftperspektive heißt; 3) aus der Richtung der Augenachsen, doch gilt dieses nur von Körpern, die noch nicht zu weit vom Auge entfernt sind. Bei sehr großen Weiten ändert sich der Winkel, unter dem die Augenachsen gegeneinander geneigt sind, zu wenig, als daß man es empfinden könnte; 4) aus der Parallelachse, die der Gegenstand hat, wenn man ihn aus verschiedenen Standpunkten ansieht. Wo diese Dinge wegfallen, da fällt auch alle Schätzung weg, so kann man z. B. nicht durch Augenmaß bestimmen, ob ein Stern weiter oder näher ist als ein anderer.

Durch Übung kann der Mensch, trotz aller optischen Täuschungen und Abwechselungen von Licht, ziemlich richtig von Entfernung und Größe urteilen lernen. Das Kind lernt durch öftere Erfahrungen vom Raume durchs Gesicht urteilen; anfangs glaubt es alles ergreifen zu können, was es sieht, ebenso geht es auch Blindgeborenen, denen der Star gestochen wird. Optische Täuschungen verleiten selbst Erwachsene zu sehr unrichtigen Urteilen. Wer z. B. in gebirgige Höhen zum erstenmal kommt, schätzt die Entfernung der Höhen gewöhnlich viel zu gering; ein Gegenstand, der weit entfernt ist, kann still zu stehen oder sich zu bewegen scheinen, obgleich wirklich das Gegenteil stattfindet und dergleichen.

Zu den Gesichtsübungen gehört auch noch die Unterscheidung

feiner Nüancen der Farben, wobei die Farbenpyramide nach Lamberts Art gebraucht werden kann.*)

Um seine Augen gut zu erhalten, muß man zu starkes abstehendes Licht, zu schnelle Abwechselungen des Lichtes meiden und soviel als möglich gleichförmiges sanftes Licht zu erhalten suchen. Reflektiertes Licht und zweierlei Licht ist den Augen nachteilig, daher bediene man sich keines Schirmes über der Lichtflamme und brenne kein Licht, außer in entschiedener Dunkelheit; Mischung von Tageslicht und Flammenlicht ist schädlich. Man gewöhne sich auf entfernte Gegenstände zu sehen, zumal bei Spaziergängen auf grünen Wiesen unter dem blauen Himmel, man entferne das Gesicht beim Lesen, Schreiben und Zeichnen soweit als möglich vom Papier.**) Man lasse das Licht mehr von hinten oder von der Seite einfallen, so daß es nicht auf die Augenlider fällt. Man wasche die Augen fleißig mit kaltem Wasser aus.

Das Gehör ist dem Range nach der nächste Sinn nach dem Gesicht. So wie dieses erstreckt es sich auch auf große Entfernungen und ist zu den Geschäften des Lebens äußerst notwendig. Zwischen beiden Sinnen finden sich aber sehr große Unterschiede. Das Gesicht benachrichtigt uns nur von Gegenständen, von welchen nach unserem Auge hin gerade Linien ununterbrochen gezogen werden können, weil die Lichtstrahlen sich nur nach geraden Linien fortpflanzen. Das Gehör hingegen ist nicht an diese Einschränkung gebunden. Der Schall pflanzt sich nach allen Richtungen fort, und wir vernehmen ihn, wenn auch zwischen dem schallenden Körper und unserem Ohr andere Körper befindlich sind. Das Gesicht ist willkürlich, wir brauchen nur die Augenlider zu schließen oder die Hand vorzuhalten, so können wir jedem widrigen Anblicke ausweichen. Nicht ganz so bei dem Gehör; unmittelbar an den Gehörwerkzeugen findet sich keine Klappe, um es zu verschließen, und das Verstopfen des Gehörganges hält den Schall nicht vollkommen ab. Ohne Zweifel hat die Natur hierbei weise Absichten gehabt. Der Sinn des

*) Beschreibung einer mit dem Calauschen Wachse ausgemalten Farbenpyramide durch J. H. Lambert (Berlin 1772. 4.).

**) Kleingedruckte Bücher sind den Augen sehr schädlich. Die Alten konnten bei ihren großen Foliobänden mit grober Schrift ihre Augen besser erhalten als wir. Man wird hier auch die obige Anmerkung anwenden. Schreiben greift die Augen weniger an als Lesen. Herr Prof. Büsch empfiehlt bläuliches Papier.

Gesichtes ist im Schlafe so gut wie gar nicht da; das Gehör hingegen steht gleichsam immer auf der Wache und den Eindrücken der Außenwelt offen, welche bei einiger Stärke uns sogleich wecken.

Das Organ des Gehöres ist nicht minder künstlich eingerichtet, als das des Gesichtes; die Art, wie es unserer Seele die Eindrücke von außen her zuführt, können wir fast noch weniger verfolgen, wie bei dem Auge. Die durch den Hammer hervorgebrachte Erschütterung des Trommelfells ist die letzte Spur von der Wirkung des Schalles. Den Nutzen der künstlichen Einrichtung, die noch weiter im Inneren liegt, wissen wir nur obenhin anzugeben.

Bei den Übungen des Gehöres scheint es fast mehr die Aufmerksamkeit als das Organ selbst zu sein, welches geübt wird. Indessen verhält sich ohne Zweifel letzteres nicht bloß leidendlich. Die Gehörknöchelchen haben ihre Muskeln, nämlich der Hammer einen und der Steigbügel einen, das Trommelfell hat deren zwei, einen, der es aufspannt, und einen, der es nachläßt. Diese Muskeln sind zwar sehr klein, wie die Teile, zu denen sie gehören, indessen sind sie da, und ihr Vermögen kann gewiß wie das der übrigen Muskeln durch Übung vergrößert werden.

Die Vollkommenheit dieses Sinnes besteht teils in dem Vermögen, einen schwachen oder sehr entfernten Schall zu vernehmen, teils in dem Gehörmaß (wenn es erlaubt ist, dieses analoge Wort vom Augenmaß zu gebrauchen), da man aus dem Schall die Entfernung beurteilt oder Höhe und Tiefe des Tones unterscheidet. Das Vermögen, aufeinander folgende oder zugleich angeschlagene Intervalle richtig zu schätzen, ist es, was man musikalisches Gehör nennt. Die Fähigkeit, mehrere verwirrte Schalle zu unterscheiden und die Beschaffenheit eines Körpers aus dem Schalle bei der Berührung zu erkennen, gehört ebenfalls hierher.

Durch Aufmerksamkeit und Übung kann man es in allen diesen Dingen zu einem ungemeinen Grade von Fertigkeit bringen, dies sehen wir nirgends überzeugender, als bei den Blinden, welche den ihnen fehlenden Sinn durch die größere Vervollkommnung der übrigen, insbesondere des Gehöres und Gefühles, wie auch des Geruches, einigermaßen ersetzen. Man kann diese Personen nachahmen, man kann sich einen Sinn künstlich benehmen, um die übrigen desto besser anzustrengen. Mit verbundenen Augen oder im Finsteren kann man aus dem Schall des Fußtrittes und der Stimme die Größe des Zimmers, worin man sich befindet, ungefähr angeben, man kann bemerken, ob es

leere Wände hat, ob es tapeziert ist, oder ob sonst viel weiche Körper darin sind, als Betten und dergleichen, ob es gewölbt ist, ob der Fußboden hohl liegt u. s. w. Der Musiker unterscheidet die feinsten Intervalle von Tönen, worin der Ungeübte schon keinen Unterschied mehr bemerkt; unter mehreren zugleich angeschlagenen Tönen, selbst unter Dissonanzen, weiß er zu bestimmen, welcher Ton an dieser Stelle nicht zur richtigen Harmonie paßt.*) Der Direktor eines Orchesters, ungeachtet das ganze Gewimmel von tausend Tönen in sein Ohr strömt, merkt dennoch, welches Instrument etwa einen Fehler bei der Aufführung eines Stückes gemacht hat. In der That ist dies bewundernswürdig, nicht allein in Ansehung des feinen Gehöres, sondern überhaupt in Ansehung der sämtlichen körperlichen und geistigen Thätigkeit. Sollte man es für möglich halten, wenn es nicht durch Erfahrung bekannt wäre, daß ein einziger Mensch erstlich eine ganze Partitur übersehen, zweitens selbst die Hauptstimme oder den Generalbaß mitspielen, drittens auf eine Menge Instrumente auf Takt, auf Reinheit der Stimmung, auf Stärke und Schwäche, auf Ausdruck und Vortrag merken könne, und dies alles gleichzeitig! Man erstaunt, wenn man bedenkt, welche Menge von Ideen hier in einem einzigen Kopfe sich durchkreuzen müssen.

Aus dem Schall oder Klange, welchen ein Körper bei der Berührung oder beim Falle auf den Fußboden von sich giebt, kann man die Beschaffenheit desselben einigermaßen erraten, ob er von Holz oder Metall, ob er hart oder weich, ob er elastisch oder unelastisch ist, ob ein Gefäß von Thon oder Porzellan, von Silber oder Zinn sei und dergleichen. Daß man einen Menschen an dem Ton seiner Stimme erkennen kann, ist weniger in Absicht des Gehöres zu verwundern, weil die Stimme jedes Menschen soviel Charakteristisches hat, als in Absicht auf die unendliche Verschiedenheit, die hier in den Sprachorganen stattfindet. Es ist hiermit auf ähnliche Art, wie mit den Gesichtszügen; unter den Millionen Menschen, die leben und gelebt haben, hat jeder einen anderen Ton der Stimme und eine

*) Zu bewundern ist es, wie weit sogar Kinder es hierin bringen können. Ich kenne einen Knaben von etwa 6 Jahren, der die entferntesten Intervalle richtig benennt und dumpfe, ungewisse Klänge mit ungemeiner Richtigkeit bestimmt. Es ist der Sohn des hiesigen Herrn Musikdirektors Rust. Man sehe hierüber einen Aufsatz von dem Herrn Kapellmeister Naumann in der „Musikalischen Zeitung“.

andere Physiognomie. Doch auch in Absicht des Gehöres ist es zu bewundern, wie ein Blinder unter den vielen Menschen seiner Bekanntschaft jeden an der Stimme, ja sogar am Fußtritte erkennt.

Das äußere Ohr des Menschen ist mit Muskeln versehen und müßte folglich den Absichten der Natur nach willkürlich bewegt werden können, wodurch vielleicht die Schärfe dieses Sinnes noch gewinnen würde. Diese Fähigkeiten haben wir aber so gut wie ganz verloren, und zwar, wie die Kunstverständigen sagen, weil unseren Kindern von Jugend auf die Ohren durch die Mützen an den Kopf gedrückt werden. Die Wilden haben den Gebrauch dieser Muskeln noch vollkommen, auch unter uns giebt es einzelne, obwohl seltene Beispiele von Personen, die die Ohren auf und nieder, nach vorn und nach hinten bewegen können.

Der Geruch ist vielleicht unter allen Sinnen derjenige, dessen Entbehrung am erträglichsten sein möchte; auch findet man häufig Personen, die denselben nur in ziemlich geringem Grade besitzen, mithin vieler angenehmen Empfindungen beraubt, aber auch vieler unangenehmen überhoben sind.*) Es scheint, daß je feiner dieser Sinn ist, desto größer die Menge unangenehmer Eindrücke in Verhältnis zu den angenehmen werde, und daß also im ganzen nicht viel Gewinn an angenehmer Empfindung bei der Verfeinerung desselben für den Menschen zu erwarten sei. Für den Wilden ist die Vervollkommnung dieses Sinnes von größerer Wichtigkeit, als für uns. Der Geruch einiger Wilden kommt auch in der That dem Geruch der Spürhunde gleich; man sagt, daß sie die Fährte des Wildes mit ihrer eigenen Nase auswittern.

Ein Vergnügen, was man, wie es scheint, am öftersten dem Geruche zu danken hat, ist — Erinnerung an die vergangenen Szenen unseres Lebens. Ähnliche Beschaffenheit der Luft, die wir durch die Geruchswerkzeuge in uns ziehen, bringt

*) Bei den feineren Sinnen sind die unangenehmen Eindrücke nicht so unausstehlich, wie bei den gröberen. Eine Farbe, eine Form kann dem Auge unangenehm sein, aber manche Töne oder Schalle sind doch weit widerlicher, z. B. das Durchschneiden eines Strickes mit einem schartigen Messer. Unangenehme Gerüche sind hinwiederum unausstehlicher als jene; ebenso mit dem Geschmacke. Daß man vor manchem Anblick die Augen wegwendet und entflieht, ist nicht mehr das Werk des sinnlichen Eindrucks, sondern hat andere psychologische Gründe. Sonderbar ist es, wie Association der Ideen diesen oder jenen Geruch u. s. w., der dem einen widrig ist, für den anderen angenehm machen kann.

uns eine vergangene Situation, den Ort, wo wir den ähnlichen Eindruck empfanden, augenblicklich in das Gedächtnis zurück.

Die Übung dieses Sinnes besteht darin, daß man sich bemüht, Dinge an dem bloßen Geruch zu unterscheiden. Man verbinde dem Knaben die Augen und lasse ihn am Geruch erraten, ob ein Körper Blei oder Kupfer oder Zinn sei, ob Eichenholz oder Fichte, ob Mauerstein oder Sandstein, ob Papier, oder Leinewand oder Tuch. Alle diese Dinge und tausend andere unterscheiden sich durch den Geruch; und immer sind solche Übungen (die überdem als unterhaltende Spiele können eingerichtet werden) nicht zu verwerfen; es ist gut, daß der Mensch seine Kräfte alle, soviel es ihm möglich ist, kennen und gebrauchen lerne.

Der Geschmack läßt sich auf ähnliche Art verfeinern, wie der Geruch. Man kann z. B. verschiedene Flüssigkeiten in verschiedenen Verhältnissen zusammenmischen und den anderen dieses Verhältnis der Mischung erraten lassen. Metalle und andere feste Körper lassen sich ebenfalls durch Berühren mit der Zunge einigermaßen erkennen. Für Ärzte und Apotheker ist ein feiner Geschmack nicht unwichtig. Unsere Schmarotzer sind bekanntlich Meister in der großen Kunst, das Alter des Rheinweins, das Vaterland dieses oder jenes Leckerbissens nach dem Geschmacke zu bestimmen.

Das Gefühl endlich, ein Sinn, den man gewissermaßen den allgemeinen nennen könnte, ist großer Verfeinerung fähig. Ob ein Körper kalt oder warm, spitz oder stumpf ist, läßt sich bei dessen Berührung mit jeder Stelle unseres Körpers unterscheiden, aber das eigentliche unterscheidende Gefühl, wodurch wir von der Beschaffenheit der Oberfläche des Körpers benachrichtigt werden, hat seinen Sitz in den Extremitäten des Körpers, insonderheit in den Fingerspitzen, obgleich es andere Teile des Körpers giebt, welche weit empfindlicher gegen die Berührung sind. Die Fußzehen würden vielleicht ein ähnliches unterscheidendes Gefühl erlangen können, wenn man sie dazu gebrauchte.

In Verbindung mit den Sinnen des Gehöres und des Geruches dient das Gefühl dazu, sich im Finsteren oder mit verbundenen Augen zurechte zu finden, ohne sich zu stoßen. Mit vorwärts gehaltenen Händen beschützt man die edelsten Teile des Körpers und tappt umher, um entgegenstehende Körper zu entdecken. Die Blinden sind hier wieder unsere Lehrmeister. Ihre Arme und Hände dienen ihnen, wie den Insekten die

Fühlhörner.*) Man merkt die Annäherung an eine Wand auch durch ein gewisses Gefühl von einer anderen Beschaffenheit der Luft, besonders am Gesicht. Man wird anders von einer Luft im Freien, als von einer stagnierenden Luft affiziert. Kinder oft im Finsteren durch Hilfe ihrer übrigen Sinne sich zurechthelfen lassen, ist sehr ratsam und trägt viel dazu bei, die Furcht in der Finsternis, welche sich so leicht einfindet, zu mindern oder auszurotten. Ich zweifle, ob Blinde von der sogenannten Gespensterfurcht etwas wissen. Sie hat, wo nicht allein, doch gewiß meistens ihren Grund in Gesichtsideen und Gesichtstäuschungen. Kein Sinn ist mehr Täuschungen unterworfen, als das Gesicht. Ein Gegenstand, den man entfernter glaubt, als er wirklich ist, kommt uns weit größer vor, weil wir ihn unter einem großen Gesichtswinkel sehen. Dies und ähnliche Täuschungen können daher aus einer Kleinigkeit einen furchterregenden Anblick machen.

Das Gefühl, obgleich weniger Täuschungen unterworfen, ist doch auch nicht ganz frei davon. Eine der merkwürdigsten ist die, daß eine kleine Kugel, z. B. eine Erbse, wenn man sie mit übereinander gelegten Fingern hin und her wälzt, völlig den Eindruck macht, als wenn man zwei Kugeln zwischen den Fingern hätte. Man kann sich nicht überreden, daß es ein und eben derselbe Körper sei, der zwei Seiten der Finger berührt, die in der natürlichen Lage voneinander abgewandt sind.

Die Oberflächen der Körper bieten dem Gefühle viele Verschiedenheiten dar, wodurch man von der Materie und Beschaffenheit der Körper selbst urteilen kann. Fast unglaublich ist es, wie sehr hierin das Gefühl verfeinert werden kann. Stücke Geld bloß durch Anfühlen zu erkennen, ist nichts Außerordentliches, wenn man sich darauf einschränkt, ein Groschenstück von einem Zweigroschenstück, einen Speziesthaler von einem Gulden zu unterscheiden und dergleichen; aber mehr will es schon sagen, wenn man im stande ist, das Gepräge anzugeben, besonders bei unbekannten Münzsorten und bei flachem Gepräge. Durch Übung kann man es auch dahin bringen. Blindgeborene sollen sogar Farben durch Anfühlen zu unterscheiden wissen, so wie Spieler von Profession und Taschenspieler die Augen der Karten.

*) Das „Blindekuhspiel" ist gut, um alle übrigen Sinne, außer dem verschlossenen, zu schärfen; der Geblendete nimmt Geruch, Gehör und Gefühl zu Hilfe, um einen der Gespielen zu ergreifen. Rousseau empfiehlt ähnliche Spiele, die sich auf mancherlei Art abwechseln lassen, sehr.

Übungen dieser Art lassen sich sehr vervielfältigen und zum unterhaltenden Spiele machen. Man läßt den anderen, dessen Augen verbunden sind, erraten, ob ein Stück Geld, was man ihm in die Finger giebt, Gold oder Silber oder Kupfer, ob es ein Zweigroschenstück oder ein Louisdor, ein Speziesthaler oder ein preußischer Thaler, ob in einer Geldbörse 10, 20 Thaler, oder mehr oder weniger enthalten, ob eine Tafel von Glas oder von Marmor; von Eichen- oder Fichtenholz; ob ein Stück Tuch grob oder fein, neu oder alt, ob ein Stück Zeug Samt oder Manchester sei u. s. w. Man läßt bestimmen, wie viel Zoll lang, breit und dick ein Kasten oder ein Buch, wie schwer ein Stein nach Pfunden, wie groß ein Winkel nach Graden, ob eine Figur ein Quadrat oder ein Oblongum, ein Kreis oder eine Ellipse, ob ein Kasten ein Kubus oder ein Parallelepipedum, eine Darmsaite das D oder A sei u. s. w. — Lauter Versuche, die sich auf tausend Arten verändern lassen.

Man hat auf Vorrichtungen gedacht, Blinde vermittelst der Finger lesen zu lassen; in Paris, wo ich nicht irre, ist diese Methode mit gutem Erfolge ausgeführt worden. Das Wesentliche besteht, wie man sich vorstellen kann, in erhabenen oder vertieften Lettern.

Ebenso giebt es auch eine Methode zu rechnen für Blinde. Man kann dazu aus Pappe oder Holz geschnittene Ziffern, oder das Rechenbrett mit Rechenpfennigen, oder auch folgendes Mittel gebrauchen, welches von dem berühmten Saunderson, der in seiner Kinheit das Gesicht verloren hatte, erfunden wurde. Ein quadratförmiges Täfelchen wird winkelrecht von zwei geraden Linien durchkreuzt, in den Durchschnittspunkten dieser Linien unter sich und in dem Umfange sind Löcher befindlich, worin kleine Pflöcke gesteckt werden können, welche die nebenstehenden Zahlen anzeigen. Ein solches Täfelchen ist für die Einer hinlänglich, weil gerade neun Durchschnittspunkte stattfinden. Um Einheiten höherer Ordnungen auf diese Weise auszudrücken, muß man dann begreiflich mehrere dergleichen Täfelchen haben. So würde z. B. die Zahl 1794 durch vier Täfelchen fürs Gefühl darzustellen sein.

Rousseau äußert den Gedanken, daß man vermittelst des Gefühles auch Töne würde unterscheiden können, wenn man sich darauf übte: „So wie das geübte Gefühl den Sinn des Gesichtes ersetzt, warum sollte es nicht ebenso bis auf einen gewissen Grad auch das Gehör ersetzen können, da die Töne in sonoren

Körpern Erzitterungen hervorbringen, die für das Gefühl sehr merkbar sind? Wenn man die Hand auf den Körper eines Violoncells legt, so kann man ohne Hilfe der Augen und der Ohren, bloß an der Art, wie das Holz vibriert, unterscheiden, ob der Ton, welchen das Instrument von sich giebt, tief oder hoch ist, ob er aus der dünnsten oder dicksten Saite gezogen wird. Man übe den Sinn auf Bemerkungen dieser Verschiedenheiten, und ich zweifle nicht, daß man mit der Zeit so empfindlich dagegen werden würde, daß man ein ganzes Stück mit den Fingern hören könnte. Dies nun vorausgesetzt, ist es klar, daß man leicht zu den Tauben durch Hilfe der Musik sprechen könnte, denn die Töne und die Tempos sind ebenso gut regelmäßiger Kombinationen fähig, als die artikulierten Silben, und können folglich ebenso gut als diese zu Elementen einer Sprache dienen."

Man mag dies nun für einen bloßen Einfall oder für ausführbar halten, so verdient es wenigstens bemerkt und versucht zu werden. Eine Erfahrung, die ich irgendwo gelesen habe, scheint die Möglichkeit dieses Vorschlags zu bestätigen, daß nämlich ein Tauber die Worte eines anderen verstand, wenn er seine Hand an des letzteren Mund legte.

Ich schließe diesen Abschnitt mit den Worten Rousseaus, wo er die Übungen der Sinne bei Erziehung der Kinder empfiehlt.

„Ein Kind ist nicht so groß als ein Erwachsener, hat weder dessen Stärke noch dessen Vernunft; aber es sieht und hört ebenso gut als dieser, oder wenigstens beinahe so gut. Es hat einen ebenso feinen, obgleich nicht so verwöhnten Geschmack. Es unterscheidet ebenso gut die Gerüche, obgleich mit weniger Sinnlichkeit. Die ersten Kräfte, welche sich in uns bilden und vervollkommnen, sind die Sinne; sie sollten also auch zuerst geübt werden, und sie sind es, die man übersieht und am meisten vernachlässigt. Die Sinne üben, heißt aber nicht bloß dieselben gebrauchen, sondern durch dieselben urteilen oder so zu sagen empfinden lernen. Es giebt bloß natürliche und mechanische Übungen, welche dienen, den Körper stark zu machen, ohne der Urteilskraft etwas zu thun zu geben. Schwimmen, Laufen, Springen, den Kreisel treiben, Steine werfen, alles dieses ist vortrefflich; aber haben wir denn nur Arme und Beine? Haben wir nicht auch Augen, Ohren, und sind diese Organe bei dem Gebrauch der anderen Glieder überflüssig? Übet also nicht bloß die Kräfte, übt auch die Sinne, welche jene lenken, und zieht aus beiden den möglichst größten Nutzen!"

25.

Über Körperbildung.

Als Einleitung auf den Versuch einer Elementargymnastik.

Von Heinrich Pestalozzi.

„Wochenschrift für Menschenbildung von Heinrich Pestalozzi und seinen Freunden." Aarau 1807. H. R. Sauerländer. 1. Bd. Nr. 3, 4, 5 und 6.)

Johann Heinrich Pestalozzi, bedeutender Pädagog, geboren den 12. Januar 1746 in Zürich, starb am 17. Februar 1827 in Brugg. Er versuchte seine reformatorischen Gedanken an verschiedenen Erziehungsanstalten, die er gründete und leitete, zu verwirklichen, so 1775—1780 in Neuhof, dann in Burgdorf, zuletzt seit 1804 in Yverdun (Iferten), wo er bis 1825 wirkte.

Pestalozzi ist einer der ersten, der es unternahm, den Leibesübungen eine „elementare" Grundlage zu geben, d. h. sie nach der Gliederung des menschlichen Körpers geordnet darzustellen.

Seine Schriften finden sich gesammelt in dem Buche: „Pestalozzis sämtliche Werke" herausgegeben von L. W. Seyffarth, 9 Bde., Brandenburg, A. Müller 1873.

Vergl. auch seine Lebensbeschreibung von Hunziker in der „Allgem. deutschen Biographie". 25. Bd.

Daß der menschliche Körper, ebenso wie die menschliche Seele, Mittel der Entfaltung seiner Anlagen bedürfe, fällt beim ersten Anblicke auf. Auch ist die Wichtigkeit der physischen Ausbildung der Menschen in unserem Zeitalter allgemein und fast mehr als die Wichtigkeit der Menschenbildung, wenngleich nicht bei der Volkserziehung, doch bei den Leuten comme il faut, anerkannt. Man weiß, sie giebt Gesundheit, sie erhält das Leben, sie giebt Mittel zur Auszeichnung, sie giebt Ansprüche, sie giebt Stellung, sie giebt Anstand, sie giebt Mut, sie ist ein Präservativ gegen viele Krankheiten. Sie ist also eine notwendige, eine deliziöse Kunst.

Ohne sie ist in der Stellung und Haltung des menschlichen Körpers keine Würde denkbar, und — die sichtbare Würde des Leibes mangelnd — wer wollte leben mögen und sich davor nicht entsetzen? Man entsetzt sich wirklich davor. Man zählt den ungelenkigen Mann, man zählt das ungelenkige Weib, man zählt den Menschen, der nicht wenigstens durch Tanzen und Fechten zur Tagesgelenkigkeit erhoben worden, nicht unter die gute Gesellschaft und läßt ihn nur in seltenen Fällen, nur mit Mühe in derselben erscheinen. Selbst gelenkige Affengeschöpfe, die sonst auf keine Art Anspruch an Würde machen und machen können, schämen sich im Bewußtsein ihrer Gelenkigkeitswürde, in Gesellschaft von Menschen zu erscheinen, deren gemeiner Leib, in seiner bäuerischen und bürgerlichen Schwerfälligkeit gelassen, nicht zu dieser Würde erhoben worden. Tausend und tausend Menschen sahen diese Sorgfalt für sie als das Erste, als das Einzige an, das in der Bildung unseres Geschlechts not thut, und glauben, dem glücklichen Kinde, das dieses vorzüglich besitzt, werden alle übrigen Dinge von selbst zufallen.

Wirft man nun aber einen Blick auf den Zustand der Menschen und der Erziehung im allgemeinen und fragt sich: was leisten die Mittel der bestehenden Körperbildung? wie sind sie beschaffen? auf welchen Ansichten beruhen sie? so findet sich bald, daß unser Geschlecht, soweit es auch in der physischen Besorgung seiner selbst vorgeschritten zu sein glaubt, und soviel es sich auf das Interesse dafür zugute thut, selbst diesfalls keineswegs sich, ich sage nicht zu einer allgemeinen, sondern selbst nicht einmal zu einer speziellen, genugthuenden Befriedigung seiner diesfälligen Bedürfnisse erhoben.

Wir verkennen keineswegs die Verdienste der Männer, die hierüber gearbeitet haben. Es ist unstreitig für die physische Bildung in neueren Zeiten viel gethan und geschrieben worden. Aber die Weltbildung richtet sich mit ihrem Laufe nicht nach der Wahrheit ihrer Erkenntnisse, sondern nach dem Grade und der Eigenheit ihres Verderbens, dem sie in jedem Zeitpunkte unterliegt.

Man fasse nur das Thun der kultivierten Welt in Hinsicht der physischen Bildung näher ins Auge, und man kann nicht anders, man muß gewiß finden: die Zeitkunst der physischen Ausbildung sei in ihrem gewohnten Thun dahin versunken, den Menschen selber zu vergessen, aus dem sie ihr hier und da zur Gaukelei erniedrigtes Spiel herausfallen macht. Daher ist in

der vornehmen Welt nichts gewöhnlicher, als Tänzer, die nicht einmal recht zu Fuße gehen; Reiter, die nicht schwimmen, Fechter, die keinen Baum mit der Axt umhauen, Kletterer, die für ihr Leben kein Gras abhauen, und Tamboure, die es mit dem Dreschflegel und den Armen ewig nie zu dem Takte bringen können, den sie für ihre Trommel in ihren Händen und in ihren Fingern haben. Da siehst du heute eine Menschenfigur auf dem Balle Sprünge machen, daß du fast zitterst vor ihrer Kühnheit und fürchtest, sie möchte sich vor deinen Augen den Hals brechen. Sie ist nicht kühn, du triffst sie morgen auf der Gasse an. Sie schleicht wegen der Feinheit ihrer der edlen Tanzkunst geweihten Füße neben dir vorbei, wie der Schatten an der Wand. Zum Notwendigen, zum Großen, zum Erhabenen untauglich, haben diese mitten in ihrer Abschleifung einzelner Kräfte ausgezeichneten Schau- und Scheinspringer keine wahre Menschenkraft. Vater, hoffe von deinem Sohne, der also beschränkte Sprünge vor dir machte, keine Hilfe in deinem Alter. Sohn, hoffe von deinem Vater, der diese Sprünge wie ein alter Fuhrmann das Kleppen trieb, kein gesegnetes Erbe. Verwandte, Nachbarn, hoffet an ihm keinen Freund in der Not, gute Arme, zählet nicht auf sein Almosen für morgen, wenn er auch heute eins gegeben, und du, Vaterland, hast an ihm keinen Bürger. Wo ihrer zehn, ihrer hundert, ihrer tausend zu deinem Dienste zusammenstehen sollen, da will, da kann er nicht in ihren Reihen, wo unter Tausenden einer allein stehen und dir da dienen sollte, wo es Tausende nicht können, so ist er unter den Tausenden, die nicht können, der, der es am wenigsten kann, und oft noch der einzige, der, wenn er es auch könnte, nicht wollte. Wer nicht kraftvoller Mensch ist, der ist kein Vaterlandsfreund, und kann es so wenig sein, als er ein guter Vater ein guter Sohn, ein guter Bruder, ein guter Nachbar sein kann. —

Und doch können die Resultate nach den gewöhnlichen Ansichten der kultivierten Welt von der Ausbildung der physischen Anlagen nicht anders sein. Denn man geht auch in dieser Bildung nur vom Äußerlichen, man geht statt von dem, was im Kinde selbst liegt, von dem Trugschimmer äußerer, vereinzelter Fertigkeiten aus. Man hat isolierte Meister dieser Fertigkeiten: Tanzmeister, Fechtmeister, Reitmeister. Selbst die Lehrer der Gymnastik waren mehr Lehrer des einzelnen Springens, Kletterns, Voltigierens, als psychologische Entfalter der körper-

lichen Kräfte der Menschennatur in ihrer Reinheit und in ihrem Umfange zugleich. Eine solche Körperbildung konnte daher notwendig nicht im Zusammenhange mit dem Ganzen der Menschennatur, d. h. mit den sittlichen und intellektuellen Anlagen erzielt werden. Man faßte sie bloß als Übungen des Tanzens, Fechtens, Reitens für den einzelnen Fall, für das einzelne Kind ins Auge, und diese Übungen des Tanzens, Fechtens, Reitens wurden dem Kinde nicht als etwas gegeben, dessen Positives und Eigenes aus dem Ganzen der physischen Anlagen selbst ausgeht und als mit allen physischen Kraftübungen in Zusammenhang und Harmonie stehend betrachtet werden muß, sondern als etwas durchaus Vereinzeltes und Getrenntes, das eine mechanische Bewegung auf Kosten aller anderen übte. Daher kam es denn auch, daß ein Tanzmeister meinte, die freie und allseitige körperliche Bewegung unserer Zöglinge sei ihrem Tänzeranstande wesentlich nachteilig. Gerade so wie mancher Rechenmeister nicht nur glaubt, sondern jetzt noch behauptet, die Anschauung des Wesens der Zahl und die allseitige Entwickelung ihrer Verhältnisse sei für das Rechnenlernen nicht nur überflüssig, sondern sogar schädlich.

Man ist vielleicht in keinem Jahrhundert im allgemeinen üblichen Thun in sittlicher, intellektueller und physischer Hinsicht zugleich von dem allgemeinen Fundamente aller Elementarbildung, wie in dem unserigen, weggewichen. Dadurch kam es dahin, daß diese Übungen alle in der menschlichen Natur keine allgemeine Basis zu ihrem Hintergrunde haben. Sie vermögen deswegen auch nicht einmal den Menschen für diese Künste vollendet auszubilden. Sie bilden zwar Fechter und Tänzer, aber sie bilden nicht den Mann zum Fechten, sie bilden keinen fechtenden Mann. Sie bilden Tänzerinnen, aber sie bilden das Weib nicht zur Tänzerin, sie bilden kein tanzendes Weib.

Indessen geschieht doch für die kultivierte Welt in physischer Hinsicht immer noch etwas. Wenn die Dame vor Überkraft im Tanzen, ohne Gefahr, der Feinheit ihrer Kunstkräfte zu schaden, nicht mehr zu gehen vermag, so vermag sie hingegen sich tragen und fahren zu lassen. Überall kommt die höhere Welt körperlich — nicht zurück. Sie hat im allgemeinen sichere Mittel zu einem guten Wuchse. Sie hat Ruhefreuden, Sorglosigkeit. Sie hat Bewegung, sie hat passende Nahrung, sie hat Mittel wider ihren Mißbrauch; sie hat Mittel gegen jede Erhitzung, jede Erkältung, gegen jede Erschöpfung, selbst die Schärfen ihres

Blutes weichen, in hundert Fällen gegen einen, ihrem Gelde und ihrer Kunst.

Es ist nicht möglich, daß die kultivierte Welt im allgemeinen körperlich gar zu weit zurückfallen sollte; der Körper ist dieser Welt wichtig, er kann nicht überall vernachlässigt werden; ihre Seele lebt für ihn, und ihr Herz ist in seinem Dienste. Im allgemeinen ist die höhere Welt Körpers halber alles, was der Mensch Körpers halber ohne Kraftanstrengung und ohne Harmonie mit Geist und Herz werden kann. Sie ist diesfalls heute, was sie immer war, und was sie immer sein wird und bleiben will.

Aber der Arme, aber das Volk? Lobredner des Zeitpunktes und seines Zeitgeistes, antwortet! Was ist der Arme Körpers und Körperbildungs halber in unserem Zeitpunkte? Vergleichet den Armen, vergleichet das Volk diesfalls mit dem Zustande desselben in den vorigen Jahrhunderten und antwortet, ist es zu viel, wenn ich sage, seine körperliche Verwahrlosung ist mit derjenigen seiner geistigen und sittlichen im gleichen Zustande. Es wird körperlich verkrüppelt, wie es geistig und sittlich verkrüppelt wird. Ich rede nicht von Völkern, die ich nicht kenne, ich rede von dem Volke, zu dem ich mehr oder minder selbst gehöre, mit dem ich durch mein Leben näher oder ferner selber verbunden war. Ich rede von dem Volke meines Vaterlandes, ich rede vorzüglich von den Armen dieses Volkes und möchte dem edlen Manne des Vaterlandes ans Herz gehen machen, was ihm diesfalls ans Herz gehen soll.

Wir waren auch von physischer Seite Männer, wie wir es von der Seite des Geistes und Herzens waren; unser Volk zeichnete sich auch Körpers halber vor anderen Völkern Europas aus; aber was ist jetzt Körpers und Körperbildungs halber sein Zustand? Seine Nahrung wird ihm schwer. Wenn im Gartenbeete zu viel Pflanzen stehen, so ist ihr Wuchs allgemein gehemmt. Ebenso setzt Übervölkerung des Landes hier und da den einzelnen Menschen in die Lage so zu eng aneinander stehender Kraut- und Kohlstöcke.

An vielen Orten ist das Land zu teuer und zu belastet, als daß sich der Arme leicht und wohl darauf nähren könnte. Der Zins des Landes ist hier und da fast nicht mehr zu erschwingen. Also nagen Sorge und Kummer vielseitiger am Leibe der Armen, als sie in den Tagen unserer Väter am Leibe unserer Väter nagten. Hier und da schlagen noch Kränkungen

eines selbstsüchtigen, anmaßlichen Zeitgeistes hinzu, die unsere Väter so wenig kannten, als das verdorbene Blut und das schleichende Gift, gegen das der Arme kein Gegengift und keine Kunstarzneimittel hat.

Das körperliche Verderben ist also an sich selbst im wirklichen Zeitzustande des Volkes tief gewurzelt, die Bildung zur körperlichen Kraft wäre deshalb um unserer physischen Beschaffenheit willen ein doppelt dringendes Zeitbedürfnis für uns, wie diejenige zu körperlicher Gewandtheit um unserer physischen Bedürfnisse und um unseres Geldes willen ein solches ist.

Aber wie wird dieser Beschaffenheit Rechnung getragen? Wie wird dieses Bedürfnis befriedigt? Was wird für die körperliche Bildung des Volkes und des Armen im Volke gethan?

Sind unsere Schulen ein Bildungsmittel der physischen Volkskraft und physischen Volksgewandtheit, wie sie ein Bildungsmittel seiner Geistes- und Herzenskraft sein sollten? Kann das Kind in denselben die Triebe seiner Natur zur physischen Bewegung und Kraftanwendung gehörig befriedigen? Ja — soweit es in die Schule und wieder heimgeht, darf es sich bewegen, aber in der Schule selbst darf es kaum schnaufen. Das, was darin an seiner Seele gethan wird — ist von einem so unnatürlichen Gewicht, daß auch die geringste Bewegung der Hände und der Füße des Kindes den armen Schulmeister außer sein Notgeleise stoßen würde. Das Schuldasitzen ist unverkennbare, eigentliche Gewalts- und Kunstübung, die physischen Kräfte der Menschennatur im besten und schönsten Zeitalter ihrer Bildung in unnatürlicher Unthätigkeit zu erhalten und ihre Erlahmung wenigstens zu veranlassen.

Weder am Geiste noch am Herzen geweckt und belebt — staunend wie ein Kunsttier unter einem Tierdressierer, dürfen in hundert Volksschulen die Kinder ihren Körper gegen den Willen ihres Dressierers auch nicht um ein Haar bewegen und atmen dabei noch eine Luft ein, die kein Dressierer ein Tier, mit welchem er lange und viel Geld einzunehmen hofft, einatmen ließe. Selbst die häuslichen Reize zur Bewegung und Gewandtheit werden in solchen Schulen stillgestellt, und die Kinder noch obrigkeitlich gezwungen, solche Schulen viele Jahre lang nacheinander zu besuchen, um sich in denselben auch körperlich abzudressieren und in einen Ruhe- und Erlahmungszustand setzen zu lassen, den die Engherzigkeit der Zeitschwäche als den

eigentlichen Präferenzzustand und den einzigen wünsch= und thunbaren für das Volk ansieht.

Noch sind neben Hunger und Mangel diese Schulelendigkeiten nicht das einzige, das an den Gebeinen des Armen im Lande nagt und sein Fleisch und Blut aufzehrt.

Die Industrie, wie sie im Lande ist, nagt noch mehr als alles dieses an der physischen Kraft unseres Volkes. — Steh', Bube, an dem Streichtisch, Mädchen, sitze auf dem Baumwollenbock oder an der Strickmaschine, streich' vom Morgen bis an den Abend deine Farbe, dreh' vom Morgen bis an den Abend dein Rad, sticke vom Morgen bis an den Abend mit deiner Nadel, dann zahle ich dir, was ein Bauer und eine Bäuerin mit Hacken und Reuten nicht verdient. — So sprachen seit 40—50 Jahren immer mehr Menschen im Lande zu unseren Armen. Aber sie sagten ihnen nicht — du wirst dabei ein Krüppel und ein Sterbling bei diesem einseitigen Thun. Sie sagten ihm nicht, wenn die Indiennefabrikation nicht mehr so gut geht, wenn eine Spinnmaschine erfunden wird, wenn die Stickerei aus der Mode kommt, so bist du mit deiner krummen Hand, deinen abgeschwächten Beinen und deinem versessenen Unterleibe ebenso unfähig, eine andere ähnliche Fabrikarbeit zu treiben, als den Karst und die Axt in die Hand zu nehmen. Du bist dann für dein Alter ein ausgemachter und hungernder Bettler. Du kannst nichts als das Gelernte, du hast deine allgemeine Körperkraft und ihre Entfaltung einer einseitigen und lähmenden Fertigkeit und ihrem Scheinverdienste aufgeopfert. Das Beispiel der Verderbung stand freilich schon lange vor ihren Augen, aber Weißbrot, Schinken, Wein, Branntwein und die liebe Hoffart machten natürlich mehr Eindruck als diese Gefahren. Und von den Eltern jagte noch alles, was schlecht war, die Kinder bis auf den Unmündigen herab zu diesen Tischen, Böcken und Maschinen. Was machte diesen Elenden das mögliche Sterben der Kinder! Sie teilten das Weißbrot, die Schinken, den Wein und den Branntwein, den die Kinder verdienten, noch mit ihnen. Die armen Kinder waren an vielen Orten durch die Elendigkeit der Schulstube schon für die Elendigkeit der Fabrikstube vorbereitet. Die Eltern entrissen sie der ersten und jagten sie in die zweite, wo doch wenigstens etwas für das Maul für sie herauskam. So wurden der sterbenden Menschen im Lande zu Tausenden. Jetzt zahlt man ihnen nicht mehr den Lohn, der Weißbrot und Schinken giebt; aber

das Elend des Landes ist dahin gediehen, daß unser Volk und sein physischer Zustand wahrlich an vielen Orten mehr, als irgendwo in Europa, gegen die Folgen der kleineren und größeren Fabrikselbstsucht und gegen die Tiefe des physischen Verderbens und der physischen Abschwächung in der Weisheit der Regierung und in der Kraft des sich wieder erhebenden Menschenherzens ein Gegengewicht bedarf.

Nicht bloß sind zahllose, wirkliche Arme in einem Zustande, daß viele von ihnen Gespenstern ähnlicher sehen als Menschen. Die Folgen unserer Verirrungen über das, was wir physisch bedürfen und sein sollen, hat selbst in der Geistesrichtung der Wohlhabenderen und Gesunderen eine Schiefheit und eine Schwäche hervorgebracht, die sich in merkwürdigen Sonderbarkeiten äußert. An vielen Orten darfst du, wenn du unter die Ehrenfesteren und Braveren im Lande gehören willst, auch in der größten Hitze deinen Rock nicht ausziehen und ihn am Nacken oder auf der Achsel tragen. Deine Kinder müssen in diesem Falle den ganzen Sommer Strümpfe tragen und Kappen auf dem Kopfe haben. Sie dürfen nicht auf Bäume klettern, sie dürfen nicht über Gräben springen u. s. w., die ungewandteste Steifheit hat sich an diesen Orten zu einer Art von Ehrenfestigkeitsunterscheidung heraufgehoben. Du dürftest an diesen Orten, wenn du dir auch ein Fieber damit ersparen könntest, nicht vor deiner Thür Holz spalten.

Es ging dem physischen Verderben, das durch die Baumwollen- und Seidengewerbe seine oberste Höhe erhielt, ein Zeitalter vorher, das sich durch die Allgemeinheit der Perücken und Degelchen auszeichnete. Dieses hat die eigentliche Grundlage unserer physischen Abschwächung und Steifigkeit in oberen und unteren Ständen allgemein gelegt.

Eine neue steife und ungeistige Polizei störte die Jugend in allen ihren Freuden. Nationalfeste, die den alten kraftvollen Volksgeist ausdrückten, fingen an zu mißfallen, sie wurden allmählich aus unseren Ebenen vertrieben und bis an die Berge gedrängt. Sie wurden auch auf diesen Höhen erniedrigt; sie blieben nicht mehr Kraftäußerung des Volkes; sie blieben nicht mehr Erhebungs- und Auszeichnungsmittel kraftvoller Männer des Landes; sie waren nicht mehr geltende Ansprüche an Volksaufmerksamkeit und Volksvertrauen; sie sanken zum feilen Schauspiel des Gaukelei suchenden Fremden und des sie hochzählenden Reichen. Und wenn wir heute ihren Schein wieder erneuern

wollen, ohne unser Volk selber zu erneuern, so werden sie dennoch ihr altes Wesen nicht mehr an sich haben; sie werden unserer Altvordern unwürdig, für uns aber, wie wir sind, genugthuend, zeitverkürzend und nach unserem Willen irreführend sein.

Wenn aber dem also ist, Vaterlandsfreund, wie ihm denn wirklich also ist, kannst du wollen, daß ihm also bleibe? Kannst du wollen, daß das Volk des Vaterlandes seiner Lage, seiner Sitten, seiner häuslichen, seiner Schulbildung halber sich auch körperlich immer mehr abschwäche und ausarte? Nein, du kannst es so wenig wollen als ihr Väter und Mütter dieses Übel für euch und eure Kinder wollen könnt; du kannst es so wenig wollen, als ihr Schullehrer wollen könnt, daß in eueren Schulen alles Leben, aller Frohsinn und alle körperliche und geistige Thätigkeit der Kinder auslösche. Die Mittel dagegen müssen euch heilig sein, wie euch eure Kinder, wie euch euere Pflicht, wie euch Gott selbst heilig ist.

Das Kind bedarf von Jugend auf eines freien allseitigen Spielraumes seiner körperlichen Thätigkeit und seines Bewegungstriebes. Es bedarf von Jugend auf einer freien, allseitigen Entfaltung seiner körperlichen Anlagen, damit es im Besitze ihrer Gesamtkraft bei dem Treiben eines einzelnen Geschäftes nicht Frohsinn und Gesundheit, nicht die Fähigkeit, es selbst allseitig und frei zu betreiben, damit es endlich nicht das Vermögen verliere, im Notfalle zum Pfluge und zur Hacke zu greifen und Erdäpfel zu pflanzen, wenn der Fabrikverdienst, zum Stroh- und Korbflechten, wenn das Spinnen und Sticken, zur Baumzucht und zum Gartenbau, wenn das Zwirnen und Weben aufhört, und ebenso von jenem zu diesem überzugehen, wenn die Zeiten sich ändern. Kurz, es muß zur Kraft und Gewandtheit gelangen, in allen seinen irdischen Angelegenheiten nach Erfordernis der Lage und Umstände handeln zu können.

Die Körperbildung, die die Kinder unserer Urväter wirklich hatten und wirklich genossen, muß unseren Kindern gegeben: ihr Geist, der Volksgeist der Gymnastik, muß wiederhergestellt werden.

Dieser Geist aber ist nicht einseitig — er läßt sich durch keine Volksfeste erzwingen. — Wahre Volksfeste können im Gegenteil nur den Ausdruck seines wirklichen Vorhandenseins

selbst sein. Er muß in den Haushaltungen — er muß in den Schulen, er muß bei der Arbeit auf dem Felde und in den Sonntagsspielen und Erholungen ebenso allgemein wirkend und sichtbar sein, als er auf den Alpen und bei Hirtenfesten sichtbar ist. Er muß in den Ansichten des Volkes über seine körperlichen Bedürfnisse und in der Besorgung derselben sich zeigen. Diese Erzielung desselben ist aber ganz und gar nicht möglich, ohne von Jugend auf hohes, lebendiges, selbständiges Kraftgefühl im Kinde zu wecken und allgemein zu beleben, damit dieses Kraftgefühl selbst das Kind zu allem demjenigen antreibe, was diesfalls zum Heile des Vaterlandes zu erzielen ist.

Aber wo fängt dieses Kraftgefühl an? Wie ist es hervorzubringen und zu sichern?

Unwidersprechlich fängt es da an, wo die Natur die Entwickelung des Kindes anfängt. Unwidersprechlich setzt es das Ins-Auge-Fassen der Frage voraus: Wie giebt die Natur das Kind der Erziehung, und was giebt sie in ihm zu erziehen? — oder was liegen in der physischen Natur des Menschen allgemein für Anlagen, die zu entfalten sind? Was thut die physische Natur zur physischen Entfaltung des Kindes? Was muß die Kunst der Menschenbildung zu diesem Thun der Natur noch hinzusetzen?

Die Natur giebt das Kind als ein untrennbares Ganzes, als eine wesentliche, organische Einheit mit vielseitigen Anlagen des Herzens, des Geistes und des Körpers. Sie will entschieden, daß keine dieser Anlagen unentwickelt bleibe. — Wo sie wirkt, wo das Kind rein und treu durch sie geleitet wird, da entfaltet sie auch die Anlagen seines Herzens, seines Geistes und seines Körpers zugleich in harmonischer Einheit. Die Entwickelung des einen ist nicht nur mit der Entwickelung des anderen unzertrennlich verbunden, sondern sie entwickelt auch eine jede dieser Anlagen vermittelst der anderen und durch sie. Die Entfaltung des Herzens wird ein Mittel selbst auch den Geist, die des Geistes den Körper, und umgekehrt zu entfalten.

Wie sie aber alle Anlagen des Kindes zugleich, und zwar eine durch die andere entfaltet, so sehen wir offenbar: es ist hinwiederum bei der Entwickelung des Herzens, des Geistes und des Körpers ebensowenig das einzelne von speziellen Fertigkeiten des Herzens, des Geistes und des Körpers, das sie bezweckt. Sie knüpft alles an einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt an — sie unterordnet nicht nur eine Übung der anderen, sondern

treibt auch im Menschen eine Fertigkeit aus der anderen, wie in dem Baume aus der Wurzel den Stamm, aus dem Stamme die Äste, aus den Ästen die Zweige und Sprossen, aus den Sprossen die Blüte, aus der Blüte die Früchte hervor, ohne je einen dieser wesentlichen Bestandteile mit dem anderen zu vermischen, in ewiger Klarheit und Sicherheit ihres Thuns. Sie regt nicht nur eine Art geistiger Kraft und Thätigkeit des Geistes, sondern alle Kräfte und Thätigkeiten des Geistes, nicht nur ein oder einige Lieblingsgefühle des Herzens, sondern alle Gefühle desselben im Kinde an. — Nicht anders ist ihr Einfluß auf seine körperliche Entfaltung.

Es ist nicht das Springen, nicht das Schwimmen, nicht das Holzscheiten u. s. w., was sie mit vorzüglicher Kraft zu bezwecken sucht; wohl aber sucht sie es dahin zu bringen, daß das Kind im allgemeinen Hand und Fuß sicher, kraftvoll und allgemein brauchen könne. Sie versagt dem Kinde, das dieselben im allgemeinen nicht sicher und kraftvoll brauchen kann, allen Einfluß zur Scheinbildung einzelner Fertigkeiten und Gelenkigkeitskünste in Händen und Füßen. Auch ist sie im allgemeinen und beim einzelnen ihres Einflusses für alles, was das Kind selten bedarf, in dem Grade kraft- und reizlos, als wie in alle dem, was es täglich und stündlich und immer bedarf — kraftvoll, thätig, reizend und drangvoll wirkt. Sie stellt in ihrem Einflusse das Springen weit hinter das Gehen, und das Tanzen weit hinter das Springen; das Fechten weit hinter das Sägen, Schleifen und Hobeln, und das Reiten weit hinter das Schneiden, Dreschen und Mahlen zurück.

Man sage nicht, das Schneiden, Dreschen, Mahlen sind Handlungen des gesellschaftlichen und nicht des Naturmenschen. Der gesellschaftliche Mensch ist in Rücksicht auf den Einfluß der Natur zu seiner Bildung Naturmensch wie der Wilde. Die Natur, insofern sie selbst wirkt, wirkt im gesellschaftlichen Leben nach eben den Gesetzen, die sie im wilden Zustande unseres Geschlechtes befolgt, und sie hat bei dem gesellschaftlichen Leben in dem Grade mehr Entwickelungsmittel, als sie in demselben von dem reinen Gebrauche derselben mehr abgelenkt wird. Es ist indessen nichts weniger, als daß sie durch die Mithilfe des Hobelns, des Schleifens, des Mahlens und Dreschens von der Reinheit ihres Einflusses auf unsere diesfällige Bildung abgelenkt werde, denn diese aus den täglichen Bedürfnissen hervorgehende Thätigkeit ist vielseitig, mannigfaltig und abwechselnd.

Sie wird im Gegenteil durch den unorganisierten und mit dem Ganzen der Ansprüche der menschlichen Natur nicht in Harmonie gebrachten Gebrauch der selten gesellschaftlichen Hilfs- und Bildungsmittel, des Tanzens, des Fechtens und Reitens, weit mehr davon abgelenkt.

Je mehr daher die ursprünglichen Bildungsmittel des Körpers des Kindes in jedem Falle aus der Not und dem Bedürfnis seines eigenen Wesens ausgehen, desto naturgemäßer sind sie. Dieses ist in sittlicher und intellektueller Hinsicht eben also. Die Mittel zur physischen Gelenkigkeit nehmen in jedem Falle mit denjenigen zur sittlichen Ausbildung und der intellektuellen Gewandtheit den nämlichen Gang.

Dieser letzte Gesichtspunkt ist wesentlich, um die Vorzüge richtig würdigen zu können, die das Volk in Hinsicht auf seine Lage zur körperlichen Entwickelung vor den höheren Ständen unmittelbar voraus hat. Er muß bei der Industriebildung und unter Umständen, wo dringende Armut nötigt, die Kinder aus dem Gange einer reinen, aber langsam reifenden Entfaltung herauszureißen und sie mit Arbeiten zu beschäftigen, damit sie leben und Brot haben, besonders berücksichtigt werden. Für den Gang einer durchaus reinen und selbständigen Körperbildung ist hingegen damit noch wenig gewonnen, und wir müssen versuchen, in das durch die Natur im Kinde zur körperlichen Entfaltung Gegebene tiefer einzudringen.

Doch dies bedarf keines scharfen, sondern bloß eines einfachen Sinnes. Es liegt unmittelbar nahe.

Was die Natur allen Reizen der sinnlichen Not und des sinnlichen Bedürfnisses zum Grunde legt, wovon sie im Kinde selbst, als dem Mittelpunkte der sinnlichen Entwickelung, ausgeht, ist nichts anderes, als der Trieb des Kindes selber nach Thätigkeit. Seine Hand greift nach allem; es führt alles in den Mund. Seine Füße sind in unaufhörlicher Bewegung. Es spielt mit sich selber. Es spielt mit allem. Es wirft alles weg, wie es nach allem hascht. In diesem unaufhörlichen Streben nach Bewegung, in diesem Spiele des Kindes mit seinem eigenen Körper hat die Natur den wahren Anfangspunkt der körperlichen Kunstbildung, den Faden einer reinen, elementarischen, vollendeten Ansicht derselben gegeben.

Damit sich das Kind bewegen könne, gab die Natur demselben an allen Gliedern seines Körpers Gelenke. Seine

Spiele, seine Bewegungen, sein Thätigkeitstrieb sind offenbar nichts anderes als Gelenkübungen. Die Natur führt das Kind durch eine allmähliche Erweiterung seiner sinnlichen Thätigkeit zu einem stufenweise größeren Umfange seiner Gelenkfertigkeit. So wie das Kind vollkommen gelenksam und zu allen dem Körper möglichen Stellungen und Bewegungen geschickt ist, hat sie auch das Werk ihrer physischen Entwickelung an ihm vollendet.

Gehen wir nun weiter und betrachten wir das bis jetzt dargestellte Thun der Natur noch unter dem Gesichtspunkte, was sie dem Kinde in seinen notwendigen Umgebungen und Verhältnissen und vorzüglich durch seine Eltern ist und giebt, so finden wir denn eine hohe Übereinstimmung mit dem bisher Gesagten. Alles, was die Natur in das Kind selbst legte, was sie durch seinen Instinkt will, was sie durch Not und Bedürfnis erzwingt, das legte sie zugleich in seine Umgebungen, das will sie durch seine Mutter, dazu zwingt sie es durch seine Verhältnisse im häuslichen Kreise.

Bis auf einen gewissen Punkt ist die Ausbildung der Elementarmittel eine reine Folge der Natur des Kindes und seiner notwendigen Umgebungen. Für Herz, Geist und Körper gehen diese Mittel in jedem Falle von der lebendigen Liebe, die in der Mutter, von der Empfänglichkeit für Liebe, die in ihm lebte, aus und werden in der Mutter, wie in dem Kinde, durch die Not und die Bedürfnisse der Lage, die gleichsam der Boden ist, in dem sich ihre Liebe entfaltet, bestimmt und zur Kraft gebracht.

Umstände, welche auf die erste Entfaltung irgend eines Bildungsmittels wirken, erregen deshalb die menschlichen Kräfte in jedem Falle in ihrem ganzen Umfang. Alle ihre wahren Mittel sprechen das Kind in allen seinen Anlagen an. Forschen wir diesem Ursprunge der Elementarmittel und dem Gange ihrer natürlichen Entfaltung näher nach, so findet sich, die notwendige Besorgung des Kindes ist die gemeinsame Wurzel, von der die ganze Bildung des Menschen ausgeht. Diese ist dem Kinde von der Natur durch den Instinkt der Mutter gesichert.

Die Anfangspunkte der körperlichen Elementarbildung sind in dieser Hinsicht so leicht, so einfach und allgemein anwendbar, daß sie eigentlich gar nicht als eine Kunst angesehen werden können. Die höchste Einfachheit ist ihr Wesen. Jede Mutter kennt sie, jede Mutter treibt sie; sie macht ihr Kind zuerst auf

dem Tische, auf der Bank stehen, sie hält es an beiden Armen, dann stellt sie es auf den Boden, hält es nur an einer Hand, dann nur an einem Finger: es steht, dann muß es ihr auch gehen. Es kann dieses kaum, so muß es ihr auch auf dem Schoße stehen, es muß ihr mit dem Kopfe winken, es muß sich ihr biegen, es muß sich vor ihr neigen; der Vater geht weiter, er stellt es mit beiden Füßen auf seine Schuhe und schaukelt es in dieser Stellung. Er stellt einen Block in die Stube, die Kinder müssen auf ihn und über ihn springen, später müssen sie ihm auf die Bäume klettern, sie müssen ihm auf dem Eise schleifen, er dreht sie in die Runde, er macht sie die Kugel werfen, die Geißel schwingen u. s. w. Kurz, soweit die Anlagen und Triebe der physischen Natur des Kindes selber ihn führen, soweit benutzt er sie für sein Kind.

Unstreitig ist dieses Thun im Vater und in der Mutter für die körperliche Entwickelung des Kindes nichts weniger als einseitig. Eine Erhebung desselben zu allseitiger Bewegungsfähigkeit und Fertigkeit nach den Gesetzen seines Körperbaues liegt offenbar in seinem Wesen; Arme und Beine, Hände und Füße, alle Gelenke und Muskeln werden bald auf diese, bald auf eine andere Weise harmonisch, zwar bewußtlos, aber darum nicht minder in notwendiger Stufenfolge, geübt, in Thätigkeit gesetzt, und der ganze Körper mit allen seinen Gliedern zur Stärke und Ausdauer, zur Energie und Schwungkraft erhoben.

Nicht nur aber spricht die häusliche Naturgymnastik, die ich als die einzige Basis einer der menschlichen Entwickelung genugthuenden Kunstgymnastik ansehe, bloß in physischer Hinsicht die menschlichen Kräfte im ganzen Umfange an, sie spricht sie ebenso in intellektueller Hinsicht in diesem Umfange an. Man fasse das Thun der Mutter von dieser Seite näher ins Auge, und man muß sich überzeugen, das Kind wird durch dieselbe zu fester Aufmerksamkeit auf seine Umgebungen, es wird zu fester Aufmerksamkeit auf sich selber gereizt. Das Verhältnis der Dinge außer ihm zu seiner Kraft und seiner Kraft zu den Dingen außer ihm wird ihm zum klaren Bewußtsein gebracht. Die Mutter stärkt dieses Bewußtsein, indem sie das Kind mit den Namen der Gegenstände, die mit seinen Kräften in einem so wesentlichen Verhältnisse stehen, bekannt macht. Die Reize, die in diesen Übungen liegen, wecken das Kind allgemein zum freien, lebendigen Spiele der Beobachtung, sie bestimmen und dehnen den Kreis seiner Erfahrungen vielseitig aus, sie begründen

die Vernunft seines Daseins, sie machen es die Leiden und Freuden des Lebens kennen, sie bringen ihm, was wohl und was wehe thut, zum klaren Bewußtsein, und nehmen überall durch alle ihre Mittel den ganzen Umfang seiner geistigen Kräfte, seine Einbildungskraft, sein Erinnerungsvermögen, sein Kombinationsvermögen, seine Urteilskraft und seinen Erfindungsgeist in Anspruch.

Und nicht nur sein Geist, sondern auch sein Gemüt, auch sein Herz wird durch diese Übungen im ganzen Umfange seiner Kräfte und in seinen zartesten Berührungspunkten in Anspruch genommen und in Bewegung gesetzt. Vom Vater- und Mutterherzen ausgehend, können diese Übungen nicht anders, als Übungen der Kraft seines Herzens und seiner Liebe sein. Sie hangen mit allem, was das Kind wesentlich liebt, und mit allem in ihm lebendigen Reize der Liebe zusammen. Sie hangen mit dem ganzen Umfange seines geweckten Vertrauens, seines geweckten Dankes und der hohen Reinheit seiner Unschuld zusammen.

Aber nicht nur wecken und beleben sie diese ihm innewohnenden Gefühle, sie heben das Kind zur wirklichen Thatkraft aller dieser Gesinnungen und Gefühle empor, wenigstens, wo die Mutter noch der Natur nahesteht, wo der Glanz der Ehre und der Pfuhl der Geldkiste das Gottesband der häuslichen Verhältnisse noch nicht bis auf seinen letzten Faden zerrissen; wenigstens da, wo die ewigen und unzertrennlichen Glieder einer Haushaltung sich noch gegenseitig helfen und dienen, wo die gute Mutter ihren Säugling noch lieber auf den Armen seiner jungen Schwester, als auf denjenigen einer Viertels- oder Halbjahrmagd sieht, da kann das Kind, von seiner Unmündigkeit an, der liebenden Mutter vielseitig an die Hand gehen; es kann ihr dieses bringen, es kann ihr jenes wegtragen, es kann ihr etwas ausrichten, es kann den Säugling wiegen, es kann ihn auf die Arme nehmen, es kann ihn schaukeln, es kann mit ihm spielen, es kann ihn führen, es kann ihn tragen, es kann ihm an Mutterstatt sein, es berührt die hölzerne Puppe nicht mehr, höhere Freuden sind sein. Es bindet nicht der Puppe, es bindet dem Schwesterchen seine Strümpfe, es zieht nicht der Puppe, es zieht dem Brüderchen die Schuhe an. Seine physische Kraftanwendung ist in moralische Kraftanwendung übergegangen, es erntet den Dank der Mutter. Sein Bruder geht eben also seinem Vater an die Hand und erntet den Dank des Vaters. Die Seele der Kinder, die Seele des Mädchens, die Seele des

Knaben heben sich durch diesen heiligen Naturzusammenhang ihrer physischen Kraftübungen mit den sittlichen und intellektuellen höher empor.

Die Kunstbildung zur Entwickelung der physischen Fertigkeiten soll in diesem hohen Zusammenhange das allgemeine Beleben aller Kräfte der Menschennatur lehren. Es soll ihr nicht genug sein, den Menschen physisch zu entfalten, sie soll seine physische Entfaltung, eben wie es die Natur thut, mit der intellektuellen und sittlichen Entfaltung in vollkommene Harmonie bringen. Dadurch entfaltet sich ein bestimmter Anfangspunkt und eine eigentümliche Reihenfolge ihrer Übungen — deren Faden, wie ihn die Natur darbietet, wir nun näher ins Auge fassen.

Das Kind ist keine Pflanze, die bestimmt ist, ewig auf ihrer Wurzel zu stehen, und die von der Wurzel abgesondert nicht zu leben vermag. Im Gegenteil, die Bestimmung des Kindes ist, in allen seinen Kräften von den Erregungsmitteln, durch die sie entfaltet worden sind, unabhängig und selbständig zu werden. Aus der notwendigen Besorgung des Kindes, die die Wurzel seiner ganzen Ausbildung ist, entkeimt die Selbständigkeit, durch die es sich von dieser ablöst und ablösen muß, selber.

Es ist ein ewiges Naturgesetz unseres Geschlechts: sowie die Selbstthätigkeit des Kindes anwächst, wird die Notwendigkeit seiner Besorgung gemindert, sowie diese sich mindert, mindert sich auch der Instinkt oder der zwingende Naturtrieb der Mutter, es besorgen zu wollen, die Selbstbesorgung tritt an die Stelle.

Der Mutter Besorgung und Selbstbesorgung führt durch abgemessene Stufenfolge zur Selbständigkeit. Der Mittelstand, oder vielmehr der Übergangspunkt zwischen der angehenden Selbstbesorgung und der vollendeten Selbständigkeit ist Schulbildung, Kunstbildung und Berufsbildung. Die Selbstthätigkeit des Kindes, das sich über das Bedürfnis der Mutter Besorgung erhebt, nimmt in jedem Falle eine dreifache Richtung. Sie ist moralisch die Selbstthätigkeit der Liebe, sie ist geistig die Selbstthätigkeit des Denkens, sie ist physisch die Selbstthätigkeit des Körpers.

Soweit diese Selbstthätigkeit rein geweckt ist, soweit die Liebe, das Denken, die physische Bewegung des Kindes Folge der Besorgung ist, die es von seiner Mutter genossen, ist jede Äußerung der Gesamtheit der menschlichen Anlagen zugleich.

Jeder bildende Schritt, den Muttertreue, Muttersorgfalt hervorbringt, ist in seinem Wesen für das Ganze der menschlichen Natur bildend; er nimmt die Kräfte des Kindes sittlich, geistig und physisch zugleich in Anspruch. Die elementarische Reinheit des Anfangspunktes der sittlichen, intellektuellen, physischen Entfaltung unseres Geschlechts schmilzt die Gesamtheit dieser Mittel in ihren Resultaten in eins, in die Bildung der Menschheit im allgemeinen zusammen. In dieser Reinheit der elementarischen Anfangspunkte der menschlichen Bildung ist es in jedem Falle der Mensch als ein Ganzes, das ist, der ganze Mensch, der handelt. Jede dieser Anfangsübungen unserer Bildungen in allen drei Hinsichten ist in jedem Falle ein Ausfluß der menschlichen Natur als eines Ganzen in ihrem Ganzen.

Je mehr die Eltern eines Kindes der Natur gemäß leben, je mehr thun sie das für sich selber. Je mehr sie der Natur gemäß leben, je unverdorbener und unentstellter liegt der Reiz dazu in ihnen selber. Auch leben sie gewöhnlich eben darum der Natur gemäß, weil Reiz und Bedürfnis, ihrem Kinde nahe zu sein, in ihrer Lage und in ihren Umständen selbst liegen.

In der Mühseligkeit des gemeinen Lebens erscheint der Zusammenhang der Mutterbesorgung und der Selbstthätigkeit gleich wohlthätig für beide.

Die Besorgung, die die Kinder fordern, ist zahllosen Armen, wie bei allem, was sie thun müssen, um sich mit Gott und Ehren durch die Welt zu bringen, eine drückende Last. Sie sind genötigt, alles mögliche zu thun, daß sie nicht bloß sich selber besorgen, sondern noch ihnen an die Hand gehen können. Lachende Tochter, geh' in die Dörfer, siehe die welken Busen der Mütter. Siehe sie Nächte durchspinnen, um morgen für 2 Kreuzer Erdäpfel kaufen zu können, und dann denke dir, in welchem Grade die gebildete Selbstkraft des Kindes für seine arme Mutter eine Erleichterung ihrer Last sei.

Doch ich bleibe auf meiner Bahn. Die Kinder erhalten durch den Übergang vom Zustande einer liebenden Besorgung zur Selbstthätigkeit und Selbstbesorgung in sich selbst Kräfte, sich zu beschäftigen, sich zu belustigen, und das Gefühl des Bewußtseins dieser Kraft wird dann in ihnen zu einem lebendigen Reize, unabhängig und außer dem Kreise der elterlichen Besorgung selbstthätig zu existieren. Sie suchen Unterhaltung und Beschäftigung, sie suchen Verbindung außer dem Kreise ihrer häuslichen Schranken. Sie bedürfen, daß sich der Reichtum

ihres inneren Lebens und ihrer Triebe, daß sich die Kraft des Reibens ihrer Kräfte in ihren Umgebungen vermehre. Das geschieht durch die Ausdehnung des Kreises ihres Zusammenlebens und aller Genießungen und aller Leiden desselben. Die Reinheit ihrer Anfangsbildung, die hohe erhebende Mutterliebe ist für die Bildung des Kindes zu allem, was das Wollen und Weben auf unserer Dornen und Disteln tragenden Erde bedarf, nicht genug. Die Kinder müssen hinaus, von der mütterlichen Seite weg, unter diese Disteln und Dornen. Glücklich, wenn die gute Mutter sie an ihrer Hand in diesem sich erweiternden und kraftansprechenden Kreise hinführt.

Möchte es viele dieser Glücklichen geben, und möchten der Eltern wenige sein, die ihren Kindern nicht einmal für den Zeitpunkt, in dem sie die Natur ihnen ausschließlich vertraut, in der reinen Elementarbildung dieses Zeitpunktes genug thun können und wollen. Möchte es keinem an Sinn und an Bildung für die Erfüllung auch des ersten Anfangspunktes ihrer Pflicht fehlen. Aber wenn auch dieses ganz der Fall wäre, die Natur kann die Kinder um der Notwendigkeit ihrer eigenen Selbständigkeit willen nicht zu lange an ihrer Hand ihrer Führung überlassen. Sowie der Reichtum ihres inneren Lebens und der Kreis ihrer Erfahrung sich ausdehnt, tritt das Bedürfnis der Kunst ein, und Schulführung wird notwendig.

Und hier sind wir nun auf dem eigentlichen Punkte, auf das Wesen der Körperbildung, worauf wir in den Übungen unserer Anstalt*) hinarbeiten, hinzuweisen und dasselbe durch den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden mit Klarheit in die Augen fallend zu machen.

Diese Erziehungsgymnastik fängt nämlich da an, wo die allseitige harmonische Anregung der Herzens-, Körpers- und Geistesthätigkeit durch den mütterlichen Einfluß und die häusliche Entwickelung vollendet ist, da, wo die Geistes-, die Herzens- und die Körperthätigkeit anfangen, im Kinde selbständig zu erscheinen, und das Bedürfnis des Herzens des Kindes selbstständige Übungen des Herzens, das Bedürfnis seines Geistes

*) Zu Yverdun in der Schweiz.

selbständige Übungen des Geistes oder reinen Elementarunterricht, und das Bedürfnis seines Körpers ebenso selbständige Übungen des Körpers fordert.

So wie die Bildung des Herzens von diesem Standpunkte aus rein sittliche Übungen des Gehorsams, der Hingebung und der Gottesfurcht, die Bildung des Geistes hingegen rein geistige Übungen des Denkens und der Erkenntnis erheischt, so erheischt hinwiederum die Bildung des Körpers des Kindes von diesem Standpunkte aus rein körperliche Übungen der Kraftäußerung. Wie die Anfangspunkte und Elemente der reinen Herzensbildung im Gemüte des Kindes selbst liegen und nichts anderes sind, als die durch den mütterlichen Einfluß in ihm entwickelten Gefühle der Liebe, des Dankes, des Vertrauens und des Glaubens an etwas Höheres und Überirdisches, und wie hinwiederum die Anfangspunkte und Elemente der reinen Geistesbildung in seinem Geiste selbst liegen und nichts anderes sind, als das durch eben diese Entwickelung in ihm erzeugte Bewußtsein von Wort, Zahl und Form, und die Kraft, dieselbe selbst hervorzubringen, so liegen die Anfangspunkte und Elemente der Gymnastik hinwiederum im Körper des Kindes selbst und sind nichts anderes, als die Kraft der Gelenkbewegung und das Vermögen, dieselbe willkürlich vorzunehmen.

Das Wesen der Elementargymnastik besteht nach diesem in nichts anderem, als in einer Reihenfolge reiner körperlicher Gelenkbewegungen, durch welche der Umfang alles dessen von Stufe zu Stufe erschöpft wird, was das Kind in Hinsicht auf die Art und Weise seiner Stellung und Bewegung des Körpers und seiner Artikulationen vornehmen kann.

In diesen Übungen wird zwar bloß der Körper an und für sich selbst, und ohne alle weitere Rücksicht auf Bildung des Geistes und Herzens ins Auge gefaßt. Ihre selbständige Durchführung bis zur körperlichen Fertigkeit, d. h. Freiheit in allen dem menschlichen Leibe möglichen Gelenkbewegungen, führt jedoch nicht nur seiner Natur nach selbst wieder auf das Gebiet der intellektuellen und moralischen Bildung zurück und steht mit der diesfallsigen Elementarbildung der Kinder in Harmonie, sondern es ist eben der Zweck, es ist das letzte Ziel der Gymnastik, das Kind des Körpers halber wieder zur vollkommenen Einheit und Harmonie mit seinem Geiste und Herzen zurückzuführen, von der es ursprünglich

ausging, und welche bei der mütterlichen und häuslichen Entwickelung wesentlich statthat.

Werfen wir nach diesen Grundsätzen noch einen allgemeinen Überblick über dasjenige, was wir durch unsere gymnastischen Übungen beabsichtigen und vorbereiten, so besteht es wesentlich in folgendem:

Wir suchen eine Gymnastik, durch welche die Körperbildung, geistig betrachtet, selbst ein Mittel der Geistesbildung, sittlich betrachtet, hinwiederum selbst ein Mittel der sittlichen Entwickelung, und ebenso ästhetisch oder in Hinsicht auf die Kunstfertigkeiten des körperlichen Anstandes und der Schönheit betrachtet, ein Mittel der ästhetischen Entwickelung selbst wird.

In bloß körperlicher Hinsicht soll dieselbe notwendig und allgemein dazu führen, alle mit der Natur des Kindes gegebenen, in ihm wirklich vorhandenen physischen Anlagen und Fähigkeiten zu Kräften und Fertigkeiten zu erheben und ihm den freien selbständigen Gebrauch derselben zu verschaffen und zu sichern. Sie setzt zwar selbst die Gesundheit und eine regelmäßige Organisation als das notwendige Bedingnis ihrer eigenen Möglichkeit voraus; allein indem sie dies thut, hat sie sich hinwiederum als ein wesentliches Erhaltungs- und Beförderungsmittel derselben zu bewähren. Es ist dabei nicht bloß um einzelne Fertigkeiten des Fußes und der Hand, sondern um alle Fertigkeiten, die als Anlagen durch die Gelenke im Körper liegen, zu thun. Ferner müssen Stärke, Gewandtheit, Ausdauer oder Abhärtung und Mut, soviel es das Maß der Anlagen eines jeden einzelnen Zöglings gestattet, als notwendige Folgen aus ihr hervorgehen.

In intellektueller Hinsicht muß sie ebenso notwendig und allgemein geeignet sein, in dem Zöglinge eine vollendete Anschauung und ein lebendiges Bewußtsein seiner körperlichen Kräfte, der unveränderlichen Gesetze und des unendlich mannigfaltigen möglichen Gebrauches derselben zu erzeugen. Es muß dasjenige, was es körperlich thun kann und unter bestimmten Verhältnissen thun muß, so bestimmt einsehen, als es auf dem Gebiete der geistigen Erkenntnis durch die Elementarbildung dahin gebracht wird, die Notwendigkeit seines Verfahrens beim Beobachten, Denken und Vergleichen eines Gegenstandes einzusehen.

In ästhetischer Hinsicht muß die Körperbildung beim Zöglinge nicht nur die Formen der Stellung und des An-

standes, welche die Würde der Menschennatur und ein vollendetes Dasein fordern, erzeugen. Es müssen auch die besonderen Kunstfertigkeiten, z. B. des Tanzes, des Fechtens, kurz alles dessen, was dazu gehört, im gesellschaftlichen Leben mit Anstand und Ehre zu erscheinen, aus ihr sich entwickeln und gleichsam von selbst herausfallen.

In sittlicher Hinsicht hat die Elementargymnastik eine geringere Aufgabe, als der Vernunft und dem guten Willen des Zöglings eine der Natur und den Gesetzen des Körpers angemessene, aber nach diesen Gesetzen unbedingt freie und selbstständige Herrschaft über denselben zu verschaffen. Das Kind soll, durch sie seiner Glieder Meister, eine Macht über dieselben und über seinen Leib, als über das Werkzeug seiner Seele, behaupten, die es fähig mache, jedem Gebote der Pflicht zu gehorchen.

In Hinsicht auf die Berufskraft muß sie das Kind notwendig dazu tüchtig machen, alle diejenigen einzelnen Fertigkeiten sich mit ebenso viel Leichtigkeit als Sicherheit anzugewöhnen, die jede besondere Berufs- und Lebensweise, welche es sich zur seinigen wählt, fordert. Aber nicht nur dieses. Sie muß auch, wie sie das Kind an sich selber in seiner Kraft und Gewandtheit und in der Unerschöpflichkeit der ihm möglichen Bewegungen eine Menge von Hilfsmitteln zu seiner Verteidigung, zu seinem Schutze und zum Angriffe ahnen lehrt, auch die Unerschöpflichkeit der äußerlichen, ihm zu jeder Arbeit von der Natur dargebotenen Hilfsmittel und Werkzeuge ahnen lehren. Sie muß es, wie mit Gegenwart des Geistes auf alle Fälle, so mit Bestimmtheit, mit Beobachtungsgeist und mit Nachdenken, den Mechanismus seiner Arbeiten und Werkzeuge zu vereinfachen und zu vervollkommnen, erfüllen.

Aus diesen Grundsätzen nun entstand die folgende Reihenfolge körperlicher Übungen in unserer Anstalt. Diese Reihenfolge fordert vom Lehrer schlechterdings nicht anderes, als daß er in gehöriger Ordnung und mit allseitiger, der Natur, dem Alter und den Fortschritten des Zöglings angemessener Erweiterung den Zögling alle ihm möglichen Bewegungen des Körpers und der einzelnen Glieder vornehmen lasse, bis er zur vollkommenen Herrschaft über alle diese Bewegungen und zur anhaltenden Kraft in denselben gelangt ist. Sie fordert vom Zöglinge nichts anderes, als daß er diese Bewegungen

mit Aufmerksamkeit so lange übe, bis er darin gewandt und kräftig ist.

Durch diese Einfachheit fallen zugleich alle Bedenklichkeiten weg, die man aus ökonomischen und zum Teil auch aus sittlichen Gründen gegen gymnastische Übungen erheben könnte. Die Gymnastik erfüllt dadurch die Forderung, die ein durch die Methode gebildeter Jüngling bei Anlaß eines Gespräches über den Unterricht in der Musik als den Maßstab aller echten Mittel der Elementarbildung aufstellte, indem er die bedeutungsvolle Bemerkung machte: „Alle Elementarbildungsmittel seien nicht einfach und naturgemäß, solange der Lehrer im Anfange etwas anderes bedürfe, als lediglich das Kind selber und was es an sich hat, ist und kann."

Dieses Entwickelungsmittel ist auch offenbar kein anderes, als dasjenige, was Eltern und Lehrer bisher mehr oder minder geübt haben, indem sie ihre Kinder stehen, gehen, essen, trinken, heben 2c. lehrten. Sie thun und thaten nie etwas anderes, als daß sie das Kind in Bewegung setzen und seine Gelenksamkeit üben und befestigen. Nur geschah es mit mehrerem oder minderem Bewußtsein, mit größerem oder geringerem Umfange. Es ist ferner kein anderes, als dasjenige, was die Natur selbst bei den Kindern anwendet. Ihr Trieb ins Freie, ihre Balgereien, ihr Hin und Herschleudern der Hände und Füße, ihr Krümmen und Beugen des ganzen Körpers, wofür sie in den Schulen oft so hart und unbarmherzig gezüchtigt werden, ist eben der deutlichste Fingerzeig der Natur, wo die Erziehung ihre Kunst ihr aus den Händen nehmen und ihr angefangenes Werk vollenden soll. Die folgenden Übungen sind durchaus nichts anderes, als ein Ergreifen dieses Fadens der Natur, als eine selbständige und freie Erweiterung ihres notwendigen Thuns in Eltern und Kindern, und unterscheiden sich von ihm nur dadurch, daß sie den blinden Instinkt zum Bewußtsein erheben, und die Regellosigkeit, Abgebrochenheit und Zerstückelung seines Wirkens einer zum Bewußtsein gebrachten Notwendigkeit und einer vernunftmäßigen Ordnung und Gesetzmäßigkeit unterwerfen.

Was daher auch in der Ansicht oder in der Stufenfolge und Erweiterung des Ganges Neues läge, die Sache selbst ist wesentlich nicht neu, sondern so alt, als das Menschengeschlecht. Wollte also jemand über das Neue mit uns rechten, so geben wir ihm seine Meinung Preis. Die Frage ist nur, ob die ordnende und bindende Regel alles dessen, was das

Menschengeschlecht von jeher für die körperliche Entwicklung geleistet hat, sowie für alles, was in dieser Rücksicht in der Menschennatur selbst liegt, hier praktisch aufgestellt sei?

Die Leichtigkeit der Ausführung fällt übrigens in die Augen. Das Bildungsmittel und der Übungsplatz sind überall und in jedem Augenblick, wo das Kind und die Mutter oder der Lehrer auch sind. Jede Mutter, jeder Vater, jeder Lehrer kann die Übungen vornehmen, wenn er nur einsieht, warum es zu thun ist. Er kann auch gewiß sein, daß diese selbst, soweit er sie gehörig übt, ihn von Stufe zu Stufe weiter führen, und daß die Kinder ihm Anlaß geben werden, den Umfang der Übungen immer mehr zu erweitern.

Auf dem allereinfachsten und faßlichsten Wege kann er durch die Frage dazu kommen: Was für Bewegungen kann ich mit jedem einzelnen Gliede meines Körpers, bei jedem einzelnen Gelenke desselben vornehmen? Nach was für Richtungen können diese Bewegungen stattfinden, und in welchen Lagen und Stellungen? Wie können die Bewegungen mehrerer Glieder und mehrerer Gelenke miteinander verbunden werden?

Was wir im Verfolge vorlegen, ist nur der Anfang der Beantwortung dieser Fragen, der erste und einfachste Kursus der Elementargymnastik. Allein der aufmerksame Beobachter kann leicht schon in ihm finden, was wir oben forderten, was bei weiteren Fortschritten unverkennbar hervorleuchten wird, nämlich wie sehr dieselben auch mit der Anregung der übrigen, freilich noch durch ganz andere Mittel zu entwickelnden intellektuellen, ästhetischen, sittlichen Anlagen der Kinder, sowie mit seinen häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen und Bedürfnissen übereinstimmen.

Wer indessen diese Übungen einfältig, d. h. nach unserem Sinne kindlich fände, der hätte es ganz und besser, als er es weiß, getroffen. Lächerlich mögen sie nur denen vorkommen, die weder die Kinder noch ihre Bedürfnisse kennen, noch wissen, zu welcher körperlichen Kraft und Selbständigkeit sie führen. Man lachte auch über die ersten Übungen der Einheitentabelle, erstaunte aber darum nicht minder über die Resultate, zu denen sie leiten, und zu deren Erzielung sie ebenso notwendig sind, als das Treten auf die unterste Sprosse der Leiter, um auf die höchste zu gelangen.

Dürfen wir wenigstens die Resultate unserer bisherigen, zwar nur kurzen, etwa halbjährigen Erfahrung anführen, so können wir versichern, daß die Zöglinge die Sache mit der höchsten Munterkeit und lebendiger Lust treiben. Sie haben dadurch nicht nur an Gewandtheit überhaupt, sondern sichtbar an Mut und geistiger wie körperlicher Energie gewonnen. Bei denjenigen von ihnen, welche am meisten unbehilflich, träge und unthätig schienen, sind heilsame Veränderungen vorzüglich sichtbar, und bei mehreren sehr auffallend.

Doch wir kommen zur Darlegung der Übungen selbst; diese werden wir bloß allgemein nach Lage, Form und Richtung der Stellung beschreiben, ohne uns um eine künstliche und schulgerechte Darstellung zu bekümmern.

Der Lehrer versammelt entweder in einem Schulzimmer, oder noch besser auf einem freien, ebenen Platze, wo am besten Gelegenheit dazu ist, die Kinder in einem Kreise um sich her. Sie selbst stehen in einer so weiten Entfernung voneinander, daß sie, ohne ihre Stellung zu verändern, Hände und Füße frei, ohne einander zu berühren, ausstrecken können. Ihre Kleider müssen dabei weit genug sein, um ihnen eine vollkommen ungehinderte Bewegung zu gestatten. Auch wird das Oberkleid während der Übung auf die Seite gelegt.

Stellung.

Der erste Gegenstand der Aufmerksamkeit nun ist, wie es im „Buche der Mutter" der Körper als das Ganze ist, hier die Stellung und Haltung des Körpers als eines Ganzen.

Der Lehrer läßt zuerst alle Zöglinge eine gerade, feste, aufrechte Stellung annehmen.

Diese Stellung ist gleichsam die Basis der folgenden Reihenfolge der Bewegung oder des ersten Kursus der Gymnastik. Indem in diesem Kurse die Artikulation der einzelnen Hauptteile und Glieder geübt wird, verbleibt das Kind mit den übrigen ruhigen Teilen unverändert in derselben, was wir hier ein- für allemal bemerken.

Der Lehrer muß sich, sowohl was Stellung, als was Bewegung betrifft, vor ordonnanzmäßiger Steifheit hüten, er muß die Kinder frei behandeln und ihnen einen gehörigen Spielraum

lassen. Alles Steife und Gezwungene würde dem Zwecke der Übungen und dem Geiste der Behandlung nachteilig sein. Vollkommene Regelmäßigkeit ist erst ihr letztes Resultat. Die pädagogische Gymnastik unterscheidet sich vorzüglich auch dadurch von der militärischen, daß sie liberal ist.

Die erste Übung, oder vielmehr das erste Tempo der Übungen unseres Zöglings ist: sich in obige Stellung zu versetzen, das Ausharren in derselben ist das zweite. Die Übungen der Gymnastik teilen sich daher durchgehends in zwei Rücksichten, in die Bewegung und in die Dauer derselben. Diese ist nicht minder anstrengend, als jene. Jene erzeugt das Können oder die Fertigkeit, dieses die Kraft und die Ausdauer. Beide, die Fertigkeit und die Ausdauer, müssen schon vom ersten Schritte an unzertrennliche Gefährten sein, und ohne ihre Vereinigung bliebe die Körperbildung einseitig. Es gilt daher ebenfalls von allen folgenden Bewegungen, daß der Lehrer das Kind in der gemachten Bewegung auch einige Zeit, und zwar im Verhältnis zu seiner steigenden Kraft verharren lassen muß.

A. Gelenkbewegungen mit dem Kopfe.

Die eigentliche Übung in der Gelenkbewegung fängt nun nach der Reihenfolge des „Buches der Mutter“ mit dem Kopfe an, als einem Hauptteile des Körpers, der eine einfache und leichte Bewegung und zugleich einen ziemlich vielfachen Spielraum der Bewegungen gestattet.

Der Lehrer fragt: Könnt ihr den Kopf bewegen? — — Wie könnt ihr ihn bewegen?

Die Kinder machen verschiedene Bewegungen mit dem Kopfe. Der Lehrer hebt eine nach der anderen heraus und sagt, indem er den Kopf gerade aus vor sich auf die Brust senkt: vorwärts; indem er denselben hinter sich, gegen den Nacken zu bewegt: rückwärts; indem er ihn seitwärts gegen die rechte Schulter bewegt: seitwärts rechts; indem er ihn gegen die linke Schulter beugt: links.

Alle diese Bewegungen können nach allen Seiten geschehen, indem der Kopf bei jeder eine schiefe Lage oder Stellung zum Körper annimmt.

Haben die Kinder diese Bewegungen vorgenommen und einigemal wiederholt, so fragt der Lehrer: ob sie nichts weiter mit dem Kopfe vornehmen können.

Hier verfallen die Zöglinge gewöhnlich von selbst auf das Drehen desselben.

Diese Bewegung ist zweifach.

I. In aufrechter Stellung des Kopfes auf dem Halse.

Bei dieser dreht sich der Kopf auf eine solche Weise um sich selbst, d. h. um seine Achse, daß der Mittelpunkt des Halses unten und des Scheitels oben zwei feste Punkte einer Linie bilden, um die sich alle übrigen Teile bewegen. Sie geschieht

a. von der Rechten zur Linken,

b. von der Linken zur Rechten.

II. In schiefer Stellung des Kopfes.

Hier dreht sich der vorwärts gebogene Kopf um das Halsgelenk als um seinen Angel. Auch sie kann von einem zweifachen Anfangspunkt ausgehen, nämlich

a. von der rechten,

b. von der linken Seite.

Diese Übungen enthalten die einfachsten Gelenkbewegungen des Kopfes.

Kombination der Kopfbewegung.

Es wird nun zur Verbindung mehrerer der bisherigen Bewegungen in eine fortgeschritten.

Diese Verbindungen sind: bei der Seitenbewegung des Kopfes:

I. a. vorwärts und rückwärts, und umgekehrt,

b. seitwärts rechts und links, und umgekehrt.

II. Die Verbindung dieser zusammengesetzten zwei Übungen zu einer von fünf Richtungen der Artikulation: vorwärts, rückwärts, gerade, rechts, links.

Aufgabe: Wie vielfach sich der Anfangspunkt dieser Übungen verändern lasse?

Bei der Kreisbewegung des Kopfes oder dem Drehen desselben ist nur die einfache Verbindung von I. und II. oder des Drehens um seine Achse und um seinen Angel möglich, wobei gleichfalls die angegebenen Veränderungen der Anfangspunkte der Bewegung von rechts oder links stattfinden.

Bewegung des Kopfes nach einer willkürlich angenommenen Stellung.

Die Lage und die Richtung des Kopfes bei den bisher dargestellten Bewegungen ist in Hinsicht auf die gewöhnliche Stellung des Menschen natürlich und notwendig. Die Bewegungen selbst

liegen wesentlich in der Artikulation des Halses, und der Kopf muß die beschriebene Lage und Richtung annehmen, wenn das Kind sie soll vornehmen können. Dieser kann aber auch noch eine willkürliche Stellung annehmen, die von den vorzunehmenden Bewegungen unabhängig ist, und den Kreislauf der letzteren, wie er oben angegeben ist, darin aufs neue durchlaufen.

Diese Stellung kann sein: a. auf die Brust gesenkt, b. auf den Nacken gebogen, c. auf die rechte oder linke Schulter gelegt.

Für die Gymnastik der Kopfbewegung selbst liegt weiter nichts Neues darin, und es ist darum nicht nötig, diese Übungen weitläufig vorzunehmen.

Hingegen gehört es wesentlich zur harmonischen Menschenbildung, das Kind zur Anschauung und zur deutlichen Unterscheidung des Notwendigen und Willkürlichen im allgemeinen, folglich auch in diesem Teile seiner Selbstthätigkeit zu bringen. Es muß deswegen, jedoch nicht zu früh, auf das Notwendige und die Willkür in den Stellungen aufmerksam gemacht werden.

Übung einzelner Teile des Kopfes.

Diese gehört ganz und gar nicht zur Gymnastik. Vielmehr widerstreitet sie dem wesentlichen Begriffe derselben als der Kunst der Gelenkübung. Auge und Ohr werden freilich mittelbar, das erste besonders durch Richtung des Blickes nach allen Seiten, geübt. Allein als Sinne gehören sie zu einer ganz anderen und selbständigen Reihenfolge von Erziehungsmitteln, nämlich zur reinen Sinnesübung. Noch viel weniger können die Speisewerkzeuge 2c. auf die Würde eines Gegenstandes der Gymnastik Anspruch machen.

Physischer Nutzen der bisherigen Übung.

Der Nutzen dieser Gelenkbewegungen besteht außer dem Zwecke der Gymnastik noch besonders darin, daß sie a. vor dem Schwindel sichern; b. daß sie die Halsmuskeln und den Nacken sehr stärken und gegen die Eindrücke und Nachteile des Tragens auf dem Kopfe u. s. w. abhärten.

B. Gelenkbewegungen des Rumpfes.

Die Bewegung des Rumpfes beruht:
a. auf dem Hüftgelenk,
b. auf dem Kreuz und den Rückengelenken.

In Hinsicht auf erstere findet sie statt:

I. bei gerader Richtung:
   a. vorwärts,
   b. rückwärts,
   c. rechts,
   d. links, und umgekehrt nach allen Seiten.

II. Bei der Kreisbewegung oder durch das Drehen:
   a. rechts,
   b. links,
   c. rechts und links.

In Hinsicht auf die Kreuz- und Rückengelenke kann jede Bewegung mit gestrecktem Rücken vorgenommen werden

a. vorwärts und rückwärts,
b. seitwärts rechts und links.

Hier tritt entweder der Unterleib und die Brust heraus, und der Rücken herein, oder umgekehrt der Rücken heraus, und Leib und Brust werden eingezogen. Ebenso bildet bei den Seitenbewegungen jede Seite abwechselnd die in einem Bogen heraus- und die hineintretende oder hohle Seite.

In Rücksicht auf die angrenzenden Teile kommt bei diesen Bewegungen in Betrachtung:

I. der Kopf. Dieser kann dabei
   a. seine gerade Stellung auf dem Rumpfe behalten,
   b. dieselbe verändern, und zwar nach dem Umfange der oben durchgeführten Kopfbewegung.

Im Anfange bleibt man bei der ersten Stellung.

II. Die Arme. Da mit diesen noch keine weiteren Übungen vorgenommen worden sind, so wird auf sie keine andere Rücksicht genommen, als die, welche die Veränderung der Stellung des Rumpfes natürlich herbeigeführt: diese sind ebenfalls zweifach, und zwar:

a. Anschmiegung derselben an die Hüften und an die Seiten,
b. das freie Herabhängenlassen derselben, und zwar a. bei vorwärts gebogener Stellung vorn, b. bei rückwärts gebogener Stellung hinter dem Rücken.

Verbindung der Bewegungen.

Diese faßt in sich:

I. Als bloße Rumpfbewegung

a. die Verbindung der Seitenbewegungen des Rumpfes miteinander,

b. ebenso der Kreisbewegungen desselben,

c. Vereinigung der Bewegung durch das Hüftgelenk mit der durch die Rückengelenke.

II. Als Verbindung derselben mit anderen Teilen faßt sie zugleich die Kopfbewegung in sich, die nach der ganzen Reihenfolge der letzteren mit der Rumpfbewegung in Verbindung gebracht werden kann.

Physischer Nutzen der Rumpfgelenkbewegungen.

Außer der gymnastischen Übung und Stärkung der Bewegungsfertigkeit zählen wir hierher:

a. die Ausdehnung und Stärkung der Brust,

b. die Stärkung der Muskeln des Unterleibes als Schutzmittel gegen Brüche.

C. Gelenkbewegungen der Arme.

Da der Arm in seinem Verhältnis zum Körper an seinem Anfangspunkte in der Schüssel des Achselbeines liegt und auf eine solche Weise an den Mittelpunkt desselben geheftet ist, daß er vom entgegengesetzten Endpunkt, den Fingerspitzen aus, sich nach allen Seiten und in allen Richtungen frei bewegen, oder geschwungen werden kann, so fängt auch die Gymnastik des Armes natürlich mit den Übungen des Achselgelenkes und den Schwingungen des ganzen Armes von demselben aus an.

Der Lehrer fordert die Zöglinge dazu auf und läßt sie dasselbe einigemal vornehmen.

Hieraus entwickelt sich zuerst eine zweifache Verschiedenheit der Achselgelenkbewegung, nämlich nach gerader Richtung des Armes vorwärts, rückwärts u. s. w., und nach krummer Richtung desselben, so daß im ersten Falle die Fingerspitzen die Sehne eines Kreisbogens und im zweiten Falle einen ganzen Kreis beschreiben. Wir wollen hier die erstere für einmal die

geradlinige, die zweite die kreislinige Bewegung nennen, obgleich die Benennung nicht vollkommen paßt.

1) Geradlinige Schwingbewegung des rechten Armes. Das Allgemeine dieser Bewegung besteht in geradem vorwärts und rückwärts Auf- und Abschwingen des Armes. Hieraus entwickeln sich drei einzelne bestimmte Standpunkte oder Lagen des Armes, von denen aus diese Übung vorgenommen werden muß. Die erste ist die senkrecht herabhängende; die zweite die wagrecht ausgestreckte; die dritte die senkrecht in die Höhe gehobene.

Das Herabhängen der Hand, als Basis genommen, fordert die Bewegung

a. vorwärts, und zwar gerade hinaus bis zur horizontalen Stellung, so daß der Arm mit der rechten Seite des senkrechtstehenden Leibes einen rechten Winkel bildet;
b. rückwärts, daß er einen spitzen Winkel damit bildet.

Es hier bis zur horizontalen Stellung, folglich zum rechten Winkel zu bringen, ist nur durch große Übung möglich.

c. seitwärts rechts so, daß der Arm, in gleicher Richtung mit der Brust, mit der Seite des Körpers einen rechten Winkel bildet;
d. so daß er in gleicher Richtung einen stumpfen und mit der rechten Seite des Kopfes einen spitzen Winkel bildet. Auch diese Bewegung kann bis zur senkrechten Stellung des Armes gebracht werden;
e. seitwärts links, und zwar

I. mit gerade herabhängendem Arm
a. vor dem Rücken,
b. hinter dem Rücken.

II. Die vorwärts ausgestreckte Hand, oder die obige Stellung a. als Basis angenommen,

a. hinab, so daß der Arm sich an den Schenkel anschließt;
b. hinauf, so daß er mit der ganzen rechten Seite des Körpers eine senkrechte Linie bildet;
c. seitwärts gegen den Rücken, d. h. rückwärts. Hier kann es das Kind bis zum rechten Winkel mit dem Rücken bringen;

d. seitwärts gegen die Brust, d. h. vorwärts, so daß der Armmuskel gerade über die Brust zu liegen kommt.

III. Die in die Höhe gehobene Hand, oder b. Nr. II. als Mittelpunkt genommen,

a. vorwärts hinab bis zu Nr. II.;
b. rückwärts hinab;
c. rechts vom Kopfe hinauswärts;
d. links, und zwar 1) gegen den Kopf, 2) hinter den Nacken, 3) vor das Angesicht.

In diesen Bewegungen kann eine gewisse Willkür der Entfernung und des Umfanges, den man ihnen in Hinsicht auf den Körper geben will, stattfinden. So kann man z. B. die Mitte des Abstandes der Hand vom Körper bei der Bewegung derselben vor und hinter dem Rücken größer oder geringer machen. Allein das alles ist hierbei ganz zufällig und hat auf den Gang der Übungen weiter keinen Einfluß. Es ist vielmehr wesentlich dem Faden des Notwendigen oder durch die Natur selbst Bestimmten zu folgen, indem alles Willkürliche von selbst hinein- oder aus ihm herausfällt.

2) Kreisbewegung des rechten Armes als Schwengel vermittelst der Übung des Achselgelenkes.

Das Allgemeine dieser Bewegung besteht in der runden Schwingung des Armes um seinen Anheftungspunkt in der Achsel überhaupt, so daß derselbe vom Mittelpunkt oder dem Achselgelenk aus auf allen Punkten eine Kreislinie beschreibt.

Hier findet die nämliche dreifache Basis der Übungen statt. Sie müssen gleichfalls vorgenommen werden:

a. von der senkrecht herabhängenden,
b. der wagerecht ausgestreckten,
c. der senkrecht in die Höhe gehobenen Stellung des Armes aus.

Von jeder dieser Stellungen aus findet wieder eine zweifache Verschiedenheit statt:

I. der Richtung,

a. rechts,
b. links;

II. des Umfanges. Die Kinder fangen an a. mit der Beschreibung des kleinsten Kreises und schreiten fort zum größten, b. mit der des größten und enden mit der kleinsten.

Außer der bisherigen Ansicht des Armes in Hinsicht auf das Achselgelenk als eines Schwengels, bietet er noch eine andere Ansicht dar als eine Walze oder Welle durch das Vermögen, das er besitzt, sich um sich selbst oder seine zwei äußersten Endpunkte als um Angeln herumzudrehen.

Diese Bewegung bietet zwei Verschiedenheiten dar:

a. bei der Stellung, die oben angegeben ist,
b. der Richtung von rechts nach links.

Mit dieser Gelenkbewegung, dem Drehen des Armes um sich selber, sind die Elemente zu einer vierfach verschiedenen Wiederholung der ganzen obigen dreifachen Reihenfolge der geradlinigen Übungen des Armes gegeben.

Sie können nämlich vorgenommen werden:

I. in der natürlichen Lage des Armes im Gelenk, so daß die flache Hand gegen die rechte Seite des Körpers gerichtet ist;

II. mit vom Daumen aus links gedrehtem Arm, so daß bei herabhängendem Arme die innere Seite der flachen Hand mit dem Rücken, und die äußere Seite mit dem Angesicht parallel läuft, bei erhobenem Arm hingegen das Umgekehrte stattfindet;

III. mit vom Daumen aus rechts gedrehtem Arm;

IV. mit links ganz herumgedrehtem Arm, so daß die innere Seite der flachen Hand auswärts gekehrt ist. Bei gehöriger Fertigkeit im Drehen des Armes läßt sich die nämliche Übung auch beim Rechtsherumdrehen des Armes vornehmen.

Alle diese Bewegungen beruhen, außer dem Gelenke selbst, besonders auf der Schnellkraft des Armmuskels, der dadurch äußerst bearbeitet und gestärkt wird. Der Lehrer muß aber hier besonders aufmerksam sein, daß dieser wirklich von den Zöglingen geübt werde, und daß sie nicht, statt den Arm im Achselgelenk herumzudrehen, sich der Hand- und Ellbogengelenke bedienen. Dieses ist um so notwendiger, da letzteres viel leichter, das erste hingegen, wie auch die gegenwärtige Übung

beweist, eines der wesentlichsten Gelenke des ganzen Körpers ist, obgleich dasselbe bei vielen fast ganz unentwickelt bleibt.

Wir können, um nicht allzu weitläufig zu sein, hier die Reihenfolge, die sich damit vornehmen läßt, nur im allgemeinen angeben. Ihre durchgeführte Darstellung gehört in ein vollständiges System, das wir an einem anderen Orte zu liefern gedenken, und ist für die Anwendung der Sache um so weniger nötig, da sie jeder bei geringem Nachdenken selbst finden kann.

Man kann miteinander verbinden:

I. a. die geradlinigen Bewegungen untereinander,
b. die kreisförmigen,
c. die Achsel- oder Angelbewegungen;

II. a. die geradlinigen mit den kreisförmigen zugleich,
b. mit den Angelbewegungen zugleich,
c. die kreisförmige mit der Angelbewegung zugleich,
d. alle drei Arten miteinander.

In Hinsicht auf beide können verbunden werden:

a. die Stellungen des Armes,
b. die Richtungen,
c. der Anfangspunkt der Bewegung.

Verbindung der Bewegungen des Armes mit anderen Teilen des Körpers.

Hierher gehört:

I. die Schulter; und zwar
a. durch das Heben der Schultern oder des Schulterblattes mit dem Arm,
b. Senken desselben,
c. das Vorwärts- und
d. das Rückwärtsbewegen.

Die letzte Übung ist besonders für den Oberleib und die Brust wohlthätig.

Hierzu kommt noch:

II. die Verbindung dieser Bewegungen mit denen des Rumpfes, wie sie oben aufgestellt sind;

III. mit denen des Kopfes. Die allmähliche Erweiterung der Stufenfolge dieser Verbindung ist ganz besonders entwickelnd,

sie darf aber nicht zu weit und zu sehr ins Detail getrieben werden, bis die Artikulationen aller Glieder im einzelnen durchgenommen worden sind.

Auf gleiche Weise nun werden am Arme durchgeführt die Bewegungen

a. des Ellbogengelenkes. Der Spielraum dieses Gelenkes ist weit beschränkter, als der des vorhergehenden. Es ist daher nicht nötig, etwas darüber zu sagen, indem es nichts Neues darbietet, und ganz der Gang des vorigen befolgt wird;

b. des Handgelenkes; dies verdient gleichfalls vorzügliche Aufmerksamkeit und anhaltende Übung;

c. der Fingergelenke. Auch hier sind die Verbindungen und Absonderungen der Bewegungen, so wie überall, das Schwerste und darum besonders zu berücksichtigen.

Die Gelenkübung des linken Armes ist, das Verhältnis der Seite abgerechnet, mit der des rechten vollkommen die nämliche, sie wird auch ebenso betrieben.

Sowie die Artikulation jedes Armes einzeln durchgeführt ist, so wird die Reihenfolge der Übungen mit beiden Armen so wie mit den einzelnen vorgenommen.

Dieses geschieht:

a. nach gleicher Richtung vorwärts, seitwärts, bei gleicher Gelenkbewegung;

b. nach ungleicher Richtung bei gleicher Gelenkbewegung, z. B. daß der rechte Arm vorwärts und der linke rückwärts, oder umgekehrt ausgestreckt wird;

c. nach gleicher Richtung bei ungleicher Gelenkbewegung, z. B. der rechte Arm wird vom Achselgelenk, und der linke vom Ellbogengelenke aus vorwärts gestreckt;

d. nach ungleicher Richtung bei ungleicher Gelenkbewegung;

e. indes die linke Hand vorwärts vom Ellbogen aus sich bewegt und eine Faust macht, streckt sich die rechte der Länge nach nach hinten.

Zusammengesetzte Übungen dieser Art sind nun schon ziemlich schwer, sie werden aber durch alles Vorhergehende ungemein leicht und erfordern die größte Aufmerksamkeit von den Zöglingen, die sie ihnen aber gern widmen, weil sie äußerst interessant sind. Auch zeigt sich der Nutzen der letzteren Zusammensetzungen fürs gemeine Leben unverkennbar, indem in demselben tausend Dinge vorkommen, die verschiedenartige oder zusammengesetzte Bewegungen und Stellungen zugleich erfordern, z. B. das Stoßen mit der einen und das Tragen mit der anderen Hand.

D. Gelenkbewegungen der Beine.

Auch diese Übungen liegen ganz in dem Wesen des bisherigen Ganges. Wir heben daher gleichfalls nur das Wesentliche aus denselben heraus, indem wir unsere Leser bitten, das bisher Dargestellte zugleich auf diese Teile des menschlichen Körpers anzuwenden. Die erste Aufmerksamkeit erhält auch hier das Hüftgelenk, dann das Knie-, dann das Fuß- und endlich die Zehengelenke.

Die geradlinige Bewegung jedes Beines in derselben nach allen Richtungen ist zweifach:

I. frei, so, daß der Fuß den Boden nicht berührt, sondern von demselben in einer beliebigen Höhe entfernt gehalten wird:

II. so, daß der Fuß den Boden berührt und nach vollendeter Bewegung auf demselben aufgestellt wird. Dies letztere ist auf eine vielfache Weise möglich:

a. daß das Kind mit dem ganzen Fuße auftritt,
b. daß es sich auf die Ferse stellt,
c. auf die Fußspitzen oder Zehen,
d. auf die rechte Seite des Fußes, wobei das rechte Bein auswärts, das linke gegen das rechte gebogen wird,
e. auf die linke Seite des Fußes, wobei das rechte Bein einwärts gegen das linke, das linke auswärts sich biegt,
f. endlich so, daß bei rückwärts gebogenem Unterbein der obere Teil des Fußblattes auf dem Boden ruht.

Die aufrechte Stellung, die in allen diesen Übungen vorausgesetzt wird, fordert notwendig, daß, währenddem der erste Fuß bewegt wird, der andere unterdessen das ganze Gewicht des Körpers trage.

Die Übung, die daher den einen entwickelt, stärkt den anderen.

Die Bewegung jedes einzelnen Gelenkes geschieht wie bei allen vorigen:

1) für sich,
2) in Verbindung mit anderen,
3) in gerader Linie nach allen Richtungen,
4) in kreisförmiger Linie,
5) in der Achsenbewegung oder dem Drehen um sich selbst u. s. w.,
6) in der Vereinigung mehrerer geradliniger für sich,
7) in Verbindung letzterer und der kreisförmigen,
8) in Verbindung der Bewegung der übrigen Glieder mit den Füßen zugleich:
   a. des Kopfes,
   b. des Rumpfes,
   c. der Arme.

Diese Verknüpfungen der Bewegungen einzelner Hauptteile des menschlichen Körpers finden wiederum gedoppelt statt, nämlich:

a. unabhängig voneinander,
b. aufeinander selbst gerichtet, so daß sie einander berühren, z. B. so, daß die Hand den Fuß faßt rc. Ihre höchste Steigerung und Verknüpfung stellt einen Körper dar, der lauter Fertigkeit, Bewegung und Schnellkraft ist.

In dem Bisherigen sind die Gelenkbewegungen der einzelnen Teile des menschlichen Körpers an sich und in Beziehung aufeinander in ihrer Mannigfaltigkeit dargestellt worden. Ein Verhältnis derselben, das gleichfalls zu dieser ersten Übung der Elementargymnastik gehört und das die Vorbereitung zum Übergange auf die folgende ausmacht, ist das Verhältnis zum Raum und zur Zeit, in denen sie geschehen. Auch dieses Verhältnis

gestattet mannigfaltige Verschiedenheiten. Man kann sie nämlich die Kinder vornehmen lassen, gleichzeitig oder ungleichzeitig.

I. In Rücksicht der gleichzeitigen Geschwindigkeit:
   a. langsam,
   b. geschwind;

II. in Rücksicht der ungleichzeitigen Geschwindigkeit:
   a. zunehmend, daß sie mit langsamer Bewegung anfangen und mit schneller endigen;
   b. abnehmend, im umgekehrten Verhältnis.

Die höchste Geschwindigkeit jeder Art von Gelenkbewegung ist das Schütteln der Glieder oder Teile.

Ein anderes Verhältnis ist das des Kraftaufwandes, den jede Bewegung erfordert. Daraus folgt:

1) schwache Bewegung,
2) starke Bewegung
   a. mit zunehmender Stärke,
   b. mit abnehmender Stärke.

Methode bei diesen Übungen. Wir verstehen darunter die besondere Art und Weise, wie der Lehrer sie vorzunehmen hat, und die Rücksichten auf die Zöglinge, auf ihr Alter rc., die dabei zu beobachten sind.

Außer dem, was schon in der bisherigen Darstellung liegt, kann der Lehrer die Übungen auf eine vielfache Weise vornehmen lassen:

1) So, daß er jede einzelne Bewegung, die vorgenommen werden muß, auf die einfachst mögliche Weise benennt und, nachdem das zu bewegende Glied angezeigt ist, bloß die Richtung benennt, nach der die Bewegung geschehen soll, z. B. vorwärts!

2) So, daß er die Reihenfolge der Bewegungen durch Zahlen bezeichnet: eins, zwei u. s. w.;

3) daß er die Bewegung bloß vormacht, ohne etwas dazu zu sagen, und die Schüler sie ebenso nachmachen;

4) daß er einen Flügelmann zum Vormachen heraushebt;

5) so, daß alle, einander ansehend, die Bewegung gemeinschaftlich vornehmen.

Es ist aus mehreren Gründen, besonders aber, um die Aufmerksamkeit zu schärfen, zweckmäßig, mit allen diesen Arten abzuwechseln; daß alles im Takte geschehen muß, um Unordnung und Ermüdung zu verhüten, versteht sich von selbst.

Eine vorzügliche Rücksicht erfordert das Alter und der Grad der Entwickelung der Zöglinge, sowohl in körperlicher, als in geistiger Hinsicht.

Körperlich muß notwendig darauf gesehen werden:

1) daß keine Bewegung zu lange anhaltend vorgenommen werde, höchstens eine Minute;

2) daß die Bewegungen nicht zu heftig seien;

3) daß das Kind allmählich und unmerklich geübt und für die schwereren Übungen vorbereitet werde.

In geistiger Hinsicht muß der Gang gleichfalls desto einfacher sein, je jünger die Kinder sind.

Der Lehrer begnüge sich, mit den ganz Kleinen die einfachsten Bewegungen vorzunehmen und den Kurs bei jeder neuen Wiederholung zu erweitern, so daß die Zöglinge bei jeder auf etwas Neues aufmerksam werden: das beste Mittel, ihre eigene Selbstthätigkeit zu spornen und sie zu einem immer deutlicheren und vollständigeren Bewußtsein dessen, was sie körperlich können, zu führen, ohne ihren Geist zu übereilen. Durch diese allmähliche Erweiterung bleibt ihre körperliche Entwickelung dem Grade ihrer Geisteskraft immer angemessen.

Er hüte sich insbesondere, sie ans Reden zu gewöhnen und ihnen Begriffe und Kunstwörter über die Natur ihrer Bewegungen und den Bau ihrer Glieder, oder überhaupt Erklärungen geben zu wollen, ehe sie in den ersten zu vollkommener Fertigkeit gelangt sind. Sie müssen von selbst darauf kommen, über dasjenige nachzudenken und es zu vergleichen, was sie vorgenommen haben. Dies geschieht auch zuverlässig von ihnen, sobald sie darin Meister sind. Das Gegenteil thun, hieße die Ordnung der Natur umkehren und sich um sehr wesentliche Vorteile dieser Übungen bringen.

Ihr Erfolg hängt größtenteils von der Heiterkeit, dem Mute, dem lebendigen und raschen Fortgange der Sache in jeder einzelnen Übungsstunde ab. Dieser Fortgang wird durch alles Minutiöse unterbrochen und stillgestellt. Große und freie Umrisse, Entfernung von aller Pedanterie sind auch hier, wie in

jedem Unterrichte, der entwickeln soll, die Hauptsache. Ist erst das Leben erregt und die Kraft vorhanden, so ergiebt sich die Form, die Genauigkeit von selbst, die sich im Anfange, ohne jenes zu lähmen, schlechterdings nicht entwickeln lassen.

Sowie die Zöglinge mit dem Gange der Übungen, folglich mit dem Sinne dessen, was der Lehrer eigentlich von ihnen verlangt, vertraut sind, lasse er sie selbst Veränderungen und Verbindungen von Bewegungen erfinden und fordere sie dazu auf. Ja, die interessantesten und zweckmäßigsten, die einer angiebt, mache er mit den übrigen nach. Er vergesse sich als Lehrer und werde unter Kindern ein Kind.

Wie die Kraft und Fertigkeit der Zöglinge steigt, vervielfältigen sich auch die Mittel, die Geistesthätigkeit in Anspruch zu nehmen. Er verwandle die Bewegung oder Stellung, die er hervorgebracht haben will, in eine Aufgabe, von der er die Bedingung angiebt. Er lasse die Zöglinge, was sie vornehmen, beschreiben mit mathematischer, mechanischer und physiologischer Genauigkeit. Er entflamme und benutze ihren Wetteifer zu diesem Zweck.

26.

Über die Gymnastik vom pädagogischen Standpunkt.

Von August Hermann Niemeyer.

(„Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts." I. Teil. 8. Aufl. Halle 1824. S. 55.)

~~~~~~

August Hermann Niemeyer, geboren am 1. September 1754 in Halle, studierte dort seit 1771 Theologie, wurde 1784 ordentlicher Professor der Theologie und Aufseher des Pädagogiums in Halle, 1799 Leiter der Frankeschen Anstalten und 1804 Wirklicher Oberkonsistorialrat und Mitglied des Berliner Oberschulkollegiums. Im Jahre 1808 von Frankreich zurückgekehrt, wohin man ihn als Geisel gebracht hatte, wurde er Kanzler und Rector perpetuus der Hochschule in Halle. — Er starb am 7. Juli 1828. Seine Schriften sind meist religiösen oder erzieherischen Inhaltes. Besonders bekannt ist sein oben angeführtes Werk, von dem er noch 1824 die achte Auflage selbst besorgte.

1.

Anfangspunkt der Gymnastik. Beherrschung des Körpers. — Einer der Anfangspunkte der Gymnastik ist frühe Gewöhnung der Kinder, ihren Körper beherrschen zu lernen. Es ist möglich, es auch noch in reiferen Jahren dahin zu bringen, daß man durch Raisonnement und stete Aufmerksamkeit auf sich selbst Gewalt über seine körperlichen Empfindungen und Bewegungen gewinne. Auch die Not lehrt manches später, was früher versäumt ist. Aber es ist ungleich schwerer und gelingt vielleicht nie so, als wenn es durch Gewohnheit zur anderen Natur ward.
~~~~~~

Gewöhnlich ist man in dem früheren Alter der Kinder ganz unaufmerksam auf die Bewegung und Haltung ihres Körpers, ausgenommen, wenn man etwa befürchtet, daß ihr Wachstum oder ihre Gesundheit darunter leiden könnten. Erst, wenn man es für nötig findet, daß sie das, was unter erwachsenen Personen für üblich und schicklich gehalten wird, ebenfalls beobachten sollen, fängt man an, sie daran zu erinnern, zu meistern, zu tadeln; und einen je höheren Wert Eltern gerade darauf setzen, desto öfter begegnet es ihnen, eine schiefe Stellung, eine ungeschickte Verbeugung weit strenger zu rügen, als die Entstellungen der Seele durch Abweichung von der Geradheit und Wahrheit des Charakters. Dann wird auch zeitig genug dafür gesorgt, daß der Tanz- und Exerziermeister in Ordnung bringe, was noch ungeregelt, schief und linkisch ist.

Aber weit früher sollte man darauf aufmerksam sein. Denn gewisse Vernachlässigungen hängen mit dem Innern genauer zusammen, als man meint. Sie gehen von inneren Zuständen aus und wirken, zur Gewohnheit geworden, auf innere Zustände zurück.

Beispiele werden dies deutlicher machen:

1) Das Kind, das sich selbst auf den Füßen halten, gehen, laufen kann — wenn es aufrecht geht, sich von einem Orte zum anderen langsamer oder schneller bewegt, springt, klettert, gerade sitzt und etwas vornimmt, drückt durch das alles eine gewisse innere Thätigkeit aus. Sein Gedanke und sein Wille sind auf irgend etwas gerichtet. Es merkt auf, will nach einem ihm vorschwebenden Ziel, hebt sich freudig über den Boden, drückt seine Lust, seine Freude, seine Hoffnung, seine Furcht, seinen Schmerz aus; will eine Höhe erstreben, will zeigen, daß es fremde Hilfe entbehren kann, will etwas zustandebringen, besitzen, aufmerksam hören, was andere sagen, bei sehr reger Geistesthätigkeit, z. B. dem Kopfrechnen, den Gedanken, den es sucht, aus dem ersten besten Gegenstande, den die Hand oder der Mund faßt, der Feder, dem Taschentuche, gleichsam herauszwingen. Der ganze Körper, nicht bloß das oft so sprechende Gesicht, hat etwas Physiognomisches und Mimisches, die wortlose Sprache der Natur. — Aber ist das auch der Fall, wenn das Kind in diesem Alter, wo es seinem Körper eine gewisse Haltung zu geben im stande ist, sich entweder auf der Erde oder auf Stühlen, Kanapees, Sophas, auf dem Schoße der Mutter in unruhiger Bewegung herumwirft, oder unaufhörlich ohne

bestimmten Zweck, von einem Stuhl auf den anderen steigt? — Drückt sich in diesen Bewegungen irgend etwas anderes aus, als die Langeweile, oder ein dumpfes, halb bewußtloses Hinbrüten, in welchem Ideen und Bilder ohne Zusammenhang und Ordnung durcheinander laufen? Und doch können Kinder sich so daran gewöhnen, daß sie ganze Stunden, oft einen beträchtlichen Teil des Tages in diesem Zustande ohne Haltung zubringen! Die Mutter, die Wärterin, die älteren Geschwister sitzen daneben und können freilich ihr Geschäft besser treiben, als wenn das Kind in einer positiven Thätigkeit wäre. Aber für seine Bildung geschieht dann doch gewiß nichts; es legt im Gegenteile hier den Grund zu einem Übel, das so vielen hernach immerfort anhängt, „den Zustand der Gedankenlosigkeit und Geschäftslosigkeit ertragen zu können". Oft erzeugt sich auch gerade hier ein noch schlimmerer Mißbrauch des Körpers. Der Knabe, das Mädchen, das im Kinderkleide sich so herumwälzt, fällt (freilich anfangs in seiner Unschuld) in unanständige Stellungen, nach und nach in unanständige Spiele seiner unbeschäftigten Hände. Und nur zu oft trägt der nicht so schuldlose Mutwille der Umstehenden, der Wärterinnen, der größeren Geschwister, selbst dazu bei, die Gefühle der Sittsamkeit und Schamhaftigkeit (die nicht zart genug behandelt werden können) recht früh zu ersticken.

Man lasse daher Kinder lieber den wildesten Lärm treiben, als sie in einen solchen Zustand versinken. Man mache es ihnen durch Gewöhnung zur anderen Natur, sobald sie ihren Körper selbst tragen und frei bewegen können, ihm immer eine Haltung zu geben, die eine bestimmte Geistesthätigkeit ausdrückt oder mit einer bestimmten äußeren Thätigkeit verbunden ist.

2) Auch in den reiferen Jahren — im Knaben und Jünglingsalter — ist es wichtig, gewissen Angewöhnungen, zu denen manche sonderbar geneigt sind, entgegenzuarbeiten. Der eine kann kaum wenige Minuten still stehen, ohne sich hier oder da anzulehnen, mit den Händen eine immer wiederkehrende Bewegung zu machen, oder den Kopf hin und her zu wiegen; ein anderer hat unaufhörlich an seiner Kleidung, seiner Wäsche, seinem Haare etwas zu zupfen, zu drehen, zu kräuseln; ein dritter kann sich nicht setzen, ohne den Sessel in Bewegung zu bringen, etwas Naheliegendes zu ergreifen, mit den Fingern zu spielen, zu klappern, zu scharren, den Fuß auf die Zehen zu stellen und die oszillierende Bewegung bis zum Knie fort-

zupflanzen — und was der Manieren mehr sind, die alle darin zusammentreffen, daß man den Körper nicht in der Gewalt hat und ihn noch ganz unwillkürlichen und zwecklosen Bewegungen hingiebt. Daß alles dies wider die einmal angenommenen gesellschaftlichen Sitten sei, ist allgemein anerkannt; aber die Verwöhnung greift tiefer ein. Sowie sie bei sehr vielen bald von der Zerstreutheit, bald von der Verlegenheit ausgeht, so unterhält sie zugleich beide innere Zustände. Sobald der unruhige Körper in seine angewöhnte Bewegung gerät, so entfernt sich zugleich die Aufmerksamkeit, und sie kehrt zurück, wenn er wieder zur Ruhe kommt. Man könnte vielleicht sagen, es gehe hier selbst den Herangewachsenen wie den kleinen Kindern, die durch die einförmige Bewegung der Wiege leichter in Schlummer gebracht werden. Denn auch in jenen angewöhnten Bewegungen ist etwas Einförmiges und daher Einschläferndes für die innere Geistesthätigkeit.

Man wird vielleicht einwenden, daß diese Beweglichkeit das Zeichen eines lebendigen Geistes sei, und daß gerade die Kinder, denen es am schwersten werde, still zu stehen, still zu sitzen, eben wegen der inneren Regsamkeit und Lebendigkeit, am ersten in diese Fehler verfielen, die man bei stumpfen Kindern selten wahrnehme. Aber diese Art von Munterkeit ist ganz etwas anderes, als die soeben beschriebenen fehlerhaften Angewöhnungen. Gerade ihre Gleichförmigkeit beweist schon, daß sie oft ebensowohl von einem trägen, als von einem lebhaften Geiste ausgehen, indem dieser unfähig ist, lange in demselben Zustande zu verharren.

Sei also der Erzieher und Lehrer — denn auch dieser wird beim Unterrichte recht oft durch jene üblen Angewöhnungen gestört werden — früh darauf bedacht, sie nicht einreißen zu zu lassen oder, wo dies schon geschehen ist, davon zurückzubringen! Man kann dafür stehen, daß ein Schüler, der in diesem Sinne Herr seiner körperlichen Bewegungen ist, dem Unterrichte mit einer weit ungeteilteren Aufmerksamkeit folgen werde.

3) Wo die Vernachlässigungen und Ungeschicklichkeiten von Verlegenheit und Blödigkeit ausgehen, sind sie schwerer zu hindern. Aber auch hier kann die frühe Gewöhnung sehr viel thun. Man wird jungen Leuten, die sehr jung zum Militär gekommen sind, die Blödigkeit — die sie oft im hohen Grade haben — weit weniger als anderen anmerken, weil sie unablässig geübt sind, ihrem ganzen Körper eine feste Stellung und Haltung zu geben, die zwar etwas Steifes und Gezwungenes

ausdrücken kann, aber die innere Unbeholfenheit, solange sie nicht reden, verbirgt. Daher ziehen auch manche Eltern, denen diese Bemerkungen nicht entgangen sind, in den früheren Jahren den Exerziermeister dem Tanzmeister vor. Vor allem hüte man sich, solche blöde und verlegene Zöglinge da, wo sie sich dreist zeigen sollen, selbst merkbar zu beobachten. Dies vermehrt nur ihre Verlegenheit, und sie benehmen sich in der Regel desto natürlicher, je weniger man sie beachtet.

2.

Wichtigkeit der Gymnastik für die Erziehung. — Wenn die Gymnastik auch nicht so viele andere Vorteile verspräche, so würde sie schon als eins der wirksamsten Mittel, Gewalt über den Körper und Geist zu erlangen, zu empfehlen sein. Denn gerade darin zeigt ja der gymnastische Künstler seine Vollkommenheit, daß er mit der höchsten Besonnenheit jede körperliche Kraft zu einem bestimmten Zwecke, dessen er sich deutlich bewußt ist, zu benutzen, sich durch alle Abstufungen des Anstrengens und Nachlassens hindurchzuarbeiten, jeden Vorteil wahrzunehmen und endlich das Unglaubliche durch nach und nach erworbene Gewandtheit und Fertigkeit auszuführen im stande ist. Sobald und solange er sich bei seinen Übungen zerstreut, schwebt er in Gefahr. Aber gerade die Gefahr lehrt ihn, sich innerlich zu sammeln und dem Äußeren Haltung zu geben. Doch das Gebiet der Gymnastik ist noch weit größer. Sie begreift alle Übungen, welche auf Bildung und Stärkung des Körpers abzwecken. Die Schätzung derselben bei den beiden merkwürdigsten Nationen der alten Welt und die Achtung, welche ihr auch die Weisen des Volkes wegen ihres Einflusses auf Gesundheit und Brauchbarkeit widmeten, würden schon für ihre Wichtigkeit in der Erziehung sprechen, wenn es nicht die tägliche Erfahrung noch lauter thäte. Welch ein Unterschied zwischen Kindern, die man immer am Leitbande führt, vor jedem kühneren Wagstücke ihrer körperlichen Kräfte als einer großen Gefahr oder gar Sünde warnt, und denen, welche von den ersten Jahren an ihre Glieder durch alle Arten von Bewegung ausbilden und dadurch jeder wirklichen Gefahr trotzen oder sie sich unschädlich machen lernen! Daß hier und da auch körperliche Übungen übertrieben und zu sehr als einziger Zweck der Erziehung betrachtet werden, daß nicht nur unvor-

sichtige, sondern auch vorsichtige Betreibung der Gymnastik zuweilen gefährlich wird, dies beweiset doch nur, daß teils alles dem Mißbrauche unterworfen, teils der Mensch nicht aller Zufälle Herr und Meister ist. Aber die weit größere Gefahr, welcher der ungeübte, unbeholfene, ängstlich gehütete Knabe ausgesetzt ist, und die Entbehrung aller der unersetzlichen Vorteile, welche Stärke und Gewandtheit des Körpers verschaffen, beweisen noch weit einleuchtender, wie unverzeihlich es sei, diesen Teil der Erziehung so sehr zu vernachlässigen, wogegen selbst keine Staatspolizei gleichgültig bleiben oder zufälligen Mißbrauch mit den entschiedenen Vorteilen verwechseln sollte.

Wenn man die Summen berechnet, die in so vielen Staaten an weit entbehrlichere, zum Teil unnütze, wo nicht schädliche Vergnügungen gewendet werden; wenn man daneben immer die allgemeinen Grundsätze, man müsse für körperliche und moralische Gesundheit der Bürger sorgen, wiederholen hört: so ist es eine der größten Inkonsequenzen, wenn gleichwohl die Mittel nicht versucht werden, da man doch den Zweck will. Da jedoch in neuerer Zeit mehrere Staaten auf den Gegenstand aufmerksam geworden waren und ihn bereits in das System der Erziehung ihrer Bürger aufgenommen hatten, so ist um so mehr zu bedauern, daß man durch Übertreibung und Einmischung ganz fremdartiger und tadelhafter Zwecke darin wieder irre gemacht hat.

Außer dem wohlthätigen Einflusse der Gymnastik auf Gesundheit, Stärke, Gewandtheit des Körpers ist sie auch moralisch nicht ohne Nutzen. Ein sehr großer Teil der Stunden, welche in Familien, Erziehungsanstalten und höheren Volksschulen gymnastischen Übungen, zu hoher Freude der Jugend, gewidmet werden könnten, wird jetzt entweder in leerem Müßiggang oder am Kartentisch oder in einer verderblichen, oft zerstörenden Geselligkeit verloren oder in einem unjugendlichen Mißmute verlebt. Welche Eindrücke dies alles in dem Charakter zurücklassen müsse, bedarf wohl keiner Erinnerung.

Ich habe seit mehr als zwanzig Jahren von der Vervielfältigung gymnastischer Übungen nach den verschiedenen Jahreszeiten bei der mir anvertrauten zahlreichen Erziehungsanstalt die herrlichsten Folgen für die ganze Stimmung des jugendlichen Geistes wahrzunehmen Gelegenheit gehabt und den Verlust jedes Jahres bedauert, wo mich noch eine unzeitige Besorgtheit und Ängstlichkeit von ihrer Gestattung zurückhielten.

Was manche Lehrer in Familien und in Erziehungs-

instituten von ihrer Begünstigung abhalten mag, ist das Gefühl, selbst als ungeübt darin zu erscheinen. Gewiß wird der, welcher Gelegenheit gehabt hat, von einem Meister zu lernen, der bessere Lehrer sein. Aber notwendig ist dies gleichwohl nicht. Giebt es irgend eine Art des Unterrichtes, worin der Erzieher mit dem Zöglinge zugleich lernen kann, so ist es gerade diese. Er darf sich nicht schämen, zu gestehen, daß er hierzu in seiner Jugend keine Gelegenheit gehabt, daß man ihm wohl gar gymnastische Übungen als gefährlich oder als ungesittet untersagt habe. Der Knabe, der Jüngling wundert sich kaum, wenn der ältere Lehrer hierin nicht so viel als er leistet, da er die Übung mehr als ein Spiel betrachtet, wodurch man ihm eine Unterhaltung verschaffen will. Halte sich nur der Lehrer bei der Leitung dieser Übungen genau an die Vorschriften erfahrener Pädagogen, vor allen GutsMuths'. Sie sind so klar, so bestimmt, so vorsichtig, daß er unmöglich irren kann. Studiere er sie nur mit seinen Zöglingen — er kann sicher sein, daß, wo ihm vielleicht noch manche Beschreibung dunkel wäre, der empfängliche und hierbei so sehr interessierte Verstand derselben sehr bald den richtigen Verstand herausfinden und vor seinen Augen darstellen werde.

3.

Natürliche und Kunstgymnastik. — Alle Kinder und jungen Leute, besonders männlichen Geschlechtes, die man nicht durch Zwang und Einschränkung niederdrückt, nehmen ohne alle weitere Anleitung gewisse Übungen und Bewegungen des Körpers vor und mögen, je jünger und gesünder sie sind, desto weniger stillsitzen. Sie gehen, laufen, springen, klettern, steigen, ringen miteinander, heben und ziehen Lasten, tragen sich mit allem, was ihnen vorkommt, umher, plätschern gern im Wasser, reiten, wo nicht auf Pferden, doch auf Stöcken, und was dessen mehr ist. Dies kann man die natürliche Gymnastik nennen. Es wäre Grausamkeit, ihnen dies alles wehren zu wollen. Der Erzieher hat nichts zu thun, als hier und da das Maß zu bestimmen, der Unerfahrenheit zu Hilfe und, wo etwas Gefährliches versucht wird, zuvorzukommen. Alle jene natürlichen Bewegungen können aber durch Kunst und gewisse dazu gemachte Veranstaltungen nicht nur sehr vermannigfaltigt, sondern auch zweck-

mäßiger, bildender und für die Jugend interessanter gemacht werden. Dies that man schon in alten Zeiten, und daraus entstand die Kunstgymnastik. Sie ist in Deutschland aufs neue mehr als bei irgend einer anderen Nation ausgebildet und vervollkommnet.

1) Die allgemeinste und allerdings auch wohlthätigste Bewegung, die keinen Tag unterbleiben sollte, ist das Gehen. Es wird übend durch Anstand, Dauer, Schnelligkeit und Gewandtheit. Es wird stärkend, wenn man keine Witterung achtet, keine noch so rauhen und beschwerlichen Wege scheut, wo man irgend kann, das Steigen auf Berge und Felsen, das Ausforschen neuer Bahnen, die unwegsam scheinen, damit verbindet, durch Auswahl schöner Gegenden zugleich Natursinn erweckt, die Wege allmählich verlängert, an Schnellgehen wie an Langsamgehen gewöhnt, von Zeit zu Zeit daraus kleine Fußreisen werden läßt, dadurch gegen häusliche Bequemlichkeit und Weichlichkeit (im Schlafen, im Essen, im Trinken, in der Bedienung) gleichgültig macht. Man sinne bei den täglichen Spaziergängen auf Mannigfaltigkeit und knüpfe womöglich noch ein anderes Interesse, der Unterhaltung, der Entdeckung neuer Gegenstände, der Sammlung von Naturprodukten u. s. w., daran. Sonst können sie leicht lästig werden.

2) Das Laufen stärkt die Lungen, macht behend und kann oft noch wichtigere Vorteile verschaffen. Langes, anhaltendes Gehen, auch mit jungen Knaben, besonders bei heiterer Luft, ist die Vorübung. Durch bestimmte Bahnen, abgesteckte Ziele, geweckten Wetteifer gewinnt es Interesse. Vorsicht ist nötig, die Bahnen nicht zu früh zu verlängern, den Wettlauf in leichter Kleidung anzustellen und, wenn er geendigt ist, wärmere anlegen zu lassen. Auch das Vorsichhertreiben eines Reifens oder Tonnenbandes vermittelst eines Stabes ist eine gute Art des Laufens, die nicht zu sehr anstrengt und dabei unterhält. Auch das Kreiselspiel gewährt Nutzen und Freude.

3) Das Springen — hinauf, hinab, in die Ferne, über Graben, mit und ohne Stab — ist stärkend für Brust, Glieder und Muskeln, oft die beste Wegverkürzung, oft das einzige Rettungsmittel in Gefahr. Die künstliche Art ist das Schwingen (Voltigieren). Die verschiedenen Arten und die dabei nötigen Vorsichtsmaßregeln hat GutsMuths sehr genau und sorgfältig angegeben. Denn es kann gerade diese Übung, übertrieben oder unvorsichtig und ohne richtige Anleitung angefangen, auf

vielfache Weise gefährlich werden, das noch zarte Rückgrat beschädigen, auch Brüche nach sich ziehen.

4) Das Klettern, Klimmen und Steigen. In sehr vielen Fällen ist es äußerst nützlich bei Gefahren, bei Feuers- und Wassersnot, auf Reisen u. s. w. Künstliche Übungen darin fordern einen selbst sehr geübten und sicheren Lehrmeister. Wer das nicht ist, sei nur aufmerksam bei dem, was Kinder selbst unternehmen, und warne vor wirklichen Gefahren; nur nie durch Anschreien oder Erschrecken der Kinder in dem Augenblick, wo sie Besonnenheit nötig haben, um sich zu halten.

5) Das Halten des Gleichgewichtes (Wagehalten, Balancieren). Eine der allernützlichsten Übungen, weil so oft im Leben davon Gebrauch zu machen ist. Die künstlichen Übungen der Seiltänzer sind sehr entbehrlich; das gewöhnliche Schaukeln, wenn nicht große Vorsicht bei der Zurichtung angewendet wird, namentlich das oft höchst gefährliche auf Bauholz oder übereinander gelegten Balken, ist wenigstens bedenklich. Aber desto wichtiger ist der sichere Gang auf schmalen Stegen und Balken, dann auf der Kante eines Brettes. Anfangs liege Balken und Brett nahe an dem Boden, damit der Fall nicht schrecke und schade. Die Geübteren lehre man erst, auf einem zwei bis drei Fuß vom Boden festliegenden Baume oder Balken zu gehen, sich umwenden, ohne Anhalten niedersetzen, aufstehen, einander ausweichen. Zuletzt wird dies auch auf einem Balken, der bis zur Mitte unterstützt ist, und dessen übrige Hälfte schwankt, keine Schwierigkeit mehr machen. Das Stelzengehen ist sogar in manchen Ländern unentbehrliche Volkssitte.

6) Die Übung, auf dem Eise zu gehen, zu laufen, hinzugleiten (Glandern) und das eigentliche Schlittschuhlaufen. Frank in der „Medizinischen Polizei“ versichert, als Arzt keine Bewegung zu kennen, die dem Körper zuträglicher sei und ihn mehr stärken könne, als die letztere. Reine Luft, stärkende Kälte, Beschleunigung des Umlaufes der Körpersäfte, Anstrengung der Muskeln, dies alles muß auf Leib und Geist gleich wohlthätig wirken. Klopstocks Gedichte — „Der Eislauf“ und „Die Kunst Tialfs“ — sind Beweise, daß es bis zur Ode begeistern kann. Die Gefahr ist nicht größer, als bei den meisten körperlichen Übungen. Es sichert dagegen vor vielen Gefahren auf dem Eise. Wie leicht das Erlernen auch ohne eigentliche Anweisung ist, lehrt die tägliche Erfahrung.

7) Das Ringen. Aufmunterung dazu haben Knaben eben nicht nötig. Sie messen gar gern ihre Kräfte miteinander. Es giebt aber ein ungezogenes, neckendes, beleidigendes Balgen und Raufen, Niederwerfen auf gepflastertem Boden u. s. w., das man nicht dulden muß. Auf ebenem Boden, besonders Rasen oder Sand, wenn alles Harte, leicht Verletzende aus den Taschen entfernt ist, keine Erbitterung teilhat, Hals, Kopf, Haare und Brust verschont bleiben und alles gefährliche Stoßen und Schlagen verhütet wird, hat man so leicht keine Gefahr zu fürchten.

8) Das Werfen nach bestimmten Zielen — versteht sich an Orten, wo weder den Vorübergehenden, noch öffentlichen Gebäuden davon Nachteil erwachsen kann — stärkt besonders Brust, Arm und Auge. (Franks „Medizinische Polizei“ II. S. 635.) Man kann es zuerst an Bällen und Ballons üben, dann auch mit Steinen (Diskus) und dem Wurfpfeile Versuche machen, ein Ziel zu treffen. Sehr große Würfe müssen nur langsam hintereinander gemacht werden. Auch das Hinauftreiben des Federballes (Volanten) mit der Rakette zu einer großen Höhe oder über Häuser, Bäume, Türme erfüllt diesen Zweck und verschafft überhaupt eine stärkende Bewegung.

9) Das Baden und Schwimmen, jenes schon als Beförderung der Reinlichkeit und Stärkung des ganzen Körpers, dieses als Beförderungsmittel der Gesundheit und der Furchtlosigkeit in Wassersgefahr, überhaupt in vieler Rücksicht eine der vortrefflichsten gymnastischen Übungen. Verständige Aufsicht und Sorge für Schamhaftigkeit durch eigene Bedeckung verstehen sich dabei von selbst. Vgl. GutsMuths' „Lehrbuch der Schwimmkunst“, (1798).

10) Das Reiten macht der Jugend beinahe das meiste Vergnügen. Gaudet equis! Sie kommt sich dabei durch die Regierung eines so großen Tieres, als das Pferd ist, so selbstthätig, so machthabend vor. Man hat aber in mancher Hinsicht zu frühes Reiten bedenklich gefunden, sowie zu vieles Reiten im Knabenalter nachteilig für die übrige körperliche Ausbildung. Auch bleibt es immer eine der gefährlicheren Übungen und scheint eigentlich reiferen Jünglingen angemessener.

11) Das Tanzen sollte anfangs mehr lehren, den Körper gerade und doch nicht steif zu halten, sicher, gerade und fest zu gehen, sich mit Anstand zu bewegen und in allerlei Stellungen zu formen. Dazu müßte der Erzieher den Tanzmeister zu bringen suchen, denn dies ist brauchbarer fürs ganze Leben, als die wirk-

lichen Tänze, die auf die Bildung des Körpers oft weit weniger Einfluß haben, als man denken sollte. Das eigentliche Tanzen, als gesellschaftliches Vergnügen, hat, wie alle Vergnügungen, seine guten und seine bedenklichen Seiten. Daß Übermaß, ganz besonders dem weiblichen Geschlechte, in den Jahren des Wachstums tödlich werden könne und schon so oft geworden sei, ist bekannt genug.

Bei dem Eifer für eine an sich so nützliche, recht und mit Maß getrieben, körperlich und geistig bildende Übung, als die Gymnastik ist, und bei dem Wohlgefallen, welches die Kunstfertigkeiten eines gewandten Körpers notwendig erwecken müssen, übersehe man nur niemals, daß auch dieser Unterricht methodisch behandelt, und überhaupt ein recht bestimmter, vom Leichten zum Schweren fortschreitender Stufengang dabei beobachtet werden müsse. Eben in dem allmählich Fortschreitenden, der Vorbereitung und Vorübung durch das Frühere auf das Spätere, liegt das wahre Geheimnis der steigenden Kraft. Eben dies macht die Anstrengungen dieser Kraft gefahrlos, was sie nie sind, wenn man eben da anfängt, wo man aufhören sollte. Schon Plato und Galen warnen vor der Wut der Gymnastik in den Jahren der Kindheit und des Knabenalters, als gälte es eine Athletenerziehung. In der häuslichen Erziehung ist es übrigens leichter, darauf zu halten, daß der Lehrling keine Stufe überspringe, weil er allein oder nur von wenigen umgeben ist. In der öffentlichen sollten schon deshalb solche Übungen stets unter einer verständigen Aufsicht stehen, weil der Reiz der Nachahmung so stark, weil der Ungeübte geneigt ist, aus Ehrgeiz oder Lust an der Sache es dem Geübtesten gleich zu thun. Diese Versuchung liegt so nahe, daß man sich in der That wundern muß, daß junge Leute, die in größeren Massen zusammenleben, nicht mehr Schaden nehmen. Denn welche Aufsicht kann so wachsam sein, daß jeder Unfall verhütet werde? Und wenn es möglich wäre, auch dies zu leisten — würde eine solche Ängstlichkeit in anderer Hinsicht wohl ratsam sein? Übrigens darf man wohl dreist behaupten, daß verhältnismäßig in einzelnen Familien weit mehr Verletzungen, Verwahrlosungen, Beschädigungen vorkommen als in den öffentlichen Erziehungshäusern.

27.

Anschauungen Jean Paul Richters über die Leibeserziehung.

Vortrag, der 4. Jahresversammlung des Sächsischen Turnlehrervereins am 3. Oktober 1874 gehalten. Von A. Netsch.

Adolf Benjamin Netsch, geboren am 7. Juli 1844 zu Oberkunnersdorf bei Löbau, besuchte von 1850 bis 1858 daselbst die Landschule, von 1859 bis 1865 das Seminar zu Bautzen und von 1873 bis 1875 die Hochschule in Leipzig. Hier trat er, als Mitglied des „Allgemeinen Turnvereins", in nähere Beziehungen zu J. C. Lion. Nachdem er von 1865 an in Bautzen als Lehrer gewirkt hatte, wurde er 1867 zu Ostern Assistent an der Kgl. Turnlehrerbildungsanstalt in Dresden, war seit 1869 an den höheren Schulen in Plauen i. V. thätig und ist seit 1875 am Königlichen Lehrerinnenseminar in Dresden als Oberlehrer und Turnlehrer angestellt.

Verehrte Versammlung! Wir Schulmeister müssen die Feste feiern, wie sie fallen. Indem ich Sie heute an einem schönen Ferientage, am Fuße der Weinberge, unter dem Donner der Kanonenschläge, die uns das Sammeln des süßen Weinmostes verkünden, auf eine Festfeier für den 27. Dezember dieses Jahres aufmerksam mache, möchte ich bewirken, daß das 100jährige Stiftungsfest des „Dessauer Philanthropinums" nicht unbeachtet an uns vorübergehe. Es hat ja der Geist des Philanthropinums soviel Ähnlichkeit mit dem gärenden Most, der sich erst durch die Länge der Zeit klären muß, damit er unser Herz beim festlichen Mahle erfreue oder als Sorgenbrecher in trüber Stunde diene, daß er uns von der Krankheit heile und nach derselben stärke, ja in gesunden Tagen unsere Lebenskraft erhöhe. Der Geist des Philanthropinums schäumte, wie der gärende Most gegen die Gefäßwände, gegen mancherlei Gebrechen, woran die Erziehung, der Unterricht, die Methode und Sitte litten. Wie der Wein als geklärter Most das Blut des Zechers erwärmt, so wollte der Geist des Philanthropinismus durch seltene Treue und uneigennützige Arbeit die Herzen der Fürsten und Obrigkeiten für eine wohlorganisierte Volksschule erwärmen. Wie der Wein den Körper stärkt und das Gemüt erheitert, so stärkte der Philanthropinismus durch Abhärtung des Leibes, durch Tummeln im Freien, durch Fußreisen, Baden, Schwimmen, Rennen, Springen, Klettern, durch Drechseln, Tischlern und andere körperliche Arbeiten; so erfreute er auch das Kind durch Umwandlung der Prügelmethode („Levana", Reclamsche Ausgabe 372—374) in liebevolle Behandlung, der Frisur, Haar=

beutel, kurzen Beinkleider und steifen Röcke in kurze Haare, leichte bequeme Beinkleider, kurze Matrosenjacken und durch das Geschenk der Jugendspiele.

Es gehört zwar **Jean Paul Friedrich Richter** nicht zu den Lehrern des Philanthropinums, aber doch zu den Zeit- und Geistesgenossen desselben. Und er, der 1763 zu Wunsiedel geboren und 1825 zu Bayreuth gestorben ist, wurde als Hauslehrer in Töpen (an der Straße zwischen Hof und Gefell), als Gatte, als Vater seiner Familie, als Dichter und somit als Volkslehrer im weitesten Sinne von demselben Geiste der Menschenliebe getragen und von denselben Grundsätzen durchdrungen, wie die Männer am Dessauer und später am Schnepfenthaler Institut. Wenn auch dieser Geist bei Jean Paul nicht in der Durchsichtigkeit und Klarheit erscheint, wie der jahrelang geklärte Wein, der in unseren Gläsern perlt, so war er nichtsdestoweniger doch recht wirksam und ist noch heute äußerst schätzenswert. Gerade durch seine Werke, die sich durch reiche Phantasie, guten Witz, Gemütstiefe und durch das Funkensprühen nach allen Seiten auszeichnen, fanden seine Angriffe gegen die verwahrloste Erziehung, die Sittenverderbnis seiner Zeit, gegen das verfallene Familienleben, die Religionslosigkeit, Überlastung mit Wissen und gegen die Widernatürlichkeit, so viele Liebhaber, wie der süße Most gegenüber dem alten herben Rotwein.

Ich wage es nun, Ihnen, verehrte Anwesende, aus seinem großen, romanhaften, satirischen, sentimentalen, humoristischen, ästhetischen und lehrhaften Gedankenvorrat oder Geistwein einen bescheidenen Becher voll zum freundlichen Gruß anzubieten: nämlich seine

Ansichten über die Leibeserziehung,

wie er sie in der „Levana“ niedergelegt hat.

Was heißt erziehen?

„Jeder von uns hat seinen idealen Preismenschen in sich, den er heimlich von Jugend auf frei und ruhig zu machen strebt.“ (45) „Aber in einem gleichsam versteinerten Menschen kommt der Idealmensch auf der Erde an; ihm nun von so vielen Gliedern die Steinrinde wegzubrechen, daß sich die übrigen selber befreien, dies ist oder sei Erziehung.“ (45) „Dabei ist aber die Individualität des Menschen zu beachten; denn wird eine Naturkraft gebrochen: was kann da kommen und bleiben als ewiges Irren in sich selber mehr.“ (49)

Warum soll erzogen werden?

Wie wichtig die Erziehung ist, spricht er mehrfach aus.

„Die gegenwärtige Kindheit bildet die künftige Menschheit.“ „Durch die Kindheit setzt ihr, wiewohl mit Mühe, durch den kurzen Hebelarm der Menschheit den langen in Bewegung, dessen weiten Bogen ihr in der Höhe und Tiefe in einer solchen Zeit

schwer bestimmen könnt. (19) In der Kinderwelt steht die ganze Nachwelt vor uns, und zugleich erneuert sie uns die verjüngte Welt, hinter welcher wir erscheinen mußten."

„Mit dem Erziehen säen wir auf einen reinen weichen Boden entweder Gift- oder Honigkelche, und wie die Götter zu den ersten Menschen, so steigen wir (physisch und geistig den Kindern Riesen) zu den Kleinen herab und ziehen sie groß oder klein. Ein Kind sei euch daher heiliger als die Gegenwart, die aus Sachen und Erwachsenen besteht." (18)

„Die Spartaner erkannten den Wert der Kinder; denn als Antipater fünfzig Kinder als Geiseln begehrte, so boten sie ihm an deren Statt hundert vornehme Männer an. Die Spartaner dachten recht und groß." (17)

„Wir Deutschen schreiben, teils aus Überschuß an Menschenliebe, teils aus Geldmangel, teils aus unzureichendem Zusammenhange der Erziehung, zu viel für Belehrung und Heilung der Seele." (6)

Die Erziehung des Geistes und der Seele gehört aber weniger in unsere Betrachtung, als vielmehr die des Leibes, und die Gründe, denselben zu erziehen.

„Die geistige Ungleichheit der Wesen ist ein bloßes Produkt der körperlichen, da beide einander gegenseitig in einem organischen Nu voraussetzen." (74) „Das körperliche Wachstum des Zöglings nährt und treibt ein geistiges hervor: dennoch wird dieser dem pädagogischen Lohbeete zugeschrieben, gleich als ob man nicht klüger und länger zugleich werden müsse! Ebenso richtig könnte man den Laufbändern das Verdienst der Muskelbänder anrechnen." (27) „Ehe der Körper des Menschen entwickelt ist, schadet ihm jede künstliche Entwickelung der Seele." Das Gedächtnis, ein nur aufnehmendes, nicht schaffendes Vermögen, ist unter allen geistigen Erscheinungen am meisten körperlichen Bedingungen unterthan, da alle Entkräftungen (unmittelbare und mittelbare, Verblutung und Trunkenheit) es vertilgen und Träume es unterbrechen." (334)

Hierin stimmt Jean Paul mit Rousseau (Rousseau, „Emil", I. Buch, 32) überein, welcher sagt:

„Der Leib sei kräftig, soll er der Seele gehorchen, ein guter Diener muß stark sein. Je schwächer der Leib ist, um desto mehr befiehlt er, je stärker er ist, um so mehr gehorcht er. Ein schwacher Körper schwächt die Seele. Wollt ihr den Verstand eines Zöglings bilden, so bildet die Kräfte, welche sein Verstand regieren soll, übt fort und fort seinen Körper, macht den Knaben

stark und gesund, um ihn weise und verständig zu machen, laßt ihn arbeiten, sich rühren, laufen, schreien, immer in Bewegung sein und ihm die Überzeugung gewinnen: er sei durch Kraft ein Mensch, dann wird er bald vernünftig sein."

Wozu ist zu erziehen?

Jean Paul sagt: „Der Körper ist der Panzer und Küraß der Seele. Nun so werde dieser fürerst zu Stahl gehärtet, geglüht und gekältet. Darnach unterliegt es gar keinem Zweifel, daß die körperliche Erziehung eintreten muß; ‚denn der Mensch‘, sagt Lessing, ‚muß das thun, was er für recht und gut erkannt hat‘." (255)

„Allein obgleich der Geist der Erziehung — überall das Ganze meinen — nichts ist als das Bestreben, den Idealmenschen, der in jedem Kinde umhüllt liegt, frei zu machen durch einen Freigewordenen, und ob er gleich bei der Anwendung des Göttlichen aufs Kindliche einzelne Brauchbarkeiten zeitige, individuelle oder nächste Zwecke verschmähen muß, so muß er sie doch, um zu erscheinen, in die bestimmtesten Anwendungen verkörpern." (12)

Die Ziele der Erziehung sind also: Individualität des Idealmenschen (46), harmonisches Maximum aller Kräfte (51), Erhebung über den Zeitgeist (51), fester Wille, Liebe (281 ff.) und Religion (59 ff., 281 ff., 251. 267), Tugend, Sittlichkeit (305. 309. 181. 294 ff.) und Schamhaftigkeit (307 ff.), Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit (272 ff., 8), Bildungstrieb und Schönheit (205). Tanz (98 ff.), Musik (178. 131), Freudigkeit, Mut (237. 243, 255 ff., 260), Gesundheit (256. 309. 363. 127 ff., 261), Abhärtung (365. 133 ff.), Thätigkeit (87. 193. 257), Kraft, Stärke (254. 10), Tapferkeit (243), Charakter (186. [Rousseau, „Emil", V. Buch] 90. 365), das Mädchen zur Mutter (172, [R., „E.", V. Buch]), den Knaben zum Gatten und Mann zu bilden (254, 310 ff., 83. 86. 206. 241).

Wer soll erzogen werden?

Die Wohlthat dieser allseitigen Erziehung will er allen (21) Kindern, jeder Jungfrau, jedem Jüngling, dem Prinzen und der Prinzessin, der Mutter, der Gattin und dem Manne erteilen. Alle brauchen sie den gesunden, kräftigen und schönen Leib zu ihrem Glück und ihrer Pflichterfüllung.

Wer soll erziehen?

Von selbst geht die Erziehung aber nicht vor sich, sondern es ist ein Erzieher nötig. „Ein Philosoph (9) taugt nichts dazu; denn er weist wohl zu einer langen Reise um die Welt, aber zu keiner in der Welt an, und er streut weniger Sand vor als in die Augen in dem Vogelbauer eurer Kinder.“ „In der Mutterhand ruht die Erziehung der ersten Hälfte des ersten Lebensjahrzehntes.“ (161 ff.) „Die Erziehung der Tochter bleibt den Müttern die erste und wichtigste Aufgabe, weil sie unvermischt und so lange dauern kann, daß die Hand der Tochter unmittelbar in die mit dem Ehering gleitet. Den Knaben erzieht eine vieltönige Welt, die Schulklassen, Universitäten, Reisen, die Landsmannschaften und Bibliotheken.“ (166 ff.) „Mit zu großer Bangigkeit halten die Eltern ihre Kinder von Kindern abgeschieden. Schulet Kinder durch Kinder.“ 93) „Es trägt z. B. einem Knaben oft mehr ein, Prügel selber auszuteilen, als sie zu erhalten vom Hofmeister, desgleichen mehr, sie von seinesgleichen, als von oben herab aufzufangen.“ (94) „Jeder Spaziergang, Fußstoß und Handschlag hilft das Kind körperlich und geistig erziehen.“ (36) „Noch dient der Erziehmusik, unter allen Instrumenten, die in „Haydns Kinderkonzert“ lärmen, das am besten, welches dem Spieler angeboren wird, die Stimme. Singen erstattet das Schreien, das die Ärzte als Lungenpaläſtra und erste Redewaffenübung so loben.“ (102)

„Volks- und Zeitgeist entscheiden, und ist der Schulmeister und das Schulmeisterseminar zugleich, mit lebendiger Thatlehre und mit unausgesetzter Einheit derselben.“ (23)

Hieran reiht sich „die Erziehung durch den Staat“. (34) Ist es nicht die allgemeine Wehrverfassung, welche durch den Waffendienst die mannbare Jugend kräftigt und stählt und uns einen großen Teil der heranwachsenden Jugend in die Turnhallen führt? Ist es weiter nicht der Staat mit seinen geordneten Verhältnissen, der die vom Zeitgeiste getriebenen Jungfrauen und Frauen zur schweren Arbeit der Krankenpflegerinnen bildet und kräftigt? Hat der Staat nicht das Gesetz auch für das Mädchenturnen erlassen? Daß aber der deutsche Staat nicht allein erziehen kann, sondern daß auch jeder Lehrer das Seinige dazu thun muß und auch viele gern thun, beweist die heutige Turnlehrerversammlung. Sie ist zum Teil vom Zeitgeiste getragen, wie unser Turnvater Jahn, als er durch Begründung des Turnens die Jugend zu Vaterlandsrettern und -Verteidigern erziehen wollte. Die Mächtigkeit des Zeitgeistes als Erziehungsfaktor sieht man recht deutlich an den Soldaten- und Feuerwehrspielen der Kinder, wobei sie patriotische Lieder singend die Straßen durchziehen. Welche großen Ansprüche stellen nicht auch die patriotischen Festzüge bei der größten Sonnenhitze an die Leibeskraft der Kinder und Erwachsenen?!

Zeit der Erziehung.

„Nicht zu allen Zeiten“, sagt Jean Paul, „sollen Leib und Geist mit gleich viel Aufmerksamkeit erzogen werden, aber bei beiden hat die Erziehung sehr frühzeitig zu beginnen.“ „Denn sobald wir an irgend ein gleichzeitiges In- und Umeinanderwachsen des leiblichen und geistigen Menschen glauben, so müssen wir auch die Blüte beider zusammenfallen lassen. Folglich wird dem Menschen sein individueller Idealmensch am hellsten (wenn auch nur hinter Wünschen und Träumen) gerade in der Vollblüte seines Jugendalters erscheinen.“ (45)

„Am hellsten schaut jeder diesen heiligen Seelengeist in der Blütezeit aller Kräfte im Jünglingsalter.“ (45) Da hat die Haupterziehung stattzufinden, „aber der Anfang fällt in den Morgen der Kindheit. Es steht in dieser Zeit die zweite Kraft der Erziehung, die Erregbarkeit, am höchsten, vermittelst deren der Mensch, der anfangs, gleich jedem Weltkörper, in flüssigem Zustande ist, seine Hauptformen am frühesten ansetzt, später rundet er sie nur ab.“ (38) Die geistige Erziehung fange ihr Werk „mit dem ersten Atemzuge an und ende mit dem Tode.“ (72. 78.) „Das Kind kann beim Eintritt in die Welt zum Vater sagen: ‚Bilde höher, denn ich atme!‘“

„Die körperliche Erziehung beginne früher“, fordert Jean Paul und verlangt sogar „Gesetzmäßigkeit für die Aussaat“ („wie sie bei Pferden, Schafen, Kanarienvögeln besteht“) oder doch wenigstens Beobachtung der „allernotwendigsten Gesundheitsgesetze“, damit die „Abweichung von Wilden und Urdeutschen nicht noch größer werde.“ (73) Zwischen der Mutter und dem Fötus besteht nur, meint er, „eine Blutsverwandtschaft“ und zwar wiederum eine unmittelbare, aber „keine Nervenverwandtschaft“, (75) daher gäbe das Weib Männer, und „die Erstgeburten, wofür die Mütter am meisten leiden, seien gerade am stärksten.“ (76)

„Was den Körper anlangt, so bildet sich der kindliche in demselben Mutterleibe, bei aller Gleichbleibung der Mutter, der männliche Zwilling zu größeren Kräften und der weibliche zu kleineren.“ (77) Also obwohl die Mutter während der Schwangerschaft nicht über Körper- und Geistesgestalt entscheidet, so wiederholt sich dennoch ihre Gesundheit oder Kränklichkeit im Kinde. Der Aberglaube wegen der Mißgeburten schadet der Mutter, denn er „entkräftet“ und „entkörpert“, wie jede dauernde Furcht, und ist nur deshalb zu bekämpfen. (77)

„Alles Erste bleibt ewig im Kinde.“ (78) Also nach der Geburt (127. 129 ff.) soll nun vor allem die körperliche Erziehung beginnen. „Man sei der richtigen Regel kühn gehorsam, einen Knaben,

zumal den der Gelehrsamkeit gewidmeten, im ersten Jahrfünft ohne Lernzwang, bloß der Selbstbelehrung und geistig brach zu lassen, damit der Körper zum Träger der künftigen Geistesschätze erstarke." (352 ff.)

Die eigentlichen Leibesübungen will er erst mit dem 6. oder 8. Jahre begonnen haben. Er schreibt in einem Briefe an einen Vater: „Über die Gymnastik Ihres Paul ein andermal, nach 6—8 Jahren, wenn er diese Jahre hat." (142 ff.)

Kalt waschen, Baden (133 ff.), in frischer Luft tummeln (127 ff.) Singen, Schreien und fröhliche kindliche Bewegungsspiele (87 ff.), Übung und Pflege der Sinne (79 ff.) verlangt er gleich nach der Geburt.

Wie soll erzogen werden?

Zunächst will ich versuchen, Ihnen vorzulegen, wie sich Jean Paul die körperliche Erziehung gedacht hat.

„Jedes nur so und so stark, nach gestrigem, heutigem und morgendem Verhältnis" (36), lautet hierauf bezüglich seine erste Regel. Weiter: „Übrigens bleibe es Gesetz, da jede Kraft heilig ist, keine an sich zu schwächen, sondern nur ihr gegenüber die andere zu wecken, durch die sie sich harmonisch dem Ganzen zufügt." (50) Die Brownischen sagen: „1. stärke und 2. schwäche", Jean Paul meint: „Dies reicht nicht aus." (13)

„Nie ist eine Kraft zu schwächen, sondern bloß ihr Gegenmuskel zu stärken. Nur wenn die obere Zahnreihe ausgefallen ist, wächst beim Eichhörnchen die untere Zahnreihe bis zum Schmerzen lang." „Es ist falsch, einen 12jährigen übermütigen Knaben durch Belehrung aus einem anatomischen oder chirurgischen Buche zaghaft zu machen. Ein zerbrochener Arm heilt leichter als ein gebrochenes Herz." (256) Deshalb ist auch das Verfahren der Römer verwerflich, „dem übermäßig Kühnen zur Ader zu lassen." (255) Dagegen stimmt damit: „Ich würde den Starken ebensowohl im Sitzen, als den Schwächling im Bewegen üben."

„Beschirmt das Kind vor allem Heftigen und Starken, sogar süßen Empfindungen." „Das Schreien der Kinder, sobald es sich aus Mißton zu Heftigkeit, Befehl und Zorn zugleich zusammenflicht, ist durch alle Mittel zu verhüten." (78) Im Verhalten gegen solche Leidenschaftlichkeit geben die Stoiker, die kräftigsten Menschen der alten Zeit, das schönste Muster, „denen die Leidenschaften als Sturmbalken, nicht als Wage- oder Tragbalken dienten." Die Beispiele der kräftigsten alten Stoiker, wie Sokrates und Cato II., zeigen die Kraft: neben dem Kernfeuer der männlichen

Begeisterung in der Brust ein durch das ganze Leben reichendes Wollen zu bewahren. (267)

Dabei ist keine Gefahr für die Freudigkeit der Kinder. „Die Freudigkeit (79), welche ihnen so nötig ist, wie den Tauben und Hühnern die Wärme, wird erreicht durch Freilassung und Wegnahme aller Unlust." Dann wird selbst die Fünf-Sinnenpflege für ein Jahrkind so überflüssig, wie die Gängelbänder, welche zum Laufen unterweisen sollen, wovon die naturgemäße ungestörte Entwickelung der Landleute und Wilden den Beweis liefert. Das Leben selbst übt schon die fünf Sinne. (79) Ausgenommen das Kind soll ein Maler werden, dann ist das Auge, oder es soll ein Musiker werden, das Ohr besonders zu üben. „Um alles in der Welt bleibe die Übung des Geschmacksinnes" dem Kinde fern. (80) Der Geruch (81) treibt zuletzt auf und stirbt zuerst ab „und bedarf allerdings einer Verfeinerung".

„Nichts werde dem Kinde unvermittelt zugeführt, daher sind die medizinischen und gymnastischen und andere Befehle durch Gründe vorzubereiten." (107)

Die zu harte körperliche Strafe (110 ff.) kann sogar gefährlich werden, „weil die stärkere Kraft der geistig und körperlich schwächeren gegenüber steht und die Züchtigung nicht erfolgt, damit sie der Knabe stoisch aushalten lerne, sondern, daß er durch den Schmerz zum Beichten geführt werde." (256)

„Nie werde aber auch der kleinste Schmerz spottend auferlegt, sondern ernst, öfter trauernd." (107) „Der Erzieher darf nicht mit weibischer Bangigkeit sorgen, der Junge breche auf jedem Zweige ein Bein — wiewohl ein Beinbruch noch besser ist, als die Angst davor —, das Kind lernt durch einen Fall vom Baume die Entfernung schätzen. Ebensowenig braucht er Bleivergiftung durch das Spiel des Kindes mit Bleisoldaten oder der Kindertrompete zu fürchten, sowie Entmannung durch das Schaukelpferd oder Verführung durch die Hosen. — Namentlich ist die Mutter vor übertriebener Sorge zu warnen. Wagt sie nicht der Natur zu vertrauen, sondern läßt den Arzt jeden Zahn heben, so gefährdet sie des Kindes Leib und Geist." (127) Jean Paul hat selber seine kräftigsten Kinder ohne Menschenmilch aufgezogen. (128) Wegen der ersten Milch sei man überhaupt nicht zu ängstlich; der „gesunde Magen verwandelt Kartoffeln, Milchbrötchen, Hirschkolben, Schiffszwieback 2c. in Milchsaft, also auch Mutter-, Ammen- und andere Milch." Als Beweis gilt: „Das Kind ist körperlich ebenso oft dem Vater ähnlich als der Mutter." (129 ff.) Vergiftet kann das Kind nur werden, wenn die Mutter oder Amme beim Tränken leidenschaftlich erregt ist. (128)

Das erste Gesetz für den Schlaf und das Essen sei: regelmäßig und

oft am Anfang, später unregelmäßig. „Die leibliche Natur wird dadurch entweder geübt oder besiegt." (129. 130)

„Das Wochenkind ist nicht ängstlich vor dem Tagesgeräusch abzuschließen, höchstens darf keine Feuertrommel und kein Schießgewehr an seiner Wiege thätig sein. Es hat dies den Nutzen, daß der Nachtschlaf um so fester ist und das Kind nicht durch lästiges und verderbliches Nachtsäugen den Schlaf der Mutter so oft unterbreche. Ein Tränken des Kindes kurz vor dem Einschlummern und gleich nach dem Erwachen reicht aus." (130)

Beim Schlaf werde das Kind wagerecht gelegt, damit die „steile Lage" als wirksames Gegenmittel gegen den Kinderstickfluß noch übrig bleibe und auch der Unterschied zwischen dem Kopfstand vor der Geburt nicht zu grell auftrete. (130)

Mit dem Essen und Trinken (130 ff.) ist man vielfach zu ängstlich. Selbst zahnlose Kinder dürfen Eidotter, Fleischextrakt und Fleischspeisen genießen. Notwendig ist nur darauf zu achten, daß die Stücke recht klein geschnitten werden, damit der Magen nicht durch große Bissen überfüllt wird; denn die Hunger- und Durstbefriedigung richtet sich nicht nach der „Menge des Genossenen, sondern nach der Menge des organisch Angeeigneten." Der Magensaft und die Wärme, oft auch kalte Getränke, helfen dem Magen bei seiner chemischen und mechanischen Arbeit. Die „mangelhafte Entspeichelung" schadet kaum, wie der Genuß von Milch und Brei der Wochenkinder und der „Fleischgenuß der Raubvögel" beweist.

„Die Fleischspeise scheint überhaupt gegen die Schwäche der Kindheit und gegen das Übergewicht der Säure heilsam, weil sich sogar junge Körner fressende Gevögel vorteilhaft mit Eiern, Würmern und Insekten nähren." (131) Eine seltene Überfrachtung des Magens mit nicht leicht verdaulichen Speisen soll den Magen üben und stärken. (131) (Das ist wohl etwas zweifelhaft.)

In der Zeit, wo die Kinder nichts genießen wollen, darf man ihnen wenigstens Zucker, aber ja kein Konfekt geben. Kuchen gebe man den Kindern gar nicht und „Obst nur reichlich in den anglühenden Jahren".

Als Getränke für Kindern sind Thee und Kaffee (132 ff.) zu verwerfen, dagegen der heilsame Wein und das heilsame Hopfenbier zu empfehlen. Daß das Gesetz Kaiser Josephs II., den Kindern gar keinen Wein zu geben, falsch war, beweist die sich gleich bleibende, eher verdichtende Bevölkerung des rechten und linken Rheinufers. Freilich ist kein alter, spanischer und Ungarwein in Punschgläsern zu geben, sondern leichter oder mit Wasser verdünnter, aus Eßlöffeln, und mehr häufiger als reichlich, jedes Jahr weniger und in der mannbaren Glutzeit gar keiner.

„Bitteres Bier in rechter Entfernung von zwei Mahlzeiten ist Nahrung und Reizmittel zugleich. Später, im 8., 10. Jahre, aber muß Wasser der Trank und Bier die Stärkung werden.

Dem Mädchen würde ich länger als dem Knaben Bier vergönnen, wenn nicht die Mutter das Fettwerden verböte. (Das Vogtland und Sachsen bedauert er wegen ihres schlechten Bieres.) Weiße Biere, ohne Hopfen, sind Schleimgifte für Kinder, und ungehopftes braunes Bier nicht viel besser, und starke Biere, wie Mumme, sollen sie nur in Wasser nehmen."

Mit dem Vorstehenden können wir uns einverstanden erklären, aber den nächsten Ausspruch unterschreiben wir nicht: „Vor Einführung des Kaffees und Thees in Deutschland habe das viermal stärkere Bier bewirkt, daß man Riesenknochen nicht aus der Erde, sondern in die Erde gegraben habe." (133)

Ich meine, es mag wohl das Geschlecht der Urgermanen kräftiger gewesen sein, als die Modeherren am Billard, in den Cafés und an den Spieltischen unserer Zeit, aber einen bedeutenden Unterschied zwischen der Stärke unserer Feld-, Wald-, überhaupt Handarbeiter, sowie fleißigen Turnern und zwischen den alten Deutschen, welche schon so weit von der Kultur beleckt waren, daß sie Bier zum gewöhnlichen Getränke brauten, kann ich nicht anerkennen. Hier schiebt denn Jean Paul seiner glühenden Phantasie eine recht hübsche Übertreibung unter. Doch weiter!

Wegen der richtigen Anwendung von „Wärme und Kälte" (133) bei der Erziehung, fürchtet er nicht mit Unrecht Streitigkeiten zwischen den Ehegatten. „Die Weiber, als geborenes Stubengeschlecht", wollen ihre Schleier, Erwärmhüllen und den Pelz auch ihren geliebtesten Wesen, ihren Kindern leihen. Sie verstehen darin aber die Natur nicht, die ja bei der Geburt mit dem Kinde den stärksten Sprung macht, es „aus dem erwärmten organischen Bette durch die kalte Luft in ein totes wirft, was erst durch Bettwärmer erwärmt werden muß." (133) „Die Erziehung spricht auch dagegen, indem sie das Gesicht, den größten Teil des Kopfes und die Hände nackt läßt, ohne daß die Welt bis jetzt ausgestorben wäre. Die Natur empfängt das Kind nach dem Übergange aus dem heißen Erdgürtel in den kalten mit zwei stärkenden Reizen, mit Nahrung der Lunge und Nahrung des Magens. Also läßt auch die Mutter beim Kinde die äußere Kälte mit inneren Wärmereizen bekämpfen. Das beste Pelzwerk für Kinder wächst an den Weinbergen. Die Freude ist die warme Sonnenseite des Geistes und Liebes. Bewegung ist der dritte Frostableiter. In kalter Zimmerluft und ewiger Wärme schrumpft das Kind ein; die stärksten Menschen liefert die gemäßigte Zone. Kein Kinderzimmer sei kalt, ausgenommen das Schlafkämmerchen: denn das Bett ist ohnehin ein äußerer Pelz und der Schlaf ein innerer. Die Schlafzimmerheizung bleibe als Steigerung für Krankheitsfälle." (134) „Das beste Mittel ist das der Isländer, sich das Frieren abzugewöhnen."

Viel wichtiger, als vor Erkältung, ist es, „die Kinder vor Erhitzung" (135) zu schützen, welche im Winter so leicht in Todeskälte ausgeht.

„Auch in der Fußbekleidung (134. 135) ist der Natur freier Lauf zu lassen. Die Füße wachsen ohne Schuhe nicht über den Konventionsfuß hinaus. Es springe der Knabe barfuß durch seine Morgenwelt und das Mädchen laufe ohne Schuhe und Strümpfe. In der Krankheit, wo ein laues Fußbad nötig wird, vertreten es dann Schuhe und Strümpfe." Was schlägt auch der Schamhaftigkeit mehr ins Gesicht: nackter Busen, Rücken und nackte Arme oder nackte Füße?

„Ein schöner Zufall für Töchter ist die griechische Kleidermode der jetzigen Gymnosophistinnen (Nacktlauferinnen), welche die Mütter vergiftet, aber die Töchter abhärtet; denn wenn das Alter und die Gewohnheit jede neue Erkältung scheuen soll, so übt sich an ihr, wie an allen Abhärtungen, die Jugend zu größeren." (135 ff.) Jetzt gilt dies wenigstens noch von der Ballkleidung unserer jungen Damen.

„Die Unalaschker tauchen das weinende Kind (hört es, ihr Feindinnen der Abhärtung) so lange in die kalte See, bis es ruhig wird, kräftig wird es davon später ohnehin. So ist gleichnisweise die jetzige nackte Kleidermode eine kalte See, in welche man die Töchter steckt, die sich darin ordentlich erheitern." (136)

„Körperliche Abhärtung ist, da der Körper der Ankerplatz des Mutes ist, schon geistig nötig. Ihr Zweck und Erfolg ist nicht sowohl Gesundheitsanstalt und Verlängerung des Lebens — denn Weichlinge und Wüstlinge wurden öfters alt, sowie Nonnen und Hofdamen noch öfters — als die Aus- und Zurüstung desselben wider das Ungemach und für Heiterkeit und Thätigkeit." (136)

„Mit der jetzigen Kleidung, als einer Luftbadeanstalt, wäre bei Kindern noch mehr dies Ziel zu erreichen, wenn man jene zuweilen gar wegwürfe. Ich meine, warum macht man sich und noch mehr den Kindern nicht das Vergnügen, daß sie halbe Tage, bei milder Luft und Sonnenschein, wie Adam, nackt in ihrem Paradiese der Unschuld spielen dürfen? Im alten Deutschland konnten die Kinder, wie in Ägypten, zehn Jahre länger in der Nacktheit bleiben; welche körperliche Kraftgenies traten nicht aus ihren kalten Wäldern, so daß achtzehn Jahrhunderte voll Wärme und Schwelgerei nicht hinreichten, die Urenkel schwächer zu machen, als einer von uns ist! Man schaue doch nur, wie leicht behend und erquickt ein entkleidetes Kind sich fühlt, Luft durchschwimmend und trinkend, Muskeln und Adern frei be-

wegend, und vor der Sonne, als eine Frucht reifend, der man die Blätter weggebrochen. — So viele kindliche Spiele sind olympische und gymnastische; so lasse man wenigstens die Kinder Griechen sein, nämlich unbekleidet." (136 u. 137)

„Unmittelbar nach dem Luftbade ginge man am besten ins kalte Wasserbad, wenn es anders Kindern unter vier Jahren unbedingt zu raten wäre. Es giebt aber einen Ersatz desselben, nämlich von der Taufe an täglich kälteres Waschen des ganzen Körpers, den man jedoch nur gliederweise benetzt und eilig abtrocknet. Ich ließe diese anabaptistische Sünde gegen Brown und seine Nachfolger an meinen Kindern einmal begehen, der Erfolg wäre nicht sowohl Erkältung, Schnupfen und Schwächung, als das Gegenteil davon. Schwarz wendet in seiner Erziehlehre dagegen den Abscheu des Kindes davor als einen Naturwink ein, aber derselbe gälte dann nicht nur gegen die Arznei, sondern auch gegen das laue Bad, wogegen und worin anfangs die Kinder sich sträuben, weil zuviel ungewohnte Reize sie auf einmal umfangen. — Wenn das kalte Wasser Arzneikräfte für den Magen hat, die dem gekochten abgehen, so hat es sie auch für die einsaugende Haut. Auch Luft-, Frost- und Laufbäder sind zum Schlafen gut." (137)

Jetzt haben die Ärzte in ihren Wasserheilmethoden genügend anerkannt, was Jean Paul ausspricht.

„Noch giebt es ein Bad, welches Kindern und Eltern nützlich wäre und ungenutzt bleibt, nämlich das Donnerwetterbad. Die Ärzte setzten als Arbeitszeug den elektrischen Wind — das elektrische Plätten —, das elektrische Bad an Nervenschwachen an; aber den Donner, oder vielmehr das Donnerwasser, verschrieben sie noch wenig. Haben sie es noch nie erfahren, daß man sich nie frischer, heiterer, elastischer verspürt, als wenn ein warmer oder lauer Regen bis auf die Haut gegangen? — Da der Mensch schon trocken nach dem Gewitter sich kräftiger fühlt, und die beregnete Blumenwelt sich noch mehr, warum will er nicht diese vereinigte Feuer- und Wassertaufe von oben herab einsaugen und sich vom wunderthätigen Arm aus der Wetterwolke heilen und heben lassen?" (137 u. 138)

„Man sollte besondere Regen- oder Badekleider als ein Badegast der Frühlingswolken haben; dann, wenn einige Hoffnung schlechten Wetters ist, eine Regenpartie verabreden und tropfend nach Hause kommen."

„Leider muß die Badegesellschaft die Kleider wechseln —

das einzige, was mir weniger gefällt. Der Hirtenknabe läßt sich an kaltregnerischen Novembertagen keinen Kleiderschrank aufs Feld nachfahren — der Fischer steht mit den Füßen im Wasser und mit dem Kopfe unter der Sonne und kehrt und stürzt gerade die Arzneiregel um; der einzige 170jährige Mann in England war ein Fischer, doch aber auch früher ein Soldat und Bettler." (138)

„Himmel! mit welchem schönen Spielraum und Freistaat ist ursprünglich vom Körper unser Geist umschrieben!" (138) „Es werde der Allkräftigkeit des Körpers wenigstens die Kindheit zugebildet, und der Körper, der alle Länder bewohnen kann, auch alle zu vereinigen geübt, wie es der Russe thut, der seinem eigenen Reich, dem klimatischen Klein-Europa, nachschlägt und Schwitz- und Eisbad und Hunger und Überfülle aushält! Ist's nicht genug, wenn man so verzärtelt ist, daß man einen Schneeballen zum Kopfkissen macht? Und nun vollends erst einen Mantelsack oder ein Federbett?" (138) „Ich setze noch zum Vorigen, die Eltern sollen im Physischen von den Kindern mehr fordern als von sich, mithin lasse man zu gewählten Zeiten die Regenkleider an den Kindern selbst abtrocknen." (139)

„Der Mutter ist zu bedenken zu geben, daß die Naturpocken ja auch durch die Impfpocken verhindert und unschädlich gemacht werden, also auch die Krankheiten durch Abhärtung. (139) Beherzigen dies die Frauen, dann fallen sie nicht lästig durch Heilkünstelei. Für das wirklich kranke Kind gehört ein wissenschaftlich gebildeter Arzt." (139 ff.)

In der Kinderkrankenstube dürfen aber die gesunden Kinder nicht durch Härte und die kranken nicht durch Weichheit und Weichlichkeit verdorben werden. Statt aller physischen Weichlichkeiten sind ihnen Bilderbücher auf der Bettdecke und ein Märchenerzähler am Bett die besten Heilmittel." (256)

„Ist aber die Gesundheit die erste Stufe zum Mut, so ist körperliche Übung gegen Schmerzen die zweite." (246) „Man sollte Übungen im Ertragen des Schmerzes, Kreuzschulen im stoischen Sinne, erfinden, wie denn die Knaben selber schon ähnliche Spiele haben. In Mexiko band sonst ein Kind seinen Arm mit dem Arme eines anderen zusammen und legte eine glühende Kohle dazwischen; beide wetteiferten im längsten Erdulden des Brennens. In Montaignes Zeiten hielt der Adel die Fechtschule für schimpflich, weil sie den Sieg nicht mehr von bloßer Tapferkeit entscheiden ließ. Die alten Dänen winkten

nicht einmal mit dem Auge vor Wunden im Gesicht. Was aber früher ganze Völker vermochten, und was folglich nicht Gabe der Geburt war: das muß von einem Einzelnen zu wiederholen leicht gehen." (257)

„Zeigt nur nicht Mitleid mit den Schmerzen, sondern treibt Scherz damit. — Läuft das kleinere Kind mit dem Berichte seiner Wunde zu euch, so laßt es auf euer Gehör und eure Besichtigung erst ein wenig harren, indem ihr ruhig sagt: ‚Ich muß erst ausschreiben, oder diese Masche aufstricken.‘ — Oder gebt ihm den Befehl, irgend etwas zu thun, zu holen; nichts reißt so leicht den Stachel des Schmerzes heraus, als Thätigkeit, so wie der Krieger die Wunden vor lauter Fechten nicht spürt. ‚Meine Nase blutet‘, sagt die Kleine erbärmlich. ‚Ei sieh, das hübsche rote Blut, und wie es tropft; und wo kommt es denn her? Vorher war in deinen Nasenlöchern ja gar keins?‘ sagt ihr und zerlegt die Qual in Untersuchung, das Innere ins Äußere." (257. 258)

„Bewacht fleißiger das Ohr des Kindes, als dessen Auge. Das Ohr ist der Sinn der Furcht, daher leishörige Tiere furchtsamer sind." (258) „Da das Verschmerzen der geschlagenen Wunden und das Verachten der kommenden sich wechselseitig stärken: so fahr' ich hoffentlich ohne Vorwurf ihrer Verwechselung fort. Mut besteht nicht darin, daß man die Gefahr blind übersieht, sondern, daß man sie sehend überwindet. Man stärke folglich den Knaben, nicht etwa mit der Rede: ‚Es thut nicht weh‘ — sondern mit der besseren: ‚Was thut's? nur weh?‘" (260)

„Gegen den Schreck giebt's, außer Gesundheit, kein Mittel, als Bekanntschaft mit dem Gegenstande, nur das Neue bringt ihn." (261)

Gegen Furcht und Schreck läßt Jean Paul beim Spaziergang eine vorbereitete Räuberszene abspielen. (262)

„Andere Degen- und Mantelstücke — wie die Spanier (nach Bouterweck) ihre Intriguenstücke nennen — wären in der Nacht aufzuführen." (263) „Recht viele Erzählungen", fügt er selber hinzu, „von siegendem Mut sind vielleicht bessere Stärkemittel." Endlich Geschichten von Helden.

„Was überwand vom Fakir an bis zu den Märtyrerinnen des Christentums, und der Liebe und der Kinderpflicht, und bis zu den Blutzeugen der Freiheit den Körper, die Meinung, die Folter? Eine das Herz durchwurzelnde Idee." (263) — „Ein Mann ist glücklich, der sein Leben z. B. auf die Urbarmachung

einer Insel, oder auf die Entdeckung einer verlorenen, oder auf die der Meerlänge wendet.“ (266) „Erfüllt nur den Knaben mit der verklärten Heldengestalt, mit liebend ausgemalten Groß-Menschen der verschiedensten Art: so wird sein angeborenes, nicht erst zu erwerbendes Ideal (denn in jedem schläft eins) rege und munter werden.“ (269) „Um den Kühnsten zu bilden, bilde kühn!“ (248)

„Die physische Natur macht viele kleine Schritte, um einen Sprung zu thun, und dann wieder von vornen an; das Gesetz der Thätigkeit wird vom Gesetze des Ab- und Aufsprunges beseelt. Wir finden das letzte Gesetz am stärksten im Sprunge zur Geschlechtskraft ausgedrückt; aber diese Sprünge, gleichsam der Schüsse oder Knotenabsätze des schossenden Halmes, sind viel mehr, und dicht am Embryo drängen sie sich am meisten; sowie das ermattende Alter sie in einem Raume auseinander legt. Der Sprung vom Grafischen Bläschen in dem Uterus — das Stellen auf den Kopf vor der Geburt — das Eintreten in die Erdenluft — die erste Milch — das Zahnen — das Wachstumfieber u. s. w. sind meine Belege. Sogar im hohen Alter, dem bösen Abdruck der Kindheit, hob diese zuweilen ihre Gewaltsprünge durch Vorstoßen von Zähnen, Haaren u. s. w. an.“ (298)

Von diesen Natursprüngen leitet Jean Paul sein Verfahren beim Unterricht in den Leibesübungen ab, indem er spricht: „In jedem Falle würde ich meinen Sohn zwar wochenlang klettern, voltigieren, schwimmen, wettlaufen, ballspielen und kegeln lassen, aber ebenso gut wochenlang einschrauben, wie eine Bohrmuschel, und einsperren, wie einen Genesenden vom Scharlachfieber; nicht etwa, damit er gesund werde, sondern damit er's bleibe.“ (143) „Wenigsten würde ich den Starken ebensowohl im Sitzen, als den Schwächling im Bewegen üben. Auch würd' ich mehr abends als morgens in Schweiß setzen und folglich die körperlichen Anstrengungen den geistigen nach- und nicht vorschicken; denken und sitzen nach heftiger Bewegung ist nicht halb so gesund und lustig, als umgekehrt. Starke Morgenbewegung erschöpft als reizende Potenz bei langsamem Frühpuls und bei der größeren Erregbarkeit oft für den ganzen Tag.“ (143) Dieser letzte Ausspruch beruht wohl nicht auf genauer Beobachtung und guter Erfahrung — diese konnte er ja in Betreibung der Leibesübungen auch zu seiner Zeit nicht gut haben —, denn unsere Turnerfahrungen haben uns doch zu der Regel geführt: Lege die leiblichen Anstrengungen zwischen die geistigen hinein! — Volle Regelfreiheit verlangt Jean Paul aber durch den Nachsatz hinter den Anschauungen über den Betrieb der Leibesübungen: „Ungeachtet

aller dieser Gründe würde ich das Gegenteil thun — nicht immer aber doch zuweilen — um den Körper auch hierzu abzurichten. (140)

Die weibliche Erziehung (161—222. R., „Emil", V. Buch) behandelt Jean Paul in einem besonderen Kapitel. Er „versteht darunter drei Sachen, die sich nicht widersprechen: erstlich die Erziehung, die gewöhnlich Weiber geben, zweitens ihren ausschließlichen Beruf zur rechten Erziehung im Verhältnis gegen die Männer, — drittens die Erziehung der Mädchen."

„Die Erziehung der Töchter bleibt den Müttern allein, aber diese körperliche Pflege gerade stumpft ab und mattet ab. Die Natur hat das Weib unmittelbar zur Mutter bestimmt, zur Gattin bloß mittelbar. Sie ist für die körperliche Nachwelt, wie der Mann für die geistige. Die Weiber sind geistig und physisch raubend und gebend ausgerüstet, von den Reizen und Schwächen ihres Körpers an bis zu den geistigen, daher ihre Sorge und Achtung für den Körper, daher ihre Furcht vor Wunden. Damit steht ihre Nüchternheit, ihre Liebe zur Reinlichkeit, sogar die Schamhaftigkeit und ihre Neigung für Häuslichkeit und Ruhe im Bunde. Daher auch die frühere Körperreife beim weiblichen Geschlecht mit 15 Jahren. Daher sucht und ehrt überall das Weib jede geistige und leibliche Vorkraft und richtet die Schwäche ihres Geschlechts härter als die Roheiten des männlichen. Es ist deshalb nicht zu verdammen, wenn ein Mädchen mit Leib und Putz gefallen will. Der Frau ist einmal das Gehirn das erste, der Leib das zweite und das Kleid das dritte Seelenorgan, und gar nicht mit Unrecht, denn ihr Körper, ihre Morgengabe, fällt mit ihrer Bestimmung mehr in Eins zusammen, als der unserige. Der weibliche Leib ist die Perlenmutter — diese sei glänzend und bunt oder von Natur rauh und grau, die weiße Perle darin ist das gute reine Herz. Weiset der Reinheit, dem Ebenmaße, der Kleidersitte und ästhetischen Schönheitsforderung ihren glänzenden und echten Wert zu." (161 ff.)

Erziehungsort.

Jean Paul sagt über die leibliche Erziehung weiter: „Das Schulgebäude der jungen Seele besteht nicht bloß aus dem Schulhofe, der Schlafkammer, der Gesindestube, dem Spielplatze und der Treppe" (27), sondern außer der Kinderstube verlangt unser Autor

namentlich die freie Natur, das Dorf mit seiner frischen Luft als den besten Erziehungsort: „denn," fährt er fort, „Kinder und Schulstuben sind nur Sakristeien zu jenen Tempeln, die die Römer dem Pavor und Pallor (dem bleichen Schrecken) gebaut." (255)

Das ist ein recht trübes Bild vieler damaligen Stadtschulen mit ihren engen Höfen, dunklen Treppen, eingeklemmt zwischen hohen Nachbarhäusern. Jetzt ist vieles besser, aber Höfe mit grünen Bäumen fehlen noch oft. Viele unserer mit Baumreihen umsäumten Turnplätze gewähren, was er in bezug auf den Unterrichtsort und dessen Luft verlangt. Doch über den letzten Punkt lasse ich ihn wieder selbst reden.

„Freie Luft — ein Ausdruck, den nun Europa, wie der Tod, bald gegen den richtigeren: freier Äther vertauschen muß." (98) „Man halte doch die blühenden Kinder auf einsamen Dörfchen, wo die ganze Brownsche Apotheke in ihren Gläsern nichts zu geben hat als Branntwein, oder gar die stämmige der Wilden gegen die welke Flora vornehmer Häuser, welche täglich aus allen möglichen Gläsern begossen wird." (127)

„Indessen wird nirgends so wenig Hufelands ‚guter Rat an Mütter' gehört, als in Bauern- und Armenhütten. Daher sehen bleiche Wesen genug aus den engen Fenstern heraus, wenn man auf dem Schlitten vorüberfährt. Aber mit der Erde blühen sie wieder auf; die freie Luft rötet sie früher, als die Sonne den Apfel." (127)

„Jäger, Wilde, Älpler, Soldaten fechten alle mit ihrer Kraft für die Vorteile der freien Luft; alle die, welche anderthalb Jahrhunderte durchlebt haben, waren Bettler, und in der That, wenn ein Mensch nichts werden soll als alt und nichts bleiben will als gesund, so giebt's keine zuträglichere, mit frischer Luft tränkende Bewegung als Betteln — dennoch glauben die Mütter, ein 30 Minuten lang ins offene Fenster gestelltes Kind hole aus der Stadt, die selber nur ein größeres Zimmer ist und für die Stubenluft bloß Gassenluft gewährt, schon so viel ätherischen Atem, als es nötig hat, 23½ Stunden lang Grubenluft abzuschlämmen und zu seihen." (127) „Könnte denn kein Scheidekünstler den Müttern einer Stadt durch sichtbare Darstellung der Giftluftarten Sinn für Himmelsluft beibringen, um sich von der Sorglosigkeit über das einzige unsichtbare und immer wirkende Element zu entwöhnen?" (127)

Reisen.

Wegen des unbeschränkten Genusses der frischen Luft werden „kurze Kinderreisen von einigen Wochen mit Recht für ein Geist und

Leib reifendes Versetzen dieser zarten Bäumchen gehalten, weil der Tausch der alten düsteren Eckenenge gegen die luftige Landschaft von Menschen- und Sittenwechsel erheitern und befruchten muß. — Etwas anderes sind aber Kinderreisen mit Städtehausieren und Länderrennen, die die große Tour (durch die Stadt ist schon eine kleine für sie) durch halb Europa machen, auf welcher das jeden Tag versetzte Bäumchen sich übertreibt und erschöpft. Wenn schon die Erwachsenen — die doch herbstreif sind — von ihren Länderumsegeln gefüllte Köpfe und geleerte Herzen mitbringen, wie muß erst langes Reisen das Kind — das nur frühlingsreife — verwüsten!" (301 u. 302) Ein solches Kind „wird ein Hofmännchen und Hofweibchen kühl, hell, satt, matt, fein, süß und schön" (302), anstatt es dagegen vom Wandern im freien Wald und Feld vollkräftig, jugendmutig, warmblütig und frisch an Seele und Leib zurückkehren sollte. Im kleinen liefern unsere Turnfahrten mit ihren Spielen und fröhlichem Gesang den Beweis für den Nutzen einer Fußwanderung.

Spiele.

„Die gewöhnlichen Spiele der Kinder sind nichts als Äußerungen ernster Thätigkeit, aber in leichtesten Flügelkleidern, wiewohl auch die Kinder ein Spiel haben, das ihnen eins ist, z. B. das Scherzen, sinnloses Sprechen, um sich selber etwas vorzusprechen. Ein Werkchen über Kinderspiele müßte die Spiele in zwei Klassen teilen: 1) in Spiele, oder Anstrengung der empfangenden, auffassenden, lernenden Kraft oder theoretische Spiele, und 2) in Spiele der handelnden, gestaltenden Kraft oder praktischen Spiele, worein die Spiele kämen, worin sich das Kind seines geistigen Überflusses durch träumerisches Phantasieren und seines körperlichen durch Bewegung zu entladen sucht." (87)

„Doch auch eine dritte Abteilung würde noch nötig, die, worin das Kind nur spielt, nicht treibt, noch fühlt, nämlich, wo es behaglich Gestalt und Ton nimmt und giebt — z. B. aus dem Fenster schaut, auf dem Grase liegt, die Amme und andere Kinder hört. — Das Spielen ist die erste Poesie des Menschen (Essen und Trinken Prosa), folglich bildet es alle Kräfte, ohne einer eine siegende Richtung anzuweisen. Anfangs verarbeitet das Spielen nur den Überschuß der geistigen und leiblichen Kräfte, später in der Schulzeit leiten die Glieder nur noch durch Laufen, Werfen, Tragen die Lebensfülle ab." (88)

„Treten wir in den Spielplatz der Kleinen hinein, so gewahren wir, sobald wir nicht Spielgesetzgeber, sondern höchstens Spielmarqueure bleiben, daß das Kind in den ersten Monaten nur ein empfindendes Spiel kennt. Erst nachdem die fünf Sinne erwacht sind, hat es zweierlei Spiele, sehr verschieden in Zweck und Zeit — 1) die mit Spielsachen und 2) die mit und unter Spielmenschen. Zuerst spielt das Kind mit Sachen, folglich mit sich. Eine Puppe ist ihm ein Volk oder eine Schauspielergesellschaft. Vor der wunderkräftigen Phantasie treibt jeder Aaronsstecken Blüten." (89) „Die Spiele der Kinder mit den toten Sachen sind darum so wichtig, weil es für sie nur lebendige giebt. Im Tiere spielt nur der Körper, im Kinde die Seele. Diesem begegnet nur Leben und darum umringt sich das frohe Wesen nur mit Leben, und sagt z. B.: die Lichter haben sich zugedeckt und sind zu Bette gegangen — der Frühling hat sich angezogen — das Wasser kriecht am Glase herab — der Wind tanzt." (90)

Die Spielzeuge seien farblos, einfach, klein, erst vom zweiten Jahre an bunt. Öfter wechsele man mit den wenigen Spielsachen. (91. 92)

„Jedes Spielzeug muß zu einem Arbeitszeuge geeignet sein, daher Baukästen als Sammlung von vielen Häuserchen, Bogen, Bäumchen wegen seiner vielen Umgestaltungsfähigkeit sehr gut zu empfehlen sind." (92)

„Doch das beste, reinste und wohlgefälligste Spielzeug für Knaben und Mädchen in den ersten Jahren ist — welches jeder in der Zirbeldrüse, einige in der Blase und die Vögel im Magen haben — der Sand. Stundenlang sehe ich oft spielende Kinder ihn als Bausteine — als Wurfmaschine — als Kaskade — als Waschwasser — Saat — Fingerkitzel — als eingelegte Arbeit und erhabenes Füllwerk — als Schreib- und Malergrund verwenden. Den Knaben ist er das Wasser der Mädchen. Nur eins ist dabei zu verhüten, daß sie ihr Spielzeug nicht fressen." (93)

„Die zweite Spielgattung ist Spielen der Kinder mit Kindern. Sind einmal Menschen für Menschen gemacht, so sind's folglich auch Kinder für Kinder, nur aber viel schöner. Auch nur Kinder sind kindisch genug für Kinder. Denn Eltern und Lehrer sind ihnen immer jene fremden Himmelgötter, welche, nach dem Glauben vieler Völker, den neuen Menschen auf der neugeborenen Erde lehrend und helfend erschienen waren; wenigstens sind sie den Kinderzwergen die körperlichen Titanen. Der Eintritt in

den Kinderspielplatz ist für Kinder einer in die große Welt." (93) „Das frühe Spiel wird je später Ernst, obgleich die Kinder in dem Spiel wieder eins treiben als Nachhall früheren Ernstes. Wie das Schachbrett Krieg- und Regierunterricht auf dem Tische sein soll: so wächst auf dem Spielplatze der künftige Lorbeer- und Erkenntnisbaum. Wenn (wie Archenholz erzählt) die Schulknaben im Winchesterkollegium einmal gegen die Lehrer aufstanden, das Hauptthor des Schulgebäudes besetzten und sich so gut mit Munition und Gewehr versahen, daß ihnen der Ober-Sheriff der Grafschaft, ob er gleich 150 Konstabel und 80 Mann Miliz stark gegen sie vorgerückt war, doch eine ehrenhafte Kapitulation bewilligen mußte: so sehe ich in diesem Zornspiele nichts weiter, als die Jugend der jetzigen (wenn auch ungerechten) Männlichkeit, welche Flüsse und Häfen und ihre Inseln zusperrt, und in den Meeren die Länder besiegt; so sehr sinkt der Schaum des kindlichen Spieles zum wahren Wein zusammen, und ihre Feigenblätter verhüllen nicht Blößen, sondern süße Feigen." (94—95)

Wollte man Vorschläge thun, nämlich Wünsche, so könnte man doch diesen äußern, daß man dem Kinde einen Spiel- oder Wirkungskreis von so verschiedenen Individualitäten, Ständen und Jahren aufthun sollte, als nur kindlich wäre, um es im Orbis pictus einer verjüngten Spielwelt für die vergrößerte auszurüsten. Noch wollte ich Freuden- und Spielmeister als Vor- und Flügelmänner der Schulmeister vorschlagen — ferner Spielzimmer, leer wie die Zimmer, an deren Spalierwänden Raphaels ewige Blüten glühen — ferner Spielgärten. Und eben lese ich, daß Grabner in seiner Reisebeschreibung von den Niederlanden Nachricht von Spielschulen giebt, wohin der Niederländer seine Kinder früher als in die Lehrschulen gehen läßt. Wahrlich, müßte eine von beiden einfallen, so sollte die erste feststehen." (95)

Jetzt brauchte Jean Paul nur in unsere deutschen Kindergärten zu blicken, und er sähe seine Forderung erfüllt.

„Die Juden verboten zwei Freudenfeste zusammen zu feiern, z. B. einen Hochzeitstag an einem Festtage oder zwei Hochzeiten auf einmal; sollte es nicht ebenso Kindern abzuschlagen sein, wenn sie, z. B. nach einem Spaziergange am Sommerabende wider die Erlaubnis begehren, im Garten zu spielen, und dann die dritte, noch vor dem Essen nur eine Viertelstunde die Spielgenossen in den Saal heraufzuholen? Hierin sind die Kinder

vorausdatierte Erwachsene und dürsten kaum in der Arbeit so sehr nach einem Genusse als hinter einem Genusse. Was Gutes (wenn es eins ist) aus einem so erzogenen Mädchen werden kann, ist höchstens eine Frau, welche an demselben Tage nach einigen erhaltenen und nach einigen gegebenen Besuchen sich darauf im Schauspielhause auf einige Karten und Tänze freut und spitzt." (97)

„Die frühen Spiele sollen der geistigen Entwickelung nachhelfen, da die körperliche ohnehin riesenhaft fortschreitet; die späteren aber sollen der geistigen, die durch die Schule und Jahre vorläuft, die körperliche nachziehen, das Kind tändle, singe, schaue, höre, aber der Knabe, das Mädchen laufe, steige, werfe, baue, schwitze und friere." (97)

„Unmittelbar nach dem Ausschlafen bedarf das Kind bei seiner geistigen Erregbarkeit fast nichts; kurz vor dem Einschlafen ist gleichfalls ein Ausbrennen des Spielfeuers, ein wenig Langeweile dienlich. Für reife Kinder, welche die Arbeit übt und zwingt, ist schon deren Ende (die Freiheit) ein Spiel und dann die freie Luft." (98)

„Überhaupt ist's besser, gar keine Spielordnung zu kennen und zu machen — nicht einmal die meinige — als sie ängstlich zu halten. Das Kind probiere oder versuche sich spielend sein künftiges Leben an; da nun aus diesem der Alp- und Gewitterdruck der langen Weile nie wegbleibt: so mag es zuweilen einige erleben, um künftig nicht daran zu sterben." (98)

An einer anderen Stelle spricht er: „Viele Kinderspiele sind olympische und gymnastische." (137) Hübsch wäre es, wenn er diese betont und für das schulpflichtige Alter betont hätte. Sie ja gerade stärken den Körper, machen und erhalten ihn geschmeidig und bilden somit die wahren vorbeugenden und heilenden Arzneimittel für den Körper.

Tanz.

Eine Art Spiel ist auch der Tanz für Kinder.

„Ich weiß nicht, soll ich Kinderbälle mehr hassen oder Kindertänze mehr loben? Jene im heißen Klima des Tanzsaales sind höchstens die Vorreihen und Hauptpas zum Totentanz. Hingegen Kindertänze sind, was ich jetzo weitläufiger loben will. Wie die erste Sprache lange der Grammatik, so sollte der Tanz lange der Tanzkunst vorgehen und vorarbeiten. Welcher Vater ein altes Klavier oder eine alte Geige oder Flöte

hätte oder eine improvisierende Singstimme: der sollte seine und fremde Kinder zusammenrufen und sie täglich stundenlang nach seinem Orchester hüpfen und wirbeln lassen — paarweise — in Ketten — in Ringen — recht oft einzeln — sie selber mitsingend, als Selbstdrehorgeln — und wie sie nur wollten. Im Kinde leben noch Leib und Seele in den Flitterwochen einträchtig, und der freudigen Seele hüpft noch der lustige Körper nach." (98. 99)

„Im Kinde tanzt noch die Freude, im Manne lächelt oder weint sie höchstens. Der reife Mensch darf durch den Tanz nur die Schönheit der Kunst, nicht sich und seine Empfindungen ausdrücken; Liebe würde sich dadurch zu roh, Freude zu laut und keck vor der ernsten Nemesis gebärden." (99)

„Allein der runde Tanz ist leicht genug für das Kind; bloß für den Vorjüngling ist der gerade Lauf nicht zu schwer; wie den himmlischen Körpern, so gehört den kindlichen die Sphärenbewegung und Musik dazu, indes der ältere Körper wie das Wasser die gerade nimmt und ein Strand- und Sturmläufer sein soll." (90)

„Weiber können bekanntlich nicht laufen, sondern nur tanzen. Kinder sind nur verkleinerte Weiber, wenigstens sind's die Knaben, wenn auch die Mädchen oft nur verkleinerte Knaben sind, also lasse man sie auch tanzen. Der Tanz ist unter allen Bewegungen die leichteste, weil sie die engste und vielseitigste ist; daher der Jubel nicht ein Renner, sondern ein Tänzer wird; daher der träge Wilde tanzt, und der müde Negersklave, um sich nach und durch Bewegung wieder zum Bewegen anzufachen, daher fiel der Läufer — sonst alles gleich gesetzt — öfter tot nieder als der Tänzer. Der Tanz ohne Ziel und Zwang gebiert dieselbe Bewegung aus derselben wieder, und nicht das Fortsetzen macht ihn schwer, sondern höchstens das Aufhören. Jeder Lauf will schließen, aber kein Tanz." (99. 100)

„Der Tanz, als eine körperliche Poesie, schont, übt und gleicht die Kraft aller Muskeln aus." (100)

„Ferner teilt dabei die Tonkunst dem Leibe und Geiste die metrische Ordnung zu. Endlich gehört es noch zum Vorteil dieser Augen- und Fersenlust, daß die Kinder mit Kindern durch keinen härteren Kanon, als den musikalischen, leicht wie Töne verbunden werden zu einem Rosenknospenfest ohne Zankdornen." (100)

„Kurz, der Tanz kann nicht früh genug kommen; aber der Tanzmeister leichter zu früh, als zu spät. Den in vornehmer

Gefallsucht erzogenen Kindern ist der Tanzmeister, der die körperliche vollends in System und Regel bringt, soweit als möglich zu entrücken. Dagegen besser erzogenen, die noch im 8. oder 9. Jahre statt der Eitelkeit nur das Gesetz des Guten und Schönen kennen, darf der Tanzmeister mit den aus Kleinlichkeiten zusammengesetzten Marschreglement und Kommandogeiglein, mit weniger Gefahr ihres höheren Ichs, gerade in den früheren Jahren zugeführt werden, wo sie Tanzen ebenso ohne Gefallsucht lernen als Gehen und Lesen. Noch kann die Tanzstunde solchen Marterkindern, welchen man, wie den Ziegen, wider das Springen die Sehnen abschnitt, zur Frei- und Spielstunde werden." (101)

Selbst für die „sofa- und bettlägerigen Frauen" ist die Tanzkunst die schönste und beste Veranlassung znr Bewegung und wirksamer als alle anderen Mittel. „Denn wenn ihr wollt, daß Damen schneller gehen als Posten und Läufer, so stellt nur eine englische Kolonne von Leipzig nach Dessau, und laßt das Mädchen chassieren und seht nach, wer zuerst ankomme, die Post oder die Tänzerin." (192) Sind Theee nicht zu vermeiden, so werden auch sie wenigstens in „tanzende" verwandelt, damit sie ein Gegengift gegen „den getrunkenen bilden!" (192)

Eigentliche Leibesübungen.

Diese „Erziehmittel", welche schon von der zweiten Urkraft, womit der Welt- und Zeitgeist erzieht, der lebendigen That (192), getragen wurden, müssen noch die eigentlichen Leibesübungen ergänzen.

„Nicht das Geschrei, sondern der Aufflug einer wilden Ente treibt die Herde zur Folge und zum Aufsteigen." (25) Folglich müssen wir unseren Kindern mit der That vorangehen und sie zur That erziehen. Dies ist jetzt um so mehr zu betonen, „weil durch die Kultur der ganze Mensch zum Sprachwerkzeug geworden ist und das Fleisch wieder Wort." „Je weniger That, desto mehr Sprache." „Das Genießen erschöpft uns bald, nie aber das Streben." Ganz vortrefflich ist das Gesetz der Türken, daß jeder vornehme Muselmann ein Handwerk verstehen muß; (335) denn da muß er es doch wenigstens in seiner Jugend treiben.

Unsere Erfahrung sagt auch, daß „ein erlebter Krieg gegen einen Xerxes (Napoleon) das Herz ganz anders, reiner und stärker anglüht, als dreimal ihn exponieren im Cornel, Plutarch und Herodot."

Unterrichtet will Jean Paul in der „Gymnastik" erst vom 6. oder

8. Jahre an haben. (143) Ehe dieser Unterricht eintritt, will er seinen „Knaben in jedem Falle wochenlang klettern, voltigieren, schwimmen, wettlaufen, ballspielen und kegeln lassen." (143)

„Zu anderen Zeiten zwingt" er den lebhaften Knaben „wieder ganze Wochen lang zum Stillsitzen und zur Stubenarbeit."

„Die Fecht-, Tanz-, Schwimm-, Reit- und Voltigierkunst bleibe Erholung," giebt er auch als Regel bei der Fürstenerziehung. (153)

Wie er die Fechtkunst praktisch anwendet, zeigte er schon bei der verabredeten Räubergeschichte.

„Die Gymnastik des Laufens, Stelzengehens, Kletterns stählet und härtet einzelne Kräfte und Muskeln." (100)

„Starke Sprünge, worin die Knaben auf dem Wege aus der Schule sich üben, zeigen den Wink der Natur." (143)

Angesichts dieser Thatsachen kommt er zu der Forderung: „Jeder Vater erbaue, so gut er kann, um sein Haus ein kleines Schnepfenthal; die Gasse, worin der Knabe tobt, rennt, stürzt, klettert, trotzt, ist schon etwas. Gassenwunden sind heilbarer und gesunder als Schulwunden und lehren schöner verschmerzen als jene." (255)

Jugendlicher Übermut legt sich schon im Leben; denn „aus der wilden englischen Jugend wird ein besonnenes Parlament, wie aus den anfänglichen Räuberrömern ein tugendhafter, sich dem Ganzen opfernder Senat." (255)

Daß sich Jean Paul selbst im Ringen und Turnen (aber mit wenig Glück) geübt hat, ist aus einer Stelle zu schließen, worin er sagt (366), daß er den „Doktorring" als „bayrischen Schlagring" gegen die Angreifer seiner Erziehungsregeln gebrauchen wolle und daß er „unaufhörlich falle bei Heidelberg auf dem Berge neben dem Turnplatze." (22. August 1817.)

Gegen die „Sittsamkeit" der Mädchen und Frauen, ihre Liebe zur Ruhe, die sich schon durch den Cul de Paris — beim Fötus, daß das Mädchen sich erst im 4. Monat, der Knabe aber schon im 3. Monat bewegt — zeigt, muß durch „Arbeitsgymnastik" mit allen Kräften angekämpft werden. (192—193)

Weg mit der träumerischen, einseitigen Dreifingerarbeit des Strickens, des Häkelns, Stickens, Spinnens und Webens, wobei Herz und Leib kränkeln! Schon das Mädchen lerne die vielseitigen Geschäfte des Hauses führen, damit es als Weib die Geschäfts- und Lohnträgerin des Mannes werden kann. Es lerne kochen, waschen und den Gartenbau. Die Frau führe die Statthalterschaft über die Bedienten, sei der Finanzminister der Familie und Magazinverwalter des ganzen Hauswesens. Zum sanften Pflegeengel bei Krankheiten werde das Mädchen zeitig gestählt! Selbst der vornehmen Dame Glück wird erhöht, wenn sie Haushofmeister und Beschließerin für ihr Haus ist. „Durch Nichtsthun bleibt sie zwar

zarter schön, aber sie gleicht der römischen Venus, die zugleich die Göttin der Leichen war; mögen darunter ihre Kinder, ihr Mann oder sie selbst verstanden werden." (193)

„Kein Handwerk kann ohne Geisteswerk" und umgekehrt geführt werden; „kein Bildhauer kann sein Ideal ohne die Hilfe von „Millionen gemeiner Stöße" in den Marmor übertragen;" (194) also fürchte auch die Frau nicht, daß das Haushalten zu mechanisch sei. Ihr Ideal kann sie in der Kinderstube, im Keller, in der Küche und im Garten verwirklichen. (209) Das Weib der alten Deutschen führte die Wirtschaft, hatte den Acker zu bestellen, folgte dem Manne sogar hinter der Schlachtreihe in den Kampf, wobei sie sprach: „Ich thue das für meinen Mann und meine Kinder", und „lebt dadurch als Ideal in unserer Erinnerung." (194)

„Sonst hieß die Frau eines Edelmannes Hauswirtin. Die alten Briten wurden öfters von tapferen Weibern in den Schlachten geführt. Mehrere skandinavische Frauen waren Seeräuberinnen. Eine Nordamerikanerin thut auf dem Felde und eine Pariserin (?) im Kaufladen alles, was der Mann bei uns." (189)

„Als bei den Schweden Karl XII. alle Männer in den Krieg geschickt hatte, waren die Weiber die Postmeister, die Landbauern und Vorsteher öffentlicher Anstalten."

„Die mystische Gyon nahm im Hospital einer geringen Magd die Arbeit der Krankenpflege ab."

Wenn die leibliche Erziehung bei den Frauen und Mädchen auch nicht bis zur Kriegstüchtigkeit geführt werden soll, „so ist doch das Beispiel des Lykurg nachzuahmen, der seine Spartanerinnen (nach Xenophon) in die öffentlichen Übungsplätze schickte und den Sklavinnen die verderbliche Sitzarbeit vor dem Webstuhl und am Spinnrocken überließ." (190)

Selbst Fürstinnen sollen tüchtig zu Fuß gehen und ihre Gesundheit durch Reiten stärken. (212—213)

Das ist gewiß eine gute „Arbeitsgymnastik," (190) womit wir unsere Mädchen nicht zu Mondscheingemälden erziehen, sondern körperlich zu Müttern, Erzieherinnen und heitern beglückenden Gattinnen ertüchtigen.

Fürstenerziehung.

Für den Fürsten giebt es keine anderen Mittel, sondern es werden nur die Leibesübungen betont, wodurch er ein tüchtiger Soldat wird. „Der erste König war ein glücklicher Soldat", woraus man schließen muß, daß „ein glücklicher König der erste Soldat ist." (236)

Zu seinen Kinderspielen und Heldenthaten bedarf er der Gesellschaft von seinesgleichen, von Kindern. (230) Später „als Kriegsdiener

fremder größerer Fürsten, soll er auch mit dem Wissen und allen Tugenden eines tüchtigen Kriegers ausgerüstet werden." (236 ff.)

Seine leibliche Abhärtung wird nur gefördert, wenn er auf Reisen die Hauptstädte großer Kultur und Weiber mittleren Alters vermeidet, (234) dagegen sein Land (245) nach allen Seiten am besten zu Fuß durchstreift. Als Muster eines Fürsten von körperlicher Tüchtigkeit stellt Jean Paul Karl den Großen hin, „der wegen seiner Stärke ein Heer genannt wurde." (298)

Nicht bloß dem künftigen Fürsten, sondern dem ganzen Volke ist die leibliche Ertüchtigung zum Krieger gut.

„Es muß dahin kommen, daß jeder Bürger Soldat und jeder Soldat Bürger ist, oder, daß die ewige Friedensfahne vom Himmel herunterflattert." (241) Der rechte Geist wird dem Frieden nicht fehlen; denn „dem Körper kann nie die Begleitung des Geistes fehlen." (298)

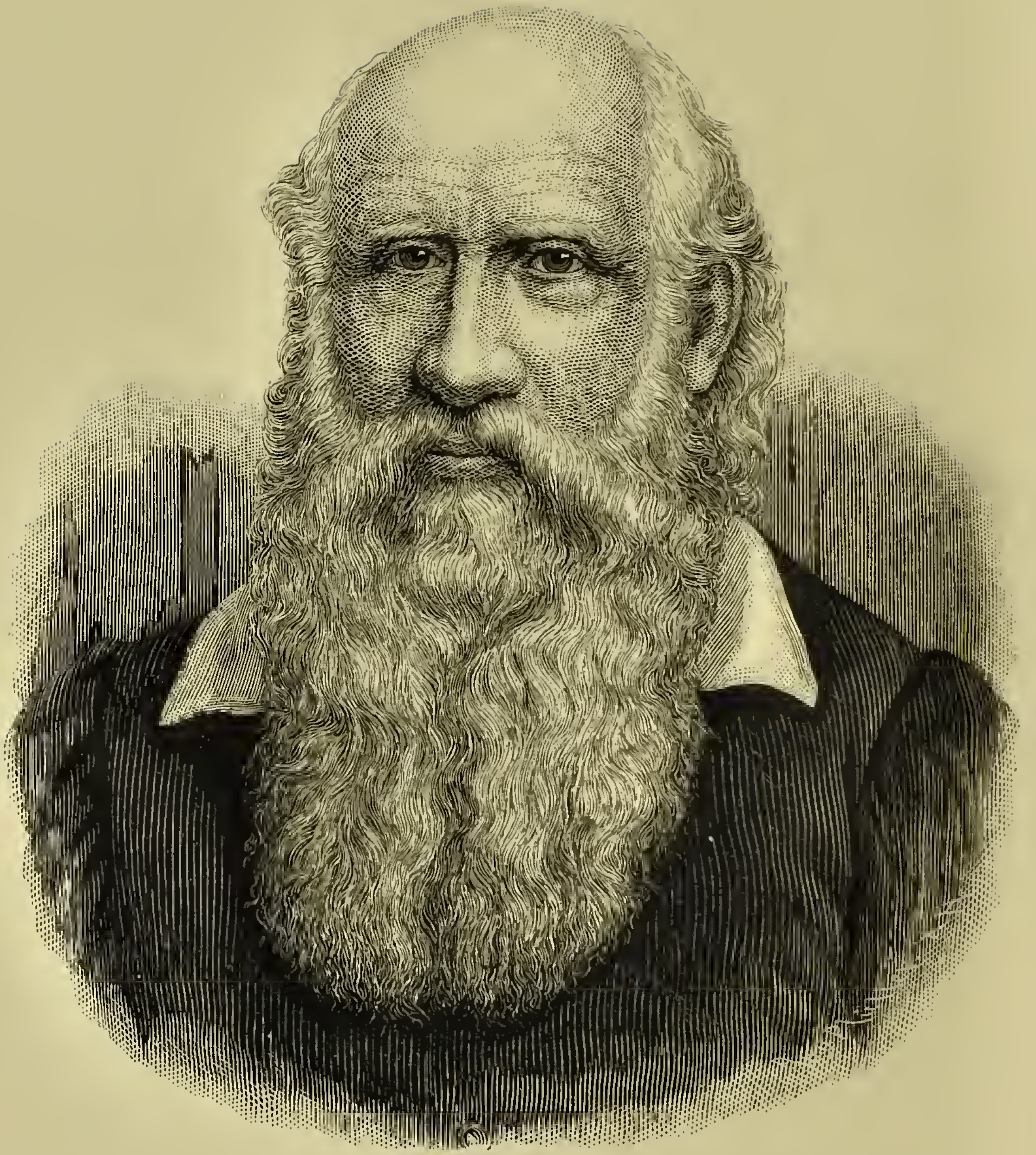
„Der körperliche Auf- und Vorschuß muß einen geistigen Aufschuß geben, nachholen und überholen; dieser jenen. Da jeder leibliche Ansatz an der Flöte einen neuen geistigen Ton erzeugt, so sollten die Erzieher gutes Mutes sein, wenn sie nichts zu widerrufen haben." (298)

Mit großer Genugthung, verehrte Anwesende, dürfen wir auf unseren Dichter und Erzieher Jean Paul zurückblicken. Seine Anschauungen über die Erziehung überhaupt und namentlich über die leibliche Erziehung haben sich bewährt als goldene Äpfel in silbernen Schalen.

Wem verdankt Deutschland seine Einigkeit und Freiheit? Vor allen Dingen seiner Liebe zu den Leibesübungen, seinem gesunden, kräftigen und waffenfähigen Volk, seinem mutigen Volksheer und seinem tapferen Recken, dem Kaiser, der auch im hohen Alter seinen Leib noch übt und härtet.

Die Begründung der Turnkunst.

Jahn und seine Zeitgenossen.



Friedrich Ludwig Jahn.

28.

Über die Art, wie die Turnübungen zu betreiben sind.

Von Friedrich Ludwig Jahn.

(„Die deutsche Turnkunst zur Einrichtung der Turnplätze, dargestellt von F. L. Jahn und E. Eiselen.“ Berlin 1816. I. Aufl. S. 210.)

Friedrich Ludwig Jahn, geboren am 11. August 1778 in dem Dorfe Lanz bei Lenzen in der Westpriegnitz, kam 1791 auf das Gymnasium zu Salzwedel, das er 1794 mit dem Gymnasium zum „Grauen Kloster“ in Berlin vertauschte. Im Jahre 1795 entfloh er daselbst, brachte ein Jahr im Elternhause zu, bezog 1796 die Hochschule in Halle, wo er gegen seinen Willen Theologie studieren sollte, später die zu Greifswald und Göttingen, und führte lange Jahre ein unstetes Wanderleben. Jahn wurde 1819 verhaftet, 1825 zwar freigesprochen, aber unter Aufsicht gestellt. Seitdem lebte er zurückgezogen in Freiburg an der Unstrut, wo er am 15. Oktober 1852 starb.

Sein Leben und Wirken, sowie seine schriftstellerische Thätigkeit sind eingehender behandelt in der „Geschichtlichen Einleitung“; vergl. auch die Reden von H. F. Maßmann (IV. Teil, S. 48) und J. C. Lion (IV. Teil, S. 144). Seine Werke sammelte Prof. Dr. C. Euler (3 Bde. Hof, 1884, R. Lion), der auch seine Lebensgeschichte in ausführlicher Darstellung geschrieben hat („F. L. Jahn. Sein Leben und Wirken von Dr. C. Euler, Stuttgart 1881, C. Krabbe.“).

Turnanstalten. Jede Turnanstalt ist ein Tummelplatz leiblicher Kraft, eine Erwerbsschule männlicher Ringfertigkeit, ein Wettplan der Ritterlichkeit, Erziehungsnachhilfe, Gesundheitspflege und öffentliche Wohlthat; sie ist Lehr- und Lernanstalt zugleich in einem steten Wechselgetriebe. Zeigen, Vormachen, Unterweisen, Selbstversuchen, Üben, Wettüben und Weiterlehren folgen in einem Kreislaufe. Die Turner haben daher die Sache nicht vom Hörensagen, sie haben kein fliegendes Wort aufgefangen: sie haben das Werk erlebt, eingelebt, versucht, geübt, geprüft, erprobt, erfahren und mit durchgemacht. Das erweckt alle schlummernden Kräfte, verleiht Selbstvertrauen und Zuversicht,

die den Mut niemals im Elend lassen. Nur langsam steigert sich die Kraft, allmählich ist die Stärke gewachsen, nach und nach die Fertigkeit gewonnen, oft ein schwer Stück vergeblich versucht, bis es nach harter Arbeit, saurer Mühe und rastlosem Fleiße endlich gelungen. Das bringt das Wollen durch die Irrwege der Willelei zum folgerechten Willen, zum Ausharren, worin aller Sieg ruht. Man trägt ein göttliches Gefühl in der Brust, sobald man erst weiß, daß man etwas kann, wenn man nur will. Gesehen haben, was anderen endlich möglich geworden, gewährt die freudige Hoffnung, es auch zu leisten. In der Turngemeinschaft wird der Wagemut heimisch. Da wird alle Anstrengung leicht und die Last Lust, wo andere mit wetturnen. Einer erstarkt bei der Arbeit an dem anderen, stählt sich an seiner Kraft, ermutigt sich und richtet sich empor. Ein Beispiel wird so das Vorbild und reicht weiter, als tausend Lehren. Eine echte That ist noch nie ohne Nachkommen geblieben.

Turnlehrer. Ein Vorsteher einer Turnanstalt (Turnwart) übernimmt eine hohe Verpflichtung und mag sich zuvor wohl prüfen, ob er dem wichtigen Amte gewachsen ist. Er soll die jugendliche Einfalt hegen und pflegen, daß sie nicht durch frühreife Unzeitigkeit gebrochen werde. Offenbarer als jedem anderen entfaltet sich ihm das jugendliche Herz. Der Jugend Gedanken und Gefühle, ihre Wünsche und Neigungen, ihre Gemütsbewegungen und Leidenschaften, die Morgenträume des jungen Lebens bleiben ihm keine Geheimnisse. Er steht der Jugend am nächsten und ist ihr darum zum Bewahrer und Berater verpflichtet, zum Hort und Halt und zum Anwalt ihres künftigen Lebens. Werdende Männer sind seiner Obhut anvertraut, die künftigen Säulen des Staats, die Leuchten der Kirche und die Zierden des Vaterlandes. Keinem augenblicklichen Zeitgeiste darf er frönen, keiner Rücksichtelei auf Verhältnisse der großen Welt, die oft im Argen liegt. Wer nicht von Kindlichkeit und Volkstümlichkeit innigst durchdrungen ist, bleibe fern von der Turnwartschaft. Es ist ein heiliges Werk und Wesen.

Einzig nur im Selbstbewußtsein der Pflichterfüllung liegt der Lohn. Später beschleicht einen das Alter unter dem Tummeln der Jugend. Auch in den bösesten Zeitläufen bewahren sich Glaube, Liebe und Hoffnung, wenn man schaut, wie sich im Nachwuchse des Volks das Vaterland verjüngt.

Vom Scheine muß der Turnlehrer abstehen, für die Außenwelt kann jeder Gaukler besser prunken. Unter allen Lehrern der Jugend hat ein Turnlehrer den schwersten Stand. Bei anderen Lehrern beruht das Geschäft auf Wissen und Wissenschaft, in denen beim allstündlichen und alltäglichen Betreiben von Zeit zu Zeit weitere Fortschritte zu machen sind. Des Turnlehrers Wirken ist unzertrennlich vom Kennen und Können. Ein anderer Lehrer wird dem größten Teile seiner Schüler immer vorausbleiben; einen Turnlehrer müssen aber die Knaben und Jünglinge bald in den Turnübungen einholen und können ihn dann leicht übertreffen.

Dennoch muß ein Turnlehrer vor allen Dingen bemüht sein, sich in den Turnübungen so viel Fertigkeit zu erwerben und zu erhalten, als seine Leibesbeschaffenheit erlaubt. Nur eigenes Selbstversuchthaben und Erproben geben ihm einen deutlichen und klaren Begriff von der einzelnen Bewegung und Übung und von den Wirkungen, so sie hervorbringen. Dabei muß er sich sehr hüten und sorgfältig in acht nehmen, daß er den kleineren Turnern kein Bild der Lächerlichkeit und auffallender Ungeschicklichkeit giebt. Größere ehren schon den guten Willen und das mühevolle Bestreben. Geht ihm auch die Erwerbung einzelner Turnfertigkeiten nicht von statten, so muß er doch in alle Teile der Turnkunst eindringen und in den Geist des Turnwesens. Die Turnschüler müssen den Turnlehrer als Mann von gleichmäßiger Bildung und Volkstümlichkeit achten können, der Zeit und Welt kennt und das Urbild, wonach zu streben ist; sonst wird er bei aller turnerischen Fertigkeit ihnen nur wie ein Faselhans und Künstemacher vorkommen. Ein Turnlehrer muß:

1) der Jugend kein böses Beispiel geben, weder auf noch außer dem Turnplatze;

2) sich während der Turnzeit aller solcher Genüsse enthalten, die der Jugend nicht geziemen, z. B. Tabak rauchen, Schnaps trinken u. a. dgl.;

3) sich nicht vornehmthuerisch und aufthuerisch geberden, sondern stets leutselig sein und bleiben;

4) nicht zu spät auf den Turnplatz kommen, sondern womöglich immer mit den Früheften da sein;

5) als Gesetzbewahrer die Gesetze zuerst halten und sich nicht hoffärtig davon ausnehmen, sondern der strengste Richter gegen sich selbst sein;

6) es beileibe nicht allen Turnern zuvor- oder gleichthun wollen, sondern sich still und bescheiden, ohne Lärm und Geschrei einturnen;

7) die Gespräche der Jugend so leiten, daß sie lehrreich und unterhaltend werden und in Wort und Werk keinen Anstoß geben;

8) auch den Schein von Schulsteifheit vermeiden und in seinem Betragen und Benehmen freundschaftlich mit Ernst und herzlich mit Würde sein;

9) es deutlich an den Tag legen, daß er von der Wichtigkeit der Sache begeistert ist und nicht von feiler Selbstsucht und schnöder Eitelkeit getrieben wird;

10) mit seinen Schülern, Zöglingen und Anvertrauten zu leben verstehen und umzugehen wissen, daß sie ihn als Menschen lieben und als Mann achten;

11) die versteckten Eigentümlichkeiten auffinden, die keimenden Tugenden pflegen und die hervorgesprossenen volkstümlich ausbilden;

12) als der ältere Freund, Ordner, Schiedsrichter, Ratgeber und Warner unter den Turnern walten.

Turnübungen. Alles Turnen hat sein Gesetz und seine Regel, seine Schule und Zucht, sein Maß und sein Ziel. Die höchste Eigentümlichkeit beim Einzelnen und die höchste Volkstümlichkeit bei allen. Lehre und Leben bilden hier keinen Gegensatz. Beide sind einträchtig und eins. Daher ist es möglich und findet wirklich statt, daß auf einem und demselben Turnplatze jeder Turner sein eigen Gepräge erhält nach seinem eigenen Schrot und Korn. Die Turnkunst, als Pflegerin der Selbstthätigkeit, führt auf geradem Wege zur Selbständigkeit. Sie fördert die leibliche Gesamtausbildung des Menschen durch gesellige Regsamkeit in lebensfrischer Gemeinschaft.

Bei den Turnübungen muß sich immer eins aus dem anderen ergeben, ohne Drillerei, so die freie Eigentümlichkeit der Einzelnen durch ihr Schalten gefangen nimmt. Die Turnübungen in Folge und Folgerung ergänzen sich wechselseitig und können und müssen umzechig getrieben werden. Die richtige Verteilung von Rast und Last gewährt die Dauerkraft. Indem einige müde geturnte Glieder feiern, arbeiten die anderen wieder. Die Turnkunst ist gegen jede Einseitigkeit. Links und rechts sind ihr Bedingnisse, wovon keins erlassen werden darf. Sie will einen ganzen Mann und ist mit keinem zufrieden, dessen

Leib in die Brüche geht. Übereinstimmung und Folgerechtheit entwickeln die allseitige Kraft.

Es giebt freilich Übungen, die nach dem Wesen der Sache hintereinander getrieben werden müssen, und erst dann, wenn die Vorübung beendigt ist und ein Ganzes bereits ausmacht. Viele Übungen müssen aber schlechterdings gleichzeitig getrieben werden, weil sonst die Besonderheit und Einerleiheit auch selbst der besten Übung der Gesamtbildung widerstreiten würde. Wollte man bloß eine Übung erst bis zur höchsten Vollkommenheit bringen, um dann zu einer anderen überzugehen, so würde die Jugendzeit nicht lang genug sein, um nur in ein paar Hauptturnübungen Fertigkeit zu erlangen. Die leibliche Kraft läßt es auch nicht dahin kommen. In solchem Zerren und Renken würde sie erlahmen und erstarren. Nur die öftere Wiederholung erzeugt die Vollkommenheit, wenn anders die Wechselwirkung anderer Übungen hinzukommt.

So wenig man aber einen Knaben ineinemfort immer bloß mit einer Übung beschäftigen soll, so giebt es doch gewisse, mit welchen man den Anfang machen muß, und die gleichsam Einleitung und Vorschule zum Ganzen der Turnkunst sind. Jeder nicht eingeturnte Knabe oder Jüngling ist entweder versteift, oder wenn er auch noch Gelenkigkeit besitzt, so versteht er wenigstens selten, mit seinen Gliedern regelrechte Bewegungen zu machen. Allen diesen Mängeln helfen die beschriebenen Spring- und Schwingvorübungen am zweckmäßigsten ab. Sie muß man mit jedem Neuen, der zur Turnanstalt kommt, zuerst und viel üben und dann oft wiederholen. Nach dieser Einleitung muß man nun die leichtesten Anfänge jeder Übung vornehmen, als: die ersten Lauf-, Spring- und Kletterübungen, das Ziehen, Hangeln, Handeln am Barren und Schwebegehen. Hierdurch prüft man am besten die Kraft, sieht, wo es diesem oder jenem fehlt und wie dem Mangel abzuhelfen.

Im Anfange, besonders wenn ein Turnplatz gleich ganz oder auch nur meistenteils eingerichtet ist, thut man wohl, festzusetzen, daß die Turner nur solche Übungen treiben, die ihnen erlaubt, und nur solche Stücke machen, die ihnen bereits gezeigt sind. Ungeübte können, sich selbst überlassen, bei ihnen unbekannten Übungen leicht Schaden nehmen.

Sobald in einer beginnenden Turnanstalt nur einige Fortschritte gemacht sind, muß der Vorsteher (Turnwart) oder Turnlehrer aus den Verständigsten und Turnfertigsten Vorturner

erwählen oder erwählen lassen. Die Vorturner müssen die Neuen in den Vorübungen unterweisen und bei den Übungen, wo es Not thut, selbst vormachen (vorturnen). Sie müssen Hilfen zu geben wissen und, wo ein Ausgleiten oder Fallen leicht möglich ist, besonders achtgeben und bei der Hand sein, um allen Schaden zu verhüten. Auch müssen sie die Besonnenheit besitzen, aus den einzelnen Stücken einer vielgestalten Übung jedesmal eine zweckmäßige Auswahl zu treffen. Bei der Aufsicht über Jüngere und Schwächere müssen sie besonders berücksichtigen, daß es hier nicht sowohl auf Erlangung von Fertigkeiten, als auf allgemeine Vorbereitung zur Turnfähigkeit ankommt.

Turnzeit. Auf dem Turnplatze ist die Aufgabe zu lösen, viele Turner zu gleicher Zeit planmäßig zu beschäftigen. Zur Turnzeit sollten immer billig ganze Nachmittage verwandt werden. Mittwoch und Sonnabend Nachmittag sind auch in der ganzen deutschen Welt sogar durch hohe landesherrliche Gesetze schulfrei. In der neueren Zeit ist der Mißbrauch eingerissen, daß man auch auf Schulen das Lernen in Hefte zwängt, wodurch blutwenig im Gedächtnisse haftet und die arme Jugend in der Schreibfrone dem lieben Gott den Tag abschmiert. Je mehr Leben wieder in die Welt gekommen, desto weniger dürfen die Schulen am Buchstaben hangen.

Von bloßen Augenblicken, wo sich die Jugend nur kümmerlich auslüftet, ist natürlich hier nicht die Rede. An Turntagen wird der ganze Nachmittag in zwei gleiche Hälften geteilt. Die erste Hälfte ist für die freiwillige Beschäftigung (Turnkür), die andere Hälfte für die vorgeschriebene (Turnschule). In der ersten Hälfte wählt sich jeder seine Beschäftigung selbst und treibt Übungen, die ihm am meisten behagen, oder in welchen er sich schwach fühlt, oder in denen er sich vorzüglich ausbilden will. Lehrer und Vorturner müssen aber immer in Thätigkeit sein, um die Ordnung zu erhalten, bald diesen, bald jenen, auch manchmal eine ganze Riege zu unterweisen. Während dieser freiwilligen Beschäftigung (Turnkür) hat der Lehrer die beste Gelegenheit, sich von dem Selbsttriebe und der Selbstthätigkeit eines jeden und von den Neigungen, Anlagen, Bestrebungen, Entwickelungen, Fortschritten und Fertigkeiten anschaulich zu überzeugen.

Am Ende dieser Zeit werden die Turner durch ein überall auf dem Turnplatze hörbares Zeichen, z. B. Klapper, Glocke

oder dergleichen, auf dem Tie versammelt. Dies ist die beste Zeit, wo die Turner nach gehörigem Ausruhen und Abkühlen mit Brot und Wasser ihren Hunger und Durst stillen können. Das Brot bringt sich jeder von Hause mit. Es würde die ganze Turnordnung stören und ein unbändiges Hin- und Hergelaufe geben, dürfte es während der Turnrast etwa in der Nähe des Platzes erkauft werden. Überhaupt ist das Verlassen des Turnplatzes während der Turnzeit nur in dringenden Fällen zu gestatten, aber niemals, um Lebensmittel zu holen. Das Wasser wird auf den Turnplatz geschafft, aber außer der Turnrast darf keiner trinken.

Sobald alle getrunken haben, wird wieder ein Zeichen gegeben, worauf alle Turner sich nach ihren Jahren auf einen ein für allemal angewiesenen Stand stellen. Hier werden die Listen verlesen und die Fehlenden sogleich aufgezeichnet. Über den Nichtbesuch des Turnplatzes wird Nachfrage gehalten, damit nicht böse Buben unter dem Vorwand und Behelf des Turnplatzes sich auf den Müßiggang geben und jugendwidrigen Zeitvertreib.

Nun fängt die vorgeschriebene Beschäftigung (Turnschule) an. Die Turner sind ein für allemal nach ihrem Alter in bestimmte Abteilungen gebracht. Alle in einem Jahre Geborene gehören zu einer und derselben Abteilung. Sollten sich einige finden, die eine Ausnahme von der Regel machen, entweder bei weitem größer oder kleiner, oder stärker oder schwächer als ihre Jahrgenossen sind und sich also nicht mit diesen zugleich üben können, so müssen sie in die zunächst ältere oder jüngere Abteilung versetzt werden. Ist eine Abteilung unverhältnismäßig gering, so muß man sie mit einer anderen Abteilung vereinigen. Ist sie hingegen sehr zahlreich, so muß sie geteilt werden.

Alle Übungen werden nun in so viele einzelne Schulen geteilt, als Turnerabteilungen sind. Hiernach werden jeder Abteilung für einen Tag bestimmte Haupt- und Nebenübungen angewiesen, damit jeder Turner in einer Reihe von Turntagen die Schule von sämtlichen Turnübungen durchmacht und nacheinander in allen Unterweisung erhält.

Jeder Abteilung ist ein Vorturner zugesellt, der die Abteilung in Riegen teilt und ihre Übungen leitet. Vorzuturnen braucht er nicht immer selbst, sondern das thut der erste oder, der Anmann von jeder Riege.

Bei dieser Turnweise ist es einzig und allein möglich,

die Zahl und den Grad (Abstufungen) des Turnzeuges zu berechnen. Es muß nämlich soviel da sein, daß alle Turner, man mag den Abteilungen Übungen anweisen, welche man will, sich zugleich riegenweise üben können. Allerdings erfordert dies viel Turnzeug und mitunter wohl zwei Stück von jedem besonderen Grade (siehe Reck, Barren, Schwingel); aber statt dessen die Abteilungen aus allen Jahren und Altern zu mischen, ist nicht ratsam und thunlich. Wollte man solch Gemisch zusammen wetturnen lassen, z. B. ringen, so könnte der Schwächere leicht Schaden nehmen. Ohne jede Turnweise können aber nicht die Turner ihre Stärke und Turnfertigkeit gegen ihres Altersgleichen prüfen und abwägen.

Turntracht. Ohne eine bleibende Turntracht kann keine Turnanstalt gedeihen. Der leidige Trachtwechsel würde bald nacheinander alle Übungen unmöglich machen und so das Turnwesen wieder vernichten.

Eine Turntracht muß dauerhaft und wohlfeil sein und zu allen Bewegungen geschickt. Graue ungebleichte Leinwand ist der beste Stoff. Alle anderen Zeuge sind weniger dauerhaft und wohlfeil und doch nicht so leicht zu reinigen. Eine grauleinene Jacke und eben solche Beinkleider kann sich jeder anschaffen. Würden Zeuge aus ausländischen Stoffen geduldet, so müßten sich die Übungen gar bald in Übungen für Reiche, Vermögende, Bemittelte, Wohlhabende, Unbemittelte, Dürftige und Arme teilen.

Die Turntracht muß eine Gleichtracht von gleichem Stoff und gleichem Schnitt sein, damit sie nicht den einen fördert und den anderen hindert. Alle Turnübungen werden barhand und barhaupt vorgenommen, auch im Winter braucht der Deutsche keine Pelzmütze.

Halstücher sind auf keinen Fall, unter keinerlei Bedingung zu dulden, mögen den Wundbinden oder Hundehalsbändern gleichen, galgenstrickmäßig umgelegt sein oder gar wie Dohnenschleifen.

Hosenträger dürfen sich nicht vorn kreuzen; hinten mögen sie gekreuzt oder besser noch durch zwei Querstreifen verbunden sein.

Stiefeln dürfen keine schweren Reiter- und Postknechtstiefeln sein, oder gar Gebäue wie Löscheimer. Sporen können sogar lebensgefährlich werden. Zugstiefeln gehören mit den Schnürbrüsten zu dem Foltergerät, was die Putzwut für Zierlinge erteufelt hat. Die zweckmäßigste Fußbekleidung für Turner

sind Halbstiefeln — aber keine Schnürstiefeln — die eben über die Knöchel hinaufreichen, zum Anziehen weit genug sind und, mit einem Überschlage versehen, mit einem Riemen oberhalb der Knöchel befestigt werden In solches Schuhzeug fällt beim Gehen kein Steinchen und kein Sandkorn, und doch wird die Wade nicht eingezwängt, wie bei den Überstrümpfen.

Lederne Beinkleider taugen nicht auf den Turnplatz, auch Überziehhosen sind nichts nütze, selbst wenn sie auch nur zum Schein falsche Knopfreihen haben. Turnbeinkleider müssen gehörigen Schnitt haben, im Bunde gebührend weit sein, daß sie den Bauch nicht pressen, und an einem Hosenträger hangen. So hoch dürfen sie nicht hinauf gehen, daß das Herz in den Hosen sitzt. Es ist sehr zweckwidrig und der Gesundheit nachteilig, sie mit Riemen, Knöpfen und dergleichen über Schuh und Stiefeln zu befestigen. Im Gegenteil sollen sie auch nicht auf der Erde schleppen. Ein ordentliches Maß kommt ihnen zu, was jede Gliederbewegung erlaubt und erleichtert. Es versteht sich von selbst, daß sie weder weit wie ein Sack, noch eng wie ein Darm sein dürfen. Am allerungesundesten ist es, sie über die Hüften zu schnallen und zu schnüren. Das giebt einen Schmachtriemen, wodurch die Wohlgestalt des Menschenleibes als Wespenleichnam voneinander zu brechen scheint, und die Hälften wie Vorder- und Hinterwagen nur noch notdürftig zusammenhangen.

Bei den Turnübungen selbst kann man nicht kühl gekleidet genug gehen; nach vollendeter Arbeit, nach dem Abmüden und dem Erhitztsein muß man einen Rock zum Überziehen haben, um sich gegen plötzliche Erkältung zu schützen. Tuchene Jacken sind gar nichts wert und müssen von jedem Turnplatze verbannt sein. Ein Frack, Wrack, das heißt zerbrochener Rock, auch Kluft genannt, weil er mitten voneinander gespalten — ist ein höchst unnützes Gepäck und nur eine Scheinkleidung. Die notwendigsten Teile bleiben unbedeckt — Bauch und Kreuz. Statt dessen flattert der Zwieselschwanz der Rockfittiche wie ein Fächer und Fliegenwedel hinterher. Ein deutscher Rock, der hinten zu ist und vorn zu geht, bleibt immer die angemessenste und anständigste Tracht. Er muß so weit sein, daß er bequem über die Turnjacke gezogen und doch zugeknöpft werden kann. Über die Kniee darf er nicht hinunter reichen, weil er sonst den Gang schwer macht. Auf kleinen Wanderungen (Turnfahrten) vertritt er dann zugleich die Stelle eines Mantels.

Tie. Der Turnplatz ist kein Drillort und kann also nicht von Schulsteifheit starren. Bei den Übungen selbst darf ausdrücklich nichts anderes von den Turnern gesprochen werden, als was zur Sache gehört. Dafür muß aber natürlich jeder Turnplatz einen der Größe der Turnanstalt angemessenen Tie haben. Der Tie ist Versammlungs-, Erholungs-, Unterhaltungs- und Gesellschaftsplatz. Schattenbäume müssen ihn umgeben. In der Mitte muß eine etwas erhabene Dingstatt sein und ein Dingbaum, woran an einem schwarzen Brett die Turngesetze und andere Dinge zu lesen. Von der Dingstatt herab wird den Turnern das Nötige bekannt gemacht. Hier sind die Anzeigetafeln von verlorenen und gefundenen Sachen. Hier hangen die Gesetze. Hier ist das Tagebuch. Hier ist die Glocke oder ein ähnliches Werkzeug, womit man die Turner zusammenruft.

Auf dem Tie stehen Bänke zur Bequemlichkeit der Turner, wo sich die eben Angekommenen ausruhen, die Turnmüden erholen und die Freunde gegenseitig etwas mitteilen können. Hier werden mancherlei Geschäfte abgemacht. Hier ist fröhliches Gespräch, munterer Scherz, jugendlicher Witz und Gesang. Hier einzig und allein darf auf dem ganzen Turnplatze nur gegessen und getrunken werden. Dafür kann auf dem Tie schlechterdings keine Turnübung stattfinden.

Auf dem Turnplatze wird nur trocken Brot gegessen und Wasser getrunken. Wem trocken Brot nicht mundet, hat keinen Hunger und kann füglich warten, bis er nach Hause kommt. Wen Wasser nicht erquickt, hat entweder keinen Durst oder noch nicht lange genug geturnt, vielleicht auch sich überhaupt zu wenig in freier Luft bewegt.

Zuschauer. Der Turnplatz ist keine Bühne, und kein Zuschauer hat das Recht, auf ihm ein Schauspiel zu erwarten. Aber er ist ebensowenig eine geheime Halle: feste Schranken muß er freilich haben, die den Turner von dem bloßen Zuschauer absondern. Dafür müssen die Übungsplätze nach den einzelnen Orten und Stellen so angeordnet werden, daß sie von außen hinreichend zu sehen sind und sich gerade von dort für den Zuschauer am besten ausnehmen. So hat alsdann jedermann hinlängliche Gelegenheit, sich durch den Augenschein von dem Wesen und Wert der Turnübungen zu überzeugen.

An den Turntagen aber auf dem Turnplatze selbst Besuche anzunehmen und anderweitige Anfragen zu beantworten, ist die Zeit zu kurz. Wer noch etwas Anderes wissen will, als

der Augenschein lehrt und die eigene Ansicht, muß zu seiner Belehrung eine andere Zeit wählen.

Durch die Öffentlichkeit der Turnübungen werden die nachgeglaubten und nachgelallten Vorurteile am besten bekämpft und in ihrer grundlosen Nichtigkeit und argen Blöße dargestellt.

Viele geschämige Leute, Knaben wie Jünglinge und Männer, lernen vom Zusehen und üben zu Hause nach, was ihnen auf dem Turnplatze vorgeübt wurde. Die Menge bekommt dadurch Geschmack und Gefallen am Turnen, und selbst ältere, versteifte Leute sehen soviel ab, um manches Versäumte nachzuholen.

Die Eltern, Lehrer, Pfleger und Vormünder der Jugend haben so die schönste Gelegenheit, ihre Kinder, Schüler und Zöglinge, sich selbst überlassen, unter und neben ihresgleichen unvermerkt zu beobachten. So können sie tiefer in die Kindlichkeit der Ihrigen blicken, als wenn sie dieselben immer um und neben sich wie am Schnürchen haben.

Bei zweckmäßig eingerichteten Turnplätzen haben alle Leute zugleich die Mitobhut und Mitaufsicht. Während sie zuschauen, verwalten sie zugleich eine Anwaltschaft der Sitten.

Dafür müssen sie sich aber gänzlich bescheiden, draußen zu bleiben, und sich nicht müßig feiernd unter die arbeitenden Turner mischen wollen. Zärtliche Mütter und andere Verwandtinnen sind auf dem Turnplatze nur im Wege. Das giebt dann Gelegenheit zur Hätschelei, Loberei, Rühmerei und Markelei, impft dadurch jugendliche Gemüter mit Eitelkeit, die sie von Grund aus verdirbt.

Geist der Turngesetze. Gute Sitten müssen auf dem Turnplatze mehr wirken und gelten, als anderswo weise Gesetze. Die höchste hier zu verhängende Strafe bleibt immer der Ausschluß aus der Turngemeinschaft.

Man kann es dem Turner, der eigentlich leibt und lebt und sich leibhaftig erweiset, nicht oft und nachdrücklich genug einschärfen, daß keiner den Adel des Leibes und der Seele mehr wahren müsse, denn gerade er. Am wenigsten darf er sich irgend eines Tugendgebotes darum entheben, weil er leiblich tauglicher ist. Tugendsam und tüchtig, rein und ringfertig, keusch und kühn, wahrhaft und wehrhaft sei sein Wandel. Frisch, frei, fröhlich und fromm — ist des Turners Reichtum. Das allgemeine Sittengesetz ist auch seine höchste Richtschnur und Regel. Was andere entehrt, schändet auch ihn. Muster, Beispiel und Vorbild zu werden — danach soll er

streben. Dazu sind die Hauptlehren: nach der höchsten Gleichmäßigkeit in der Aus- und Durchbildung ringen; fleißig sein; was Gründliches lernen; nichts Unmännliches mitmachen; sich auch durch keine Verführung hinreißen lassen, Genüsse, Vergnügungen und Zeitvertreib zu suchen, die dem Jugendleben nicht geziemen. Die meisten Ermahnungen und Warnungen müssen freilich immer so eingekleidet sein, daß die Tugendlehre keine Lasterschule wird.

Aber im Gegenteil darf man nie verhehlen, daß des deutschen Knaben und deutschen Jünglings höchste und heiligste Pflicht ist, ein deutscher Mann zu werden und, geworden, zu bleiben, um für Volk und Vaterland kräftig zu wirken, unseren Urahnen, den Weltrettern, ähnlich. So wird man am besten heimliche Jugendsünden verhüten, wenn man Knaben und Jünglingen das Reifen zum Biedermanne als Bestrebungsziel hinstellt. Das Vergeuden der Jugendkraft und Jugendzeit durch entmarkenden Zeitvertreib, faultierisches Hindämmern, brünstige Lüste und hundswütige Ausschweifungen wird aufhören — sobald die die Jugend das Urbild männlicher Lebensfülle erkennt. Alle Erziehung aber ist nichtig und eitel, die den Zögling in dem öden Elend wahngeschaffener Weltbürgerlichkeit als Irrwisch schweifen läßet und nicht im Vaterlande heimisch macht. Und so ist auch selbst in schlimmster Franzosenzeit der Turnjugend die Liebe zu König und Vaterland ins Herz gepredigt und geprägt worden. Wer wider die deutsche Sache und Sprache freventlich thut oder verächtlich handelt, mit Worten oder Werken, heimlich wie öffentlich — der soll erst ermahnt, dann gewarnt, und so er von seinem undeutschen Thun und Treiben nicht abläßet, vor jedermann vom Turnplatze verwiesen werden. Keiner darf zur Turngemeinschaft kommen, der wissentlich Verkehrer der deutschen Volkstümlichkeit ist und Ausländerei liebt, lobt, treibt und beschönigt.

So hat sich die Turngemeinde in der dumpfen Gewitterschwüle des Valand*) für das Vaterland gestählet, gerüstet, gewappnet, ermutiget und ermannt. Glaube, Liebe, Hoffnung haben sie keinen Augenblick verlassen. Gott verläßt keinen Deutschen, ist immer der Wahlspruch gewesen. Im Kriege ist nur heim, aber nicht müßig geblieben, der zu jung und zu schwach war. Teure Opfer hat die Turnanstalt in den drei Jahren dargebracht. Sie ruhen auf den Walplätzen von den Thoren Berlins bis zur feindlichen Hauptstadt.

*) Teufel.

29.

Die Turnsprache.

Von Friedrich Ludwig Jahn.

(Vorbericht zur „Deutschen Turnkunst“, Berlin 1816. S. XIX—XLV.)

Es ist ein unbestrittenes Recht, eine deutsche Sache in deutscher Sprache, ein deutsches Werk mit deutschem Worte zu benennen. Warum auch bei fremden Sprachen betteln gehen und im Ausland auf Leih oder Borg nehmen, was man im Vaterland reichlich und besser hat. Kein gründlicher Sprachkenner, kein echtdeutscher Volksmann hat auch je der Wortmengerei die Stange gehalten. Nur Sprachschwache und Afterdeutsche werfen so gern den Zweifel auf: ob man im Deutschen sich auch deutsch ausdrücken könne? Ihre Sprachschwäche, Unwissenheit und Verkehrtheit dichten sie der edlen deutschen Heldensprache an, verlassen diese feldflüchtig, ergeben sich der Wälschsucht und meindeutschen.*)

Kunstner und Wissenschafter sind in der Regel für reindeutsche Kunstwörter in allen anderen Künsten und Wissenschaften. Von den ihrigen kommt es ihnen immer zu schwer vor, und darum lassen sie es auch ohne Versuche bewenden. Auch ist selten unter ihnen solch' geselliger Verkehr und gesellschaftlicher Verein, als die Sprachbildung erfordert. Soll eine Kunstsprache lebendig sein, so muß sie aus dem Leben hervorgehen. Ein Einzelner kann wohl die Sprache zu seinem Teile rein halten, nur nicht allein rein fegen.

Übrigens entspringt alle Wortmengerei aus Unkunde, Sprachfaulheit und Vornehmthuerei. Leider können alle Klagen und Reden dagegen nichts helfen, solange die deutschen Kinder in

*) Nach Waßmannsdorff: „Absichtlich undeutsch schreiben oder reden.“

ihrer Kindheit geflissentlich um ihre Muttersprache betrogen werden; solange man den Kindern die Sprachmutter raubt und ihnen eine fremde Sprachamme gewaltsam aufdringt. Die Geschmacklosigkeit und die Unklarheit neuer Schriftsteller entstehen aus meindeutscher Volksvergessenheit. Kolbe, ein wackerer Kämpfer, hat die urkundlichen Beweise geliefert in seinen Schriften: „Über Wortmengerei." (2. vermehrte Auflage. Leipzig, bei Reclam, 1812.) — „Abgerissene Bemerkungen über Sprache. Ein Nachtrag zu der Schrift: Über Wortmengerei." (Leipzig, bei Fleischer, 1813.) — „Noch ein Wort über Spracheinheit." (Berlin, Realschulbuchhandlung, 1815.) Die Vielspracherei ist der Sündenpfuhl, woraus aller Büchernebel dunstet. Was einer Sprache recht bleibt, ist der anderen — und der eigenen zumal — auch wohl billig. Was eine lebendige Sprache um Leib und Leben bringt, sollte man ihr doch nicht zuleide thun. Nimmermehr wird die deutsche Sprache eine Mangsprache werden. Noch immer behauptet sie im siegreichen Kriege ihr Urrecht als Ursprache. Ihr ist Wortmengerei — Armut, Reinheit — Reichtum und Reinigung — Bereicherung. Die Fremdsucht ist ihr Galle, Gift und Greuel, ein Irrleuchten im Dämmer und Nebel. Fremdwörter gehen als solche, und wenn sie hunderttausendmal eingebürgert heißen, nie in Gut und Blut über. Ein Fremdwort bleibt immer ein Blendling ohne Zeugungskraft; es müßte denn sein Wesen wandeln und selber als Urlaut und Urwort gelten können. Ohne ein Urwort zu werden, läuft es als Ächter durch die Sprache. Wälschen ist Fälschen, Entmannen der Urkraft, Vergiften des Sprachquells, Hemmen der Weiterbildsamkeit und gänzliche Sprachsinnlosigkeit.

Die deutsche Sprache vereint reine Ursprünglichkeit mit Weiterbildsamkeit und hohes Alter mit jugendlicher Frische. Sie ist ein Werk aus einem Guß und Fluß. Ihr großer Reichtum an Urwörtern giebt ihr ein entscheidendes Übergewicht. Die Fülle, Schärfe und Feinheit der Worthilfen, so als Vorlinge, Inlinge und Endlinge gebraucht werden und wie stehende Schriften*) der Wortbildung anzusehen sind, geben den Schlüssel

---

*) „Mit stehender Schrift gedruckt" bedeutet auf Titeln älterer Bücher, besonders der Bibel, ziemlich dasselbe, was wir jetzt „stereotypiert" nennen; man ließ den Satz stehen und konnte so, war eine neue Auflage nötig, das nicht oder nur wenig veränderte (z. B. von Druckfehlern gereinigte) Buch schneller liefern und billiger verkaufen, als wenn man nach dem Abdrucke den Satz wieder zerlegt hätte. (Waßmannsdorff.)

zu dem unendlichen Sprachschatze. Dadurch wird im Deutschen das Mögliche auch wirklich. Darum bleibt jede Wortzählung eine verunglückte Mühe und jeder Wortstempel von veraltet und neugebildet ein ungewiß Ding. Unter sprachtümlichen Wörtern ist kein Wortrang von Erstlingen und Spätlingen. Wörter sind nicht Wein und Lagerbier, so mit der Zeit an Geistigkeit zunehmen. In der Bildsamkeit lebt die Verjüngung der Sprache. Sie ist der Born ihrer Unsterblichkeit. Die Wortquellen kann man im Deutschen nur ergründen, nicht erschöpfen. Nicht fertig werden die Wörter gegeben, wohl aber hat die Sprache die Zuthat und die Bildekraft in ihren Bildegesetzen. Da finden sich Musterwörter und Musterweisen. Darum bedürfen Wörter keiner Buchahnen, allein durch Sprachtümlichkeit sind sie sprachbürtig.

In der Teilbarkeit, Zersetzung, Versetzung und Zusammensetzung besitzt die deutsche Sprache eine Vielgestalt, die sich wendet, schwenket und kehrt und nach allen möglichen Richtungen fortschreitet. Als Ursprache hat sie eine Klarheit zur Mitgift, die jeder Aftersprache mangelt. Sie ist anschaulich gebildet und lebt im Anschaun. Sie senkt sich in die Tiefen des Gemütes, wenn sie mit Geistesfittichen aufschwingt. Sie hat kindliche Einfalt treu bewahrt, ist bündig in der Darstellung, erbaulich in der Rede, erwecklich im Liede und kernig und körnig im Spruche.

Die deutsche Sprache wird in Wissenschaft und Kunst niemals Kenner und Könner im Stiche lassen. Nimmer werden die Stufenwörter fehlen, jede Folge und Folgerung wird auszudrücken sein. Die Sprache wird, treu gepflegt, mit dem Entwickelungsgange Schritt halten, für jede neue Gestaltung unseres Volkes passen, für jede Lebensfülle zureichend sein und mit dem Wachstum des Volkes an Bildsamkeit zunehmen. Aber vom Wißdünkel der Allerweltsbürgerei müssen wir abstehen. Mit dem Allerweltsleben hat keine einzelne Sprache zu schaffen, nur das eigene Volksleben ist ihre Seele.

Wer Ungemeines beginnen will und zur That sich anschickt — braucht in seinem Gewissensrate nie zu fragen: „Hat schon irgend jemand Ähnliches gewollt, Gleiches angefangen oder dasselbe vollführt?" Aber wohl muß er das Recht wägen: „Darf man so handeln und thun?" Nicht anders mit dem Wortbildner. Nimmt der nur gehörig Rücksicht auf die Urgesetze der Sprache und ihr ganzes Sprachtum, so bleibt er frei von Tadel und Schuld. Kein Splitterrichter hat Fug zu fragen: „Hat schon

jemand so gesagt?“ Man muß prüfen: „Darf man so sagen? Ist es nicht besser auszudrücken?“ Denn jede lebendige Sprache bewegt sich in allgewaltiger Rege; aber Sprachlehren und Wörterbücher kommen dann auf dem gangbaren Pfade richternd hinterher.

Der Kunstsprachenbildner soll ein Dolmetscher des ewigen Sprachgeistes sein, der in dem ganzen Sprachtum waltet. Darum muß er in die Urzeit der Sprache zurückdenken und ihren Bildungsgang auf rechter Bahn verfolgen. Kann er an der Quelle verschollene Urlaute erlauschen, so muß er diese zuerst vor allen Leuten lautbar machen. Im Erwecken scheintoter Urwörter liegt eine wahre Mehrung und Sprachstärkung. Kein Wort ist für ausgestorben zu achten, solange die Sprache nicht tot ist; kein Wort für veraltet, solange die Sprache noch in Jugendkraft lebt. Begrabene Wurzeln, die noch grün sind und im vollen Wachstum neue Stämme, Äste und Zweige treiben können, bringen Segen und Gedeihen. Die Schossen und Sprossen alter Herzwurzeln verkünden einen neuen Frühling nach langer Winterstarre. Da befreit sich die Sprache von Flick- und Stückwerk und geht wieder richt und strack. Ohne das Pflegen der Wurzelkeime wird die Sprache als Saumroß und Packtier beladen und muß endlich unter der Last schwerfugiger Zusammensetzung erliegen. Jedes wieder in Gebrauch kommende Urwort ist eine reichhaltige Quelle, die den Fahrstrom speiset, den Thalweg austiefet und allen Oberwohnern Vorflut schafft. Turn mag als Beispiel dienen. Davon sind jetzt schon gebildet und bereits redebräuchlich: Turnen, mitturnen, vorturnen, einturnen, wetturnen; Turner, Mitturner, Vorturner, turnerisch; — turnlustig, turnfertig, turnmüde, turnfaul, turnreif, turnstark; — Turnkunst, Turnkünstler, turnkünstlerisch; Turnkunde, Turnlehre, Turngeschichte; — Turnanstalt, Turngesellschaft, Turngemeinde, Turngemeinschaft; — Turnplatz, Turnfeld, Turnplan, Turnhof, Turnstelle, Turnbahn; — Turnhaus, Turnsaal, Turnboden; — Turnzeit, Turnstunde, Turntag, Turnsommer, Turnjahr, Turnschule, Turnküre, Turnrast; — Turnlehrer, Turnmeister, Turnwart, Turnwartschaft, Turnwalt; — Turnordnung, Turngesetz, Turnregel, Turnbrauch, Turnsitte, Turnziehm, Turnschick, Turnweise, Turnart; — Turnzeug, Turngerät; — Turntracht u. s. w.; — Turnübung, Turnspiel, Turnfahrt, Turnfest; — Turnsprache, Turnwort, Turnspruch, Turnreim, Turnlied, Turnbuch — u. s. w.

Turn in turnen, Turner u. s. w. ist ein deutscher Urlaut*), der auch in mehreren deutschen Schwestersprachen vernommen wird, in ausgestorbenen und noch lebenden, und überall drehen, kehren, wenden, lenken, schwenken, großes Regen und Bewegen bedeutet. So durchklingt er Langbardisch, Altfränkisch, Angelsächsisch, Englisch, Schwedisch und Isländisch. Schon vor 1023 ist es in Deutschland ein Schriftwort. Da braucht es Notker bei Psalm 39 zur Erläuterung von einem Fuhrmann: „unde uuieo samfto er fier ros sament turnet, unde uuieo gehorig siu imo sind alles cheres, so uuieo in lustet.“ In einer alten Tiermäre, von Büsching bekannt gemacht („Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters“, Breslau 1816, 4 Stück, Seite 57 und 59), heißt der Tiere König, der Löwe, ein kühner Turner. Noch bis an den heutigen Tag giebt es deutsche Geschlechter, die Turner heißen.

Es ist dem armen Worte lange sehr übel ergangen. Deutsche Sprachzweifler hatten es längst für tot erklärt und ihm Teil und Erbe am deutschen Sprachschatz abgesprochen. Arge Wortschnüffler und Schleichwarenriecher witterten hier gleich verbotenen Smuggel und verdammten das echtdeutsche und turnierfähige Turnen geradezu als französisches Erzeugnis, ohne sich an seinen Sprachstempel und Urschein zu kehren. Und doch bekennt selbst der französische Sprachforscher Du Fresne, wie das französische tourner durch die Deutschen oder Franken nach Frankreich gekommen. Ein deutscher Mann wird aber dadurch noch kein Franzose, wenn ihn das Unglück traf, in Gefangenschaft zu geraten. Nach seiner Entledigung kann er gleich wieder in Reih' und Glied eintreten. Weder ein deutsches Wort, noch ein deutsches Land wird dadurch schon französisch, wenn es die Franzosen sich zueignen. Entlehnte Kunstwörter und entführte Kunstwerke kann man zu allen Zeiten rechtmäßig zurückfordern.

Wenn aber auch Du Fresne das Wort aufgiebt, so will er doch das Werk als französisch retten und seine Landsleute dem Sinn und der Sorge und aller Geschichte zuwider zu Erfindern der Turniere machen. Sein Beweis ist nicht halb, nicht ganz, nur eine einzelne Stelle in einem einzelnen französischen Zeitbuche. Dort heißt es (in Chronico Turonensi) beiläufig und gelegentlich beim Jahre 1066, wie der Tod des Gaufried

*) Nach A. Schleicher („Deutsche Turnzeitung“ 1864. S. 105) ist „Turnen“ ein Lehnwort und ebenso wie Turnier und turnieren vom griechischen τόρνος (tornos), Dreheisen, Rundung, Zirkel abzuleiten.

Herrn von Preulli erwähnt wird: „Torneamenta invenit.“ Schwerlich soll das heißen: „er hat die Turniere erfunden“, denn das konnte kaum ein König und Fürst, geschweige ein Sondermann. Der Sinn jener Stelle ist sicherlich nur: er hat sie in Frankreich in Gang gebracht. Das bestätigt eine Urkunde aus dem Schrifttum der Sonst-Reichsstadt Rothenburg an der Tauber. Die meldet bereits beim Jahre 942: „Vom andern Thurnier zu Rothenburg.“ Dies wäre eigentlich genug. Weil aber leider jeder französische Lügenwind, sobald er nach Deutschland herüberwehet, als Sturm wütet und die Wahrheit entwurzelt, so will ich die Thatsache noch weiter und breiter belegen. Martin Schmeizels (weiland Professors der Geschichte zu Halle) „Historischer Erweis, daß die solennen Turniere schon im zehnten seculo in Teutschland gebräuchlich gewesen“, ist aus den „Hallischen Anzeigen“, 43. und 45. Stück vom Jahre 1733, wieder aufgenommen in Schotts „Juristisches Wochenblatt“, 50. und 51. Stück, Leipzig 1772.

Das ganze Mittelalter hindurch ist auch niemals einem Deutschen eingefallen, an der Urtümlichkeit und Deutschheit der Turniere zu zweifeln. Wer den biederen und mannlichen Rittern hätte wollen Franzosentum und Wälschsucht aufheften, der wäre gewiß schön angekommen. Und der glühende Eiferer für Deutschheit, Mannhold von Sittewald (nach seinem Schriftnamen), eröffnet in seinen „Gesichten“: „Turner war bei den Alten ein junger Soldat, ein tummelhafter wacker Kerl, ein frischer junger Gesell, der sich in ritterlichen Thaten übete, daher Turnieren und ein Turnier seinen Namen und Anfang genommen“ (Leidener Ausgabe von 1646, 2. Teil, S. 319; Straßburger Ausgabe von letzter Hand, 1650, 1665, 2. Teil, S. 423).

Die Turnkunst selbst war lange eine verschollene Altertümlichkeit. Einer schwatzte und schrieb zwar dem anderen nach, wie herrlich die Vorzeit und wie trefflich die Altvordern gewesen. In Wörterbüchern waren die Namen einiger Übungen eingepfercht. Man kannte noch Übungen vom Hörensagen ohne ihre Namen, ohne die benannten Übungen zu kennen. Fischarts „Gargantua“ von 1590 enthält einen Reichtum von Spiel- und Übungsnamen; aber wer kennt die unbeschriebenen, bloß hergezählten Dinge, wenn sie nicht vielleicht auch gansässig benannt sind. Nur zwei Kunstwörter habe ich aus diesem Wortspeicher entnehmen können: Heuschreckensprung und Armdurchschleifen; — denn B a r l a u f e n und zum Z i e l S c h o c k e n hatte ich auch

ohne ihn noch aus der Volkssprache. Hans Thurnmeier von Abensberg (nach seinem Schriftnamen Aventinus) der 1534 im 68. Jahre seines Alters verschied, gedenkt des Barlaufens also: „Mit dem Lermen und umbschlahen und Sturm haben sie (die alten Deutschen) den Barrit geheißen, davon man noch der Barlaufen ein Spiel heißt und nennt." So haben wir wissentlich kein altes deutsches Kunstwort verkommen lassen, wohl aber verschollene wieder in die Sprache des Lebens zurückgebracht. Die alte Kunst ist auch ehrwürdig in ihren Sprachtrümmern. So fand sich Rung*) von Ringen (in Thomae Garzonii „Piazza universale, oder „allgemeiner Schauplatz" aller Künst verdeutscht", Frankfurth am Main 1619 und 1659) und ward freudig aufgenommen. Wo nur irgend ein Halt war, wurde er gleich als Hort ergriffen. Sonnen- und Sternenbahnen, Kugelbahnen u. s. w. waren schriftsässig. Davon entlehnten wir Bahn zur Bezeichnung des zu jeder Übung erforderlichen Raumes vom Stand bis zum Ziele oder vom Anfang bis zum Ende. Wo ein Bildegesetz ansprach, wurde ihm unbedenklich auf sprachähnlichem Wege gefolgt. Anfußen aus der Jagdsprache eröffnete den Reigen für anfersen, anhanden, anmunden, anschultern u. a. Bei dem ersten wie bei dem anderen bezeichnet das Wort nur das Glied, das einen Gegenstand berührt, und niemals diesen. Immer ist nur die Rede vom Was, Womit und Wodurch — niemals vom Wo, Wohin und Woran.

So ist der Bildungsanfang immer erst Rückkehr zur Urbedeutung gewesen, wenn selbst auch jetzt die Nebenbedeutung bereits schon als deren Stellvertreter gäng und gebe war, z. B. Reede, handeln**), schweben und rennen. Nie wollte man der Sprache Gewalt anthun, wohl aber die Urrechte der Sprache aufrecht erhalten und Selbständigkeit und wahre Sprachfreiheit von wälschsüchtigen Meindeutschen zurückerkämpfen. Sprache ist Gemeingut der Sprachgenossen, das Sprachtum ist die Handfeste; die Bildegesetze sind Gerechtsame, die jeder Einzelne wahren, schützen und schirmen muß. Die Sprachgemeinde lebt auf uraltem Gauerbe und darf ihr Traugut nicht verschulden, nicht verbösern, nicht verbilden, nicht aufgeben und verschleudern. Sie muß, was sie zu treuen Händen empfangen, als eisern überliefern und urkräftig und nachhaltig hinterlassen.

---

*) Der „Rung", die Handlung des Ringens; vergl. „springen, der Sprung". (K. Waßmannsdorff.)

**) Das „Gehen auf den Händen im Stütz" nannte Jahn „Handeln".

Unbedenklich entlehnten wir alte Wörter aus den reingehaltenen Kunstsprachen. Rah, Rock und Rust sind seemännisch, Bühne ist bergmännisch, Holm ist zimmermännisch. Auch Ackerbau, Handwerk und Gewerbe sind verglichen. Selbst sogar die Kriegssprache ist benutzt, so sehr sie auch noch an den Franzosenmählern der alten Niederlagen leidet. (Zu vergleichen: [Dr. Karl Müllers] „Allgemeines Verteutschwörterbuch der Kriegsprache“, Leipzig, bei Bruder & Hofmann, 1814.) Niemals, auch nicht im Traume, ist mir eingefallen, bloß übersetzen zu wollen, und weiter nichts. Mit den Kunstwörtern muß man es wie mit den Sprichwörtern machen, die buchstäblich fast immer Unsinn geben. Sinn durch Sinn, Eigenheit durch Eigenheit, ein Urtum durch das andere — das geht von Sprache zu Sprache.

Einzelne aufgefundene Wörter wurden die Richtwörter der ganzen Reihenfolge. Steig- und Werkzeug hat die älteste Verdeutschung des Vitruvius, Basel 1614, Hebezeug ist im Bergwesen. Ihnen nachgebildet sind: Springzeug, Schwingzeug, Schwebezeug, Kletterzeug, Ziehzeug.

Nach den Sprachähnlichkeiten und den Bildegesetzen haben wir die Lücken der Kunstsprache sprachtümlich auszufüllen gesucht, das Fehlende ergänzt und dem Mangel abgeholfen. Sache und Sprache haben wir immer beisammen getrieben, und so sollen die Kunstwörter Hand und Fuß haben und Kopf und Herz. Ein Wort muß das andere erklären, jedes ist ein Schlüssel zur Sprachkammer, das erste beste ist der Reigenführer zur ganzen Wörterfolge, wie bei der Angabe der Sprunghöhen: knöchelhoch, wadenhoch, kniehoch, schenkelhoch, hüfthoch, nabelhoch, herzhoch, brusthoch, halshoch, schulterhoch, kinnhoch, mundhoch, nasenhoch, augenhoch, stirnhoch, scheitelhoch.

Eine durchgeführte Kunstsprache muß schon in der Wortbildung ein Wortfinden gewähren; als: Sprunghöhe, Sprungweite, Sprungtiefe — und von turnschen und Turnschene alle möglichen Arten. Mithin soll aber auch kein Buchrichter ein einzelnes Kunstwort herausgreifen, vor seinen Freistuhl ziehen und darüber dünkelweise aburteln. Man muß die Kunstwörter einer Kunstsprache allesamt in Reih' und Glied mustern und dann Schau über sie halten, ob jedes an Ort und Stelle ist und kunstgerecht seinen Posten einnimmt. Wer nicht mit Umsicht, Übersicht und Einsicht erst die Kunst und ihren Wortbedarf erforscht — mag leicht vorlaut Wörter verabschieden, so er nach langem Küren und Kiesen wieder einberufen muß. Die

deutsche Sprache hat sinnverwandtlichen Reichtum! Was aber von allem Schaftgewehr könnte den Ger ersetzen? Nur er ist beides, wurfrecht und stoßrecht, wuchtbar auf fern und nah, wegen Gestalt und Gehalt nicht mißdeutig. Dabei von uraltem Stamm aus einer weitverbreiteten deutschen Wurzel, die sich durch Altgallisch, Lateinisch und Griechisch fortstreckt und endlich fern im Morgenlande unter Persern, Arabern und Türken als Dscherid zum Vorschein kommt.

Alle Wörter, die sich gegenseitig erläutern, prägen sich leicht dem Gedächtnis ein und kommen dem Erinnerungsvermögen zu Hilfe. Solche, wie: springen, Springer, Springel; — klimmen, Klimmer, Klimmel; — schwingen, Schwinger, Schwingel; — fechten, Fechter, Fechtel, Hiebfechtel, Stoßfechtel — sind schon durch ihre Ableitung verständlich und gerechtfertigt. Ihnen können, wer weiß wie viele, noch nachgebildet werden.

Durch die altdeutsche Wortkehre hat man die Turnsprache möglichst geschmeidig zu erhalten gestrebt: Dauerlauf — Laufdauer, Klettermast — Mastklettern, Springstab — Stabspringen u. s. w.

Der Wiederlaut wurde niemals verschmäht, wo er sich ungezwungen darbot: Hinkfuß — Hangfuß, Springgraben — Springgrube, lochen — legen, stützen — stürzen u. a. m. Der Wiederlaut ist ja auch mit unserer Ursprache geboren und kann nur mit ihr verenden.

Ebensowenig hat man sich vor dem Schlagreim geekelt und geziert. Ist er doch unter allen Sprechern der Altermann, ein mundrechter Worthalter für alle Leute und ein leutseliger Redner sondergleichen. Schick und Blick — Lauf ohne Schnauf — Wage und Lage — Ruck und Druck — klippen und klappen — kippen und wippen u. a. m. sprechen durchs Ohr deutlicher zum Gemüt, als breite Rednisse zum Verstande. Kunstwörter müssen möglichst genau, bestimmt, treffend und merkbar sein; Kunstausdrücke ernst, gesetzt, männlich und edel; Kunstlehren, Regeln und Gesetze einfach, klar, bündig, herzlich, deutsch heraus, nicht hinter dem Berge haltend, wahrheitsvoll, volksfaßlich, gleich fern von Schmutz und Putz; Kunstsprüche schlecht und recht, kurz, kernig und körnig.

Manche Turnwörter müssen notwendig rufbar und schaltbar werden, und darum einfach und volltönig wie Empfindungslaute. Mit bloßen Schrift- und Lesewörtern kann die Turnsprache nicht auskommen; sie braucht Sprech- und Lebewörter,

und die müssen anstellig und ausrichtig, ja ringfertig lauten. Nur darum ist bisweilen die sassische Urweise dem sächsischen Herkommen vorgezogen, z. B.: Stopp! stoppen, wo Opitz stopfen gebraucht, was aber in dieser Bedeutung ungewöhnlich, undeutlich und kleinlaut. Auch sind stopp! und stoppen seemännische und werkmännische Rufe. Keine Kunstsprache darf vornehm und neuzeitig aufgefleihet dick thun, oder wohl gar nach Art der Schmutzfinken und Sprachschinder sich über die Muttersprache was herausnehmen. Bei allen anderen echtdeutschen Kunstsprachen muß sie ihren Anklang finden. Sie soll ihre Wortgebilde alle nach altem Schrot und Korn prägen, keine Schwimmer in Umlauf bringen, so die nächste Flage und Fleihge schon absetzt.

Um nicht mit hausbackenem Verstande auf die Worthetze zu reiten und Wortschatten und Schemen zu erjagen, sind alle alten Bilder wieder in Rahmen gefaßt und aufgestellt, so die Sprache noch hatte, besonders beim Schwingen, z. B. Bratenwender, Schere, Jungfernsprung, Diebssprung u. a. Nach diesem Gebilder sind bei Schwingen, Barren und Recken ähnliche versucht, z. B. Nest, Felge, Welle, Mühle, Speiche, Halbmond, Schlange und manche andere. So steht nun in der Turnsprache alt und jung einträchtig beisammen, lauter bekannte Gesichter, denen gewiß jeder bald heimisch wird, wie zu Hause. Hier, wo sich ein leibhaftes und lebhaftes Wesen darstellt, muß auch jedes Kunstwort lebendig sein, sinnig, sinnlich, sinnbildlich und anschaulich. Das Wort ist weniger wandelbar als das Werk. Ist also erst die Kunstsprache glücklich geordnet und sprachtümlich gefestet, so kann die Folgezeit der Mühe entraten, die Wörter aufs neue wieder umzudeutschen.

Da in die Turnsprache manche wesentlich notwendige Wörter aus Mundarten aufgenommen sind, z. B. Reck, Riege, Reede, Tie, Schleet aus dem Sassischen; — Anmann (zu Vorder-, Hinter- und Nebenmann) aus dem Schweizerischen; — schocken zunächst aus dem Thüringischen, und die Herren von der Schriftfeder über das Verhältnis der Mundarten zur Gesamtsprache noch lange nicht im klaren zu sein scheinen, so mögen folgende Andeutungen auf eine künftige Berichtigung hinzielen.

Mundarten sind keineswegs für bloße Sprachbehelfe zu halten, für Ausdrucksweisen von niederem Range, die nur annoch in einem Versteck und Schlupfwinkel des Sprachreichs aus Gnade und Barmherzigkeit Duldung genießen. Im Gegenteil sind sie nach altem, wohlhergebrachtem Recht in irgend einem

Gau auf Grund und Boden erb- und eingesessen. Darum können sie niemals die Rücksicht auf Heimat und Wohnstätte verleugnen. Sie müssen alle und jede Örtlichkeit beachten: Berg und Thal, Wald und Feld, Wiese und Weide, Flur und Fluß, Acker und Aue, Land und See und tausend andere. So bilden sie Einzelnheiten in Fülle aus, und die eigensten Besonderheiten auf zweckmäßige Art und Weise. Ihre Wohlhabenheit ist der wahre Sprachreichtum. Ihr beschränkter Bereich ist Samenbeet, Gehege und Schonung von kräftigem Nachwuchs. Denn in einem weit und breit durch Gauen, Marken und Lande wohnenden Volke muß es natürlich eine Menge höchstnotwendiger Begriffe geben, treffliche Bezeichnungen, gehaltene Schilderungen und sprechende Gemälde, die doch niemals in Büchern vorzukommen Gelegenheit hatten. Aus diesen mehrt sich dann allezeit, wenn Not am Wort ist, die Schriftsprache, die ohne sie nicht heil, sondern unganz ist. Die Gesamtsprache hat hier Fundgruben und Hilfsquellen, die wahren Sparbüchsen und Notpfennige des Sprachschatzes.

Mundarten zeugen immerfort den alten Urstamm in sprachtümlicher Reinheit von Geschlecht zu Geschlecht. Der könnte ohne ihren Schirm gar leicht an einseitiger Überfeinung und Verzierlichung versiegen, Saft und Kraft verlieren und marklos an der Auszehrung verquinen. Da sich die Mundarten nur sprachtümlich fortpflanzen, nicht in Büchern, sondern in aller Leute Munde leben, so hindern sie gewaltsame Verregelungen und Verriegelungen der Gesamtsprache. Sie treten in die Landwehr, wenn das Buchheer geschlagen. Offenbare Sprachwidrigkeiten lassen sich Leute, die nach ihrer Altvordern Weise trachten, nicht zu schulden kommen und lassen sich auch von ihresgleichen keine Sprachunbilden gefallen. Sie können wohl Sprachfehler begehen, aber keine Sprachfrevel. Ein Schriftsteller kann weit eher der Sprache Gewalt anthun und seine Notzucht noch obendrein in einem Buche zu Ehren bringen, auch da seine Wälschlinge und Bankerte versorgen. Vor aller Leute Ohren und Munden geht das nicht ungestraft hin, da kann jeder Rüger sein.

Die Mundarten leben im ewigen Landfrieden mit der Gesamtsprache und treten vor den Riß, sobald in der Schriftsprache Lücken entdeckt werden. Ohne Mundarten wird der Sprachleib ein Sprachleichnam. Die Schriftsprache ist die höchste Anwaltschaft der Spracheinheit, die Mundarten bleiben die dazu höchst nötigen Urversammlungen der vielgestalteten Einzelnheit. Ein

mundartiges gausässiges Wort muß, um durch Schriftwürdigkeit zur Schriftsässigkeit zu gelangen:

1) eine deutsche Wurzel sein, oder nachweislich von einer solchen stammen;

2) den deutschen Wortbildegesetzen nicht widersprechen, sondern sprachtümlich gebildet sein;

3) echtdeutsch und nicht schriftwidrig lauten;

4) mit hochdeutschen Lauten aussprechbar sein und mit den gewöhnlichen Buchstaben in der Schrift darzustellen;

5) einen Begriff bezeichnen, wofür es bis jetzt noch kein Schriftwort gab;

6) zu keiner falschen Nebenbedeutung verleiten;

7) Weiterbildsamkeit besitzen;

8) kein schwer zusammengefugtes Angst-, Not- und Qualwort sein;

9) ein schlechteres Schriftwort schriftwürdiger ersetzen.

Dies sind die ersten Prüfregeln der Schriftwürdigkeit gausässischer Wörter. Von schirken sind Schirk, Schirke, Schirkel gleich redebräuchlich geworden, und schirkig, schirkhaft, schirklich, verschirken u. a. dabei leicht zu finden. So gewinnt man mit einem bildsamen Worte der Schriftsprache einen ganzen Wortstamm und verpflanzt ihn in ein nachhaltiges Fruchtland. Ein Urwort oder ein abgeleitetes ist allemal besser, als ein zusammengesetztes. Ein Wort soll aber gefugt, nicht bloß zusammengesetzt, genutet und nicht genagelt, nicht geleimt, sondern geschweißt sein. — —



Hans Ferdinand Maßmann.

30.

Die Turnplätze in der Hasenheide bei Berlin.

(1811, 1812, 1843.)

Von Hans Ferdinand Maßmann.

(„Deutsche Turnzeitung“ 1859. S. 3.)

Hans Ferdinand Maßmann, geboren am 15. August 1797 zu Berlin, besuchte die Zielbauersche „Klippschule“, das Werdersche Gymnasium, dann die hohe Schule zu Berlin, um Theologie und Philologie zu studieren. Er hörte hier Vorlesungen von Schleiermacher, Neander, Zeune, Wolf u. a.; zugleich besuchte er, wie schon als Gymnasiast seit 1811, den Turnplatz in der Hasenheide und stand im vertrautesten Umgange mit Jahn. Als Jahn im Jahre 1813 mit den älteren Turnern zu Felde ging, führten die jüngeren, unter ihnen Maßmann, unter Eiselen den inzwischen verwaisten Turnplatz fort. Nachdem Maßmann im Frühjahr 1815 auf den Gütern des Grafen Heinrich v. Schwerin einen Turnplatz errichtet, machte er als Freiwilliger den Feldzug von 1815 mit und kam bis Paris. Zurückgekehrt nach Berlin, ging er wieder zur hohen Schule und zum Turnplatze. Im Oktober 1816 bezog er die Universität Jena, wo er in das dort aufgeblühte Burschenschaftsleben das Turnwesen übertrug. Von hier aus besuchte und ermunterte er mit Eduard Dürre die eben erst entstandenen Turnanstalten zu Schulpforta, Gotha, Rudolstadt, Saalfeld u. s. w. Ostern 1817 kehrte er nach Berlin zurück und verwaltete im Sommer, als Jahn auf Rügen, Eiselen im Bad war, den Turnplatz. Im Herbste d. J. kehrte er nach Jena zurück, um das wesentlich von ihm angeregte Wartburgfest am 18. Oktober mitzumachen. Die Geschichte dieses Festes, bei dem Maßmann die so verhängnisvoll gewordene Bücherverbrennungsszene leitete, ist bekannt genug; er selbst hat es in seiner „Kurzen und wahrhaftigen Beschreibung des großen Burschenfestes“ ꝛc. (Jena 1817) beschrieben. Der in Berlin gegen ihn aufgeregten Feindseligkeit des Herrn von Kamptz und Genossen entging er dadurch, daß er den Winter 1817/18 in Jena mit stillen Arbeiten zubrachte. Zu Ostern 1818 ging er nach Breslau und leitete hier, während er das Heinrichsche Schullehrerseminar besuchte und fleißig Vorlesungen bei Wachler, Kayßler, Passow u. a. hörte, unter Harnisch den dort frisch auf-

blühenden Turnplatz, erteilte auch bald als Hilfslehrer Unterricht in dem von Kayßler geleiteten Friedrichgymnasium. Nach den mit der Aufhebung der Turnplätze in Preußen verbundenen Untersuchungen seiner Stellung am Gymnasium zu Breslau enthoben, ging Maßmann nach einem bildenden Aufenthalte im Hause Karl von Raumers als Hilfslehrer an das Domgymnasium zu Magdeburg, verließ dieses aber schon zu Neujahr 1820 und wandte sich, um weiter Naturkunde zu studieren, nach Erlangen zu Heinrich Schubert. Aber auch hier war seines Bleibens nicht; auf Antrieb von Berlin aus wurde er schon nach wenig Tagen aus Erlangen verwiesen und mußte nach Berlin zurückwandern. In Berlin verblieb Maßmann die Jahre 1820 und 1821 und beschäftigte sich still mit Studien in der Naturkunde und der Sprachkunde. Sonntäglich wurden mit Knaben und Jünglingen Turnspiele und -Fahrten unternommen. Mit reichen Erfahrungen und Kenntnissen ging er im Herbste 1821 als Lehrer an die von Dittmar nach Pestalozzis Grundsätzen geleitete Erziehungsanstalt in Nürnberg. Mit dem Spätherbste 1822 kehrte Maßmann, nach einem kurzen Besuche bei Pestalozzi in Ifferten, über Göttingen nach Berlin zurück, wo indessen sein Vater gestorben war. Hier weilte er wieder bis 1824 bei vorwiegend altdeutschen Sprachstudien, die ihn dann auf eine längere Reise an die bedeutendsten deutschen Bibliotheken führten. Im Frühjahr 1827 endlich erhielt er, nach vorausgegangener Anfrage von Friedrich Thiersch,*) vom Könige Ludwig von Bayern einen Ruf nach München, um dort den Unterricht in den Leibesübungen zu fördern. Er übernahm zunächst den Turnunterricht beim Kadettenkorps, dann bei den königlichen Prinzen, während er gleichzeitig an der Universität Vorlesungen hielt. Ende 1827 verfügte der König Ludwig durch Kabinettsordre die Einrichtung einer öffentlichen Turnanstalt für die beiden Gymnasien und für sämtliche übrige Schulen Münchens. Maßmann übergab der bayerischen Regierung im Frühjahr 1828 eine Denkschrift, deren Hauptstücke Seite 571—584 abgedruckt sind. Die Münchener öffentliche Turnanstalt führte er die siebzehn Jahre seines Aufenthalts stetig fort, nur unterbrochen durch eine wissenschaftliche Reise nach Italien. 1835 wurde er ordentlicher Professor an der Münchener Universität für ältere deutsche Sprache und Litteratur, bald darauf ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften und des obersten Schul- und Studienrates. Im Winter 1841 erhielt er vom preußischen Minister von Eichhorn die Aufforderung, zur Beratung über die in Preußen beabsichtigte Wiedereinführung des Turnens nach Berlin zu kommen, und im Frühjahr 1843 folgte seine förmliche Berufung. Am 18. Juni 1843 kam er, vorläufig nur auf 2 Jahre von München beurlaubt, in Berlin an. Unter den Vorbereitungen, wozu namentlich die Wiederherstellung eines Turnplatzes in der Hasenheide, die Ausbildung von Lehrern, Inspektionsreisen und die mit Eiselen, Feddern u. a. vorgenommene Ausarbeitung einer zweiten Auflage von Jahns „Turnkunst“ gehörten, verfloß Maßmanns Urlaubszeit, und so mußte er dauernd seinen Wohnsitz in Berlin nehmen (1846), zu dessen Universität er jetzt übertrat. Mit der Einführung der „schwedischen Gymnastik“ nach dem Jahre 1848 trat Maßmann von der Leitung des Turnwesens zurück und widmete sich nur noch dem Vereinsturnen, besonders dem Jugendturnen im Berliner „Turnrate“, dem er 1857 beigetreten war. Maßmann

*) Vergl. oben S. 5.

starb am 3. August 1874 bei seinem Sohne in Muskau. Neben seinen bekannten vaterländischen Liedern veröffentlichte er zahlreiche sprachwissenschaftliche Arbeiten und neben mehreren kleinen Aufsätzen folgende Turnschriften: „Leibesübungen zur Militärgymnastik" (Landshut, 1830); „Die öffentliche Turnanstalt zu München" (München, J. Lindauer 1838); „Wunderkreis und Irrgarten" (Quedlinburg, 1844); „Lings Schriften über Leibesübungen übersetzt" (Magdeburg, 1847); „Altes und Neues vom Turnen" (Berlin, 1849).

Berlin besitzt in seiner nächsten Nähe drei Heiden: den Tiergarten, die Hasenheide und die Jungfernheide. Der erstere, durchweg eben, teilweise aber feucht gelegen, war lange schon, ehe Lenné sein lichtender Verschönerer ward, zum Ziergarten der Berlinerinnen und zum Biergarten der Weißbiertrinker geworden; die Jungfernheide liegt und lag, als Jahn im Jahre 1811 in Berlin an Einführung öffentlicher Leibesübungen dachte, zu fern und wurde überdies durch die gefährlichen Schießübungen der Truppen, namentlich mit ferntragenden Geschossen, von selbst verboten und gesperrt. Es blieb daher für Jahns Absichten nur die Hasenheide übrig, die aber auch in ihrer mannigfaltigen Hügelung und Absenkung sowie durch ihren damals wunderbar dichten und verschiedenartigen Baumbestand (es wechselten Eichen- und Nadelholzschonungen reichlich ab) vortrefflich zu kühnen und kriegerischen Jugendspielen geeignet war. Dazu kam, daß dieselbe von den fleißig ins Freie hinauspilgernden Berlinern und Berlinerinnen, trotz der weiten und tiefen Sandwege zur Hasenheide, wenigstens Sonnabends und Sonntags von jeher eifrig besucht ward. Die in ihr gleichfalls von jeher vorhandenen, neuerdings nur stark vermehrten Bier- und Kaffeehäuser gewährten Erfrischungen und Erquickungen, das Stilleben der Heide den sich darin verlierenden Pärchen willkommene Waldeinsamkeit. Alles dies verbunden ließ Jahn gerade diese Heide zur Stätte seines neuen, unerhörten Treibens wählen. Sie lag nahe genug, um seinem Thun die teilnehmenden oder staunenden und die Sache durch Rede weiter tragenden Zuschauer zuzuführen und durch sie rascher einzuführen; aber sie lag auch fern genug, um hier in der Stille und Dichtheit der Heide sein Wesen mit der ihm zujauchzenden Jugend weiter fort und ungestört von den ängstlichen Eltern, von pedantischen Schulmeistern und fragsüchtigen Strohmännern ins Werk zu setzen, wozu er Zeit und in der Unruhe Ruhe bedurfte.

Zwei Wege führten (und führen noch) durch zwei Thore, das Hallesche und Kottbuser, zur Heide, beide auf jetzt wohlgepflegten Straßen; namentlich ist der vom Halleschen Thore hinausführende jetzt eine nicht nur breite Fahrstraße geworden, sondern wohlgepflastert, mit einer Doppelreihe schattiger Bäume zu beiden Seiten besetzt, auf deren Fußwegen jedes Kind jetzt leicht und bequem zur Hasenheide gelangen kann, und auf der noch bequemer zahllose Droschken bereitwillig für 5 oder 6 Sgr. zu den sehr vermehrten Wirts- und Tanzhäusern hinausbefördern.

In der Zeit, von der wir hier reden und fast schon wieder verschollene Dinge erzählen oder auffrischen wollen, war es nicht so. Am Kottbuser Thore befand sich auch innerhalb der Stadtmauer noch eine große breite Strecke unbebauten Sandfeldes ohne, wie jetzt, durchschneidende Straßen; auf dem Wege vom Halleschen Thore aber bis zur Heide lag gleichfalls im Jahre 1811 und die folgenden Jahre noch der tiefste märkische Sand, der uns Knaben damals bis über die Knöchel hinaufging. Auf dem halben Wege hinauswärts stand links auf verwehtem Sandhügel vereinsamt eine Windmühle, ein Richt- und Ruhepunkt dem zum Ziele strebenden Auge und Sinne, die noch heute vorhanden ist, wie weiterhin rechts endlich die Heide mit einer einzelnen, wie auf verlorenem Posten stehenden Fichte begann, der schon damals (wie noch heute) die Krone verdorrt war. Jene ganze Strecke nunmehr gepflasterter, von Bäumen begrenzter und beschatteter Wege ist jetzt weit hinaus mit sich immer mehr schließenden Häuserreihen sowie durch den ausdauernden Fleiß der Berliner mit blühenden Saatfeldern begrenzt.

Zu jenem rätselhaften Baume und ebenso zum Kottbuser Thore hinaus strebten und strömten nun im Jahre 1810 die Schüler zweier Gymnasien Berlins, des Grauen Klosters und des Werderischen oder Friedrichs-Gymnasiums. An jenem ersteren hatte Friedrich Ludwig Jahn damals selbst Unterricht erteilt (in Geschichte und Muttersprache) und zuerst die Schüler seiner und der nächsten Klassen an schulfreien Nachmittagen zu nie geahnten, lebensvollen Turnspielen, wie kühn und keck je nach der gegebenen Örtlichkeit unternommenen Leibesübungen hinausgeführt, zunächst auf der meist mit frischem, kurzem Rasen bewachsenen und ebenen sogenannten Schlächterwiese vor und am Saume der Heide, in welche bald zu jenen kräftigeren und wilderen Wald- und Ringspielen hinaufgezogen wurde.

Nachdem Jahn sich mit dieser ersten Schar eingelebt und eingeübt hatte, eröffnete er mit dem Frühjahre 1811 auf der ebenen oder sanft sich absenkenden lichteren Seite der Heide seinen ersten Turnplatz, und nicht lange darauf führte sein treuer Freund, der jetzt auch schon verewigte Geh. Rat Friedrich Lange, der Übersetzer des „Herodot“, der damals am Friedrich-Werderischen Gymnasium Unterricht erteilte, seine und andere Schüler dieses Gymnasiums dem Turnplatze zu, und hier ward der erste folgenreiche Friedens- und Freundschaftsbund zwischen den Schülern zweier Gymnasien einer und derselben Hauptstadt geschlossen, die bis dahin, gleich den übrigen höheren Schulen, in eingebildeter und bitterer Feindschaft einander gegenübergestanden hatten. Hier begann in der damaligen Jugend die Ahnung eines besseren Daseins, einer gemeinsamen Lebensaufgabe, eines höheren, vaterländischen Zieles für ihre sprudelnde, bisher irregreifende Kraft aufzugehen, wovon wir bestimmter zu sprechen ein andermal Gelegenheit finden werden, während es uns hier mehr um die von Jahn gewählte Örtlichkeit zu thun ist, die wir freilich wiederum anschaulich nicht schildern können, ohne mehrfach auf seine besondere Art und Weise, sein Handhaben und Gebaren hinüberzublicken.

Mit geschickter Voraussetzung dessen, was er zu thun und zu überwinden hatte, befestigte Jahn später, als er den Turnplatz höher in die dichte Heide, hinter breiten Sandwegen und den weglosen Schonungen, verlegte, nahe bei jener schon geschilderten Fichte an einer anderen einen Wegweiserarm mit der Inschrift „Weg zum Turnplatze“, nicht nur für die herzuströmende Knabenwelt, die sich durch das Dickicht schon durchgeschlagen hatte, sondern mehr noch, um auch träumerisch hinausstapelnde Erwachsene an das neue Thun und Treiben zu gewöhnen, zu mahnen und nachdenklich, neugierig und teilnehmend zu machen. Mit den höchsten, ihm wohlgewogenen und wohlbetrauten Staats- und Schulbehörden hatte er sich, als er in jener schweren Franzosenzeit unter den Augen der Feinde zu dem auffälligen und gewagten Werke sich wandte, verständigt, ebenso mit dem alten verrotteten Forstaufseher (Christoph) in der Heide, der aber über manchen mehr gefällten und geknickten Baum das Auge zudrücken mußte. Seine Söhne wurden eben in den Strudel mit hineingezogen.

Jahn faßte seinen ersten rasch errichteten und in ziemlich weitem Rechteck, dicht vor die Reihe der mehrbenannten Bier-

und Kaffeehäuser, unter hohen Fichten hingestellten Turnplatz mit Reisig- und Tannenzweiggeländer ein und besetzte ihn, nach hinten zu eine Hütte aufstellend, mit Recken, Barren, Schwebebäumen, Springgestellen und Klettergerüsten, deren höchstes Tau, an einer hohen Fichte befestigt, herabhing, an deren Rahe bald die kühnsten Hinüberschwingungen gewagt und versucht wurden. Noch heute flattern von dieser Fichte, an einer zurückgebliebenen Knagge, Bindeseilenden im Winde herab.

Es ist hier nicht der Ort, aber angedeutet möge es sein, wie die genannten Turngeräte im Verlaufe der Jahre durch die sach- und kunstverständige Gabe des seligen Eiselen an sicherer und sinniger Vervollkommnung gewannen; aber gesagt muß hier auch werden, daß Schreiber dieses im Winter von 1812 auf 1813 unter den ihm zur Aufbewahrung übergebenen Büchern und Papieren Jahns eine saubere, geschickte, vollständig vollendete Turnkunst, wie sie in damaliger Zeit nur erwartet werden konnte, mit klarer Grundlage der später so gesund fortgeführten Turnsprache ausgearbeitet vorfand.

Dort nun, in der Hasenheide, war es, wo Jahn den Berlinern zuerst das bis dahin nie gesehene Schauspiel einer in gemeinsamen, anfangs etwas wilder, bald jedoch geregelter getriebenen Leibesübungen sich bewegenden Jugend vorführte, der Lust und Begeisterung bald von den Augen blitzten. Hier war es, wo zugleich mit Jahn der edle Friedrich Friesen (damals noch im Wertherschen Frack) seinem thatkräftigen, kühnen Freunde treu behilflich zur Seite stand. Lieblich zu sehen war es, wie der bildschöne, ritterliche Mannjüngling neben dem raschen, gewaltigen Jahn mit frühkahlem Scheitel, aber immer beredtem Munde, den damals älteren Turnern, die an beider Munde und Augen hingen, am Stammende des Schwebebaumes in mildfreundlicher, unermüdlichster Weise Unterricht im Schwingen erteilte, er, der, als Jahn seinen Turnplatz in die Öffentlichkeit hinausverpflanzte, das große Erziehungswerk, das er daran knüpfte, von dem Fichte schon geträumt und gepredigt, und dem auch Friesen (bei Plamann) sich ganz hingegeben hatte, noch für eine Unmöglichkeit hielt, nicht nur wegen der Feinde des Vaterlandes, sondern wegen Philisterhaftigkeit der Zeit selbst. Jahn aber hatte, in festerer Hoffnung und vollerer Begabung, an die Jugend des Vaterlandes sich gewendet, und hier blühte ihm rasch eine reiche Saat, wenn auch viel Mühe entgegen. Es ist von anderer Seite (im „Turner" ꝛc.) früher schon geschildert

worden, wie er die an edlere Zucht und Ordnung, in der Weise, wie er sie wollte und wollen mußte, damals wenig gewöhnte, in polizeiloser Zeit ziemlich verwilderte Berliner Schuljugend zu zügeln, zu fesseln, im Walde, auf abendlichen Heimgängen und auf Turnfahrten mit sich fortzureißen und zu begeistern verstand. Bald war er das gegenwärtige oder auch das abwesende Gewissen der ihm zuschwörenden Knaben- und Jünglingswelt; es lag eine wunderbare Zaubergewalt in seinem geringsten Thun und Treiben wie Reden, in seinem ganzen kerngesunden, männlichen Wesen, das zuvor noch nicht dagewesen war. Was er begann, war keine Übersetzung aus dem Griechischen oder Lateinischen, es war unmittelbar und mit seiner ganzen rüstigen Erscheinung verwachsen. Was die gelehrte Schuljugend je vom schnellfüßigen Achilleus oder vom weitgewanderten Odysseus gehört und gelesen hatte, das fand sie hier in wundervoller Wirklichkeit vereinigt; Jahn ward ihnen bald in jeder Beziehung das Vorbild wahrer würdiger Männlichkeit an Leib und Seele und an Treue des Herzens. Er hatte aber auch, was in einer neuen Lebensbeschreibung anders, als wie bei Pröhle, hervorgehoben und nachgewiesen werden soll, als er in Berlin auftrat, bereits eine Vorschule oder ein Vorleben der leiblichen Rüstigkeit und Ausführung hinter sich, wie wenige seinesgleichen. Schon im Jahre 1804 hatte er in Neubrandenburg das ganze Leben, das er in Berlin mit der Jugend begann, bereits vorgelebt und dabei seine volle erzieherische Begabtheit und Befähigung an den Tag gelegt. Aber wir kehren zu seinem Platze in der Hasenheide zurück!

Sein Rechteck war für die sich täglich mehrende Menge bald nicht mehr groß genug; die Schranken mußten sich der besonnen erzieherischen Abwägung bald öffnen, sei es zu Wettläufen, welche außen um dieselben herum ausgeführt wurden, sei es zu Kampfspielen im Walde, welchen der je entlassene Bienenschwarm in tobender, jubelnder Freude zustürmte, denn und wenn er wußte, daß Jahn sie ordnete, leitete, mitkämpfte. — Aber der Platz ward auch sonst bald zu klein, zu eng; er lag ferner zu nahe bei den Wirtshäusern und für Wetter, Wind und Witz zu offen da: seine erste Aufgabe hatte er erfüllt. Mit dem Herbste des Jahres rückte daher Jahn rasch entschlossen links aufwärts in das Dickicht des Waldes, und mit gleich trefflichem Scharfblick hatte er diesen zweiten, weit größeren Platz ausersehen, der von Jahr zu Jahr fernere Erweiterungen zuließ

und in Aussicht stellte. Er lag links hinaus, für frischere Durchlüftung empfänglich, nach den sogenannten Rollbergen zu, am Rande der Heide und freien Saatfeldes; an allen drei übrigen Seiten gegen die Winde, namentlich Westwinde, durch die dichtesten Eckschonungen aller Art (Eichen- und Nadelholz) geschützt und umgeben, durch welche mancherlei Wege auf ihn zuführten, denen Jahn in der Folge noch manchen kühnen geraden Durchhau hinzufügte. Mit den Forstaufsehern hatte er sich auch hier wieder bald abgefunden, die Staatsbehörden hatten ihm, nach manchen Schwierigkeiten, gleichfalls gewährt.

Somit war dieser zweite Platz dem neugierigen Zudrängen der Kannegießer mehr entrückt; dagegen that Jahn mit innerster Lust und wirklich weisester Schlauberechnung alles, um ihn den aus besserem Teilnahmstriebe nahenden Zuschauern recht übersichtlich und anschaulich zu machen. Denn oft, besonders an Festtagen des Vaterlandes nach den Freiheitskriegen, an sogenannten großen Turntagen, umstanden denselben nicht nur Hunderte, sondern Tausende an den Schranken und schauten eifrigst dem frohen, unermüdlichen und wunderbar gegliederten Treiben und den Übungen der Jugend in ihrer schlichten leinenen Tracht zu, kamen und gingen, standen und blieben stundenlang teilnehmende, sich ihrer Söhne freuende Väter und Mütter, Schul- und Staatsmänner und Höchstgestellte, die, gleich Blücher und königlichen Prinzen und Prinzessinnen, auch den Platz selbst betraten. Von Jahr zu Jahr mehr, bis zum Sommer 1817 und 1819, hatte Jahn an den übersichtlichsten Stellen außen Hügel geebnet und Hügel erhöht, vor allem aber durch die Heide fächerartige Durchhaue gebildet, damit, wie er seinen vertrauten Schülern oft sagte, der Berliner, wo er ging und stünde, beständig auf den Turnplatz blicken und daran denken müßte. Wenn aber, pflegte er dann gewöhnlich hinzuzusetzen, einmal die Forstbehörden ihn über das viele Fällen von Bäumen zur Rede stellen würden, dann könnte er auf doppelt und dreifach soviel Bäume weisen, die er selbst gepflanzt. Und in Wahrheit war er auch darin unermüdet gewesen, nicht nur um bei jenen Durchhauen saubere Richten zu fällen, sondern vornehmlich den Turnplatz selbst, der an manchen Stellen der Sonne ausgesetzter war, mit schattigen Bäumen, und zwar an die angelegten Bahnen angemessen sich anlehnend, zu bepflanzen. Den freien, zu gleicher Sonne für beide Gegenscharen angelegten, erst gelichteten Spielplatz innerhalb des Turnplatzes um-

pflanzte er mit den schönsten, 1817 bereits trefflich gediehenen Ahorn- und Lindenbäumen, die ein volleres, kräftigeres Laub tragen und schöneren Anblick gewähren, als die schleedornige Kugelakazie. Diese Bäume hegte und pflegte er wie seine Kinder. Oft, wenn wir nach Verabredung schon am frühen Morgen zum Turnplatze hinauseilten, fanden wir Jahn bereits oben auf jenen Bäumen sitzen und eifrigst sägen, hauen, säubern, verbinden, wie der erfahrenste Gärtner. Hierbei sei gelegentlich erwähnt, wie er in dichtester Eichenschonung zugleich mächtige Granit- oder Sandsteinblöcke, deren Tiefe wir erst herausgewühlt, vereint mit uns tagelang in Geduld anbohrte, dann mit Pulver und Sand füllte und sprengte, wie er auf Turnfahrten, wo wir auf sumpfige Stellen, ausgetretene Bäche, die nicht füglich übersprungen werden konnten, trafen, durch rasches und geschicktes Winden von Weidengeflecht überbrückte, übrigens auch nie scheute, stets voran, frisch durchzuwaten, wir alle ihm nach, oder durch Rat und That sonst zu helfen. Und dies alles ohne Wortgepränge, nur unmittelbar That und Vorbild, stets durch sich selbst belehrend, weckend, zur Nacheiferung anspornend; nie durch Moralisieren die Moral totschlagend. Dabei floß auf Turnfahrten sein Mund über von Ortskunde und Ortssagen, und wenn wir oft Sandsteppenstrecken durchmaßen, erquickten uns rasch und rhythmisch von ihm gesprochene Gedenkreime oder Sprüche, die sich tief in unser Gedächtnis einprägten. Selbst nicht singend, war er doch der eifrigste Anreger lebendigen, jugendlichen Gesanges, ja er schaffte selbst die geeigneten vaterländischen Volkslieder, die für Knaben und Zöglinge sich schickten, herbei. Im Sommer 1817—1819 machte er mit den erwachsenen Turnern und geübteren Stabspringern oft Turnfahrten, auf denen nichts mitgenommen wurde als Springstangen, und dann ging es stets vorwärts und (grad' dör) durch dick und dünn, Sumpf und Morast, so daß wir abends oft ganz geschwärzt nach Hause kamen. —

Der, wie wir dargestellt, gegen Wind und widerlichen Zudrang geschützte, dem Kneipleben in der unteren Heide entrückte Turnplatz lag auf der Hochebene des Hügelrückens oder der Absenkung, welche das ursprüngliche linke Spreeufer bildet, und die sich bis zur Tempelhofer Höhe (dem sogenannten Dustren Keller und Kreuzberge) hinzieht. Sein Boden, an manchen Stellen sandig und weich, hatte an vielen anderen unter dem Sande festeren Thon- oder Lettenboden, in welchem Bäume, nament-

lich Eichen, um Berlin vortrefflich gedeihen. Noch andere Stellen waren mit leichterem oder festerem Rasen bewachsen, so daß die Übungs- und Anlaufbahnen, je nach Beschcidenheit des Bodens, der Sonnenrichtung und des Schattens, ebenso für lichtere Anschaulich- und Übersichtlichkeit von außen angelegt wurden.

Links nach den sogenannten Rollbergen zu, wo im Herbste auf unmittelbar an den Turnplatz stoßenden Stoppelfeldern große allgemeine, in die Breite sich dehnende Laufspiele (wie „schwarzer Mann“ 2c.) ausgeführt wurden, wie in den tieferen und geräumigeren Erdlöchern der Rollberge selbst (aus deren Lehm- oder Lettenboden Berlin erbaut wurde) ein treffliches Anstürmen in breiten Wettreihen nacheinander, lief an der Langseite des Turnplatzes die schöne, breite, mit Bäumen eingefaßte Rennbahn, an deren äußerstem Ende außen wir jüngst den Friesenhügel geschildert haben. Ein breiter später mit Dornen innen bepflanzter Graben ward im Jahre 1813 nach dieser Seite von 300 gefangenen Franzosen ausgegraben und später von Turnern selbst um den ganzen Platz weiter fortgeführt. Jene Dornpflanzungen waren nach den anderen, sandigeren Seiten des Platzes, wo der Wind die Spuren leichter verwehte, und der Andrang der Zuschauer außerhalb der Schranken beim besten Willen den nachgebenden Rand niedertrat, um Halt, Festigkeit und Abwehr zu schaffen, noch nötiger. Die Möglichkeit, um den ganzen Platz ohne Störung und Stockung zu gelangen, auch nach jener äußeren Rennbahnseite, leitete den Strom der Zuschauer stets wohlthätig ab. Allerlei still darauf mitberechnete Vorrichtungen, wie Sitzbänke unter schattigen Bäumen (auch fernab in der Heide), nicht minder die oft rasch, oft allmählich in den Bahnen fortrückenden Massenübungen lenkten gleichfalls leise und weise ab.

Rechts von der Rennbahn, um deren Mitte, lag der schon geschilderte treffliche Spielplatz für die auf jedem Turnplatze so wichtigen Turnspiele, wie den stürmerischen „schwarzen Mann“ und das geregelte „Barspiel“, dessen auf feinstem Gesetz und raschem Mute beruhendes buntes Durcheinanderschießen und Zurückziehen, bis ein Schlag gefallen und augenblicklicher Halt eintritt, dem Auge der außen Zuschauenden das schöne, wechselvolle Bild kriegerisch plänkelnder Scharen ohne alles Geschrei gewährt, und ohne die Spielenden selbst, von den Zuschauern genügend weit ab, zu den Eitelkeiten tändelnden Schau- und Scheinspieles mit fortzureißen, wogegen die mehr

rechts zum Grenzgraben zu und näher zu jenen Zuschauermassen gestellten Schwebebäume, Schwing-, Spring- und Ringübungen diese erwünschte nahe Beschauung nicht zu scheuen brauchten, weil sie durch ihre bedingte Kraftanstrengung und Inanspruchnahme gesammeltester Aufmerksamkeit wie entschlossenster Geschicklichkeit schon selbst von jener Eitelkeit abzustehen lehren. —

Zwischen den genannten Bahnen und dem Spielplatze mitten inne standen, näher dem Tie (dieser fortgesetzten Sammel-, Aufsichts- und Ruhestätte auf dem Turnplatze) die Klettergerüste — der Einbaum (20 Fuß), der Zweibaum (40 Fuß) und der Vierbaum (30 Fuß) hoch, und mitten zwischen ihnen, etwas zurück, ein hoher Kletterturm mit herrlicher Aussicht über die ganze Gegend weithin, in dessen absatzgemäßem Aufbau, außer Leitern für die verschiedenen Absätze, ein 60 Fuß langes Tau hing. Kein Turner erstieg die Leitern, keiner aber auch durfte ein höheres Tau erklettern, wenn er nicht die nächst niedrigeren (an jenen Gerüsten) erreicht und errungen hatte. Als im Sommer 1817 der alte Geheimrat Friedrich August Wolf, der Jahn von Halle her stets zugethan war, auch den Turnplatz besuchte, wobei er ohne Zweifel innerlich viele griechische und Homerische Vergleiche zog, und Jahn ihn bereden wollte, die Leitern des Kletterturmes, dieses luftig durchbrochenen Gerüstes, mit ihm hinanzusteigen, um die herrliche Aussicht zu genießen, jener aber hinter allerlei geistreiche Witze die Scheu vor dem Schwindel versteckte, da sagte Jahn zu ihm: „Blicken Sie nur stets aufwärts nach oben; über das Himmlische ist noch niemand schwindlig geworden, nur über das Irdische“, ein in bezug auf jenes und jedes Steigen, und auch sonst so wahres Wort, das ihm später bei den gegen ihn verhängten Untersuchungen oft gehässig und übel entstellt vorgehalten worden ist.

Der tiefe Sand, der viele der Bahnen, namentlich diejenigen drückte, wo der immer wiederkehrende Anlauf der Riegen den kurzen und kümmerlichen Rasen nur zu bald dämpfte, ward allmählig durch Lehm und Lohe gefestigt und durch Sprungbretter am Auf- und Absprungsorte unterstützt. Am wenigsten war dies alles freilich anwendbar auf dem geräumigen Ringplatze, von dem Sieger und Besiegte oft schweiß- und staubbedeckt erstanden. Erst häusliche, gründliche Reinigung und anderen Tages ein Bad (nicht am selben Tage, unmittelbar nach dem Turnen genommen!) machten alles wieder gut. —

Oft, wenn wir, ermüdet schon von Übungen, Arbeiten und Waldspielen (Jagd- oder Ritter- und Bürgerspiel) spät abends zur Stadt heimzogen, wo mancher auf dem harten, spitzen Pflaster wohl noch eine Stunde zu gehen hatte, ehe er zu den Seinigen, zum Abendbrot und zur Ruhe kam (oft so müde, daß wir nicht mehr essen mochten — und das war der Segen jener Jahre!), da begann unten auf der Schlächterwiese in gedrungenen Scharen ein neues Sturmspiel, indem die Größeren, in geschlossenen Reihen rasch vorwärts drängend, von den Kleineren unaufhörlich umschwärmt, umdrängt und angegriffen wurden. Verwegene Kleine sprangen oft an den letzten und den Seitenmännern, die zum Zusammenhalte, um nicht abgeschnitten zu werden, sich untergefaßt hatten und unaufhaltsam nach vorn drängten, hinauf, warfen sich von oben in die Schar, bohrten und drängten zu den Füßen hinab, umschlangen diese und hemmten und brachen so den Lauf, daß oft die ganze Drunge der Größeren bis auf die ersten Reihen zusammenbrach und alles unter sich begrub, während die sich wieder Aufraffenden erneut zu dem kleinen Kernreste der Ihrigen vorwärts eilten, um die Vollschar derselben wiederherzustellen. Oft auch eilten diese rasch voraus, besetzten im Nu die Brücke des zwischenliegenden Schafgrabens, zogen sie auf, und die Nachkommenden alsdann stürmten diese durch Überspringen, während gerade unter ihr ein gefährliches Tiefloch im Grunde sich befand, in dem schon mancher Badende ertrunken war. Aber schon hatten die größeren Turner auch schwimmen gelernt, früher bei dem durch Jahn und Friesen von Halle verschriebenen Halloren (Lutz), später in der Pfuelschen, durch jene gleichfalls angeregten Schwimmschule. Gleichmäßig hatte der selige Friesen schon früh in der Stadt einen Fecht- und Schwingboden errichtet, auf welchem, wie in der Plamannschen Erziehungsanstalt, die Vorturner entwickelt und gewonnen wurden. —

Ging der Heimgang zum Halleschen Thore, so ward auf dem ganzen tiefsandigen Wege noch durch Plänkeln, Zeckspiel &c. getobt, auch oft stillgestanden und erneut gerungen oder bei jenem verwehten Windmühlenhügel in Weite und Tiefe gesprungen. Wir konnten nie genug bekommen. —

Oft wurden ganze Tage bestimmt, an denen früh morgens schon eine Schar die Heide besetzte, die nachzügelnd oder fürwitzig vereinzelt Hinauskommenden abschnitt oder ablockte und die weitläufige Heide mit Spähern besetzte, um Jahn, der

mittags oder zu irgend welcher ungewissen Stunde sich zur Heide hinausschleichen und sie mit seiner Schar etwa einnehmen wollte, abzuwehren oder abzufangen. Oft mußte er da, um von der Höhe bis zu den Thoren auf den bloßliegenden und überschaulichen Wegen nicht erspäht zu werden, weite Umwege von Schöneberg her über den Kreuzberg, jenen „Dusteren Keller“, einen tiefen trefflichen Schlupfwinkel, und den Tempelhofer Bergrücken fortmachen; aber gewöhnlich war er, trotz aller Spähwachsamkeit, durch List und Blitzschnelligkeit mit seiner kleineren Schar plötzlich irgendwo eingedrungen.

Fast alle Sonnabendnächte, namentlich bei bedecktem Mondscheinhimmel, blieb eine große Menge in der Heide oder kam von Hause wieder hinaus und trieb dann rastlos nächtliche Ring-, Kampf- oder Jagdspiele. Überlisten, Überraschen, Überfallen, Heranschleichen, Lauschen, Horchen (auf dem Boden in kegelartig eingebohrten Löchern) ward hier auf jede Weise geübt. Zuletzt sammelte sich alles am wärmenden, wohlunterhaltenen Feuer. Morgens, wenn die kalten Schauer dem Sonnenaufgange voranswehten, ruhten wir einige Augenblicke auf bloßem Boden aus, bis das Feuer erlosch; dann gingen wir meist über jene betaute Wiese, zwei und zwei aneinander gelehnt und im Gehen fortschlafend, zur Stadt, um — gegen 7 oder 9 Uhr unwandelbar bei Schleiermacher (oder Jänicke rc.) in der Kirche zu sein. Und zwar dies alles ohne allen Zwang, aus innerstem, freiestem und froheſtem Drange. —

Der Turnplatz lag unmittelbar an der Heide und links hinaus zu den Rollbergen freier. Nach der einen Seite aber lehnte er an eine überaus dichte, deshalb schon damals absterbende Nadelholzschonung (Eckschonung genannt, weil sie nach zwei Winkel bildenden Seiten ans Feld hinauseckte); nach der anderen daran winkelnden Breitseite (der Hauptzuschauerseite) an eine ebenso dichte, enge, jedoch frische Eichenschonung, an die sich weiterhin breite, unergründliche Sandwege, hinter diesen aber wieder auf stark hügeligem Boden hohe, nicht minder dichte Nadelholzstände anschlossen, die jetzt entsetzlich gelichtet erscheinen.

Dies ganze große Gebiet nahm Jahn unbeschränkt zu den häufig ausgeführten Kampfspielen oder Jagdspielen in Beschlag. Hier, wie bei jenen nächtlichen Spielen und Überfällen, war Jahn, seiner innersten Natur nach, recht an seiner Stelle: die unglaublichste Ausdauer, der rascheste Flug wie des

Sturmvogels, das schärfste Auge und geübteste Ohr, die gewandteste Ringfertigkeit machten ihn hier recht eigentlich zum Jugendführer. Die Schar, die er anführte, war glücklich und meist im Vorteile; doch wußte er sich selbst stets die tüchtigsten Gegner zu wählen und zu stellen. Wo er aber einherfuhr mit seiner ausgewählten und gesonderten Plänklerschar, meist ungeahnt durch die dichtesten Nadelhölzer hervorbrechend und vorbeisausend, erscheinend und verschwindend, da stob alles auseinander oder legte auch dem Schlauen Hinterhalte und Wegelagerung, so daß es zum Kampfe kam und er oft unter Zwanzigen, Dreißigen, die um seinen Besitz rangen, mitten unter lag. — Die eine Stadt der Bürger, während die darangrenzende Eichenschonung ferner ab in schmalem Durchschnittswege die eine der beiden (öfter drei) Burgen der Ritter barg, lag in der genannten Eckschonung an einer mächtigen, dickstämmigen Eiche. Nahe derselben hatte Jahn, außerhalb des Turnplatzes, im Jahre 1816 den schönen Wunderkreis, nach dem jetzt von Jahr zu Jahr mehr eingehenden und zerstörten des ehrwürdigen Rektors Wachtmann bei Neustadt-Eberswalde vom Jahre 1609, angelegt.*) Dahin ward öfters in langem Zuge, eins auf eins, hinausgezogen, um diesen schön durcheinander reihenden Massenlauf auszuführen, wie auf dem inneren Spielplatze die ähnlichen, oft doppelt geführten Schneckenläufe, nicht minder die damals schon entwickelten Reigen. —

Auf allen einzelnen Übungsplätzen hingen für die zweite Hälfte der Turnthätigkeit, die eigentliche „Turnschule“, nach beendeter Turnkür und gemeinsamer Ruhe, Beratung und Verteilung, sowie auch Tränkung auf dem Tie, die Tafeln der Übungen mit Angabe ihrer Reihenfolge in Riegen und Abteilungen. Aufbewahrt und zurückgefordert wurden diese und alles andere bewegliche Turngerät (Taue, Springstangen, Windestäbe, Schwingböcke, Bretter ꝛc.) durch die Vorturner, welche die Altersabteilungen leiteten, über die Leistungen wie Anwesenheit ihrer Turner Buch führten, in dem großen Schuppen, worin sich auch Wund- und Linnenzeug befand. Den Tie umgaben im Rechteck Bänke (1817 für 1400—1600 Turner!), in deren Mitte um einen Eichbaum eine durch Doppelstufen erhöhte

*) Siehe „Wunderkreis und Irrgarten“. Von H. F. Maßmann. Quedlinburg 1844, Basse. 8.

Tischumkleidung desselben für Sprechende, namentlich Festredner, stand.

Die Barren und Recke waren unter einer Gruppe schöner, schattiger Eichen aufgestellt, den Zuschauern leicht übersichtlich, doch wiederum nicht zu nahe, mehr abseits. — Alle Bahnen aber waren so zueinander gelegt, daß vom Tie aus wie von außen alle leicht überschaut werden konnten und auch leicht erreichbar waren, namentlich bei dem Wechsel der Übungen während der eigentlichen Turnschule, wo meist zu entgegengesetzten Übungen übergegangen ward, d. h. zu solchen, bei denen, um zweckmäßige Abwechselung in die Anstrengung zu bringen, wenn vorher vorzugsweise obere Gliedmaßen, wie Brust und Arme, nunmehr vorherrschend die unteren, Füße und Beine, in Anspruch genommen wurden.

Der hier in wenigen Umrissen geschilderte alte Turnplatz in der Hasenheide und das auf ihm erwachte Jugendleben, von dessen fernerer Entwickelung noch viel zu erzählen wäre, und das im Jahre 1817 seinen reinsten Höhe- und Blütenpunkt, auch in seiner Harmlosigkeit, erreicht hatte, ward im Jahre 1819 durch die Schließung sämtlicher preußischer Turnplätze vernichtet.

Bald darauf ward der so schön gelegene und hergerichtete Platz vom Militär jählings in Besitz genommen und mit ihm von Jahr zu Jahr mehr die Heide in ihrer ganzen Breite von aufgewühlten und an den Enden zu Schutzwällen aufgeworfenen Schießbahnen mit schön grün umhegenden Akazienhecken durchschnitten, der Spielplatz mit seinen Ahorn- und Lindenbäumen ganz umgewühlt und umgewandelt, daß jetzt keine Spur der alten Gestalt mehr übrig ist. Nur vom alten Graben sind noch, namentlich beim Friesenhügel und an der äußeren Langseite der Rennbahn, sowie vom Wunderkreise einige Trümmer und Geleise übrig. Ich besitze aber noch eine schöne Seitenansicht des ganzen Platzes mit seinen Gerüsten und belebten Bahnen und Spielplätzen und an den Schranken Jahn, wie er die hinzueilende Jugend mit treuherzigem Gruße empfängt, aus dem Jahre 1817, gemalt vom Landschaftsmaler Hinze, der selbst Turner war von Anfang an. — —

Als das Turnen endlich im Jahre 1843 wieder in dem preußischen Staate aufgenommen ward, galt es, mit der Sache auch einen neuen Turnplatz, aber in der alten Hasenheide, schaffen; es hielt aber, da der alte nicht wiedergewonnen werden

konnte, schwer, einen solchen zu finden. Mehrmals wanderte ich mit dem seligen Herrn Minister von Bodelschwingh selbst durch die Heide, verwarf und mußte verwerfen bald den scheinbar gut überrasten Sandboden an einer sonst ganz annehmbaren Stelle, weil er nach wenigen Turntagen durch die mehr als Pferdegetrappel zertretenden Füße der laufenden und spielenden Turner in Staub verwandelt worden sein würde, zudem auch Schießstände dahinter lagen, bald einen mir angebotenen Eckteil des alten ehemaligen Turnplatzes (des nun sogenannten Karlsgartens), nicht nur weil unmittelbar daneben Schießbahnen, sondern weil für hinzustrebende Zuschauer, die ja ein Anrecht auf Teilnahme hatten und die besten Sittenanwalte außerhalb der Schranken sind, sowie für fernerabliegende Waldspiele fortan überall Schießbahnen im Rücken gelegen haben würden. Mußte doch darum die alte Eckschonung von Nadelholz mit der dreiarmigen Eiche, weil sie hinter dem Karlsgarten lag und liegt, fortan so schon gänzlich gemieden werden, und sollte später in den übrigen Teilen der schrecklich gelichteten Heide gespielt werden, so mußte ich erst zu den Offizieren der durch die neuere Einrichtung der Gewehre fernhingestreckten Schießbahnen eilen und um Aufhören der Schießübungen bitten, was stets freundlich und willig geschah, doch auch oft unsere Spiele unmöglich machte, weil es zu sehr in die dunkel werdenden Abende hineindrängte.

Der wohlwollende, ganz im Sinne seines Königs handelnde Minister wies uns endlich rechts vom alten Turnplatze oder Karlsgarten, mitten in der gleichfalls bedeutend gelichteten und aufgeschossenen Eichenschonung, einen beliebigen Platz an, den ich mit meinen Jugendfreunden Eiselen und Feddern, zugleich mit der Tiergartenverwaltung, in schauerlichstem Novemberwetter 1843 (ich erwähne dieses Umstandes nur wegen des kranken Eiselen) nach allen Richtungen und notwendigen Lichtungen oder Durchschnitten mit Meßkette und Bussole ausmaß; wir hieben und schrieben damals alle Bäume an, welche wegen der Bahnen und Plätze fallen mußten, und siehe da, es waren und wurden über 770! Ich weiß nicht mehr, wer dieses damals dem Könige selbst zu hinterbringen sich beeilte; der mehrgenannte Minister erhielt rasch ein vertrauliches königliches Handschreiben, wonach, da so viele Bäume fallen sollten, was ein „Horreur“ sei, er persönlich die Sache in die Hand nehmen und, wenn es nicht anders ginge, kaufen sollte. Bei jenen Durchschnitten durch die Eichenschonung hatten wir aber ihr eigenes Wohl und Gedeihen

im Auge gehabt, indem dieselbe, obschon gegen ehemals unglaublich gelichtet, für das Gedeihen der Eichen immer noch zu dicht stand; aber der jenes alles höheren Ortes so abschreckend zur Anzeige gebracht, hatte der Sache des Turnens einen Dienst geleistet, den er vielleicht nicht beabsichtigt hatte, und um dessenwillen wir unsere vergebene Mühe gern geschehen sein ließen. Als ich bei jenen Durchforschungen der Heide mit dem Herrn Minister diesem warm sagte, ich ließe ihn nicht, er schaffe und gebe uns denn einen rechten Platz; da erwiderte derselbe freundlichst: „Sie sollen ihn haben", und in wenigen Tagen erhielt ich den Befehl, auf einen solchen Platz zu fahnden und aus zusein, der gekauft werden könnte. Und er fand sich, zu guter Stunde. An der erst sanft, dann rascher aufsteigenden Höhe vor dem Karlsgarten, also geschützt vor allen Kugeln, gegenüber den ersten oder letzten Häusern an dem sogenannten Rixdorfer Fahrwege, der jetzt gleichfalls gepflastert ist, fand sich, freilich wenig mit Bäumen besetzt, ein geräumiger Platz, der schon früher einmal in seiner Mitte zwischen zwei Erhöhungsböschungen oder Abstufungen in eine Breitebene verwandelt worden war. Dieser Platz war gerade käuflich. Ehe wir (der selige Feddern und ich) zum Besitzer, dem nun auch schon verstorbenen Ortsvorsteher Pfaffenländer, der in seiner Jugend auch mit uns geturnt hatte, hinabgingen, setzten wir uns oben am Rande unter die Grenzeichen, die später zum Platze selbst gezogen wurden, unbemerkt nieder und erwogen Sonne, Wind und sonstige Gelegenheit, weiter die Anlegung der einzelnen wie gesamten Bahnen, die gefährliche Nähe der Wirtshäuser, vor allem aber die eigentümliche Abstufung und Aufsteigung des Platzes selbst, die viele Thätigkeit unterbrechen oder verzögern müßte, die aber andererseits, richtig erwogen, vortrefflich zur unbewußten Übung für die in der Ebene geborene und einherstapelnde Berliner Jugend dienen konnte, und — entschlossen stiegen wir zum Besitzer hinab und unterhandelten und entwarfen den Kaufvertrag, der nach eingereichten Berichten, Zeichnungen und Kostenanschlägen allerhöchsten Ortes rasch genehmigt ward. Dankbar gedenken wir dabei der wohlwollendsten, sachverständigsten Mitbeteiligung des Geheimen Oberfinanzrates Kühne, der in seiner Jugend auch unter Jahn geturnt hatte.

Der so gewonnene neue Platz ward nun rasch von schlesischen Erdarbeitern, die ihre Aufgabe trefflich lösten, in seinen

Hauptabstufungen geebnet. Er ist rechts und links, nach Osten und Westen durch Bäume gegen Wind und Sonne im ganzen geschützt und durch Hinablegung der stets und in Massen benutzten Laufbahn und Wunderkreise nach dem Rixdorfer Wege hinab, an welchem die oft genannten Wirtshäuser liegen, vor den Versuchungen und Ablenkungen zu diesen Durstthäusern gesichert; wogegen freilich die stets zu hegende und zu belebende turnerische Enthaltsamkeitsgesinnung am besten und einzig schützt. Die Entenbesorgnis manches hochgestellten Schulmannes, daß die Schüler seines speziellen Gymnasiums auf dem weiten Wege von und zur Hasenheide gar zu leicht in Kneipversuchung geführt werden könnten, ist nur ein testimonium paupertatis, davon viel und ergötzlich zu reden wäre.

Natürlich mußte der Tie oder Versammlungsort, von dem zugleich der ganze sich absenkende Platz überschaut werden konnte, zuhöchst oben unter die überschattenden Eichen gelegt werden; ihm zunächst auf der ersten Böschungsfläche die größerer Aufsicht bedürfenden Klettergerüste (Zweibaum, Einbaum, Vierbaum), die obenein durch diese Hochstellung noch höher wurden und dem, der sie erkletterte, nur um so freiere Aussicht und Umsicht gewährten. Der 60 Fuß hohe Klettermast (es giebt auch kleinere) steht (oder stand) vielmehr gerade in der Mitte, so daß man von unten auf über Rennbahn und Treppen gerade zu ihm hinaufblicken mußte. Links auf der oberen Böschungsebene standen Barren, und tiefer hinab die Recke. — Von oben, in der Mitte des Platzes, führen bestufte Wege hinunter, ebenso zu den Seiten. Die Böschungen sind mit Rasen belegt und an den Rändern mit Bäumen bepflanzt. — Rechts vom Tie, tiefer hinab, steht ein schließbarer Gerätschuppen, sowie ein an den Seiten offener, aber gedeckter, zur Ablegung der Kleider (an Riegeln). Auf der zweiten größeren Abstufung gelangt man zum breiten, schönen Spielplatze, dem die Sonne gutgeteilt ist, die hinter den schützenden Baumstämmen links hinabsinkt. Rechts und links vom Spielplatze stehen die Springgestelle und Tiefspringel. Die letzte niedrigste Böschung leitet zur Rennbahn hinab, welche von Westen nach Osten den Platz, längs hinlaufend mit Geländer und Fahrweg, von Bäumen zu beiden Seiten bepflanzt, durchschneidet. Zunächst jenem Geländer aber, dem Klettermaste gegenüber, ist der Wunderkreis ausgegraben oder vielmehr durch aufgelegten und befestigten Rasen gebildet.

Dies im allgemeinen! Selten ist wohl ein abschüssiger Platz unter so glücklichen Verhältnissen durch Stufen-Ebenen turnerisch so nutzbar gemacht worden. — Überblicken wir diese unsere geschichtliche Schilderung, so hat die Hasenheide, streng genommen, also bereits vier Turnplätze gesehen, deren dritter aber in seinem Entstehen erstickt wurde. Die Heide aber ist, was wir schon mehrmals andeuteten, durchaus nicht mehr, was sie 1811 und 1819 noch gewesen war, sowohl was Dichtigkeit der Anlage, als Stelle und Form betrifft. Im Jahre 1813 holte jeder Landsturmmann dort seine Lanze oder Pike, oft zwölfmal wiederholend. Spätere Jahre hat die dazu wohlberechtigte Tiergartenverwaltung all ihr Nutzholz daher entnommen, ohne aber dafür wieder anzupflanzen. Die vielen Tirailleurkugeln, welche — oft 15 — in einem Eichstamme sitzen, drohen auch frühes Ableben und Ausgehen. — Daß bei solcher Beschaffenheit die Waldspiele in so gelichteter Heide gänzlich eine andere Gestalt annehmen mußten und müssen, wird jeder billige und besorgte Turnlehrer und Freund einer die geistigen Hebel besonnen abwiegenden Turnkunst leicht einsehen. Wer es daher wohlmeint mit der sittlichen und leiblichen Gesundheit einer Hauptstadt, die für künstliche Verfeinerung genug, wenig aber im Verhältnis für gesunde Sinnenbildung ihrer Geschlechter thut, der hege und pflege ihre Waldungen und lege sie recht eigentlich für die Jugend des Landes recht spielgerecht an. Die schönsten Nadelholzstände niederhauen lassen samt herrlichen zweihundertjährigen Eichen, um lediglich Verschönerungsflächen zu gewinnen und auszufüllen, zeugt nicht von Zukunftsweisheit und erzieherischem Vorausblick.

31.

Die Turnfahrten.

Von Friedr. Liebetrut.

(Abschnitt aus dem Aufsatze: „Rückblicke auf das goldene Zeitalter des neuen Turnwesens.“ „Deutsche Turnzeitung“ 1867. S. 95.)

Friedrich Liebetrut, geboren am 18. Januar 1799 zu Rekahne bei Brandenburg, besuchte das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, studierte in Berlin und Tübingen Theologie und Philosophie und war dann Hauslehrer und von 1827—1831 erster Lehrer an der höheren Töchterschule in Potsdam. Von 1831—1861 wirkte er als Pfarrer in Wittbrietzen bei Treuenbrietzen und lebte dann bis zu seinem Tode am 17. Oktober 1881 in Charlottenburg bei Berlin.

Liebetrut turnte als Schüler bei Jahn und nahm eifrigen Anteil an dessen Bestrebungen, wie auch der nachstehende Aufsatz zeigt.

Ein Bedürfnis für besondere Turnfahrten fand zu jener Zeit im Grunde weniger statt, als späterhin, wo die Turnübungen in engere, schulmäßige Schranken gewiesen wurden.

Wir turnten an zweien ganzen Nachmittagen, auch an den längsten Tagen bis zum späten Abend, mit Anwendung aller Leibeskräfte, so daß wir nicht selten im Abenddunkel völlig ermüdet zurückkehrten. Da die Schüler der oberen Klassen außerdem den Fechtboden, in den Wintermonaten auch die Schwingstunden besuchten, so blieben wir in einer fast durchgängigen körperlichen Anspannung, obschon dieselbe infolge der gleichmäßigen Übung und Gewöhnung keineswegs erschöpfend war. Da für die leitenden Glieder des Vereins auch wohl noch besondere Zusammenkünfte und Beratungen hinzukamen, so möchte man jetzt versucht sein, zu glauben, es sei dadurch unseren Studien so viel Zeit abgebrochen worden, daß ein regelrechtes Fortschreiten in den Wissenschaften dabei nicht habe stattfinden können. Indes würde man dabei außer acht lassen, daß wir in den Stunden wirklicher Arbeit auch mit ungeschwächter Kraft das Vorliegende angriffen und so leicht in kürzerer Frist dasselbe oder auch mehr leisteten, als die, welche unter dem methodischen

Drucke unablässiger Schularbeit oft so früh die Lust und Kraft der Jugend einbüßen. Besonders aber fanden wir uns am Ende der Schulzeit, wo die heutige Jugend nicht selten das so lange mit Seufzen getragene Joch zerbricht und nun den gesamten Ertrag der Studien, soweit er nicht für das nackte Brotstudium unentbehrlich, über Bord wirft, mit voller Frische und Freudigkeit geneigt, weiter in die Tiefen der Wissenschaft zu dringen und zugleich die etwa gebliebenen Lücken zu schließen. Thatsächlich möchte sich wohl bei dem Hinblicke auf die große Zahl der namhaften Männer, die aus den turnerischen Kreisen jener Zeit hervorgegangen sind, ergeben, daß selbst ein gewisses Übermaß der Freiheit, dessen wir uns damals zur Anordnung unserer Studien bedienten, noch nicht so nachteilig wirke, als die jedes Maß überschreitende Überladung, welche jetzt oft die Schuljugend schon in ihrem körperlich noch sehr unentwickelten Alter niederdrückt. Doch verfolge ich diese Gedankenreihe nicht weiter, da meine Absicht nicht sowohl die ist, den Blick auf die Gegenwart, als auf die Vergangenheit zu richten.

Es herrschte also auf dem Turnplatze ein gar fröhliches und freies Treiben, welches erst allmählich sich in eine gewisse schulmäßige Ordnung ausbildete. Aber auch dann noch wechselten freie Übungen und über ganze Stunden hin ausgedehnte Spiele, zu denen sich kleinere oder größere Scharen nach freier Wahl vereinigten, mit gebundenen und schulmäßigen Übungen. Etwa um die Mitte des Nachmittags wurde die gesamte Turnerschar zusammengerufen; man lagerte sich auf dem Versammlungsplatze, verzehrte seine Vesperkost, hörte die Ansprache oder Bekanntmachungen Jahns, die stets in einem hohen, siegesgewissen Tone erschollen, und erhob sich dann zu gemeinsamem Dauerlauf oder ähnlichen Massenübungen und Wettspielen, worauf sich die gesamte Menge nochmals zu Einzelübungen teilte.

Endlich am späteren Abend brach die gesamte Turnerschar unter Jahns und anderer beliebter Führer Leitung auf. Der größte Teil nahm seinen Weg durch das Kottbusser Thor, viele hatten noch über eine Stunde weit bis zu Haus zu wandern. Das gab dann einen gar fröhlichen und oft recht traulichen Wanderzug. Es bildeten sich Gruppen um die hervorragenden Führer, deren Mitteilungen die jüngeren Freunde lauschten, bis wieder und wieder ein mehrhundertstimmiger Volksgesang alle Sinne und Herzen vereinigte. Während die fröhliche Menge über die große Weidefläche dahinschritt, die sich damals zwischen

dem Kottbusser und Hallischen Thore ausbreitete, erscholl wohl das trauliche „Blaue Nebel steigen von der Erde auf" und verbreitete eine entsprechende Stimmung; dann schmetterte ein fröhliches Blücherlied darein und regte die zuweilen fast ermüdete Menge zu fröhlichem Jubel auf.

Endlich hatte man den Landwehrgraben nahe dem Kottbusser Thore erreicht, und hier wurde regelmäßig Halt gemacht, bis der ganze Zug beisammen war. Dann folgte in langsam feierlicher Bewegung der Gesang des: „Nehmt euch in acht vor den Bächen, so da von Tieren sprechen", unter dessen Eindruck sich der Zug in die verschiedenen Straßen der Stadt verteilte.

Für die Sonnabende des hohen Sommers verabredete sich auch nicht selten eine Anzahl von reiferen Turnern, um miteinander die Nacht zu durchwachen. Man lagerte sich dann nach dem Schlusse der Übungen um die Ränder einer Vertiefung auf dem Turnplatze, in deren Mitte ein Feuer angezündet wurde, und durchwachte, so gut es gehen wollte, unter traulichen Gesprächen, Gesängen und jugendlichen Scherzen die Nacht und kehrte mit Anbruch des Morgens nach Hause zurück.

Indes, obschon bei diesem freieren und weiter ausgedehnten Turnleben das Bedürfnis besonderer Turnfahrten nicht so dringend war, so wurden diese doch nicht selten veranstaltet. Da die Wochentage mit den Schulstunden und den regelmäßigen Übungen vollständig ausgefüllt waren, so blieb für diese Wanderungen kein anderer Raum, als am Sonntage und in der Ferienzeit.

Es war am 28. Juni 1818, einem lichten, klaren Sonntage, als Jahn in des Morgens Frühe mit einer Schar von 146 Turnern nach dem gegen drei Stunden entfernten Pichelsberge und den schönen Havelufern aufbrach. Es hatten sich Studierende, Künstler, junge Ärzte, auch Handwerker dem fröhlichen Wanderzuge angeschlossen; derselbe kam zunächst über Charlottenburg, wo ich ihn erwartete. Als wir eine Stunde später die westlichen Züge des prächtigen Grunewaldes erreichten, der sich längs der Havelufer von Potsdam bis gegen Spandau hin ausbreitet, hatten wir noch eine Stunde Weges durch den Wald zu wandern. Die Sonne blitzte prächtig durch den mit alten Eichen gemischten hohen Föhrenwald, es rauschten des Gesanges Wogen, und die frohlockende Schar breitete sich weithin durch den grünen Wald. Einen eigentlichen Weg hatten wir nicht, doch hofften wir, mit Hilfe der zufälligen Waldwege

unter meiner Führung uns zurecht zu finden. Als dies eine Zeitlang fehlschlug, konnte es dem Führer an reichlichem und nicht ganz unverdientem Spotte nicht fehlen, dem sogar ein harmloser, entsprechender Neckname für die ganze Folgezeit angehängt wurde. Später fand ich mich zurecht, und der Kummer über den um eine halbe Stunde verlängerten Genuß der grünen Waldpracht war nicht allzugroß.

Es gab nun einen heißen Tag, und die flammende Sonne war schon hoch gekommen, als wir die Ufer der seeförmig sich buchtenden Havel erreichten. Hier lagerten wir uns unter jungem Fichtengebüsch, was uns in der Schwüle des Tages kaum Schutz und Erquickung gewähren konnte. So erwuchs begreiflich bald das Verlangen, unter dem nahe vor uns blitzenden Havelspiegel Kühlung suchen zu dürfen. Jahn jedoch wehrte ab. Er könne es nicht verantworten, mit einer so großen Schar ins Wasser zu gehen, leicht könne einem unter so vielen Schlimmes begegnen. Doch das Verlangen nach der Erquickung des Bades wuchs, die Älteren und Erfahrenen legten ein gutes Wort ein, an Schwimmern fehlte es nicht in der Schar, und bei guter Vorsicht und Aufsicht sei doch eigentlich nichts zu fürchten.

Ungern gab Jahn nach, aber er gab nach, da er zu gut war, um der eigenen Verantwortlichkeit willen uns zu versagen, was an sich selbst nicht bedenklich war. Wir hatten geraume Zeit am Ufer gerastet — was bekanntlich die Gefahr der Erkältung oder eines Unglücks viel mehr erhöhet, als verringert — als das Zeichen zum Entkleiden gegeben wurde, und bald wimmelte der Wasserspiegel von 140 und mehr badenden Knaben und Jünglingen. Die Taucher gingen in die Tiefe, die rüstigen Schwimmer in die Weite, der Mehrteil hielt sich nahe dem Ufer; alles jauchzte vor Entzücken, es war ein wundervolles Bild von Leben und Jugendlust. Nur Jahn enthielt sich alles dessen, ging unruhig eilend am Ufer hin und her, die Bewegungen der frohlockenden Schar ängstlich überschauend, als ahne ihm nichts Gutes.

Plötzlich erscholl der unheimlich angstvolle Ruf: „Döbler geht unter!“ Jetzt entstand eine schwer zu beschreibende Bewegung. Döbler war ein hoffnungsvoller akademischer Künstler, Ziseleur, von etwa 22 Jahren, schon mit Kunstpreisen geschmückt, sehr geliebt. Eine erwachsene Schwester, wenn ich nicht irre, auch die Mutter, hatte der Vater unlängst zur letzten Ruhestätte geleitet. Ich selbst hatte Döbler nicht gekannt, aber ich höre noch heute

nach 50 Jahren den Ruf: „Döbler geht unter!“ und empfinde die schmerzvolle Bewegung, die alsbald mich und ohne Zweifel alle ergriff. Jetzt gingen die Taucher in die Tiefe, die Schwimmer kreisten spähend umher, die Ungeübten hielten sich dicht am Ufer, Jahn flog wie ein Adler, dem ein Junges entrissen wird, am Ufer auf und ab, riß angstvoll eine Föhrenwurzel aus dem Boden und trieb, wen er erreichen konnte, aus dem Wasser aufs Land.

Es folgte eine unheimliche Stille, Döbler war verschwunden, und niemand konnte sagen, wo er geblieben. Plötzlich aber tauchten einige Schwimmer aus der Tiefe, emporhebend den entseelten Prachtkörper des jungen Mannes. Welch ein Schrecken und welcher Schmerz durchzuckte nun die ganze, noch eben so laut frohlockende Schar!

Man trug den Entseelten auf den Rasen, die jungen Ärzte ließen zur Ader, man wandte alle Hilfsmittel zur Wiederbelebung an, während die ganze halbbekleidete Schar sich schmerzvoll im Kreise reihte, alles blieb fruchtlos. Einige Schnellläufer waren im Fluge nach dem eine Viertelstunde entfernten, damals einzigen Hause von Pichelsberg geeilt, um etwa Kölnisches Wasser oder ähnliche Hilfsmittel zu holen; sie kehrten zurück, als noch wenig Hoffnung blieb, den Entseelten ins Leben zurückzurufen; man rieb nun die Brust und den Oberkörper, bis die Haut sich teilte, dann zeigten die blauen Streifen, daß ein tödlicher Schlag den Armen getroffen.

Wer wollte nun den stillen, stummen Jammer begreifen, der Jahn, wie die ganze Schar ergriff? Wir alle hatten einen Bruder verloren, und mancher empfand erst jetzt recht, was wir an ihm gehabt und nun verloren. —

In stillem, stummem Schmerze folgten wir dem Entseelten, der nach dem Gasthause zu Pichelsberg getragen wurde. In einer Kammer wurde der Leichnam niedergelegt. Jahn, ich meine Dürre, Franz Lieber und vielleicht noch einige Ältere blieben bei demselben zurück; wir übrigen sollten am Nachmittag zurückgehen, jene mit dem Leichnam am anderen Morgen folgen.

Es war der schmerzlichste Weg, den ich noch in meinem Leben zu gehen hatte, obschon ich seitdem auch Vater und Mutter zu ihrer Ruhe bestattet. Ich weiß über den ganzen Weg zurück nichts zu sagen. Wir gingen eben im stillen Schmerze ganz verloren, nur Eines denkend, und nahmen wohl nicht wahr, was etwa um uns her vorging.

Doch was geschah! In Charlottenburg — ich könnte die Stelle noch auf Fußbreite bezeichnen — sahen wir Döblers Vater uns plötzlich nahe entgegenkommend. „Wo ist mein Sohn? Ihr kommt so früh!“ sprach er uns entgegen, und die Worte drangen ins innerste Herz. Doch waren einige Gefaßtere entgegengesprungen: „Döbler ist mit Jahn und einigen anderen noch zurück und kommt später nach!“ Damit nahmen sie ihn unter den Arm und lenkten ihn nach Berlin zurück.

Hier eilten sie zu dem alten Pastor Harms an der kleinen Spitalkirche, der damals fast allein das einfache Evangelium verkündete, und der neben Schleiermacher am meisten von der lebendigen Jugend gehört wurde. Er war der Seelsorger des Döblerschen Hauses, hatte jüngst dessen Tote bestattet — er sollte am Abend mit der erschütternden Kunde das Wort des Trostes bringen.

Bei dem Begräbnis war ich leider, da ich damals noch ein halb träumerisches Leben führte, nicht zugegen. Ich weiß nur noch zu sagen, daß es dem Geistlichen und seiner Friedensbotschaft gelang, das Herz des so schwer geprüften Vaters zu stillen.

Doch ging auch ich in tiefer Nachempfindung des uns widerfahrenen Leides dahin. Auf einer bald folgenden Wanderung nach meiner Vaterstadt Charlottenburg schnitt ich in eine Buche, von einem Rahmen umgeben, die Erinnerungszeichen:

28.	Juni
18	18.

Nach länger als 40 Jahren fand ich sie wieder auf und zeige sie gern mitvorübergehenden Freunden. —

Noch in demselben Jahre schloß ich mich einer großen Wanderung unter Jahns Leitung nach Schlesien an. Es waren dreizehn Jünglinge und Knaben aus den oberen und mittleren Gymnasialklassen, die sich für die Dauer der Hundstagsferien auf vier Wochen unter seiner Führung vereinigten. Wir legten jeder 20 Thaler in eine gemeinschaftliche Kasse, ich hatte mir bereits die meinigen von dem Ertrage der ersten Privatstunden erspart.

Der Weg ging über Neuzelle, Guben, Sagan, Sprottau, Bunzlau, Hirschberg, durch das Riesengebirge, die Grafschaft Glatz und von da zurück über Schweidnitz, den Zopten, Breslau, Liegnitz, Frankfurt a. d. O.

Bis gen Hirschberg blieb unsere Zahl sich gleich und bewegte sich gleichmäßig in Tagreisen von 5—7 Meilen weiter, die wir ohne besondere Schwierigkeit zurücklegten. Nur einmal mußte für einige Stunden ein Wagen zu Hilfe genommen werden, da einige sich sehr wund gelaufen hatten. Bei der Schar war auch ein neunjähriges Knäblein, ein Sohn des Hofinstrumentenmachers Schlott, der Liebling aller; wir trugen ihm sein weniges Gepäck, und so umspielte er wie ein Hündlein unseren Zug auf der ganzen Fahrt, auf der wir gegen 130 Meilen zurücklegten.

Jahn erwies sich in jeder Hinsicht sorgsam für alle. Wir wandelten bis gegen Abend, oft bis in die Dämmerung, doch wurde des Tages einigemal für Ruhepunkte gesorgt. Zuletzt gingen einige der Älteren voraus, um Quartier und eine möglichst gute Mahlzeit zu besorgen. Kamen wir früh genug an, und lagerten wir uns noch etwa im Freien, so langte Jahn wohl seine Bibel aus seinem Schultersacke und las einiges vor. Es waren dies wohl zumeist alttestamentliche, prophetische Stellen, doch entsinne ich mich nicht, daß dies einen tieferen, klaren Eindruck gemacht hätte. Tiefer waren die Eindrücke, wenn wir nach dem Abendbrote die gemeinsame Streu, einigemal auch den Heuboden aufsuchten und nach traulichen Gesprächen unter dem schönen Abendliede: „Nun ruhen alle Wälder" entschlummerten.

Des Morgens brachen wir früh auf, mancher trat auch wohl noch von dem gestrigen Tage ermüdet oder noch von den Banden des Schlafes umfangen den Weg an. Doch nun erscholl bald Schenkendorfs herrliches

„Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer, aus der Ruh',
Schon wiehern euch die Pferde den guten Morgen zu"

und schnell waren die Bande der Müdigkeit gebrochen. Erklang dann das „Ein Morgen soll noch kommen, ein Morgen hell und klar — o brich, du Tag der Fülle, du Freiheitstag, brich an!" so rann manche Thräne aus dem sehnenden Auge, und so schritten wir rüstig in den Tag hinein. Wurde dieser heiß und schwül, so ermunterte uns Körners: „Frisch auf, frisch auf, mit raschem Flug, frei vor dir liegt die Welt!" oder ein anderes fröhliches Wanderlied.

Einige unter uns hätten den Weg über Dresden gern gesehen, um auch ihre Schaulust zu befriedigen. Doch die Residenzen widerten Jahn an, es schien ihm dem Zwecke der Wanderung nicht entsprechend, sich mehrere Tage in einer solchen aufzuhalten.

Die volle Pracht unserer Wanderung trat erst ein, als wir das schlesische Gebirge und das muntere Volk dieses Landes erreichten. In Hirschberg wurden wir gastlich aufgenommen. Ich erhielt mein Quartier bei einem Posamentier, einem armen Manne, der das Haus voller Kinder hatte, dessen Herz aber mit inbrünstiger Begeisterung dem Jahn und seiner Turnerschar entgegenschlug. Er rüstete sich flugs, um sich dem Gebirgszuge anzuschließen, nahm ein zartes Knäblein an die Hand und ging mit uns. Jetzt kam auch von Schmiedeberg und anderen Orten Zuzug, und bald hatte unsere Schar sich vervierfacht.

Nun hatte es Jahn ungleich schwerer, Einheit und Übereinstimmung bei dem Zuge zu bewahren, und so brach er zuweilen mit fast heftigem Eifer durch. Hierdurch wurde bisweilen einer unsanft betroffen, wie einmal infolge einer ungeschickten Äußerung mein Wirt, dem es schwer wurde, den Zornausbruch des alten Meisters, der ihn unsanft zu Boden streckte, in gutem Sinne zu deuten. Indes galt dieser Eifer doch niemals der Person, sondern der Sache, wodurch solche Unregelmäßigkeiten einigermaßen erträglicher wurden.

So hatten wir uns eines Nachmittags bei großer Hitze in einem rasigen Obstgarten gelagert und warteten, bis uns gestattet sein würde, unseren brennenden Durst mit kühlem Wasser zu löschen. Endlich wurde das Wasser gebracht, aus einem Eimer gefüllt kreisten mehrere große Quartgläser. Endlich kam die Reihe an mich; neben mir saß Jahn am Boden, ringsum spähend, daß niemand des Guten zuviel thue. Jetzt fiel sein Blick auf mich, und in der Meinung, daß ich das jetzt fast geleerte Glas voll in meine Hand bekommen und unmäßig getrunken, versetzte er mir augenblicklich mit entsprechenden Worten einen derben Stoß. Ebenso entschieden rückte ich zurück und erklärte, daß es sehr unpassend sei, seinen Mißverständnissen einen so unstatthaften Ausdruck zu geben. Jahn, so leicht leidenschaftlich erregt, erkannte nicht allein sein Unrecht, sondern verbarg auch nicht, wie leid ihm seine Übereilung thue, obschon sie in der besten Meinung geschehen. Eine Weile rückte er in offenbarer Verlegenheit hin und her, bis er in die Worte ausbrach:

„Es sei doch seltsam, daß ihn seine Heftigkeit gegen solche am ehesten übereile, die ihm die Liebsten seien.“ Mit solcher Ehrenerklärung und mit solchen Zeugnissen eines väterlichen, wenn auch abnormen Herzens war dann in solchen Fällen ein Band treuer Anhänglichkeit leicht wieder geknüpft.

Ein schönes Bild gewährte es, als unser bereits auf etwa 50 Turner angewachsener Zug noch bei nächtlicher Dämmerung aufbrach, um von einer der oberen Bauden aus vor Sonnenaufgang die Höhe der Schneekoppe zu erreichen. Auf den schmalen Fußsteigen wand sich der Mann für Mann geteilte Zug in langen Windungen hinauf, und die Ahnung dessen, was da kommen sollte, hob uns allen das Herz hoch über die Kuppe des vor uns liegenden Bergriesen hinauf. Einige unter den Hinzugezogenen waren stattliche Jünglinge (Pförtner v. d. Hölle, Carpanicko, Ad. Menzel u. a.), zum Teil mit wehenden Federn auf dem Barett — ein gar zu schöner Schmuck, der sich mit der ernsteren Haltung der Berliner Turner nicht vertrug.

Nach uns langten auch andere Bergwanderer auf der Koppe an. Ich erinnere mich einer landrätlichen Familie, deren stattlichen, erwachsenen Töchtern es seltsam sein mochte hier oben in der lebensprühenden, in graues Leinen gekleideten Gesellschaft. Diese aber verschlang leicht alles, was nicht entschieden und grundsätzlich uns entgegenstand, in ihren fröhlichen Lebensstrom. Besonders Jahn verstand mit überströmender Rede für seine Sache zu gewinnen. Hier hoch oben auf schlesischem Boden wurden dann vornehmlich die Katzbachlieder gesungen, besonders das gewaltige Follenlied:

„An der Katzbach, an der Katzbach
Heisa gab's ein gräßlich Tanzen;
Wilde, wüste Wirbelwalzer
Tanzten dort die schnöden Franzen!“ u. s. w.

Wir gaben den Fräulein unsere „deutschen Lieder für jung und alt“ (Berlin 1818) in die Hand, die schon in ihrer Zusammenstellung der ernstesten, gewaltigsten Kirchenlieder*) mit teils schönen, teils auch nicht sonderlich gewählten Volks- und Trinkliedern,**) die den Kern der herrlichen Vaterlandslieder

---

*) „Löwen, laßt euch wiederfinden“ (S. 114), ein Lied, das sich kaum noch in einem Gesangbuche findet, während es zu den ursprünglichsten und besten aller zählt.

**) „Ein Käfer auf dem Zaune saß“ (S. 22).

umschließen, für den Geist des turnerischen Lebens charakteristisch sind. Es lag nichts so hoch, dem sich der für das Höchste geweckte Sinn der Turner spröde verschlossen hätte, sowie auch das einfach Natürliche, zuweilen wohl auch das Ausgelassene, in ihrem Kreise Zutritt hatte. Mancher Sinn und Ahnung griffen bereits zu dem Höchsten hinauf, wurden von dem Entgegenstehenden kaum berührt, das wieder anderen näher lag; so erklärt sich, wie unter den Störungen und Stürmen der so bald folgenden Zeit der turnerische Kreis in so verschiedene Richtungen auseinanderging, die Mehrzahl der namhaften Glieder jedoch sich dem Höheren und Höchsten zuwendete.

Unsere Herren und Fräulein nun sangen alsbald tapfer mit, obschon den letzteren einige soldatische derbe Stellen unseres Follen (V. 12) unmöglich mundrecht sein konnten.

Die Glanzpunkte unserer Wanderung traten ein, als wir uns, etwa am dritten Sonntage derselben, von der Höhe des Zobten aus gegen Breslau wandten. Der Ruf unseres Zuges hatte wohl längst die ganze Provinz durchdrungen, nach Breslau hatte Jahn ohne Zweifel auch Nachricht von unserer für heut' bevorstehenden Ankunft gegeben — und dieser Tag sollte für Jahn und unsere Sache ein Tag des Triumphes werden.

Es wurde ein heißer Tag, wir zogen auf der bestaubten Straße einher und waren gegen Mittag noch etwa 2 Meilen weit von Breslau entfernt. Hier begegneten uns schon kleine Züge von Entgegenkommenden. Sie vergrößerten sich mit jeder Viertelstunde. Bald war die Landstraße zu beiden Seiten wie mit Spalier eingeschlossen, es war, als ob ein siegendes Heer seinen Einzug hielt. Näher der Stadt stand die festlich gekleidete Menge in dichten Haufen, es war vielleicht der Mehrteil der Bevölkerung von Breslau der tapferen Jugendschar mit ihrem Führer entgegengekommen.

Beim Eintritte in die Stadt, oder schon früher, waren wir alle zum Genuß der schönsten Gastfreundschaft für einige Tage in Beschlag genommen worden. Ich erhielt meine Wohnung bei dem edlen Herrn Wachler, dem Litteraturhistoriker, mit dessen einem Sohne, der uns bis Hirschberg entgegengegangen war, ich bereits Freundschaft geschlossen hatte.

Für den heutigen Tag bedurften wir Ruhe, für den folgenden war ein großes Festturnen unter allgemeiner Beteiligung der Breslauer bestimmt. Auf dem Turnplatze erwarteten uns der treffliche P a s s o w, Wachlers Schwiegersohn, H a r n i s c h, und

mancher andere der Professoren und Lehrer der Universität und der Gymnasien. Es folgte nun ein fröhliches, festliches Turnen, und ich sehe noch im Geist, wie Passow und andere der Herren an jenem, mich dünkt auch am Wettlauf und dem „schwarzen Manne“, sich beteiligten. Sonst weiß ich leider über unseren Aufenthalt in Breslau, der wohl für die weitere Entwickelung des Turnwesens nicht ohne Einfluß gewesen ist, nichts Genaueres zu berichten. Mein Blick blieb auch damals noch zu sehr auf das Nächste gerichtet, als daß ich ein umfassendes Verständnis hätte gewinnen können.

Von Breslau führten wir, etwa einen kurzen Aufenthalt in Liegnitz ausgenommen, die Rückreise fast ohne Unterbrechung aus. Von Frankfurt aus, wenn nicht früher, waren auch W. Menzel und einige der Gebrüder Ranke bei der Schar, und diese kehrte nach Verlauf eines Monats rüstig nach Berlin zurück.

Ohne Zweifel ist diese Turnfahrt die bedeutendste aller gewesen, und es darf wohl nicht erst ausgeführt werden, von welchem Einflusse dieselbe mit ihren reichen Anschauungen auf die Teilnehmenden geworden. Ich will deshalb der beiden ähnlichen Wanderzüge, die in den großen Schulferien der beiden folgenden Jahre unter meiner Leitung ausgeführt wurden, nur kürzlich gedenken.

Für den Sommer 1819 führte ich als Primaner wiederum eine Schar von dreizehn Turnern nach Sachsen und Thüringen und zurück durch den Harz. Jahn hatte mich einigemal zu sich beschieden und aus dem reichen Schatze seiner historischen und landschaftlichen Kenntnisse das Nötige zur Vorbereitung mitgeteilt. Das Vertrauen der Eltern zum glücklichen Gelingen der Wanderung war unbedingt. Der Direktor des Gymnasiums, die Professoren gaben Briefe und Empfehlungen mit, einer derselben vertraute mir sogar seinen fünfzehnjährigen Sohn an. Auch der erwähnte, nun zehnjährige Knabe war mit einem ältereren Bruder bei der Schar.

Die Verabredung ging dahin, daß wir abends fünf Uhr nach dem Schlusse der Schule von dem Hofe des Gymnasiums zum Grauen Kloster aufbrechen wollten. Nun brach am Nachmittag dieses Tages ein heftiges Gewitter los, und der Regen stürzte in Strömen hernieder. Auch um die verabredete Stunde hatte sich der Himmel noch nicht aufgeklärt, und es standen weitere Regengüsse in Aussicht. Das war für den Anfang verhängnisvoll, da die Teilnehmenden in der Stadt zerstreut

wohnten, und eine weitere Verabredung für solchen Fall nicht getroffen war.

Indes hatte sich ein großer Teil der Teilnehmenden ohne Rücksicht auf das Wetter eingefunden, unter ihnen auch der am anderen Ende der Stadt wohnende Fabrikherr Schlott mit seinen beiden Söhnen. Als er uns noch unschlüssig fand, äußerte er sich sehr unwillig und fand ein übles Zeichen darin, daß eine Turnerschar sich durch solche Ungunst des Wetters stören lassen wollte. Auch in betreff seines zarten Sohnes schien es ihm unbedenklich, so wenig jetzt als späterhin auf Wind und Wetter Rücksicht zu nehmen.

So brachen wir auf, um den Abend noch zwei Meilen weit zu gehen und auf dem halben Wege bis Potsdam am anderen Morgen etwa eine halbe Stunde auf die Nachkommenden zu warten. Wir fanden jedoch die Fehlenden meist schon vor dem Potsdamer Thore auf uns warten, die übrigen trafen am folgenden Morgen sehr früh in Zehlendorf ein. Wir erreichten jedoch an diesem Tage nur das Städtchen Brück, da die Füße eines Halbturners sich noch zu zart erwiesen und hierauf zu Anfang einige Rücksicht zu nehmen war. Am folgenden Morgen besuchten wir das Schlachtfeld bei Belzig und suchten uns die Hauptzüge der Geschichte der Schlacht möglichst landschaftlich zu vergegenwärtigen.

Weiter gingen wir über Zerbst, Dessau, und in manchen Kreuz- und Querzügen die landschaftlich und historisch anziehendsten Punkte aufsuchend, über Eisleben nach Erfurt und durchzogen von hieraus in weitem Bogen über Jena, Rudolstadt, Schmalkalden, Eisenach, Gotha den ganzen Thüringer Wald und kehrten dann über Nordhausen, den Brocken und das Magdeburgische zurück.

In verschiedenen Städten, wie in Erfurt, Nordhausen, Eisenach, fanden wir die gastfreundlichste Aufnahme. Auf einem reichen Amthofe unweit Sangerhausen wurden wir sämtlich aufgenommen, bewirtet und in der schönen, prächtig bewaldeten Berggegend umhergeführt. Mit welchem Entzücken haben wir doch die herrlichen Landschaften im Herzen von Deutschland durchwandert, durchsungen und in uns aufgenommen! Unter den Wanderern war auch mein seliger Freund A. Sybel, ein Knabe so rein und schön, so tief und ahnungsvoll, so kühn und gewaltig, wie man sie nur im deutschen Lande finden mag. Wie ein junger Hirsch brach er sich durch Wald und Gebirge, wie

ein Aar schwang er sich auf die höchsten Simse der alternden Burgen, welche das Thüringer Land schmücken. Und mancher andere that es ihm fast gleich, wenn er auch alle an hohem, ahnungsvollem Sinn übertraf.

Als wir eines Morgens von Tilleda, am Fuße des Kyffhäusers in der herrlichen Goldenen Aue, aufbrachen, um vor Sonnenaufgang die Höhe des Gebirges erreicht zu haben, lag unser Liebling Schlott noch wie ein Wiegenkind im tiefsten Schlafe. Es war etwa zwei Uhr des Nachts, wir mußten ihn aufheben und tragen, bis er im Grauen des Morgens sich ermuntern konnte, worauf er bald wie immer seine munteren Bienenflüge um die kletternde Schar ausführte.

Der Kyffhäuser war uns gewiß nicht ein bloßer Berg, und die prächtigen Burgruinen Friedrich Barbarossas kein bloßer Gegenstand der Augenweide. Wir sahen sie, und unsere Lieder umrauschten sie im Strahle der herrlich aufglänzenden Morgensonne mit Entzücken; doch war es weniger das sichtbar Gegenwärtige, was uns erhob, als die unsichtbaren Zauber der Vergangenheit, die uns mit der kommenden Sonne neu in die Gegenwart zu treten, in eine so golden erträumte Zukunft hineinzuwachsen schienen.

Von hier aus hatten wir eine mühevolle Wanderung durch den dichten Buchenwald südwärts zur Rothenburg. Wir verfehlten des Weges und irrten eine Zeitlang im Walddickicht umher. Ja wir kamen hierbei auseinander, und eine Zeitlang erschollen die Laute der Rufenden aus den Thälern zu den Berggipfeln hinauf, aus der Höhe in die Tiefe hinab.

Ich hatte mich mit Sybel zuerst zu der Rothenburg hindurchgefunden. Sybel kletterte von Stein zu Stein hinan. Der südliche Giebel der Ruine stand noch fest, er schwang sich in treppenartigen Absätzen hoch über den Wald hinauf und schloß mit einer einzelnen Platte. Dort hinauf schwang sich Sybel, und mit welchem Entzücken erscholl nun aus seinem Munde das Uhlandische: „Ich bin vom Berg der Hirtenknab', seh' auf die Schlösser all' hinab, die Sonne strahlt am ersten hier, am längsten weilet sie bei mir: ich bin vom Berg der Knabe!" —

Aber der Rückweg wurde zuletzt schwierig. Das wankende Gestein gewährte keinen sicheren Anhalt, und wir waren endlich froh, mit der bloßen Sorge um den gefährteten Freund weggekommen zu sein. Wir kehrten zuletzt sämtlich wohlbehalten von der im ganzen überaus reichen und schönen Reise zurück.

Indes war das Bedürfnis einer reifen männlichen Leitung für eine solche Schar von lebensvollen Knaben und Jünglingen bereits fühlbar geworden. Einige der Teilnehmenden waren noch nicht recht in die turnerische Zucht und Selbstbeschränkung hineingewachsen, und so wurde es schon schwer, den ganzen Zug in voller Harmonie zusammenzuhalten, ohne welche Gefahr und Verlust einer solchen Wanderung leicht größer sind, als der Ertrag.

Dennoch hatte sich inzwischen die Wanderlust so gestärkt, daß ich mich im Sommer 1820 wieder zur Führung einer Schar, und zwar nochmals nach Schlesien, bereit stellte. Die äußeren Verhältnisse waren indes gar anders geworden. Die beklagenswerte Verirrung Sands hatte eine vielleicht ebenso beklagenswerte Gegenströmung zur Folge, die vielleicht auch eben nicht viel mehr Fassung und Besonnenheit verriet, als jene Verirrung. Man strafte an der gesamten Jugend, was nur Einer verbrochen, und strafte mit ebensoviel Übereilung, weil man sich von der Mitschuld an den Sünden Kotzebues und dem Verbrechen Sands nicht frei wußte. So strafte man zugleich sich selbst, indem man einen blühenden Garten verschüttete, weil man ihn von verderblichem Unkraute nicht frei zu halten wußte.

Im Frühjahre dieses Jahres hatte ich die Universität zu Berlin bezogen, und wennschon noch eine schwärmerisch ideale Richtung das Herz des Jünglings hoch über die Sterne erhob, so brachen doch bereits die köstlichen Wirkungen des Ernstes hindurch, mit dem er überall die tieferen Anregungen, die vom Turnplatze ausgingen, in Einfalt aufgenommen. So suchte und fand ich bald die realen, historischen Grundlagen auf, die ein wahrhaft ideales Streben zur Voraussetzung hat, ohne die der Geist in seinem idealen Sehnen sich zerarbeitet, ohne wirkliche Frucht des Lebens zu schaffen.

Indes soll ich dieses Mal doch erfahren, daß meine Kraft noch nicht zureichend war, die meiner Führung sich anvertrauende Schar innerlich zu verbinden und zusammenzuhalten, zumal meiner Autorität keinerlei Bedingung und Regel zur Seite standen, auf die ich hätte zugreifen können.

Wir gingen zuerst nach Dresden und verweilten dort einige Tage — was Jahn klüglich vermieden hatte, und der mehr müßige Aufenthalt in dieser Stadt konnte nicht dazu dienen, den guten alten turnerischen Ernst zu befestigen. Wir machten auch einen Ausflug durch das schöne Thal von Tharand und

blieben über Mittag im letzten Orte. Wir fanden kein anderes Unterkommen, als in dem großen Gastzimmer, in welchem die Zöglinge der Forstakademie zu Mittag aßen. Einem Teile von uns wurde an einem Nebentische gedeckt, den übrigen im offenen Vorzimmer.

Nun brachen aber über Tisch unsägliche Unflätereien von seiten der Herren Akademiker aus. Die Tafel wurde von Mädchen bedient, sie wurden von allen Seiten mit unzüchtigen Ausfällen überschüttet. So empörend nun für uns diese Schamlosigkeiten waren, so war ich doch nicht gewandt und entschieden genug, mich augenblicklich zu erheben und meine Schar aus dieser Schmutzhöhle hinwegzuführen.

Wir gingen dann von hier aus durch das Lausitzer Gebirge und weiterhin meist auf demselben Wege, den zwei Jahre früher Jahn geführt hatte. Zuletzt aber gelang es nicht mehr, die Schar einmütig beisammenzuhalten; sie kehrte von Breslau aus in verschiedenen Abteilungen zurück, je nachdem die durch keine Verpflichtung gebundene Neigung eine jede leitete.

So erhellt hieraus leider, daß schon damals dergleichen Wanderfahrten nur dann ohne Gefahr und Bedenken sein konnten, wenn sie von einem gereiften Manne geleitet werden, dessen Autorität sämtliche Teilnehmer im voraus als Schranke ihrer Willkür anerkennen, und der sie mit weisem und festem Willen zu bewahren weiß. . . . .

32.

Staatliche Bedeutung der Turnkunst.

Von Friedrich Jacobs.

(Bruchstück einer am 18. Oktober 1816 in Gotha gehaltenen Rede. „Allgemeiner Anzeiger der Deutschen.“ Gotha, Nr. 259. S. 2925.)

Friedrich Christian Wilhelm Jacobs, geboren am 6. Oktober 1764 in Gotha, studierte seit 1781 in Jena und Göttingen Theologie und Philologie, wurde 1785 Lehrer am Gothaer Gymnasium, 1807 Lehrer der alten Litteratur am Lyceum zu München, 1810 Oberbibliothekar und Direktor des Münzkabinetts in Gotha, 1831 Direktor aller Kunstsammlungen auf dem Friedenstein, welche Stelle er 1842 niederlegte, und starb am 30. März 1847. Er war einer der vielseitigsten Gelehrten und berühmt durch seine zahlreichen philologischen und belletristischen Schriften. Für das Turnwesen hat Jacobs dadurch einige Bedeutung gewonnen, daß er ihm bei verschiedenen Gelegenheiten begeistert das Wort redete, so namentlich in seiner Rede über die Bedeutung der Leibesübungen für das staatliche Leben. Mit Passow unterhielt er zu jener Zeit einen lebhaften Briefwechsel, dessen Gegenstand sehr häufig das Turnen war.

Die Einführung der Leibesübungen als einer notwendigen Ergänzung der bisher allzu einseitig beschränkten Erziehung ist, wie bekannt, bei der Zerstörung der fremden Gewalt, deren Andenken wir heute feiern, von vielen mit Begeisterung empfohlen und mit dem löblichsten Eifer betrieben, von nicht wenigen auf alle Weise erschwert, mit Hohn befehdet und mit öffentlicher und geheimer Mißgunst verfolgt worden.

Die Notwendigkeit jener Übungen in ihrem ganzen Umfange, ihre Wirksamkeit bei der Entwickelung des Menschen und seiner Kräfte zur Bildung und Befestigung eines tüchtigen Charakters ist nicht erst seit der angegebenen Zeit, sondern lange vorher, von uralten Schriftstellern des ersten Ranges,

auf die genügendste Weise dargethan worden. Niemand fiel ein, dagegen zu streiten. Auch ließ man es hingehen, wenn Lehrer der Altertümer bemerklich machten, daß das wackere Wesen der Alten in der Palästra gehegt und genährt worden; daß es keinem edlen Jünglinge verstattet gewesen, sich diesen Übungen zu entziehen, und daß die Unbehilflichkeit, die Unberatenheit und Verkehrtheit, die man oft an geistvollen und gelehrten Männern wahrnahm, wohl größtenteils aus dem Mangel einer mit den geistigen Übungen gleichlaufenden körperlichen Übung und Ausbildung entspringen möge.

So vorgetragen, als eine alte Sage, erschallte das Wort in den Hörsälen, ohne Anstoß zu geben, weil es sich im Leben nicht geltend machen, nicht zur That werden wollte. Mit dem Wissen des Rechten zufrieden, ließ man es, mit wenigen Ausnahmen, die hier nicht in Anschlag kommen, bei der alten, armseligen Beschränkung auf Reiten, Fechten und Tanzen, womit denn nicht sowohl die Ausbildung des Körpers, als vielmehr die Gefallsucht und Eitelkeit bei der vornehmen Jugend vollendet wurde. Endlich aber schienen die Banden der alten Gewöhnung zu reißen. Die Not rief alle Kräfte auf; die Begeisterung ersetzte, was die Erziehung mangelhaft gelassen hatte; und jetzt leuchtete ein, daß jenes Leben der Kraft durch dauernde Einrichtungen genährt und erhalten werden müßte.

Da ward von gesunden Sinnen und vom schlichten Verstande auch die Turnkunst nach Würden geehrt und ihre Verbreitung, als eines kräftigen Mittels gegen die Schlaffheit der Zeit, lebhaft gewünscht. Der verneinende Geist aber, der sich der Schlaffheit erfreut, schwieg noch, lächelte stumm in sich hinein und harrte der Zeit.

Die Zeit kam nur allzu bald. Das Andenken der Knechtschaft, unter welcher Fürsten und Völker geseufzt hatten, schwand nur allzu schnell; die Wunder, die an uns geschehen waren, wurden vergessen oder verkannt, ja freventlich herabgesetzt. Der Strom der alten Gewohnheit ergoß sich wieder mit unbändiger Gewalt. Das heilige Feuer auf dem Herde des gesamten Vaterlandes erlosch in schnöder Vernachlässigung; nur einzelne retteten Funken desselben in dem Heiligtume eines frommen und vaterländisch gesinnten Herzens, trauernd sich wegwendend von dem so schnell erkalteten Altare, um den sie gehofft hatten, alle Völker deutscher Zunge in einem heiligen Bunde versammelt zu sehen.

Jetzt konnte der böse verneinende Geist sich gefahrlos regen, und wie er frech die Begeisterung jener glorreichen Tage der Befreiung leugnete, so lehnte er sich auch höhnend gegen ihre Erzeugnisse auf; verleumdete jede freie Gesinnung; verspottete den deutschen Sinn; schuf Gaukelspiel schreckender Gespenster aus Spinnweben und ängstigte furchtsame Gemüter durch Bauchrednerei.

Was in Beziehung auf andere Dinge verwandter Art geschehen, lassen wir zur Seite liegen; nur von der wackeren Turnkunst soll die Rede sein. Wie diese in den Tagen der Hoffnung selbst — der Hoffnung, die gehegt zu haben, kein edles Gemüt auch jetzt, nach der Täuschung, sich schämt — wie in jenen unvergeßlichen Tagen schon hier und da die Turnkunst, wenn sie ihre Hilfe bot, schnöde zurückgewiesen und ihr der Eingang nicht gestattet ward in ganzen Reichen, die auch an dem heutigen Tage, wo unsere Berge flammen, im Dunkel verhüllt liegen, dies ist uns allen bekannt und ist von uns allen mit Trauer vernommen worden. Nach Gründen fragte man umsonst. Denn was man, die wahre Gesinnung bedeutend, zur Schau trug, zerfiel in sich selbst, als ein eitler Schein, wie es denn auch nur zum Scheine ersonnen worden.

Der wahren Ursachen jener Befeindung einer löblichen Kunst sind mehrere und nicht bei allen die nämlichen. Eifersucht gegen Preußens Ruhm, von wannen sie ausgegangen, lag bei vielen zu Grunde; obschon es die allerschlechteste Art von Eifersucht ist, sich aus Groll des Guten zu entäußern und dem Gegner die Freude des Besitzes nur durch faule Worte verkümmern zu wollen. Doch wirkten auch andere Ursachen nicht weniger, wie denn in Preußen selbst jene Kunst auf das Feindseligste geschmäht worden ist. Geringere Ursachen werden hier wie billig übergangen, wozu wir die vielleicht von einem oder dem anderen verschuldete Überschätzung der Turnkunst rechnen, die, durch nichtigen Tadel zuerst veranlaßt, nun wiederum der Tadelsucht neue und schärfere Waffen bot. Hier mag nur das Wichtigere erwähnt werden, das, was uns von dem beschränkteren Gegenstande auf ein weiteres Gebiet und zu allgemeineren, wenn schon nicht erfreulichen Betrachtungen führt.

Daß die Kunde von den Siegen der deutschen Heere nicht überall in den Grenzen Germaniens mit gleicher Freude vernommen worden, hat der Augenschein gelehrt; auch die nächsten Folgen derselben wurden mit der verschiedensten Teilnahme

aufgenommen. Von dem, was einzelne in ihrem besonderen Verhältnisse verstimmte, sowie von dem Zorne ganzer Völker soll hier nicht die Rede sein; aber unverkennbar ist es, daß die Stimmung der höheren Stände und derer, welche teil an der Regierung nahmen, von der des Volkes wesentlich verschieden gefunden wurde. Die augenblickliche Hoffnung einer Verschmelzung von jenen mit diesem in denselben Gesinnungen, woraus ein ganz neues Leben der Völker und Staaten hervorgegangen wäre, wurde sehr bald auf das Vollständigste vernichtet. Es blieb alles, wie es immer gewesen war, und die Banden der Vereinigung, welche die Not bewirkt hatte, lösten sich fast in demselben Augenblicke, wo die Not endigte. Statt dessen, was vertrauensvoll gehofft worden war, geschah das Unerwartetste. Wir mögen keinen beschuldigen, wie sehr auch immer der Schein die Beschuldigung rechtfertigen möchte, daß ihm die Vorliebe für französische Gewaltherrschaft alles verhaßt gemacht habe, was sich aus der Asche derselben entwickelt hatte. Aber das war nur allzu sichtbar, daß in den Gemütern der Vornehmen ein widriger Niederschlag der Vorliebe für willkürliche Gewalt überhaupt zurückgeblieben war. Immer mehr und mehr that sich kund, daß sie das große Beispiel, welches ihnen die Vorsehung gegeben hatte, auf die allerverkehrteste Weise, nicht zur Warnung, sondern zur Nachahmung gebrauchten; daß sie unmäßig nach dem Genusse der verbotenen Frucht lüsteten, wenn sie auch Tod und Verdammnis bringen sollte. Mit Mißgunst hatten sie diese Frucht in den Händen der Unterdrücker gesehen; nun sie in die ihrigen übergegangen war, schienen sie entschlossen, ihren Besitz auf alle Weise zu verteidigen. Die großmütigen Entsagungen, die edlen Verheißungen der Neuzeit wurden als eine Fehlgeburt lächelnd zur Seite geschoben. Vergessen sollten sie werden, und wo möglich die ganze Zeit der Eintracht und — Herablassung. — Die Anmaßung der Völker, durch entschlossenen Mut und Opfer aller Art, auch der teuersten, die fremde Gewalt gebrochen und die einheimische Macht entfesselt zu haben, durfte ja nicht genährt, sie mußte vor allen Dingen in Vergessenheit gebracht werden. Darum mußte die Feier der großen Tage des Vaterlandes erschwert, ihres öffentlichen religiösen Glanzes beraubt, durch kaltes Fernstehen der Vornehmen geschwächt, auch wohl durch Spott entwürdigt werden; damit das Volk, das bei großen Vereinen sich auch etwas dünken will, voneinander flösse in seine dumpfe Heimat und

dort, kämpfend mit der alten heilsamen Not, die Zeit erwarte, wo es zu neuen Opfern an den blutigen Altar des Vaterlandes beordert werde. Am wenigsten dürfte man den Dünkel der tapferen Jugend dulden oder die Ansprüche begünstigen, die sie mit gutmütiger Leichtgläubigkeit auf manches hohe Wort der Mächtigen gründete: von einer Wiedergeburt der Nation in ihrer Gesamtheit, von Einheit des deutschen Volkes, von einem unerschütterlichen Rechtsstand in dem wahrhaft freien, aller Willkür entrissenen Lande. Bei solchen Gesinnungen, die mehr oder weniger klar in den Gemütern vieler und der Einflußreichsten lagen, wie hätten sie nicht mit scheelen Augen jene Vereine betrachten sollen, in denen eine wackere Jugend, unaufgefordert und unbelohnt, nur aus Liebe zu dem, was sie für nötig erkennt, sich im freien Gebrauche ihrer Kräfte übt, sich stärkt gegen die Mühen des Lebens in Frost und Hitze und, auf eigenen Füßen stehend, den Turnfreund zur Seite, der Gefahr in das Auge sehen lernt ohne Zagen? Vor einem solchen Sinne, der vor nichts erschrickt, als vor dem Schändlichen und und Schlechten, und sich vor nichts beugt, als vor dem Höchsten und Erhabensten, vor solcher Festigkeit, wozu die Paläſtra der der Alten und die Turnkunst der Neueren führt, bebt die Feigheit gemeiner Menschen zurück, indem sie in ihr die Verkünderin einer rohen und unerträglichen Zeit, die Vorläuferin von Aufruhr und Gewaltthaten sieht.

Nur so viel aber kann diesen Gegnern zugestanden werden, daß die nichtige, der Gewaltherrschaft so gefällige Geschmeidigkeit, die sich der eigenen Vernunft um fremder Thorheit und Schlechtigkeit willen entäußert, zu jedem Gebrauche bequemer ist, nur nicht da, wo es Adel der Seele, Uneigennützigkeit und Mut gilt. Wahrlich, was eine gesetzmäßige Regierung zu fürchten hat, ist nicht die Tüchtigkeit des Volkes, sondern seine Laster, vornehmlich die Weichlichkeit, der Eigennutz, die blinde, kriechende Unterthänigkeit, die sich nicht selbst zu bestimmen erkühnt, die entmannte Feigheit, die weder sich selbst, noch den Thron zu schützen vermag und in dem Augenblicke der Gefahr sich wegschleicht von den wankenden Fahnen und — dem glücklichen Sieger zu Hilfe eilt.

Aber so unbesieglich ist die Macht der Gewohnheit, so gering die Wirksamkeit der Erfahrung, daß man die Sicherheit der Staaten noch immer lieber dem gefälligen Laster als dem freien Mute anvertrauen will und das Ideal eines Volkes in

einer Herde erblickt, die mit gesenktem Haupte, stumm und stier oder stumm nachblökend einem verschnittenen Führer folgt. Freilich möchte bei so gedankenloser und dumpfer Folgsamkeit der träge Hirt sich sorglos dem Schlafe überlassen, wenn er nur überzeugt wäre, beim Erwachen die Herde nicht durch einen panischen Schrecken zerstreut und den ganzen so wohl erzogenen Staat aufgelöst zu finden. Solch ein Auflösen ist nicht zu fürchten da, wo jeder gelernt hat, seiner eigenen Kraft zu vertrauen, um die Freiheit, das Recht und den auf beiden ruhenden Thron zu verteidigen. Denn nicht das Gerüst, das man Thron nennt, sondern die Götter, die ihn tragen, Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit, und den, in welchem sich diese Tugenden persönlich offenbaren, achtet sich der Bürger zu schützen berufen. Nur unter solcher Obhut fühlt er sich, und unter Bürgern, die sich fühlen und achten, stehen rechtmäßige Throne unerschüttert. — Daß die Fürsten Deutschlands diese Wahrheit nicht bezweifeln und die Freiheit höher achten als Augendienerei, glauben wir willig und gern; aber auf der Höhe, auf welcher sie stehen in ihrer Entfernung von dem Volke, müssen sie oft die Fernrohre ihrer Umgebung leihen, die für andere Augen als die ihrigen gemacht sind.

Fest und unerschütterlich steht der Satz, daß das, weshalb Staaten sind, auch das Prinzip (Zweck) aller Regierungen sein muß: Beförderung der Menschheit. Jedes andere ist despotisch und sündhaft, wie es sich auch immer schmücken mag; und wie alles Sündhafte bereitet es früh oder spät den Tod. Jener höchste und einzige Zweck aber wird schlechterdings verkannt, wo es dem Bürger nicht verstattet ist, alle seine Kräfte nach den verschiedensten Richtungen hin auszubilden. Nur in dieser Ausbildung kann die Menschheit ihre Herrlichkeit entfalten und ihren angestammten Adel geltend machen. Der Geist ist gebunden an den Leib. In einem tüchtigen Menschen muß beides gesund und kräftig, und der dienende Teil dem gebietenden ein überaus taugliches Werkzeug sein. So kehren wir zu der löblichen Kunst zurück, von der wir ausgegangen sind. Den Freunden der Menschheit ist sie eine willkommene Erscheinung, und der unermüdliche Eifer, mit dem sie, unter vielem Widerstande und Schwierigkeiten aller Art, dennoch verbreitet wird, ein wohlthätiges Zeichen einer besseren Zeit. Sie kann Feinde haben nur unter denen, die eine freie und edle Entwickelung der Menschen fürchten und hassen.

33.

Die Turnübungen als Vorschule des Vaterlandsverteidigers.

Von Joh. Chr. Friedrich GutsMuths.

(„Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes." Frankfurt a. M. 1817. Einleitung S. XXXV.)

Einst strebte mein Blick in die Werkstätte der Menschenbildung. Ich gewahrte recht viel Bildung des Geistes, keine des Leibes. Da wagte ich's, mich des verzärtelten anzunehmen und eine Erziehungslehre des Leibes zu schreiben; denn nicht viel mehr als eine ärztliche Pflege war damals zu finden. So entstand meine „Gymnastik". Ihr Zweck ging auf Menschenbildung im allgemeinen. Dennoch nahm sie ein nordischer Staat, selbst in Hinsicht auf Krieg und Wehrhaftigkeit des Landes, sehr wohl auf, ohne gerade diesen Gesichtspunkt anzudeuten. Ich selbst aber empfahl sie im Jahre 1804 dem preußischen Minister v. M. für Land und Stadt als Vorbereitung zur Waffentracht. Eine beifällige Aufnahme belohnte mich, der Plan begann zu reifen; aber die Frucht fiel ab im Jahre 1805 und 1806. Dennoch verbreiteten sich die Leibesübungen weiter und weiter. Ein Vaterlandsfreund trug sie bekanntlich nach Berlin 1810. Dort entflammte die Zeit des Druckes gerade den Geist des Volkes und mit dem immer ungerechteren Drucke die Kampflust; man fühlte die Notwendigkeit der Körperkraft und Gewandtheit; des Denkens darüber hatte man jetzt kaum noch nötig. Mit dem Feinde des Vaterlandes in die Schranken zu treten, wurde zum Wunsche; was ich einst zu lehren wagte, wurde mehr und mehr geübt unter dem Namen der Turnübungen, mehr und mehr ging mein Wunsch in Erfüllung.

Allein so wie die reine Meßkunst, soll sie zur angewandten werden, einer besonderen Gestaltung bedarf, ebenso bedarf die

rein erziehliche Lehre der Leibesübungen (Gymnastik) einer besonderen Gestaltung, wenn sie mit dem größten Vorteile angewandt werden soll zur Vorbereitung des Vaterlandsverteidigers. Und was waren die Turniere, die Heinrich der Vogelsteller anordnete, von dem ersten, das er zu Meidenborg (Magdeburg) im Jahre 934 hielt, bis zu dem sechsunddreißigsten und letzten, 1487 zu Worms, als ein stetes, lebendiges Aufregen deutscher Manneskräfte, als Waffenübungen, als übende Spiele, kräftig vorbereitend zum Ernste?

Darum glaube ich, man solle auch jetzt in die rein erziehlichen (pädagogischen) Leibesübungen so viel nähere, auf die jetzigen kriegerischen Übungen berechnete Vorbereitung legen, als sich's schicken will für die jetzige Lage der Jugendwelt.

Und wie soll dies geschehen?

Der Krieg ist Kampf eines Heeres gegen das andere. Verein und Ordnung des Einzelnen und Ganzen sind die Grundbedingungen des glücklichen Kampfes; denn sie steigern die einzeln schwache Kraft zur unermeßlichen Gesamtkraft, die den Sieg davontragen kann in ihrem großen Zusammenwuchse; zersplittert und aufgelöst nie. Der tausendgliederige Körper stellt sich nach diesem Grundgedanken unter einen vernünftigen Geist, dieser treibt durch Wort und Wink die Kraftrichtung dahin und dorthin u. s. w.

Diesen Grundgedanken des großen Kampfes soll und muß man auf die rein erziehlichen Leibesübungen übertragen und sie dadurch zu eigentlichen Turnübungen im engeren Sinne umwandeln. Verein, Ordnung, Zeitmaß, Wink, Befehl sind die Seele des Turnwesens.

Es ist gewiß, daß die rein gymnastischen Übungen schon an sich trefflich vorbereitend sind zum vaterländischen Zwecke; gewiß, weil der Starke und Gewandte, der den Körper in seiner Gewalt hat, der schwimmen, springen, laufen &c. kann, offenbar tauglicher für ihn ist, als der Schwache, der Ungeübte, der Schwerfällige; höher aber steht dennoch für ihn der, welcher vom Knabenalter an bei derselben Kraft und Gewandtheit auch zum Vereine, zur genaueren Ordnung, zum Thun auf Wort und Wink und Zeichen eingeübt worden. Ist von Vorbereitung zum Wehrstande die Rede, so kann die Frage gar nicht sein, welcher von beiden sich schneller in die eigentlichen Waffenübungen einwerfe; die Sache liegt offen vor Augen.

Darum wählet die Mittel zum Zwecke, wie dieser sie will; übt nicht bloß die Kraft, übt auch den Geist in der Jugend; jene ist viel, dieser fast mehr; jene mache den Anfang, dieser die Vollendung. Die Gliederkunst gehe voran als Vorübung, sie ist und bleibt als rein erziehliches Mittel, das Hinträumen und Brüten und Erschlaffen des Körpers zu verjagen, von großem Wert; dann aber fügt sie, soll von Turnübungen die Rede sein, dem bestimmteren Zwecke des Vaterlandes; die Grundbedingung des Krieges komme über sie: Verein, Ordnung, Wink, Zeichen, Befehl, im Gewande der heitersten Lust und Freude.

Dies ist der echte Geist der Turnübungen! Welch einen gewaltigen Vorsprung muß die Jugend erhalten, die durch dieselben Übungen nicht bloß stark und gewandt, sondern auch zum fröhlichen Wagen im Vereine angeführt ist, die das Durchsetzen eines Kampfes gegen körperliche Hindernisse als ein gemeinschaftliches Stück Arbeit — wie beim Kriege die Feldschlacht — betrachtet, die sich dabei an abgemessene Ordnung ihrer Thätigkeit und Kraftäußerung gewöhnt und durchaus auf Befehl und Wink zu achten gelernt hat. Ganz ist sie da schon beim friedlichen Kampfe, beim Tummeln und Dauern im Kleinen, was sie einst sein soll beim Großen im Ernste.

Dies nur ist der echte Geist der Turnübungen, wie wir sie jetzt für Leib und Geist haben können und müssen, wenn von einer Vorschule die Rede ist, die Vorbereitung sein soll zum Ernste.

Ich möchte jedem die Sache zur näheren deutlicheren Anschauung bringen. Wohlan!

Hier üben sich zwölf junge Menschen im freien Hochsprunge; einzeln versuchen sie ihre Kraft bei langsam steigender Höhe. Einen erfreulichen Anblick gewährt ihre jugendliche Anstrengung. Man sieht von selbst, wie sie nur auf Kraftvermehrung der unteren Glieder geht. Hier ist kein Vereinen zum Ganzen, jeder folgt seinem bloß willkürlichen Streben, kein gemeinschaftliches geht auf die Überwindung eines gemeinschaftlichen Hindernisses; nur Wetteifer ist da und regt den Strebsamen auf. So die Vorübung.

Aber jetzt laßt uns turnen. Sechsunddreißig bis fünfzig tüchtig Vorgeübte stellen sich in Gliedern paarweise oder sechzig und mehr drillingweise in Gliedern vor dem Hindernisse auf, das nicht berührt werden soll. Ein: Richtet euch! regelt die

Stellung, und kein Laut ist mehr hörbar. Ein: Vorwärts! setzt sie in geregelten Trabschritt auf der Stelle; ein: Marsch! zum Ablaufe. So bildet sich ein Kreis nach fester Ordnung; mit gehaltenen Zwischenräumen schweben die Glieder über das Hindernis hin, unter gleichtönender Haltung des Trittes. Kein Laut erschallt aus irgend einem Munde, bis ein: Halt! die Vollendung der gesetzten Umläufe ausspricht und ein lustiges Hurra! das allgemeine Jauchzen verkündigt. — Oder es treten fünfzehn oder fünfundzwanzig und mehr in einem Gliede auf, gut gerichtet, die Augen rechts zum Lehrer. Ein: Turner! — Marsch! setzt sie in Trabschritt, und im Nu ist die vorgezogene Schnur übersprungen. Lustiges Jauchzen folgt der stillen Aufmerksamkeit.

Das sind Turnübungen, wie ich sie denke und überallhin wünsche. Ich zergliedere nicht den inneren Gehalt. Sind aber Knaben und Jünglinge des Vaterlandes auf solcherlei Art, durch Aufgaben in allerlei Übungen, auch geistig gefaßt und vorgeübt: sagt, Freunde des Vaterlandes, wie soll ihnen die leichte Fügung in die eigentlichen Waffenübungen noch fehlen? Darum laßt es nicht bloß bei dem altertümlichen Namen, insofern darunter nur rein erziehliche Gymnastik verstanden wird, sondern gebt dem guten Namen die echte Sache.

Dies sei durch die ganze Schrift mein Bestreben. Allein der Knecht eines, wenn auch noch so guten Gedankens zu sein — wie es leider Brauch geworden bei vielen Erziehern und anderen — das ist mir verhaßt. Nicht der Gedanke soll Herrschaft üben über den Stoff, sondern der Mann, der ihn faßte. Dies sei gegen solche gesagt, die im Nachspüren finden, daß nicht alle Hauptübungen sich dem obigen, wie ich glaube, richtigen Gedanken fügen. Freunde, was thut's? Ein bedeutender Teil fügt sich ihm gut und völlig, der ganze Rest aber sondert sich nach innerem Gehalte in zwei Teile.

Der eine ist turnmäßig für sich und an sich; der Sinn des Kriegskampfes leuchtet aus seiner Natur von selbst hervor. So beim Wagehalten der Steg, so die meisten Arten des Klimmens, das Wippklettern, das Ringen, Schießen, Schwimmen u. s. w.

Der andere Teil stehe da als reine Leibesübung, nützlich und gut für sich. Ich halte mich frei von der Geistessteifheit (pedantischem Sinne), alles in eine Form des Grundgedankens zwingen zu wollen.

Es ist genug, wenn sich ihm eine bedeutende Reihe von Hauptübungen willig fügte, denn sie allein schon dient hinlänglich, um als Vorbereitung zum Großen zu leisten, was man verlangt.

In diesem Sinne nun zerfallen die Hauptübungen des Turnplatzes in Vorübungen und Turnübungen.

Bei jenen unterscheiden sich voneinander:

a) die Grund- oder Anfängerübungen (Elementarübungen)
b) von der Haupt-Vorübung.

So z. B. beim reinen Hochsprunge sind die Grundübungen: Hüpfgang, Hüpflauf, Hüpfen, Anschlag, Kniehub; der Hochsprung selbst aber ist Haupt-Vorübung. Aus dieser letzteren ergeben sich dann die geregelteren Turnübungen im engeren Sinne.

Noch einen Gegenstand muß ich kurz berühren. Die Krieger des stehenden Heeres haben hier und dort Leibesübungen begonnen, einzelne Scharen haben schon ihre Turnplätze. Es fragt sich, sollen diese gleichfalls meinen oben entwickelten Hauptgedanken in betreff der Turnübungen befolgen? — Sehr leicht ist die Antwort. Diese förmlichen Krieger sind als solche schon völlig eingeübt zum engsten Vereine auf Wink und Befehl, ja diese Form ihrer Thätigkeit ist ihr tägliches Geschäft; sie bedürfen daher dazu keiner Vorbereitung, wie die Jugend in Schulen und nach ihrer Entlassung aus denselben; ja die geregelte Ordnung und die Ausführung der Turnstücke auf Wink und Befehl könnte ihnen leicht als Fortsetzung des Militärzwanges (ich nehme das gewöhnliche Wort) erscheinen. Das soll aus guten Gründen nicht so sein. Nur der Freiwillige besuche den Platz, und kein Zwang widriger Art finde statt. Allein genau betrachtet, steckt der Militärzwang nicht sowohl in der geregelten Ordnung der Übungen, sondern in der Strenge des Militärgesetzes; fällt diese weg, so kann es sehr wohl gedacht werden, daß sie selbst in der geregelten Ordnung keine Zwang-, sondern nur die Lustregel erblickten. In diesem Falle möchte man die eigentlichen Turnübungen wohl nirgends schöner in ihrer Ausführung sehen, als auf den Plätzen geübter Krieger.

34.

Die Turnübungen als Vorschule der Kriegsübungen.

Von Wilhelm von Schmeling.

(„Die Landwehr, gegründet auf die Turnkunst.“ Von W. v. Schmeling. Berlin 1819, G. Reimer. S. 72 und 84.)

Wilhelm von Schmeling lebte nach den Befreiungskriegen, durch welche er zum Ritter des Eisernen Kreuzes geworden, in Breslau als Hauptmann beim Generalstabe. Einer der eifrigsten Förderer der dortigen Turnanstalt, zu deren Leitern er gehörte, wurde er in die Breslauer Turnfehde verwickelt. Er schrieb im Jahre 1818 zugleich mit K. v. Raumer „Über die Breslauer Turnstreitigkeiten“. Im Jahre 1819 folgte seine Schrift: „Die Landwehr, gegründet auf die Turnkunst“ (Berlin, bei G. Reimer). Harnisch sagt von ihm: „er erinnerte an die einfachen christlichen Helden des Altertums.“

Wenn wir fragen, was GutsMuths in seinem „Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes“ auf den Abweg geleitet haben mag, von dem Jahn durch ein sehr richtiges, inneres Gefühl immer freigeblieben ist, so scheint es die allerdings löbliche Absicht zu sein, die Turnplätze, mehr als bisher der Fall gewesen ist, zu Vorschulen für den Krieg zu machen. Aber die Art, wie er dies anfängt, ist durchaus tadelnswert. Sie hemmt jede freie, eigentümliche Entwickelung des Leibes und seiner Organe, wozu doch die Turnplätze allein da sind. Sollen denn die Knaben Drahtpuppen werden, die, sowie man sie anstößt, stets dieselbe einförmige Bewegung machen? — Allerdings müssen in allen kriegerischen Bewegungen Takt und Übereinstimmung sein, dafür sind aber die Exerzierplätze, auf die ein jeder zu seiner Zeit schon hinkommen wird. Wenn aber die Jugend allgemein davon angezogen wird und sie überall zum Vergnügen schon selbst nachahmt? — Nachahmen thut sie mancherlei, was ihre

Aufmerksamkeit und Neugierde reizt, ohne daß es ihr gerade zum Heile gereicht.

Fast alle Knaben spielen wohl einmal auf kurze Zeit Soldat, aber lange halten sie es gewiß nicht aus, wenn sonst Geist und Leben in ihnen sind, denn nichts widersteht dem munteren Knaben mehr, als eben dieses Taktförmige und Einförmige in den Bewegungen, und zwingt man ihn dazu, so wird man gewiß manche Anlage in ihm ertöten. Auch ist es eine ganz thörichte Hoffnung, wenn man meint, die Turnplätze durch Einführung solcher kriegerischen Übungen zu besseren Vorschulen für den Krieg zu machen. Die Jugend kann für diesen gar nicht besser vorbereitet werden, als wenn sie ihren Körper und dessen Glieder nach allen ihm eigentümlichen Richtungen übt und ausbildet. Die Verbindung mit der Kriegskunst ist mehr geistiger Art, sie ist aber dennoch deutlich genug, und wir wollen sie im Folgenden schon nachweisen. Wir können das richtige Verhältnis hier nicht deutlicher als durch Vergleich mit den Schulen und Lehranstalten angeben. Der Staat braucht Rechtsgelehrte, Geistliche und Ärzte, aber nicht diejenigen werden seine geschicktesten Beamten, denen schon in der Schule von nichts anderem vorgeschwatzt worden ist, als von dem, was sie künftig unmittelbar in ihrem Posten brauchen werden, sondern die zuerst ihren Geist nach allen ihm eigentümlichen Richtungen ausbildeten und dann erst diejenige Richtung verfolgten, zu der sich die größte Fähigkeit zeigte. Sowie hier in viele Lehranstalten das Verderben eingekehrt ist, weil man die künftige Bestimmung im Staate zu ängstlich ins Auge faßte und recht eigentlich dafür abrichten wollte, so würde die Turnplätze früh das Verderben ereilen, wenn man sie in Exerzierplätze umschaffte. Der Staat braucht Krieger, aber die tüchtigsten und fähigsten werden ihm nur erwachsen, wenn er, wie geistig, so leiblich, die volle Entwickelung aller eigentümlichen Anlagen gestattet.

Wir haben uns eben sehr bestimmt dahin erklärt, daß auf den Turnplätzen keine wirklichen Kriegsübungen eingeführt oder auch nur nachgeahmt werden sollen. Dafür sind die Exerzierplätze. Dennoch aber sind die Turnübungen selbst eine herrliche Vorschule für die Kriegsübungen, und wir hoffen, daß durch eine allgemeine Verbreitung derselben die zur Erlernung

der letzteren festgesetzte Dienstzeit sich noch bedeutend werde vermindern lassen. Um diese Hoffnung zu begründen, wird es notwendig sein, die Turnübungen selbst einzeln durchzugehen und den Einfluß zu zeigen, den sie auf die Ausbildung des ganzen Körpers oder einzelner Teile desselben haben.

1) Auf eine richtige Stellung und Haltung des Körpers wirken vorzüglich alle Übungen hin, die in Jahns „Deutscher Turnkunst" als Springvorübungen aufgeführt sind. Jeder, der Rekruten ausgebildet hat, weiß, wie lange man sich hiermit gewöhnlich quälen muß, indem die meisten Menschen — die ihren Körper vernachlässigen — den Bauch vor- und die Brust zurückwerfen, wodurch Richtung und regelmäßige Bewegung geschlossener Linien unmöglich wird. Dagegen wirkt nun nichts besser, als diese Vorübungen. Der Zehenstand ist fast unmöglich, ohne den Unterleib einzuziehen und die Brust vorzubringen, ebenso nötigt der Zehengang, diese richtige Haltung im Gehen beizubehalten. Das Hüpfen aus dem Zehenstande übt außerdem noch besonders die Kniegelenke. Von den anderen Übungen wirken zugleich mehrere auf ein schnelles Finden des Schwerpunktes, wie das Hinken, das Sitzhocken. Alle aber wirken stark auf die unteren Gelenke und machen diese kräftig und geschmeidig. Es lassen sich diese Vorübungen noch sehr vermehren und auch auf die Arme und oberen Gelenke anwenden, wobei man wohlthut, Armstärken — aus Eisen gegossene Zylinder mit Halbkugeln an den Enden — oder andere schwere Körper in die Hand zu nehmen.

2) Nächst der richtigen Haltung vermißt man bei Rekruten besonders die Fähigkeit, im Stehen und in der Bewegung den Schwerpunkt schnell zu finden. Giebt man ihnen das Gewehr in die Hand, so fallen sie ihrem Nebenmanne auf den Leib oder stützen und halten sich doch an ihm, sobald sie sich geradeaus bewegen sollen. Dadurch entsteht ein ewiges Hin- und Herschwanken, und wenn man dieses Übel vermeiden will, bleibt nichts übrig, als die Leute sehr lange von ihrem Nebenmanne zu trennen, indem man Reihen aufstellt, in denen jeder zwei oder mehrere Schritt von dem anderen entfernt ist. Dagegen wirkt nun nichts besser, als alle Schwebeübungen. Schon die Vorübung dazu, das Stehen auf einem Beine, indem man das andere vorwärts, rückwärts und nach allen anderen Richtungen bewegt, lehrt, den Schwerpunkt bei jeder veränderten Haltung des Körpers schnell zu finden. Wer es hierin, wie in

allen Gangarten auf dem Schwebebaume, zur Vollkommenheit gebracht hat, dem kann es in der Folge nicht schwer fallen, sich auch schnell und richtig zu bewegen, wenn er das Gewehr in die Hand bekommt. Eine vielfältige Anwendung der Übungen auf dem Schwebebaume bieten außerdem die Stege dar, welche über Gräben und kleine Bäche gelegt sind und den Fußgänger so oft zu weiten Umwegen nötigen, wenn er sich ihnen nicht anzuvertrauen wagt.

3) Alle Springübungen, besonders aber die Freisprünge, sind für den Krieger von der größten Wichtigkeit. Man hat sich hiervon auch überzeugt, seitdem die Infanterie nicht bloß in geschlossenen, sondern auch in zerstreuten Linien ficht, und ein guter Schützenoffizier wird seine Leute gewiß fleißig dazu anhalten. Dies wird in der Folge unnötig, wenn die Leute früher den Turnplatz besucht haben, der ihnen die beste Gelegenheit darbietet, in allmählicher Stufenfolge sowohl im Weiten-, Höhen- als Tiefensprunge es so weit zu bringen, als das Maß ihrer Kräfte zuläßt. Das Stabspringen übt zugleich wieder das schnelle Auffinden des Gleichgewichtes.

4) So wie die Springübungen sind alle Laufübungen für den Krieger unentbehrlich, besonders der Dauerlauf. Man hat — seitdem im zerstreuten Gefechte öfter die Anforderung hierzu gemacht worden ist — nicht selten geantwortet, daß alles Laufen im Gefechte schädlich sei, indem es das Blut in zu heftige Bewegung setze und dadurch das ruhige Halten des Gewehres beim Abdrücken verhindere. Dies ist allerdings für den wahr, der im Dauerlauf nicht hinlänglich geübt ist, und bei manchem — besonders wenn er stark von Körper ist — reicht auch wohl ein schneller Schritt hin, das Blut sehr stark zu erhitzen. Durch viele Übung kann man es aber im Dauerlaufe dahin bringen — wenn er nicht heftig ist und dabei auf keine sehr weiten Strecken stattfindet, was auch nicht leicht vorkommt — daß das Blut gar nicht viel mehr als im gewöhnlichen Gange in Bewegung gerät. — Von den anderen Laufübungen erwähnen wir hier noch den Schlängellauf, weil er ganz besonders dazu beiträgt, auch im Laufe, bei steter Abweichung von der ursprünglichen Richtung, den Schwerpunkt des Körpers schnell zu finden und das Gleichgewicht zu erhalten.

5) Das Klettern übt nicht nur Arme und Beine, sondern stärkt auch zugleich die Brust, wenn — wie es auf den Turnplätzen geschieht — von den leichteren zu den schwereren Übungen

immer allmählich fortgeschritten wird. Eine gute Brust ist aber ein Haupterfordernis für den Krieger, weil sie bei weiten Märschen mit beschwertem Rücken sehr in Anspruch genommen wird. — Von den bereits erwähnten Übungen wirken zugleich alle Laufübungen, sowie von den noch nicht erwähnten die Barrenübungen wohlthätig auf die Brust. Das Klettern gewährt auch noch in flachen Gegenden den unschätzbaren Nutzen, daß das Auge in eine größere Ferne schauen lernt und dadurch weitsichtig erhalten wird. Mehr als alle anderen Übungen lehren auch die Kletterübungen den Schwindel überwinden, der die meisten Menschen anwandelt, wenn sie in eine jähe Tiefe sehen müssen, und sie sind daher wegen ihres mannigfaltigen Nutzens nicht genug zu empfehlen.

6) Auf die oberen Gliedmaßen wirken besonders die bereits erwähnten Barrenübungen, dann die Reckübungen, das Klimmen, das Schieben und das Heben. Sie stärken die Arme ganz außerordentlich und bereiten dadurch diese zu den mannigfaltigen Übungen mit dem Gewehre vor, von denen besonders der Anschlag eine bedeutende Kraft des Armes erfordert. Die Reckübungen erfordern mehr als alle anderen Übungen eine große Geschmeidigkeit und Gelenksamkeit aller Glieder, daher auch Knaben eher als erwachsene Personen es darin zur Fertigkeit bringen.

7) Stärkend für das Kreuz und die Bauchmuskeln sind die Streckübungen, stärkend für die Nackenmuskeln das Nackenziehen mit dem Seile, stärkend für die Schultern das Huckepacktragen eines Menschen. Von den übrigen Seilübungen erfordert der Sprung im Seile eine besondere Geschicklichkeit und übt auch zugleich das Auge im Wahrnehmen des rechten Augenblickes. Das Seilziehen ist eine herrliche Übung, welche die ganze Kraft und Stärke des Körpers in Anspruch nimmt; ganz vorzüglich ist hierin noch das Ringen, das außerdem noch viel Gewandtheit erfordert.

8) Als Vorübung zu dem Schießen mit dem Feuergewehre lassen sich alle Werfübungen — besonders das Werfen mit dem Ger — ansehen. Man hat hier ein bestimmtes Ziel im Auge, und es kommt darauf an, Hand und Auge so in Übereinstimmung zu bringen, daß, sowie das Auge die Stange mit dem Zielpunkte in die gehörige Richtung gebracht hat, die Hand selbige auch in dieser Richtung fortschleudert. Daß hierdurch nicht nur das Auge, sondern auch die Stetigkeit

des Armes und der Hand geübt wird, ist klar: beides Haupterfordernisse zu einem richtigen Schießen mit dem Gewehre. Vermißt wird bis jetzt unter den hierher gehörigen Übungen noch das Schießen mit der Armbrust, das auf den Turnplätzen recht gut geübt werden könnte. Es ist als ein verbindendes Glied zwischen dem Gerwerfen und dem Feuergewehre anzusehen.

9) Als Vorübung für das Reiten dient das Schwingen. Den großen Nutzen dieser Übung für die reifere Jugend — indem sie gleichsam eine Vereinigung aller anderen einzelnen Übungen ist, die teils mehr auf die unteren, teils mehr auf die oberen Gliedmaßen berechnet sind — wollen wir hier nicht weiter durchgehen, da dies in eine ausführliche Abhandlung über die Turnübungen selbst gehört; aber als Vorübung für das Reiten müssen wir noch einiges einzelne sich darauf Beziehende anführen. So ist ein gutes Auf- und Absitzen — besonders wenn der Mantelsack hinten auf dem Pferde liegt — dem unmöglich, der das Spreizen nicht ordentlich gelernt hat, und dies sowohl als das Grätschen lernt der Erwachsene sehr schwer, der es nicht in der Jugend geübt hat. Heben und Wippen lehren den bewegten Körper immer gleichmäßig über dem Schwingel erhalten und sind so eine Vorübung zur Erhaltung des Gleichgewichts auf dem sich bewegenden Pferde. Daß die mannigfaltigen Auf- und Absprünge, sowie die Seitensprünge und Hintersprünge eine große Gewandtheit verleihen, immer in der richtigen Lage auf die Erde zu kommen, wird jeder gestehen, der eine Einsicht in diese Übungen hat. Wären alle Reiter darin geübt, manche Unglücksfälle, manche Arm- und Beinbrüche würden nicht stattfinden, die beim Stürzen und Fallen mit dem Pferde so häufig sind. Schon aus dieser Ursache sollte niemand das Pferd besteigen, der nicht im Schwingen einige Fertigkeit erworben hat.

10) Von den Turnspielen erwähnen wir hier außer dem Bürger- und Ritterspiele, das ein herrliches Vorbild des kleinen Krieges ist, nur noch das Barlaufen, weil es eine sehr große Gewandtheit im Laufen voraussetzt und die allerdings nicht leichte Forderung macht, auch im schnellen Laufe den Körper immer in seiner Gewalt zu behalten.

Dies wären die vorzüglichsten der Turnübungen, welche auf den Turnplätzen selbst angetroffen werden. Keiner sehe indessen dies als ein vollständiges Verzeichnis derselben an, da manches fortgelassen worden ist, was auch zur Stärkung und

Gewandtheit des Leibes oder einzelner Glieder beiträgt, nicht aber in so inniger Beziehung mit den Kriegsübungen steht. Uns war es nur darum zu thun, nachzuweisen, daß der Turnplatz wirklich als Vorschule derselben anzusehen sei, und wir glauben dies erreicht zu haben, indem wir von mehreren einzelnen Übungen bewiesen haben, daß sie sowohl zur Kräftigung und Gewandtheit des Kriegers im allgemeinen, als auch insbesondere zu seiner richtigen Haltung und Bewegung mit und ohne Waffe, zu Fuß und zu Pferde, wesentlich beitragen.

35.

Das Turnen keine einseitig-kriegerische Berufsausbildung.

Von Franz Passow.

(„Turnziel", Turnfreunden und Turnfeinden, von Dr. Fr. Passow. Breslau 1818.)

Franz Ludwig Karl Friedrich Passow, geboren am 20. September 1786 in Ludwigslust, ging im Herbst 1802 nach Gotha, wurde in die Selekta des Gymnasiums aufgenommen und während eines zweijährigen Aufenthaltes durch den Einfluß von Friedrich Jacobs und Döring völlig für die humanistischen Studien gewonnen. Er bezog 1804 die Universität Leipzig, um unter Gottfried Hermanns Leitung seine philologischen Studien fortzusetzen. Im Frühjahre 1807 trieb ihn die Reiselust nach Weimar, wo er unmittelbar darauf — noch nicht 21 Jahre alt — auf Veranlassung Goethes, der sein großes Talent sofort erkannte, eine Anstellung als Professor der griechischen Sprache am Gymnasium erhielt. Im Jahre 1810 folgte er einem Rufe an das Conradische Pädagogium in Jenkau bei Danzig, das 1814 vorübergehend aufgelöst wurde. Ende 1813 eilte Passow nach Berlin, um als freiwilliger Jäger zum Blücherschen Heere zu gehen, erfuhr aber hier, daß der Feind bereits niedergeworfen war. In Berlin blieb Passow fast ein Jahr in vertrautem Umgange mit den damals dort versammelten Größen der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens, nahm mit Döderlein und Göttling fleißig Kunde vom Turnleben Jahns und versuchte die ganze Turnschule durch. Durch das Ministerium des Innern an der Teilnahme am 1815er Feldzuge verhindert, folgte er einem Rufe als Professor der alten Litteratur an die Breslauer Universität. Breslau wurde bald neben Berlin der klassische Boden der deutschen Turnkunst. Neben Harnisch war es besonders Passow, der für die Sache thätig war. Der Befehl des



Franz Passow.

Ministeriums an alle Regierungen, über die Folgen des Turnens und über die darüber herrschende Stimmung des Publikums zu berichten, veranlaßte ihn, sein Buch „Turnziel, Freunden und Feinden" zu schreiben. Er las es zuerst in der „Philomatischen Gesellschaft" vor, in der seitdem heftig über das Turnen gestritten wurde. Das Buch erschien im Frühjahr 1818; gleichzeitig begann Passow selbst tüchtig zu turnen und mit ihm sein ganzes philologisches Seminar. Von Steffens heftig angegriffen, schrieb er „Zur Rechtfertigung meines Turnzieles und Turnlebens" (Breslau, 1818), sodann einen Bericht über das Turnwesen in Schlesien (im „Weimarischen Oppositionsblatt" 1818, Nr. 68) und endlich nach neuen Anfeindungen einen Aufsatz „Von den Turnfeinden in Breslau" (Okens „Isis", 1819, Heft 3). Von seinen Gegnern wegen Beleidigung verklagt, mußte er eine achtwöchige Haft abbüßen (vom 21. Januar 1821 ab). Von da an zog er sich, da sein Gesundheitszustand mehr und mehr zu Befürchtungen Veranlassung gab, von seinem ausgedehnten Wirkungskreis außerhalb seiner Familie und seines Lehrberufes zurück. Im Jahre 1829 besuchte er noch einmal auf der Durchreise durch Berlin Eiselen. Er starb am 11. März 1833. — Aus Passows „Turnziel" sind zwei Stellen aufgenommen, die auch für die Gegenwart sehr bemerkenswert erscheinen: 1) Das Turnen keine einseitig-kriegerische Berufsausbildung und 2) Der Turnunterricht eine Staatsangelegenheit. — Passow schrieb außer den angeführten Turnschriften hauptsächlich: „Handwörterbuch der griechischen Sprache", 1819, n. A. 1841; „Grundzüge zur griechischen und römischen Litteraturgeschichte", 1815 u. 1829; außerdem gab er mehrere Übersetzungen und Erklärungen heraus (so Tacitus, „Germania"). Schriften über Passow: „F. Passows Leben und Briefe", herausgegeben von A. Wachler, Breslau 1839, und „F. Passow und die Breslauer Turnfehde" von Dr. Th. Bach, „Deutsche Turnzeitung" 1864. S. 275 ff.

Solange die körperliche Ausbildung eine rein menschliche bleibt, die nichts Anderes will, als alle Glieder stärken und tüchtigen zu dem Gebrauche, zu welchem die Natur sie geschaffen hat, alle Kräfte steigern zu dem Grade, den die Natur möglich gemacht hat, als wirksame Gegengewichte gegen die unvermeidliche Verweichlichung aller gebildeten Lebensweise: solange ist die Teilnahme des ganzen Volkes auf die Rückwirkung auf das ganze Volk entschieden. Sowie Beziehungen auf besondere Lebenszwecke eingemengt sind, fällt mit der Reinheit des Strebens zugleich die Einheit weg; jeder bedenkt das Besondere seiner Zukunft, und die unseligen Risse, welche die Standesunterschiede in in alle Lebensverhältnisse gebracht haben, werden gleich da begründet, wo allein diese alten Wunden verharschen und in wohlthätige Abgrenzungen verwandelt werden können.

Dem kriegerischen Geiste unserer Tage huldigend, hat man so den Turnübungen nicht nur eine mehr kriegerische Gestalt

angewünscht, sondern auch schon den Versuch gemacht, bei allen ihren einzelnen Teilen den besonderen Zweck des künftigen Verteidigers fest zu halten. Hier liegt nun das Verkehrte und wahrhaft Sündhafte darin, daß man diese Bestimmung, die sich von selbst ergiebt aus den angeborenen Verhältnissen des Jünglings und Mannes, als eine besondere aufzustellen oder ihr gar die allgemeineren Pflichten des Menschen unterzuordnen sich nicht entblödet hat. Sein Leben, die Unverletzlichkeit des Daseins gegen jeden Angriff zu verteidigen, ist ein Naturtrieb, der dem Menschen wie dem Tiere anerschaffen ist. Sowie nun aber die Erhöhung des einzelnen Menschenlebens zum geselligen und bürgerlichen Vereine dem Kinde sofort in dem häuslichen Kreise, der seine Wiege umgiebt, lebendig entgegentritt, und es zu dem Gefühle eines vereinzelten Dastehens überall nicht gelangen läßt; sowie dem Knaben bei seinem ersten Hervortreten das elterliche Haus allmählich zu verschwinden beginnt in dem nie zu früh zu belebenden Gedanken des Vaterlandes; so veredelt sich ohne alle Kunstmittel jener Naturtrieb der Selbstverteidigung zu dem ritterlichen Bewußtsein, dem größeren Ganzen, dem die Neigung und Teilnahme des jedesmaligen Lebensalters angehört, zu jeder Hingebung, zu jeder Aufforderung verpflichtet zu sein.

So wächst mit dem Knaben die unbedingte Verpflichtung zur Vaterlandsverteidigung heran, und deren Erfüllung kann in keinem umfassenderen Sinne vorbereitet werden, als wenn, ohne Rücksicht auf bestehende Kriegsordnungen, auf gewisse Waffengattungen, überhaupt auf den Dienst insbesondere, der Knabe von früh auf zu Ordnung und Gehorsam, zu Entschlossenheit und Willenskraft, zu Stärke und Abhärtung, wie zu Geschmeidigkeit und Ausdauer in körperlichen Beschwerden erzogen wird; so daß er, sobald es gilt, allen Waffen gerecht ist, und kein Ereignis ihn ungerüstet findet. Nicht für den Frieden und nicht für den Krieg soll der Knabe getüchtigt werden, sondern für das Leben in allen seinen Bildungen, von denen der Krieg nur ein Teil ist.

Wer nun die kriegerische Tüchtigkeit des Leibes von der menschlichen sondert, der vermengt das Turnen mit dem Exerzieren, den Turnplatz mit dem Exerzierplatz, die Ausbildung des Einzelnen mit der Einübung ganzer Massen, und gesellt sich am Ende den Schlechtesten und Feigsten unserer Zeit bei, indem er das Volk ausschließt von seinem herrlichsten Beruf, in welchem es sich erst ganz als Volk kennen lernt, mit Gut und Blut, mit Leib

und Leben für des Vaterlandes Unverletzlichkeit zu stehen. Ein solcher erneuert das Unwesen, das deutscher Mut kaum bekämpft hatte; den unseligen Zwiespalt zwischen Nährstand und Wehrstand, zwischen Bürger und Krieger, den kaum die großen Begebenheiten der letzten Siegesjahre auszugleichen begonnen hatten; ein solcher zieht nicht freie Männer dem Vaterland, sondern, wie er es beschönige, Söldner und Mietlinge für die Blutbank der Willkür. Mögen diese beweglichen Wetterhähne der öffentlichen Meinung sich drehen, wie es ihnen beliebt; aber auch nicht einmal den durch sie gemißhandelten und verdrehten Namen der Turnkunst sollen sie ihre Abrichtereien aufheften. Der denkende Krieger wird ohnehin diese anmaßlichen Pflanzschulen für künftige Verteidiger belächeln; er hat wirksamere, kürzere und unfehlbarere Mittel in Händen, ein trefflich geübtes, stehendes Heer aufzustellen, während ihm für den freien Dienst des Vaterlandes gerade die Vielseitigkeit und Allgemeinheit der Vorbildung, die die Turnkunst giebt, und die die wahre Grundlage der Wehrfähigkeit ist, die wünschenswerteste sein muß. Um diese nur kann dem Kriege selbst soviel von heiterem, freien Ansehen mitteilen, als dem ernsten und strengen Waffenwerke geziemt.

36.

Der Turnunterricht eine Staatsangelegenheit.

Von Franz Passow.

(„Turnziel". Turnfreunden und Turnfeinden von Dr. Franz Passow. Breslau 1818. Seite 116 und 170.)

Die ganze körperliche Entwickelung ist in engeren und notwendigern Grenzen umschrieben, als die geistige, sie ist schon in den ersten freiwilligen Regungen des Kindes so bestimmt ausgesprochen, daß hier kaum noch ein Abirren von der rechten Bahn zu fürchten ist.

Wunderbar genug hat man aber gerade aus diesem Naturgemäßen die kräftigsten Einwendungen gegen das Turnen als

selbständige Kunst und Gegenstand besonderer Unterweisung herzuleiten gemeint. Jeder Knabe, hieß es, sei ein geborener Turner, es gezieme nicht, ihm zu dem, was er von selbst als Spiel betreibe, ausdrückliche Veranlassungen zu bereiten, er werde sich freiwillig austurnen, und gerade dies Freiwillige sei hierbei das Rechte. Leider muß hier vor allem die Behauptung im ganzen als durchaus grundlos abgelehnt werden. Verdiente das, was unsere Jugend auch wohl auf eigenen Betrieb verübt, einen so ehrenvollen Namen, woher dann alle die Verzogenheit und Verweichlichung, die faulen und trägen, die plumpen und linkischen, die schlaffen und kraftlosen Knaben-, Jünglings- und Männergestalten, die bei uns in der Ordnung sind? Mit sittlicher Entartung reicht man dabei nicht aus; denn mancher tadellos Reingesinnte trägt in der Versäumnis seines äußeren Menschen die Schuld seiner Erziehung und seines Zeitalters. Auch ist die Kunst, die den rechten Gebrauch des von Gott gegebenen Leibes lehrt, ein untrügliches Mittel, dem Leibe die ihm gebührende, ihm oft versagte Ehre wiederzugewinnen; und diese wehrt vor allem jeden Mißbrauch desjenigen, was ihm Schimpf und Schande bringen würde, ab. Dann wäre aber auch jener Einwurf nicht allein gegen das Turnen, sondern gegen allen Unterricht, ja gegen alle Erziehung gerichtet. Denn allerdings lassen sich einzelne nachweisen, die ohne besondere Begünstigung zu diesem oder jenem Ausgezeichneten gelangt sind, die eine Wissenschaft, eine Kunst aus sich selbst wie durch eigene Kraft entfaltet und zu bedeutender Höhe verfolgt haben. Was aus diesen ungemeinen Naturen dann erst geworden sein würde, wenn sie angemessener Erziehung teilhaft geworden wären — sollte man billig zuerst fragen. Aber wie ist es überhaupt gestattet, von diesen Außerordentlichen Schlüsse auf die Masse zu machen, und im Vertrauen auf seltene Anlagen alles sich selbst zu baldiger Verwilderung oder Erlahmung zu überlassen! Vielmehr hätte gerade die Allgemeinheit dieser Neigung zu körperlicher Regsamkeit, die sich in den wackersten, unverdorbensten Knaben am schönsten und stärksten zu zeigen pflegt, uns längst ein bedeutender Fingerzeig sein sollen, daß hier anerschaffene, edle, aber eben darum in unserem künstlichen Lebenszustande der Leitung, Richtung und Beherrschung ganz vorzüglich bedürftige Kräfte walten, die, sich selbst überlassen, zu jeder Leibes- und Lebensgefahr, aber auch zu vielfachem Mißbrauche, zu Verzerrung, Entstellung und Erniedrigung führen können. Denn

worin bestehen diese natürlichen Turnübungen? Höchstens in etwas Ringen, Springen, Laufen und Klettern und in einem und dem anderen Kunststück; alles dies aber außer Zusammenhang, ohne Ordnung, ohne Maß und ohne geregelte Beharrlichkeit, solange dies oder jenes gerade ergötzt. Etwas so stürmisch und regellos Begonnenes läßt keine Spuren nach; und bleiben dennoch welche, so sind sie meist von der unerfreulichsten Art und ohne Beziehung auf Vollständigkeit der Herausbildung, die immer das beste bleibt. Denn wer beobachtend unter Turnern verweilte, dem kann es nicht entgangen sein, daß ein jeder seine körperlichen wie seine geistigen Einseitigkeiten mit Vorliebe hegt und pflegt, so daß er, ganz seiner Lust überlassen, bei übriger Ausdauer unfehlbar einzelne Glieder zum Nachteile der übrigen ausarbeiten, die ihm schwierigen, und doch gerade darum notwendigsten Übungen ganz umgehen und bei einigen löblichen Fertigkeiten doch nie zu etwas Rechtem, Durchgreifendem gelangen würde.

Heil also dem Staate, der, solches erwägend, seinem Volke diese Schulen der Kräftigung geöffnet hat! Dem wüsten Spiele der Laune, der Willkür und des Zufalles sind feste Schranken gesetzt, sowie das Begonnene zur Allgemeinheit gefördert ist. Noch ist die Willensfreiheit des Einzelnen dabei unbeschränkt gelassen; es steht noch bei ihm, ob er das dargebotene Gute, in kindlichem Vertrauen auf den Willen und die Einsicht der höchsten Behörde, freiwillig ergreifen, ob er an der alten Trägheit und Weichlichkeit kleben will, solange es vergönnt ist. Die Zeit wird daran wohl manches ändern. Denn der Staat, in dem nicht bloß der kräftige Wille, sondern auch die höchste Einsicht ist, hat das Recht, ja die Pflicht, den geistig Unmündigen durch Zwangsmittel anzuhalten zu dem, was er in den Kreis seiner Bestrebungen aufgenommen hat. Volkserziehung ist bereits als heilige Staatsangelegenheit ein wesentlicher Gegenstand der öffentlichen Verhandlungen geworden. Unmöglich kann sie auf die Dauer in einseitiger Beschränkung fortbestehen; schon jetzt wird der Staatsbürger angehalten, seinem Kinde die erforderliche Geistesnahrung und Notdurft zu gewähren. Soll es immer von ihm selbst abhängen, ob er das, was die Grundlage ist zu allem Höheren, Gesundheit und Stärke des Leibes, dafür anerkennen, oder nach Belieben als unwesentliches Nebenbei beiseite schieben will? Muß doch der Staat gar oft den Willen für den Bürger haben, wo diesem der wahre Sinn davon nicht

allemal klar wird; warum denn nicht auch da, wo es das unmittelbare, unfehlbare Wohl, wie des Ganzen, so des Einzelnen gilt, und bald das Leben selbst die heilbringenden Erfolge an jedem zu Tage fördern wird?

Als der Staat die erste Schule gründete, erkannte er sie dadurch an als eine Form, die der sittlichen Natur des Menschen entspreche: er baute sich auf die Gewißheit, daß es Männer gäbe, die, keinem anderen als dem Vernunftgesetze unbedingt gehorchend, imstande sein würden, dasjenige zu verwirklichen, was der Staat bezweckte. Denn auch hier kann das Höchste nur freie Willensleistung, nimmermehr Gebot einer Erdenmacht sein. Ein gewisser Umfang von Sprachkenntnissen, eine gewisse Reihe von Wahrheiten aus dem Gebiete der Größen- und Formenlehre, eine gewisse Anzahl geschichtlicher Thatsachen, Namen und Jahresbestimmungen kann der Lehrer von seinen Schülern als unerläßlich fordern, und ebenso kann der Staat Forderungen dieser Art an den Lehrer stellen; einem gewissen Umfange von Erkenntnis muß er genügen, und was dieser in sich schließt, auf andere übertragen können. Mehr aber als dieses Unbedeutendste mag weder der Lehrer vom Schüler, noch der Staat vom Lehrer erzwingen. Und doch ist diese Masse, diese äußere Menge des zu Lernenden und zu Lehrenden nur das Erste, keineswegs das Höchste des Unterrichtes. Mangelt es dem Lehrer an sittlicher Kraft und Würde, so kann zwar ein schöner Vorrat von Kenntnissen aufgespeichert werden, ohne daß doch dadurch das innere Leben des Lehrlings im geringsten gefördert würde. Dasjenige aber, wodurch das Erlernte erst Bedeutung und Wichtigkeit erlangt, die sittliche Rückwirkung auf den ganzen Menschen, erzwingt kein Machtwort, kein Gebot und keine Strafe; und das äußerlich erworbene muß als einziger Gewinn kärglich genügen. Wenn aber der Lehrer, nicht zufrieden mit dieser fruchtlosen Unterlassung des Guten, geradezu Böses stiftet, wenn er die Lehre von Gott zu blindem Aberglauben oder toller Glaubenswut, wenn er die Geschichte zur Freigeisterei, die Spracherforschung zur Geistesertötung, die Größen- und Formenlehre zu gänzlicher Gemütsauskältung entweihet, so steht ein solcher Einzelner sofort unter dem Gesetze und ist der bürgerlichen Strafe unterworfen, die einem solchen Treiben entspricht.

Alle diese Bedingungen, unter denen die Schule ihre höchsten Zwecke verfehlen, ja etwas ausgemacht Verderbliches an deren Statt unterschieben kann, finden gleiche Anwendung auf den Turnplatz, dem ebensogut ein sittlicher Gedanke zu Grunde liegt, wie der Schule, und der darum sich nicht minder entfernen kann von seiner wahren Bestimmung, wie diese. Unter seiner eigenen höchsten Bedeutung bleibt er, wenn er nichts leistet, als einen gewissen Grad körperlicher Entwickelung herbeizuführen. Strafbar wird die Richtung, die in Roheit, Gesetzlosigkeit, und was man sonst von dieser Art nennen will, hinausläuft. Wo einem Turnwarte dergleichen nachzuweisen ist, verfällt er dem Strafgesetze nicht weniger, als der gewissenlose Lehrer.

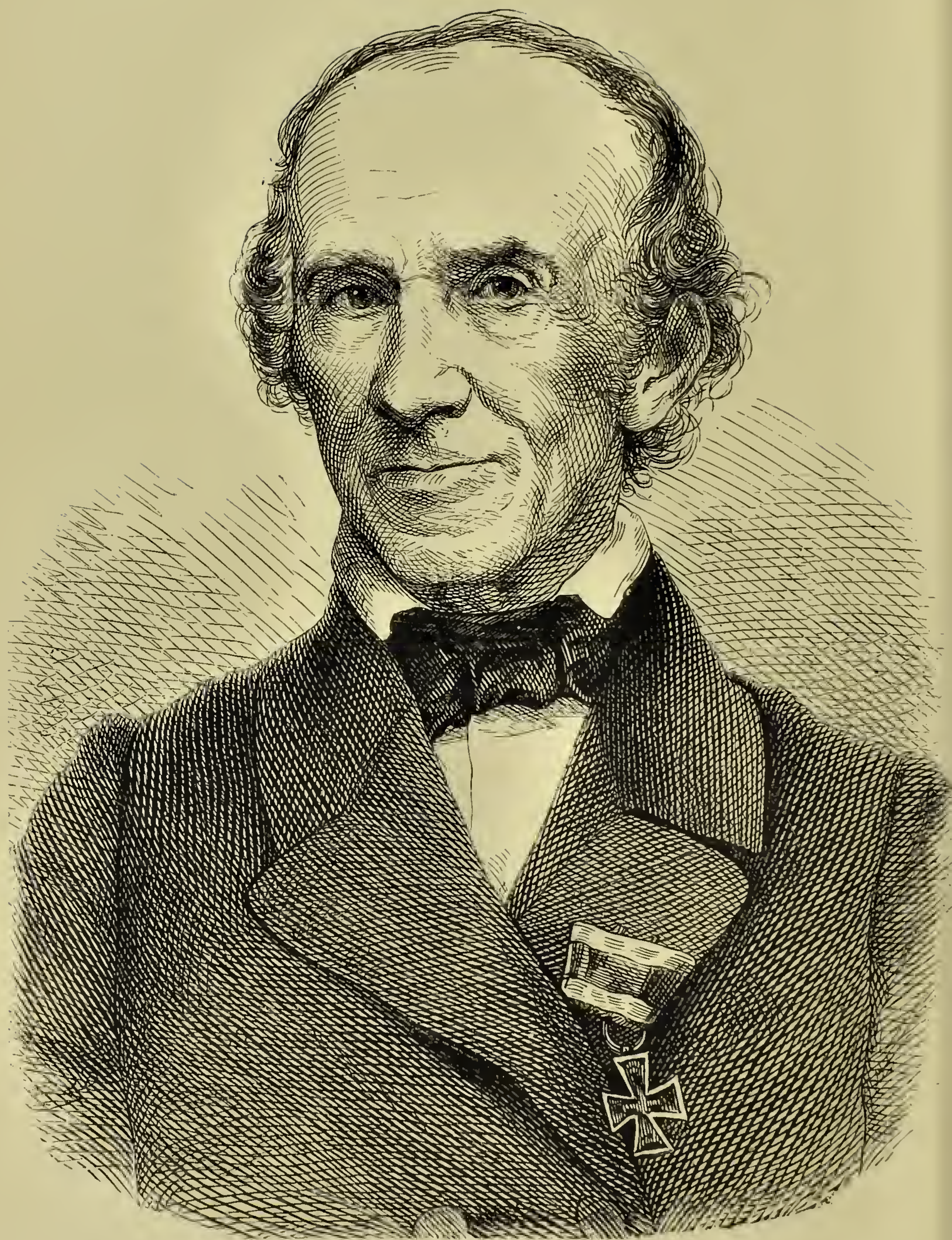
Wie nun, wenn der Staat, diese möglichen Entartungen der Schule erkennend, ja zu der Überzeugung gelangend, daß sie ihren Zweck öfter verfehlen, als ihn erfüllen werde, nie eine Schule hätte gründen, oder die gegründeten hätte einziehen wollen? Wer würde es leugnen, daß in diesem Verzweifeln an dem Guten der Staat bereits sich selbst vernichtet hätte? Was vom Ganzen gilt, ist auch von seinen Teilen wahr. Die bedeutendsten Unterrichtsmittel, Sprache, Formenlehre, Größenlehre, sind diejenigen, die die meisten Köpfe verschroben und verwirrt haben: sie sind aber auch diejenigen, die die meisten erhellt, erwärmt und begeistert haben. Es gilt ganz gleich, auf welcher Seite wir dermalen noch die größere Anzahl sehen, genug, daß einmal erkannt ist, welchen Nahrungsstoff jene Gebiete umschließen. Nun giebt es auch recht unschuldige Lehrgegenstände, die, allgemeiner Bildung, nicht eben sehr wuchern, aber auch nie zu verderblichen Erfolgen führen, wie etwa unser gemeines Tafelrechnen, und was man gemeinhin unter Erdkunde versteht. Sollen darum diese unbedeutenderen Dinge über jene ein Übergewicht bekommen? Oder soll nicht vielmehr das Bedeutendere als solches erkannt und mit verdoppelter Sorge, mit erhöhter Aufmerksamkeit seinem edleren Ziele zugeleitet werden?

Ein solcher Teil des Ganzen ist auch die Turnkunst. Daß sie zu den wahrhaft bedeutenden Gegenständen gehöre, das hat niemand unverfänglicher anerkannt als ihre Gegner. Denn woher sonst dies überhall widerhallende Geschrei, diese verbissene Wut, dieser offene Ingrimm, womit sich nicht bloß gemeine Buchmacher, womit sich selbst Männer von Wissenschaft und Leute auf nicht unbedeutenden Stufen im Staate erhoben haben.

um wenigstens das zu hintertreiben, daß der Staat der Turnkunst nicht Allgemeinheit gebe!

Hat schon einer dieser Menschen geleugnet, daß eine gesunde Seele in gesundem Leibe ein unschätzbares Gut sei? Hat einer geleugnet, daß ein öffentliches Volksleben des Volkes höchstes Glück sei? Hat einer es geleugnet, daß die Tugenden, die der Turnplatz entwickelt, unerschütterliche Stützen des Staates und des Thrones sind? Ebensowenig hat einer gezeigt, daß all' dies Treffliche mit Unrecht vom Turnen erwartet werde, daß das Turnen auf einem unsittlichen Grunde ruhe, oder auch nur, daß diese Vorteile alle auch auf anderen Wegen erreichbar seien. Und was haben diese Leute denn gethan? Aus weibischem Geschwätz, aus luftigen Schwindeleien und aus nichtswürdigen Lästerungen haben sie sich Leitern zu zimmern gesucht, um das Gehör der Großen zu erklimmen und diesen unterzuschieben, was nur für kleine Seelen gehört. Diese sind es, die den Staat und die gesetzliche Ordnung des Staates höhnen, wenn sie aussagen, daß die Turnkunst sie beide bedrohe. Sie leugnen des Staates sittliches Bestehen wie seine sittliche Kraft. Sie machen allen Menschenwert, allen Volkswert zum Dunstbild und sind der Erreichung ihrer Absichten gewiß, sobald es ihnen gelingt, den Deutschen um seinen deutschen Sinn zu betrügen.

Diesen rein und lebendig zu bewahren in den ersten Beginnen der öffentlichen Erziehung, die für den Knaben die einzig wohlthätige und heilbringende ist; zu verhüten, daß er weder einschrumpfe unter häuslicher Beengung, noch verdunste in unzeitigem Hinaustrachten über Zeit und Vaterland, bleibt des Turnlebens letzte und höchste Bestimmung, und es gilt dabei ganz gleich, auf wieviel Turnplätzen sie vollständig erfüllt werde, solange der Satz fest steht, daß alle Veranstaltungen des Turnlebens auf dies Ziel hinführen, und daß es nur auf diesem Wege mit Sicherheit und zur rechten Zeit erstrebt werden könne. Hierin teilt die Turnkunst das gemeine Geschick aller Unterrichtsgegenstände, ja alles Edeln und Vortrefflichen, das in der Anwendung höchst selten bis zu den Ergebnissen durchdringt, die es seinem Wesen nach zu Tage fördern könnte; und darum gebührt ihr die gleiche Anerkennung, die gleiche Ausscheidung dessen, was in ihr wesentlich ist, von dem Zufälligen, das die Menschen erst hineintragen.



Karl v. Raumer.

37.

Gespräche über das Turnen.

Von Karl von Raumer.

(„Vermischte Schriften“, Berlin bei G. Reimer, 1819. S. 36—54 u. S. 87—109)

Karl Georg von Raumer, geb. am 9. April 1783 in Wörlitz, studierte in Göttingen, Halle und Freiberg, machte geognostische Reisen in Deutschland und Frankreich, wurde 1810 Oberbergrat in Berlin, 1811 Professor der Mineralogie in Breslau, machte 1813 als Adjutant Gneisenaus im Blücherschen Generalstabe den Befreiungskrieg mit, wurde 1819 Professor in Halle, 1823 Mitdirektor der Dittmarschen Erziehungsanstalt in Nürnberg und 1827 Professor der Naturgeschichte in Erlangen. Er starb am 6. August 1859 in Berlin. K. v. Raumer gehörte während der Breslauer Turnfehde zu den eifrigsten Verteidigern des Turnwesens und hatte somit seinen Bruder Friedrich v. R. und seinen Schwager Steffens zu Gegnern. Bereits im September 1818 veröffentlichte er in den „Schlesischen Provinzialblättern“ einige geistvolle „Gespräche über das Turnen“, welche dessen Bedeutung vom christlichen und politischen Standpunkte darlegen sollten; sie erschienen dann auch im Jahre 1819 in „Vermischte Schriften“ bei Reimer in Berlin. Aus dieser Ausgabe sind die folgenden abgedruckten Gespräche entnommen. Außer den betreffenden Abschnitten in seiner berühmten „Geschichte der Pädagogik“ (Stuttgart 1842 und 1846, 4 Bände) hat Karl von Raumer über das Turnen weiteres nicht veröffentlicht. — Auf dem Gebiete der Geographie hat Raumer sehr Bedeutendes geleistet.

---

1) Duldung und Wehr.

Otto. Du kommst mir eben recht; schon längst wollte ich mit dir über das Turnen sprechen.

Georg. Verschone mich damit, ich bitte dich.

O. Du, Vorsteher eines Turnplatzes, wirst doch auch vom Turnen sprechen wollen. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.

G. Mir nicht mehr, und von vielen Gegnern des Turnens heißt es besser: Wes das Herz leer ist, des geht der Mund über.

O. Sei nicht bitter. Laß die kalten mephistophelischen Menschen — denke aber nicht, daß alle und jede, die gegen das Turnen auftreten, zu ihnen gehören. Unsere Zeit ist reich an den mannigfaltigsten tüchtigsten Regungen, die zum Teil einander ganz entgegengesetzt zu sein scheinen. In einer solchen Zeit sind Mißverständnisse auch unter den Besten natürlich.

G. Unter den Besten unserer Zeit — ja, weil auch die Besten nicht gut sind. Oder meinst du nicht, es liege immer Eigensucht im Hintergrunde, wenn das Auge zur Hand sagt: ich bedarf deiner nicht, oder wiederum das Haupt zu den Füßen: ich bedarf eurer nicht?

O. Wenn aber Auge und Haupt sich für Glieder des göttlichen Leibes hielten, Hand und Füße dagegen für Glieder von Satans Leibe? — Wäre es ein Wunder, da keine Entwickelung göttlich rein aufkeimt — jede einen teuflischen Beigeschmack hat?

G. Den will ich nicht ableugnen. Unserer Zeit des erwachenden Bewußtseins mangelt vornehmlich die Einfalt bewußtloser Entwickelung. Nur der kräftigste, reinste, sittliche Sinn hält jetzt das Echte fest und bewahrt vor Ziererei und Schauspielerei. Doch glaube mir — meist blendet böser Wille die Augen derer, die nur Ziererei nud Schauspieler erblicken, und keine göttliche Kraftäußerung. Einer will den anderen nicht aufkommen lassen, jeder will allein stehen und möchte gern Stellvertreter des ganzen Menschengeschlechts, der ganze Leib sein. — Der geistige König des Leibes, Christus, ohne den die Glieder nichts können — dem haben sie den Gehorsam aufgekündigt. So ohne gemeinsamen Mittelpunkt treten sie im blinden Wahnsinn feindselig gegeneinander auf.

O. Bist du nicht zu hart? Ich hatte auch Einwendungen gegen das Turnen, weiß Gott, gutgemeinte, und gern hätte ich mich mit dir darüber verständigt. Ich darf sie aber wohl kaum vorbringen.

G. Denke nicht, daß ich blind sei gegen Mängel, welche dem Turnwesen noch ankleben und taub gegen verständige, wohlgemeinte Einwendungen. Aber von unverständigem Geschwätz ermüdet, von mißwollendem empört, habe ich es fast verschworen, überhaupt vom Turnen zu sprechen. Was ich geäußert, trifft dich redlichen Freund nicht, und ich bitte dich vielmehr um Mitteilung deiner Zweifel.

D. Du weißt, daß es mir ein Ernst um unsere Religion ist. Es ist mir zur anderen Natur geworden, wo ich immer kann, durch Christi Lehre und Leben mich zurecht zu finden, vornehmlich bei den verworrenen, sich kreuzenden Richtungen unserer Zeit.

Betrachte ich nun das Turnen von dieser Seite . . .

G. So findest du es nicht ganz im Einklange mit Christi Lehren.

D. So ist's, und ich brauche dir kaum die klaren Aussprüche Christi ins Gedächtnis zu rufen.

G. Du meinst: Erziehung der Jungen zur Wehrhaftigkeit widerspreche der Religion, die jede Wehr untersage.

D. Auffallend. Daß der Krieg unchristlich sei, ist von vielen, ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht, behauptet worden; — sie sahen ihn als Ausbrüche der rohen, vom Christentume noch nicht gezähmten Menschennatur an. Wie anders ist es, wenn die Erziehung selbst, die doch das christliche Urbild der Menschheit, eine liebevolle Gemeinde, ins Auge fassen soll, wenn diese für den Krieg arbeitet.

G. Sollte wirklich das Turnen für den Krieg arbeiten? Zeigt den Krieg, und ihr werdet Frieden haben, sagte schon ein Römer. Ob nicht der wehrhafte Mann am wenigsten des Wehrens bedarf?

D. Darauf kommt's nicht an, sondern daß er zur Wehr erzogen wird, also unchristlich.

G. Ich gestehe dir, auch mir war dieser Einwurf anstößig, ich glaube ihn aber beseitigt zu haben. Christi Lehre und Leben zeigen unmittelbar auf die Vollendung der Menschheit hin. Unzählige Entwickelungsstufen liegen zwischen Christus, dem Vorbild, und dieser Vollendung selbst: Stufen, auf welchen die Entwickelung der Menschheit mitunter Rück- statt Fortschritte zu machen scheint.

D. Erkläre dich deutlicher.

G. Christus ward verspottet, gegeißelt, angespieen, mit der Dornenkrone gekrönt, er war der Allerverachtetste.

D. Ja — er schlug nicht, da er geschlagen ward; er war ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird.

G. Und doch der Löwe vom Stamme Juda. Meinest du, sagte er zu Petrus, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschickte mehr denn zwölf Legionen Engel?

D. Was soll das aber zu unserem Gespräche?

G. Das soll es: der Starke hat gelitten, nicht der Schwache, er hat gelitten, weil er sich selbst hingegeben, weil er leiden wollte, nicht weil er leiden mußte; solch' freiwilliges Leiden ist freilich größer, als die ruhmreichste siegende Abwehr.

D. Jetzt sehe ich, wohin du zielst.

G. Ist's nicht ein anderes: ob der niederträchtige feige Schwächling knechtisch den linken Backen bietet, wenn er den Streich auf dem rechten empfangen; oder wenn es der starke christliche Held thut, der den Schlagenden zerschmettern könnte?

D. Gewiß.

G. So meine ich nun, Christi Lehre und Beispiel gelte den Starken, Wehrhaften, predige freiwillige Hingebung, Entsagung der Übermacht.

Ich meine, es könne nichts Unzeitigeres und kein ungeheureres Mißverständnis geben, es heiße Spott mit Christi Lehre treiben, wenn wir einer durch alle möglichen Sünden entnervten feigen Jugend Duldung predigten und wähnten, die schönste Blume christlicher Heldenkraft wüchse auf solchem ausgemergelten Boden. Nein, laßt uns zuerst ein kräftiges Geschlecht erziehen, Männer, von denen es wieder heißt: stark wie die Löwen, mild wie Lämmer, Männer, die den Sieg in den Händen haben — denn nur sie sind für das Höchste reif — für Selbstbesiegung und Duldung.

---

2) Leibesertötung. Leibesbelebung.

D. Ich kann deiner Auslegung der Lehre von der christlichen Duldung nur bedingt beitreten.

Wie du, bin ich überzeugt, christliche Begeisterung heilige allein das Dulden und verkläre die schmachvollste Leibesschmach zur höchsten Glorie. Daß aber der Duldende seinen Henkern überlegen sein, daß sein Dulden, wie du sagtest, freiwillige Entsagung seiner Übermacht voraussetzen müsse, glaube ich nicht. Denke nur an die Märtyrergeschichten der früheren Christen, die gewiß der lastenden Übermacht des herrschenden Heidentums unterlagen, denke an schwache Weiber, die litten.

G. Laß mich mit einem Verse aus einem alten Liede antworten:

Löwen laßt euch wiederfinden,
Wie im ersten Christentum,
Die nichts konnte überwinden.
Seht nur an ihr Martertum,
Wie in Lieb' sie glühen,
Wie sie Feuer sprühen,
Daß sich vor der Sterbenslust
Selbst der Satan fürchten mußt'.

„Selbst der Satan fürchten muß" — sagt der Dichter. Er hält also die Märtyrer, „die nichts konnte überwinden," für die Übermächtigen; auf ihrer Seite ist der Sieg, auf Satans Seite die Furcht.

O. Das ist eine wunderliche Antwort, ich weiß nicht recht, wie ich sie erklären soll.

G. Du gabst doch zu, daß Christus seiner göttlichen Übermacht entsagte, da er litt.

O. Gewiß.

G. Meinst du, der dem Paulus und Petrus Kraft gab, Kranke zu heilen, Tote zu erwecken, der habe sie nicht vor ihren Henkern schützen können? — glaubst du nicht, daß die Apostel sich im Siegesgefühle selbst dem Tode weihten?

O. Wie verschieden ist aber diese Überlegenheit von jener rein leiblichen, die ich immer von seiten der Turner preisen höre!

G. Rein leiblichen?

O. Wo ist denn überhaupt von dergleichen leiblicher Ausbildung bei den früheren Christen die Rede?

G. Ich gestehe — nirgends.

O. Im Gegenteil zieht alles auf Ertötung des Leibes. Schon in den Schriften der Apostel, besonders im Paulus spricht sich Verachtung des Fleisches, Sehnsucht nach Entäußerung des Leibes, Wunsch zu sterben aus. Und diese Ansicht des Leibes reicht durch die Geschichte der Kirche bis in ziemlich späte Zeiten hinab, offenbart sich thätig im Geißeln, Wachen, Fasten, die auf Tötung des Fleischlichen ausgehen, am stärksten aber im Cölibat, das gegen die leibliche Fortpflanzung des Geschlechts auftritt.

G. Alles das läßt sich nicht leugnen.

O. Wie kann nun der Turner ebenfalls im christlichen Geiste handeln, wenn er den Leib und Leibesbildung so hoch anschlägt? Denkt er christlich, so müßte Paulus selbst nicht christlich sein.

G. Das Sprichwort sagt: wenn zwei dasselbe thun, so sei es nicht immer dasselbe. Man könnte hinzusetzen: wenn zwei Entgegengesetztes thun, so sei es nicht immer entgegengesetzt.

O. Paulus und die Turner —

G. Möchten nicht so entgegengesetzt sein, als du meinst. Sagt nicht Paulus, die Leiber seien Christi Glieder. „Wisset ihr nicht," spricht er, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist, welchen ihr habt von Gott und seid nicht euer selbst? — Preiset Gott an eurem Leibe und in eurem

Geiste, welche sind Gottes." Kann der Leib höher, heiliger geachtet werden?

Und wenn er sagt: „Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib," so dringt sich der Gedanke auf: nur ein gutes, gesundes Saatkorn bringe gute, gesunde Frucht.

D. Die Betrachtung führt tief.

G. Sollen wir uns verständigen, so muß zuerst eine biblische Auslegung vorangehen.

D. Welche?

G. Die Heiden der römischen Welt waren um Christi Zeit allen viehischen Lüsten hingegeben. Der reine, schaffende Naturgeist der Urwelt belebte sie nicht mehr; die Leiber faulen aber, wenn die Lebensgeister ermatten. Gegen diese matte Verwesung predigten Christus und die Apostel, sie predigten Auferstehung der Geister zum freien Leben, Ertötung des Fleisches, das schwach und nichts nütze sei, Ertötung tierischer Leibesleidenschaft und so Heiligung des Leibes zum Tempel des Heiligen Geistes. Der geheiligte Leib war ihnen heilig, wie Paulus in der von mir angeführten Stelle deutlich ausspricht — ja, wie es sich am tiefsten in der Lehre vom Abendmahle zeigt.

D. Ich gebe dir diese große Scheidung des tierischen Leibes, der den königlichen Geist unterdrückt hatte, von dem geheiligten Leibe zu; ich gebe zu, daß jene Leibeskasteiung, Fasten, Wachen, Geißeln, Ehelosigkeit nur jene Heiligung bezielten. Dagegen wirst du mir eingestehen, daß alle Leibesbildung der Apostel und früheren Christen eben nur verneinend war; Bildung durch Leiden; von einer thätigen, übenden Ausbildung findest du keine Spur.

G. Ich kenne keine, sehe aber nicht, warum eine solche Ausbildung im geringsten unchristlich sei.

D. Wohl nicht, wofern sie nicht tierisch den Leib auf Kosten des Geistes heben will.

G. Wenn nun die Turnkunst gerade das Gegenteil bezielte?

D. Wieso?

G. Ehe ich dir antworte, laß mich einen Blick auf die Entwickelungsgeschichte des Christentums werfen. In dem Maße, als es herrschend wird, nimmt die Zahl der Märtyrer ab. Mit dem Selbstopfern vermindert sich in späteren Jahrhunderten das Selbstquälen — die Leibeskasteiung zur Reinigung. Der

wichtigste Schritt geschieht zur Zeit der Reformation durch Aufhebung des Eheverbots der Priester — ein Zeichen, daß die Ehe als wahrhaftes Sakrament, als nicht bloß leiblicher, sondern zugleich geistiger Natur betrachtet und deshalb dem Geistlichen zukommend geachtet wird. Dagegen beginnen die ritterlichen Übungen des Adels, der sich zur Zeit der Kreuzzüge nicht der Sarazenenherrschaft duldend unterwirft, wie sich die ersten Christen der römischen Heidentyrannei duldend unterwarfen, sondern durch christliche Predigt aufgeregt, Christi Herrschaft gegen Mahomed verficht. Zugleich blühen die Künste auf im Dienste der Kirche, Sinnenlust wird geheiligt, das Gegenteil jener viehischen Sinnenlust, deren Ertötung die Apostel predigten. — Du siehst, wie sich die verneinende, leidende Leibesausbildung zur Heiligung in eine thätige christlicher Ritter und Künstler umgestaltet.

O. Jetzt sehe ich, wohin du zielst.

G. Diese thätige Ausbildung herrscht, seitdem sie einmal begonnen, bis auf das gegenwärtige Turnwesen hinab, ist eben so christlich als jene leidende, ja beide haben ein Ziel, dem sie sich nur auf entgegengesetztem Wege nähern: Heiligung durch Befreiung von der tierischen Herrschaft der sterblichen Leiber. Aber dic thätige Leibesbildung der späteren Jahrhunderte führt weiter, als die leidende der ersten Christen: — nicht bloß zur Befreiung von tierischer Leibeslast, Ertötung des Fleisches, sondern dahin, daß der Leib nicht mehr Last, sondern Freund des Geistes, daß er durch und durch geistig belebt und verklärt werde. Das ist das höchste Ziel des Turnens.

---

3) Reinigung.

O. Der Unterschied zwischen der früheren christlichen Heiligung und Vergeistigung durch Leibesertötung und der späteren durch Leibesbelebung leuchtet mir ein. Aber eine Art verneinender Leibesbildung, eine Übung im Entsagen muß doch auch jetzt noch stattfinden?

G. Gewiß, aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen unserem Entsagen und dem früheren Ertöten. Die Natur treibt den Menschen durch Fortpflanzungs- und Selbsterhaltungstrieb, durch Hunger und Durst, Frost und Hitze, durch Müdigkeit, durch Gold und Silber. Werden diese Triebe übermächtig, so arten sie in Leidenschaften aus — der Mensch verhält sich

leidend zu den Trieben, statt sie zu beherrschen — in die Leidenschaften der Wollust, der Todesfurcht, der Völlerei, der Putzsucht, der Faulheit, des Geizes. Gegen die Leidenschaft waffnete sich, wie wir sahen, der alte Christ so, daß er den Naturtrieb nicht nur nicht befriedigte, sondern mit übersittlich christlicher Kraft das Gegenteil von dem, was er forderte, that. Gegen Fleischeslust geißelte er sich, gegen Völlerei setzte er das Fasten, gegen Putzsucht Barfüßigkeit und härenes Gewand, gegen Faulheit angestrengtes Wachen, gegen den Geiz das Gelübde der Armut, gegen die Todesfurcht Todeslust. So knechtete er den Leib, statt sich von ihm knechten zu lassen. Das mußte geschehen, weil die Menschen vor der Erscheinung Christi ganz der Macht des natürlichen, leiblichen Lebens unterworfen waren. Dies Äußerste mußte durch das entgegengesetzte Äußerste besiegt werden, natürliche Gewalt durch sittliche. Allmählich scheinen sich beide Gewalten zu versöhnen. Als nächstes Ziel erscheint Duldung und sittliche Mäßigung der Naturtriebe; als entfernteres, wie wir sahen, nicht Ertötung, sondern christliche Verklärung derselben. Das zeigt sich auch in der Erziehung. Sie meint: wie das Tonwerkzeug rein gestimmt sein müsse, auf welchem der Meister spielen will, so müsse der Leib rein gestimmt sein vor aller Leibesübung und Leibesbildung höherer geistiger Art. Darum erneute und verdoppelte sich beim Entstehen der Turnkunst die Anforderung an die Jugend zur Reinigung von leiblichen Sünden, zur Keuschheit und Mäßigkeit. Diese Anforderung war um so dringender, als vorher nicht bloß die Roheren sich den Ausschweifungen ergaben, sondern unter den Gebildeteren eine vornehme Verachtung alles ehrbaren Lebenswandels frech hervortrat. Ein genialer Mensch, wähnte man, könne bei seinem großen weiten Dasein nicht zugleich im engen Lebenskreise Maß und Ordnung halten; das könne nur der Spießbürger, welcher, beschränkt auf den Lebenskreis, einzig in und für denselben lebe. Christi Beispiel wird vergessen, der bei einem unergründlichen göttlichen Dasein seine Feinde als Zeugen seines täglichen Lebenswandels fragte: wer von euch kann mich einer Sünde zeihen? — Unchristlich erlag man aber nicht bloß großen Leidenschaften, sondern einer Menge Angewohnheiten, die leider für unschuldig galten und noch gelten, aber in unserer Zeit die Menschen fast mehr knechten, als jene großen Leidenschaften selbst.

Meinst du den Genuß des Thees, Kaffees, hitziger Getränke, das Tabakrauchen?

G. Diese meine ich, nicht aber den menschlichen Genuß des edeln, durch das Abendmahl selbst geheiligten Weines.

D. Wie darfst du aber den ersten Stein aufheben?

G Ich hebe ihn gegen niemand auf, sonst wäre ich mir selbst der Nächste,*) wohl aber gegen die Tyrannei der Angewohnheiten, welche in den letzten zwanzig Jahren unglaublich zu der überspannten, kränklichen Reizbarkeit und scheinbaren Lebhaftigkeit der Gebildeteren mitwirkten. Wie die mephistophelischen Geister den Faust durch Bilder und Gefühle berücken, so täuschte ein inneres Blendwerk geistig-ätherischen Lebens, durch seine unheimlichen Mittel heraufgezaubert. Geistige Erschlaffung folgte der geistigen Überspannung. — Selbst in manchen tiefsinnigen Schöpfungen der größten Geister unserer Zeit fühlt sich so etwas Unheimliches durch, ein halb magnetischer, phantastischer Zustand, durch Reizmittel gehegt, seltsam mit einer großen überwachen Klarheit und Beweglichkeit des Verstandes gepaart. Herrliche Winterblumen scheinen in Brownschen Mistbeeten erzeugt, und der Frühling noch fern zu sein, da Propheten bei Heuschrecken und wildem Honig geistesmächtig sein werden.

Möchte durch die Turnkunst wieder echte Gesundheit bezielt, das Nervensystem nicht mehr auf Kosten des übrigen Leibes überbildet, sondern ebenmäßig und im Einklange mit ihm ausgebildet werden! Tritt auch für eine Zeit jene unnatürliche, überzarte Geistigkeit zurück, so darf das nicht irren. Eine neue Art wird sich entwickeln, eine gesundere, sittlichere Geistigkeit, kurz eine christlich natürliche, von unheimlicher Naturgewalt freie.

---

4) Sinnenausbildung.

D. Ich gebe dir zu, was du in unserem letzten Gespräche gegen Überreizung des Nervensystems sagtest; allein gegen eine gesunde Ausbildung der Sinne wirst du doch nichts einwenden?

G. Bewahre!

D. So löse mir einen Zweifel. Du sagtest: Turnen beziele höchste geistige Belebung und Verklärung des Leibes. Wie kommt es nun, daß es gerade den leiblichsten Teil des Leibes, die Muskelkraft, übt, den geistigeren, die Sinne, so gut wie

*) Der Verfasser meint sich.

nicht? Auge und Ohr gehören doch auch dem Leibe an, Aug- und Ohrübungen sind doch auch Leibesübungen.

G. Wenn ich von dem sprach, was das Turnen beziele, so wundere dich nicht, wenn das Ziel noch nicht erreicht ist, da man eben erst anfängt. Früher oder später wird sich die Kunst der Sinnenausbildung, wenn nicht aus der gegenwärtigen Turnkunst entwickeln, doch gewiß an dieselbe anschließen.

O. Brachte nicht GutsMuths dies schon in Anregung?

G. Ja, nur auf eine sich an Rousseau anschließende, wie mir scheint, einseitige Weise.

O. Wie kommt es aber, daß Jahn, der doch nach GutsMuths auftrat, die Sinnenausbildung so wenig beachtete?

G. Dazu hatte er mehr als einen Grund. Jede Bildung schreitet vom Gröberen zum Feineren fort, so auch die des Leibes. Wie der Frühlingssaft erst Stamm und Zweige neu belebt, ehe er Blätter und Blüten treibt, so mußte Belebung der roheren Muskelkräfte der Sinnenbelebung vorangehen. Auge und Ohr ausbilden bei einem übrigens schwächlichen Körper, ist widernatürlich und überspannt. — Einer neuen Belebung der Muskelkräfte bedurfte es aber, besonders in den höheren Ständen. Irrtümer und Sünden hatten die Leiber verdorben. Duckmäuserige, matte Geistigkeit stellte sich selbst vornehm gegen den Leib und rühmte sich kränklicher Schwächlichkeit. Zur Wiederherstellung des richtigen Verhältnisses zwischen Geist und Leib mußte eben der leiblichste Teil des Leibes ins Auge gefaßt, er mußte gestärkt werden, ehe an Ausbildung des geistigeren Teils, der Sinne, zu denken war.

O. Sollte nicht auch die Zeit, in welcher das Turnen entstand, hier mitgewirkt haben?

G. Gewiß. Im Jahre 1811 mußte man mehr darauf denken, Kämpfer für die Errettung des Vaterlandes, entschlossene Geister in rüstigen Leibern zu bilden, als reizbare, für Natur und Kunst empfängliche Sinne. — Was nun der natürliche Gang der Entwickelung, was die Stärkung der Leiber, was die böse Zeit forderte, fand in Jahn den rechten Mann.

---

5) Das Turnen und der Staat.

O. Lieber Turnanwalt, wirst du mir heute wohl noch einmal Rede stehen?

G. Gewiß wieder „Klagen nichts als Klagen“.

O. Was man recht lieb gewinnen soll, sagt ein tiefsinniger Mann, muß man vorher tüchtig bekriegt haben.

G. Eine schöne Ausrede! Sie soll mir wohl Hoffnung machen, dem Turnwesen in dir einen treuen Liebhaber zu gewinnen? Doch, laß die neuen Einwürfe hören!

O. Einer sagte mir: „das Turnen sei eine rohe Leibesübung, über welche der Geist vernachlässigt werde. Ob denn die Kinder Luftspringer und Seiltänzer werden sollten? Bald darauf klagte ein anderer: das Turnen sei schon gut, wenn es sich nur einzig auf Leibesübungen beschränkte; aber mit den Leibesübungen verknüpfe man allerhand geistige Lehre, das tauge nichts. Was sagst du dazu?

G. Auf zwei einander so widersprechende Anklagen, brauchte ich als Anwalt gar nicht zu antworten; doch will ich versuchen, den Punkt, den beide berühren, aufzuhellen. Jahn beschränkte sich allerdings nicht auf umfassendes Darstellen und Lehren der mannigfaltigen Leibesübungen mit Einsicht in ihre wechselseitigen Verhältnisse und Einflüsse bei Ausbildung des Leibes. Er fühlte vielmehr sehr wohl, daß das, was die gewöhnlichen Meister im Fechten, Schwingen, Reiten u. s. w. rein leiblich betrieben, durch ein geistiges Element verklärt werden müsse.

O. Kannst du mir dies Element nicht näher bezeichnen?

G. Es fällt schwer, im Beginn einer großen Entwickelung den ersten Keim des mächtigen Geistes zu fassen, der zukünftige Jahrhunderte hindurch in den mannigfaltigsten Gestalten und Thaten leben und weben soll. Er läßt sich mehr ahnen. Nicht bloß in Jahn, in vielen regt er sich. Am lebendigsten tritt er aber aus den jüngeren Turnern hervor, in deren Herzen er treibt und wirkt, und sie so gewaltig an den Turnplatz fesselt, wie es bloß leibliche Übungen nie vermöchten.

O. Widersacher behaupten aber: es sei ein revolutionärer Geist.

G. Wie Luthers Geist revolutionär war, wie alle Geister revolutionär sind, denen die Menschheit ewige Jugend durch Erneuung verdankt.

O. So meinen es die Gegner nicht, sie sprechen von einem jakobinisch-revolutionären Geiste.

G. Mißdeuten läßt sich vieles. Aber so wird keiner mißdeuten, dem es Ernst um das Verständnis des Turnwesens, ja Ernst um das Verständnis der deutschen Zukunft ist. Dazu gehört aber ein unbefangenes Lesen der Schriften über das

Turnen und verwandte Gegenstände, ja noch mehr, anhaltende Beobachtung des Turnens selbst, freundliches Zusammenleben mit Turnern — vornehmlich aber Einsicht in die Irrtümer und Sünden der Zeit und herzlicher Wunsch, ihnen abzuhelfen.

O. Kannst du denn jenen Vorwurf des Jakobinismus wirklich entkräften?

G. Jakobinismus! Bedächten doch die Gegner, welch Wort sie da brauchen! Wären sie doch überzeugt, daß die Freunde des Turnwesens irrten, immer müßten sie ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie es es ehrlich meinten. Und nun vergleicht man sie mit Jakobinern, diesen scheußlichsten Ausgeburten der Hölle, die je in Menschengestalt erschienen sind.

O. Die Turner müssen aber doch Veranlassung dazu gegeben haben!

G. Auf dem Turnplatz sind mir nie Äußerungen zu Ohren gekommen, die auch nur entfernt eine solche Deutung erlaubten. Damit du aber nicht glaubst, ich nehme Partei, so verweise ich dich auf Jahns deutsches Volkstum und auf seine deutsche Turnkunst.

O. Laß hören!

G. „Frisch, frei, fröhlich und fromm",*) der Turner Wahlspruch, ist das ein Jakobiner-Wahlspruch?

O. Wahrlich nicht.

G. Oder wenn es heißt**): „Deutsches Volk, verachte nicht deine alten Fürstenhäuser durch Kleinmut, schlage die Weltgeschichte auf, suche bessere Geschlechter heraus" — ist das jakobinisch?

O. Wahrhaftig nicht.

G. Oder wenn Jahn sagt***): „es ist eine Ungerechtigkeit gegen alte Geschlechter, die alt wie der Staat und oft sogar seine ersten Mitbegründer sind, wenn der Machtspruch eines Augenblicks so viel gelten soll, als die saure Arbeit ganzer Jahrhunderte. Kann sich jeder Kohlhans durch das Vorhängsel „von" Überlieferungen früherer Thaten gleich stellen, so gilt ein sterbendes Wörtchen (das in Ewigkeit kein Schöpfungswerde wird) so viel als die lange Frucht der Zeit. Eine alte tausendjährige Eiche, die noch fortgrünt, ist ehrwürdig, wie jedes Alter,

*) „Turnkunst." S. 233.
**) „Volkstum." S. 282.
***) „Volkstum." S. 286.

so nützliche Jahre verlebt hat. Man denkt an alles, was sie erlebt und überstanden, wie manchem Vorwanderer sie Schatten und Kühlung gegeben. Vor dem Pilze bleibt niemand lange stehen" u. s. w. Ist das jakobinisch?

O. Das vollkommenste Gegenteil.

G. Oder wenn es heißt*): „durch Umwälzungen in der Staatenwelt ist selten Gutes geschehen, und das Wenige bleibt nur ein Beiläufer von einem Heer von Greueln." — Oder wenn Jahn erzählt**): „selbst in schlimmster Franzosenzeit ist der Turnjugend Liebe zu König und Vaterland ins Herz gepredigt worden." — Ist das alles jakobinisch?

O. Die Gegner müssen wirklich nicht Jahns Werke gelesen haben.

G. Und zudem widersprechen sie sich selbst, indem sie bald Jakobinismus vorwerfen, bald tadeln, daß Jahn und seine Turnfreunde eine Verfassung wünschten. Wann haben je die anarchischen Königsmörder eine Verfassung bezielt?

O. Ich hörte aber sagen: „Jahn und seine Freunde wüßten selbst nicht, was sie unter Verfassung verständen."

G. Am Ende weiß das jeder und keiner. Jeder wünscht ungestörte Sicherheit seines Lebenskreises von außen und volle Freiheit innerhalb desselben; er denkt sich unter Verfassung eine Einrichtung, die ihm und allen dies gewährt, eine Einrichtung, die dem regierenden Teile die freieste Hand zum Guten läßt, ihn aber bindet, wenn er Böses will. Wie aber eine solche Einrichtung zu treffen sei, darüber möchten freilich wenige, vielleicht niemand Auskunft geben können.

O. Das mag sein. Ich dächte aber, es wäre am besten, die Jugend würde mit gar keinen bürgerlichen Betrachtungen behelligt.

G. Wird sie es denn jetzt? Das Turnwesen entstand 1811. Da konnte die Jugend freilich nicht bloß zu allgemeiner Tüchtigkeit erzogen werden, sondern das Elend, worin das deutsche Vaterland schmachtete, war ihr vor Augen zu halten als Folge bürgerlicher Zerrüttung und innerer Spaltungen. Sie mußte zur raschen bürgerlichen Reife ausgebildet werden, weil es schleunige Rettung des Vaterlandes galt. Der rettende Krieg ist ausgefochten; was Wunder, wenn die ersten Töne nachklingen!

---

*) „Volkstum." S. 283.
**) „Turnkunst." S. 234.

D. Es freut mich, daß du auch fühlst, es bedürfe hier einer Entschuldigung.

G. Sei nicht zu rasch. Töne sind damals erklungen, die in allen Zeiten fortklingen mögen!

D. Welche?

G. Ein Deutschland.

D. Daß du gerade das heraushebst. Fällt es denn nicht in die Augen, wie Deutschlands Größe eben in der Mannigfaltigkeit seiner Völker und Fürsten besteht, wie sein reiches Leben durch jene Einheitsprediger gefährdet wird!

G. Wunderlicher Mensch, predigen sie denn ein Preußen, oder ein Österreich, oder ein Bayern — wollen sie ganz Deutschland in ein Preußen, oder ein Österreich oder ein Bayern zusammenschmelzen? Dann hättest du recht. Wer denkt aber daran? Ein Deutschland wünschen sie, friedliches, freundliches Beisammenleben aller deutschen Stämme in aller ihrer mannigfaltigen Eigentümlichkeit, wechselseitige Anerkennung, Achtung und Liebe, und wenn es gilt, einige Stärke gegen äußere Feinde. — Jahrhunderte haben die Deutschen über den gräßlichen inneren Zwiespalt ihres Vaterlandes gejammert; nun sich der erste wohlwollende Ernst zur Aussöhnung zeigt, da erhebt man von vielen Seiten ein Geschrei, als wäre die größte Gefahr vorhanden.

D. Aber das Predigen des Franzosenhasses, nachdem der Krieg längst zu Ende, ist doch höchst unnütz!

G. Unnütz? Wie du es nimmst. Ich kenne nichts Unwürdigeres als Hohn über einen geschlagenen Feind. Ist es denn aber nicht zum Langweilen oft, und leider für so viele doch nicht oft genug gesagt: daß französischer Einfluß siegreich im innersten Geist und Herzen unzähliger Deutschen fortlebt, daß unzähligen noch heute französische Bildung in Sitte und Sprache höchstes Ziel ist, besonders einem großen Teile des deutschen Adels, der ein besseres Beispiel geben sollte. Diesem Franzosentum innerhalb Deutschlands Grenzen gilt der Krieg.

D. Aber Hintansetzung des Fremden, solche gewaltsame Selbstbeschränkung auf Einheimisches, Volkstümliches scheint mir dem Deutschen ganz unnatürlich, seinem weltbürgerlichen Charakter ganz widersprechend.

G. Deine Einwürfe stehen einander im Lichte.

D. Wie so?

G. Hättest du vorhin Besorgnis geäußert: Sachsen, Preußen, Hessen möchten durch gewaltsame Selbstbeschränkung auf Ein=

heimisches, Stammtümliches ihren deutschen volkstümlichen Charakter einbüßen, so erschiene dein jetziger Einwurf als Erweiterung des ersten. Du bezeugtest aber die ganz entgegengesetzte Besorgnis: es möchte sich die Eigentümlichkeit deutscher Stämme in ein charakterloses allgemeines Deutschtum auflösen. Doppelt müßtest du sonach fürchten: die Eigentümlichkeit der Deutschen möchte sich in ein ganz charakterloses Weltbürgertum verlieren. Und wahrlich diese Furcht wäre gerechter, als die umgekehrte, für gewaltsame Selbstbeschränkung Deutschlands!

O. Ich muß dir wohl recht geben.

G. Man glaubt doch nicht: ein guter Bürger müsse kein eigenes Haus haben, um ganz der Stadt zu leben — so soll man auch dem Deutschen nicht ansinnen, der Welt zu leben, sich in alle Völker hineinzuleben, ohne Vaterland. Meint man denn: der Teufel spielte auf den Deutschen, wie jener Narr auf der Geige, der mit ihr kümmerlich alle Instrumente nachahmte, aber keinen gesunden eigentümlichen Geigenton hervorzubringen verstand? Was soll die dürftige stümperhafte Nachahmung der Flöten und Hoboen, sagte ihm ein verständiger Kapellmeister, wir haben ja Flöten und Hoboen selbst. Deine Affengeige wird sie doch nicht übertreffen wollen? Schande daß du das edle Instrument so herabwürdigst, das im Orchester mit Recht den Reigen aller Instrumente anführt.

O. Die Nutzanwendung ist klar; ein Weltaffe ist freilich kein Weltbürger.

G. Darin liegt eben das Mißverständnis. Der Teufel sei ein Affe Gottes, sagten schon längst Leute „die sich darauf verstanden,“ die Jesuiten. Wenige große reichbegabte Deutsche — wie Goethe, Tieck — haben sich mit Liebe und Geist in fremde Völker vertieft und eingelebt. Durch Verständnis und Liebe der Herrlichkeiten ihres Vaterlandes waren sie dazu gereift. Und mit diesen großen Geistern vermengt man solche, die sich zu französischen Affen herabwürdigen, weil sie zu gottverlassen ohnmächtig sind, um deutsche Menschen zu sein. Man wähnt, es sei einerlei, ob ein großer im Vaterlande reichgewordener Kaufmann Kapitalien an allen Enden der Erde anlegt, oder ob ein bankrotter nirgends einheimischer Hausierer allerorten borgt und mit dem Borg noch groß thut!

O. Ich fürchte aber, das Predigen gegen Französelei der Deutschen dürfte, durch Mißverständnis, einen wahrhaft unchristlichen Haß gegen die Franzosen selbst erzeugen.

G. Willst du es mir ins Gewissen schieben? Du bekommst doch ähnliche Antwort. Welcher Deutsche ist denn reif zur Franzosenliebe? Ist es ein Preuße, so bewähre er sich erst durch Liebe gegen den Österreicher und Bayer; ist es ein Bayer, so zeige er erst Liebe gegen den Preußen. Wer sein Kind nicht liebt, kann er den Fremden lieben? Meint man, der barmherzige Samariter habe nur Herz für den Fremden, keins für Weib und Kind und Samariter gehabt? Wollen sich die leeren Allerweltsbürger christlicher Vollkommenheit, der allgemeinen Menschenliebe, ja der Feindesliebe rühmen, während sie herzlos in dem engen Kreise ihres Daseins, gleichgültig gegen Mitbürger und Landsleute sind? Nein, der Deutsche, der mit unbefangener herzlicher Liebe alle Deutschen umfaßt, nur er ist reif zur Liebe fremder Völker; solange er noch einen Funken Haß gegen irgend einen deutschen Stamm hegt, rühme er sich nicht des Größeren, ehe er das Kleinere erfüllt hat.

O. Du möchtest recht haben. — Doch ich muß auf eine frühere Frage zurückkommen, die du mir noch nicht beantwortet hast: wozu nämlich das Reden über bürgerliche Angelegenheiten auf den Turnplätzen tauge?

G. Ich sagte dir ja: 1811 habe die gewaltsame Zeit eine gewaltsame Erziehung herbeigeführt. Hast du denn jetzt solch Reden gehört?

O. Du weißt, ich war nicht auf dem Turnplatz.

G. Ich war darauf, habe es aber auch nicht gehört, noch weniger mir selbst zu schulden kommen lassen. Auch stimme ich dir ganz bei: es gehört nicht dahin. Wie das Turnen menschliche Leibesübungen bezweckt, nicht bürgerliche für künftige Leibesthätigkeit etwa des Schmieds, des Tischlers, des Bergmanns; so wird auch der sittliche Sinn nicht bürgerlich gebildet, sondern menschlich, für Wahrheit, Offenheit, Treue, Mäßigkeit, Keuschheit, zum Haß gegen Lug und Trug, gegen Völlerei und Geilheit. Laß den Sinn Wurzel fassen in den Turnern, es wird sich aus ihm in späteren Lebensverhältnissen bürgerliche Tugend entwickeln, ohne alle künstliche Abrichtung zu solcher Tugend, ohne unzeitiges bürgerliches Treibhäuseln, das der natürlichen Reifezeit voranseilt.

O. Damit scheint mir aber im Widerspruch zu stehen, daß den Turnern unzeitig auf alle Weise Vaterlandsliebe ans Herz gelegt wird.

G. Wie, meinst du denn, das Vaterland sei eine bürger-

liche Einrichtung; um es lieben zu können, müßte man erst deutsches Bürgerrecht erworben haben? Glaubst du nicht, daß deutsches Land, deutscher Himmel, deutsche Herzen auch den Jüngsten mit tausend Liebesbanden fesseln, ehe er die Worte „deutscher Staat“ gehört — und daß eben diese Liebe das Lebensherz aller späteren Bürgertugenden ist?

O. Deutscher Himmel, deutsches Land — wo fesseln diese das Kind und den Jüngling? Sein Wohnort, seine nächsten Umgebungen fesseln ihn; Deutschland ist ein Begriff, den er noch gar nicht zu fassen vermag.

G. Wie sich die Einwürfe kreuzen! Einmal heißt es: das deutsche Vaterland sei viel zu eng und beschränkt für den weltbürgerlichen Sinn der Deutschen. Und nicht etwa der deutschen Männer, sondern der deutschen Kinder, wie diese Meinung ja von Tausenden dadurch an den Tag gelegt wird, daß sie den Gesichtskreis kleiner Kinder durch Lehren fremder Sprachen, der Kunde fremder Länder und fremder Geschichten weit über Deutschlands Grenzen erweitern. Und dieselben Menschen, die ein solches Lehren ganz natürlich finden, weil es herkömmlich, dieselben sind unzufrieden, wenn der deutschen Jugend das Vaterland ans Herz gelegt wird, weil dies die jugendliche Fassungskraft übersteige.

O. Sag' mir aber nur: was soll auch die Jugend bei dem Namen „deutsches Vaterland“ denken?

G. Denken? Unsere frommen Vorfahren ließen die Kinder beten, lehrten ihnen erbauliche Bibelsprüche und Lieder. Das kindliche Herz fühlte in Andacht seines Lebens Leben, der tiefe Eindruck erlosch nie und heiligte das ganze Dasein bis an den Tod. Aufklärer fragten: „was kann sich das Kind bei dem Namen Gottes und Christi denken?“ Gebet, Bibel und Lieder wurden abgeschafft. Das war ärger als Kirchenverwüstung; es verwüstete das innere eingeborene Herzensheiligtum. Wollen wir den Kindern auf gleiche Weise den Namen Vaterland rauben, um denselben für den reifen Verstand der Männer aufzusparen? Der Name wird die Männer nicht ergreifen, die Männer werden den Namen nicht begreifen, wenn sie ihn nicht von früher Jugend auf instinktmäßig geliebt, wenn sie nicht in der Erdscholle, auf welcher sie aufwuchsen, symbolisch das ganze Vaterland geliebt. Aber freilich, Väter und Lehrer der Jugend, welche ihr Liebe zum Vaterlande einprägen wollen, müssen es selbst von Herzen lieben.

O. Und am wenigsten revolutionär gestimmt sein.

G. Den Vorwurf des Jakobinismus denke ich gründlich von den Turnern zurückgewiesen zu haben. Solltest du aber einmal Äußerungen vernehmen, die dir revolutionär klingen, so denke wieder, es seien Nachklänge von 1813, aus jenem Jahre, da ganz Preußen, vom König bis zum Bauer im Aufstande war, und erinnere den, der sie äußert: die Zeit der Gewaltsamkeit sei gottlob vorüber, jetzt bedürfe es ruhiger stiller Entwickelung. — Die Sache hat aber eine andere Seite. Jede keimende Wahrheit ist revolutionär gegen den entgegenstehenden herrschende Irrtum, jede keimende Tugend revolutionär gegen das im Schwange gehende, ihr widersprechende Laster. Daher entsteht immer Geschrei, wenn jugendliche frische Wahrheiten und Tugenden aufblühen. Die herrschenden Irrtümer und Laster wittern den herannahenden starken Feind und das Ende ihrer Gewalt.

O. Du meinst aber doch gewiß nicht, Irrtümer und Laster müßten auf französisch-revolutionäre blutige Weise ausgerottet werden?

G. Wie kannst du so toll fragen? So gewitzigt ist doch wohl jeder durch die französische Revolution, daß er nicht wähnt, Kopfabschlagen sei ein sicheres Mittel gegen Kopfschwäche. Der Himmel behüte uns vor solchem Teufelaustreiben durch Beelzebub, da der unsaubere Geist zurückkehrt mit sieben Geistern, die ärger sind, als er selbst. Doch im Preußischen hat es wahrlich keine Not.

O. Was schützt aber Preußen eigens gegen Revolution?

G. Widerstrebt eine Regierung der Entwickelung des göttlichen Zeitgeistes, will sie Veraltetes, Abgestorbenes gewaltsam erhalten, eine faule Hütte mit faulen Pfählen stützen; dann darf sie sich freilich nicht wundern, wenn ihr zuletzt das Dach über dem Kopf zusammenbricht. Entgegengesetzt handelt die preußische Regierung. Aufmerksam beobachtet, folgt und befördert sie die Entwickelung des Zeitgeistes; so ward eine Erneuung friedlich herbeigeführt, für welche in Frankreich Millionen blutige Opfer fielen. Denke an Aufhebung vieler Adelsprivilegien, Aufhebung des Zunftzwangs, Einführung der Landwehr.

Über alles das habe ich aber viel schreien hören, besonders in der neusten Zeit.

G. Was Wunder! Ich habe selbst geschrieen. — Jeder Erneuungsprozeß führt nun einmal einen unbehaglichen Zustand,

wenn man aus einem alten baufälligen Hause, in welches man sich aber bequem eingelebt hat — in ein neues, zwar schöneres, aber noch nicht eingerichtetes zieht. Das alte Haus wird beim Ausräumen wüste und leer, im neuen steht alles verworren durcheinander. Will man sich setzen, so fehlt es an Stühlen, will man sich legen, an Betten. Nun, ungeduldig mag man wohl einmal werden! Wer wird aber jammern, als wenn er keine Wohnung mehr hätte, und gar nach der lieben alten Hausruine zurück verlangen, in welcher man so viele angenehme Jahre verlebt. Rühre sich lieber jeder und helfe in Ordnung bringen.

O. Gerade solch Zurückwünschen der vergangenen Zeit hörte ich von vielen Seiten, besonders pries man die strengen Formen Friedrichs des Zweiten.

G. So preiswürdig sie für ihre Zeit waren, so tödlich wären sie für die jetzige. Die größte Aufgabe unserer Regierung scheint mir darin zu bestehen: alle Verhältnisse so aufzulockern, daß jeder eigentümliche Entwickelungskeim ungedrückt frei treiben kann — und der Lockerheit ungeachtet, doch alles sicher zusammen zu halten.

O. Wo will es aber mit allem hinaus?

G. Aufgeben will die Regierung, was sich selbst aufgiebt, nicht durch eigene innere Kraft mehr halten kann. Das ist der Sinn des preußischen Suum cuique, dieses großen Gerechtigkeitsprinzips, das nicht fragt: „wen stellst du vor, sondern bist du der, den du vorstellst?"

Jeder unheilige Geistliche möge fallen, der wähnt, sein Amt solle ihn heiligen; jeder Adlige, der meint, sein Stand solle ihn heben, wenn er gleich unadlig ist in Sinn und That; jeder Handwerker, der ungeschickt und unbillig sich auf Abwehr der Konkurrenz geschickterer Meister durch Zunftzwang stützt! Selbst ist der Mann, heißt es jetzt; Menschen werden nicht mehr durch den Stand geheiligt, sondern die gesunkenen Stände sollen durch Menschen geheiligt, sich erneuen; jeder soll seiner Stelle im Volke wert sein und sich eben dadurch innerlich zufrieden, äußerlich sicher fühlen. So kann Gerechtigkeit auf Erden wohnen.

O. Aber lieber Freund, meinst du, dein Paradies lasse sich durch bloßes Vernichten des Veralteten schaffen? Meinst du, um dein Gleichnis zu brauchen, dadurch, daß man ein baufälliges Haus verläßt und einreißt, baue sich von selbst ein

neues auf? Wenn das wäre, müßte es nirgends vortrefflicher stehen, als in Frankreich; denn gründlicher ist das Einreißen nirgends betrieben worden.

G. Halte mich nicht für so thöricht. Freilich hat Preußen friedlich eingerissen, was Frankreich blutig gewaltsam; aber gottlob es hat mehr gethan als Einreißen. Hand in Hand mit diesem geht ein Erbauen, an welches in Frankreich niemand gedacht hat, und welches eben den Deutschen herrlich vor den Franzosen auszeichnet.

D. Worauf zielst du?

G. Auf die Erziehung. Welcher Franzose dachte an diese zur Zeit der Revolution? Die Schulen wurden zerstört, die besten Geistlichen waren vertrieben und die Jugend versank in die Barbarei. Wehe aber der Revolution, wenn das revolutionierende Geschlecht die Nachkommen vergißt! Wozu Vernichtung alter Formen und Einführung neuer? Werden nicht die Menschen, wird nicht die Jugend besonders erneut, so sind und bleiben die neuen Formen leeres Blendwerk. Solche hoffnungslose Umwälzung hat und wird sich Deutschland nie zu schulden kommen lassen, nur ein durch Egoismus kurzsichtiges, höchst verdorbenes Volk kann es. Denke nur an das, was Luther, den der Deutsche den französischen Revolutionären zur Beschämung hinstellen kann, was der für die Schule that, wie er sein Hauptaugenmerk auf sie richtete. So haben auch die Deutschen in der drangsalvollsten Zeit — zwischen 1806 und 13 — in dieser Prüfungszeit, da eine göttliche Revolution in ihren Gemütern sie zur Wiedergeburt stärkte, die Erziehung nie aus den Augen verloren. Den wüsten siegestrunkenen französischen Revolutionären vielmehr ganz entgegengesetzt, vergaßen sie sich selbst, und dachten nur auf die Nachkommenschaft. Nicht ohne Rührung las ich vor kurzem wieder, was Fichte in den Reden an die deutsche Nation 1808 hierüber sagte. „Daß wir es nicht mehr vermögen, thätigen Widerstand zu leisten, ist, als in die Augen springend, von jedermann zugestanden. — Wie können wir nun die Fortdauer unseres dadurch verwirkten Daseins gegen den Vorwurf der Feigheit und einer unwürdigen Liebe zum Leben rechtfertigen? Auf keine andere Weise, als wenn wir uns entschließen, nicht für uns selbst zu leben, und dieses durch die That darthun, indem wir uns zum Samenkorn einer würdigeren Nachkommenschaft machen und lediglich um dieser willen uns so lange erhalten wollen, bis wir sie hingestellt haben."

D. Mit solchen Gesinnungen stimmt es vortrefflich, daß die Regierung in jener bösen Zeit zwei Universitäten stiftete.

G. Sie hat mehr gethan, was nicht so in die Augen fällt.

D. Was meinst du?

G. Ich nannte dir alte Formen, die sie rasch abgeschafft. So durfte sie nicht gegen so manches veraltete in den Erziehungsformen, auf Schulen und Universitäten verfahren. Nur rasende französische Revolutionäre konnten das Kind mit dem Bade verschütten, die Schulen ganz abschaffen. — Es bedurfte hier eines langsamen, ja unmerklichen Erneuungsprozesses, einer Erneuung, die sich nicht befehlen läßt, sondern von selbst macht, wenn der Geist der Zeit Menschen mit neuen Bedürfnissen, neuer Liebe und neuen Talenten geboren werden läßt.

D. Zu denen du wohl Pestalozzi und Jahn rechnest?

G. Gewiß. Die Regierung hat es nun bis dahin so geleitet, daß Altes und Neues nicht feindselig gegen einander geraten. Gelehrte Schulen und Universitäten sind im ganzen dem Alten treu geblieben, Pestalozzi herrscht in Schullehrer-Seminarien und niederen Schulen, der Turnplatz steht wiederum für sich neben Universitäten, gelehrten und niederen Schulen und Seminarien. Die neuen Elemente konnten sich so ungestört eigentümlich entwickeln — schon zeigen sich Anfänge einer Wechselwirkung und Wechselstärkung zwischen Altem und Neuem. Das Alte, durch Jahrhunderte bestimmt ausgebildet, zügelt das rohe täppische Neue, und wird hinwiederum von diesem erfrischt und verjüngt. Segen und Gedeihen ist zu hoffen, wenn nur alle einzig das Beste der Jugend im Auge behalten, wenn keiner denkt, er allein habe das Rechte ergriffen, sondern jeder ihm sagen und warnen läßt, und mit Liebe die andern warnt; wenn alle, wie der redliche Fichte sagte, sich entschließen „nicht für sich selbst zu leben, und dieses durch die That darthun, wenn sie sich zum Samenkorn einer würdigeren Nachkommenschaft machen" — einer Nachkommenschaft, füge ich hinzu, deren Evolution, Entwickelung im göttlichen Geiste der Zeit, das deutsche Vaterland gegen alle Revolutionen sichern wird.

38.

Über die Verhältnisse und die Einrichtung von Turnanstalten.

Von Wilhelm Harnisch.

(W. Harnisch, „Das Turnen in seinen allseitigen Verhältnissen". Breslau 1819. S. 144.)

Christian Wilhelm Harnisch, geboren den 28. August 1787 zu Wilsnack in der Priegnitz — kaum 5 Meilen von dem Geburtsorte Jahns — studierte nach seiner Vorbereitung auf dem Gymnasium zu Salzwedel 1806 zu Halle und 1808 zu Frankfurt Theologie, fing aber bald an, sich der Pädagogik mit besonderer Neigung zuzuwenden. Zu Anfang 1810 nach Berlin berufen, um auf Kosten des Staates die Pestalozzischen Erziehungsgrundsätze kennen und ausüben zu lernen, benutzte er hier als Lehrer am Plamannschen Institute den Umgang mit mehreren ausgezeichneten Staats- und Schulmännern, wie Fichte, Schleiermacher, Köpke, Zeune, Klöden, Jahn u. a., zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung. An den politischen Bestrebungen der damaligen Zeit gegen die französische Oberherrschaft, sowie an der Begründung des Fechtbodens, der Turnanstalt und der Schwimmanstalt nahm er thätigen Anteil. In seiner Stellung als erster Lehrer am Schullehrerseminar zu Breslau, die er seit 1812 begleitete, war er als pädagogischer Schriftsteller sehr thätig und wirkte sehr bedeutend auf die Hebung zunächst des schlesischen Volksschulwesens und auf Verbesserung des Unterrichtes überhaupt ein. Mit mehreren bekannten Gelehrten, z. B. mit Wachler, Kayßler, v. Winterfeld, Steffens, den Gebr. F. und K. v. Raumer, Passow, lebte er in einer schönen wissenschaftlichen Verbindung. Den Freiheitskrieg mitzumachen, verhinderte ihn ein Reskript des Ministers, der ihn von der Lützowschen Freischar zurückrief. Die Sache des Turnens machte Harnisch von ihrer Begründung an zu der seinen. Nach mancherlei Vorarbeiten gründete er 1815 die Breslauer Turnanstalt und leitete sie mit vieler Aufopferung und oft unter widerwärtigen Verhältnissen bis zur Aufhebung im Jahre 1818. „Der Hinzutritt der Turnfreunde zu der Turnanstalt im Frühling 1818 teilte die höhere Welt in Breslau, namentlich die gelehrte, in zwei Lager: Turnen oder Nichtturnen war die Tagesfrage, die sich überall einmischte. Passow gab sein „Turnziel" heraus, was hin und wieder erbitterte. Die Kämpfe in Berlin, welche durch die Angriffe von Scherer und Wadzek, die der Medizinalrat v. Könen auf angemessene Weise zurückgewiesen hatte, über das Turnen sich entspannen, gingen teils den Breslauer Turnstreitigkeiten voran, teils

durchkreuzten sie sich mit denselben. Daß aber in Breslau der Turnkampf so heftig entbrannte, viel heftiger als in Berlin, kam daher, daß es außer den Turnern und den Turnfreunden noch ausgesprochene Beförderer des Turnwesens gab, die ihres Alters wegen nicht mehr mitturnten, aber sich eifrigst der Sache annahmen, z. B. Prof. Wachler bei der Universität, Prof. David Schulz, der bekannte Rationalist, Konsistorialrat Gaß, Oberpräsident Merkel, Prof. Kayßler, Prof. Rohowski u. a."; für das Turnen standen natürlich außer dem Vorsteher Harnisch mit dem Vorturner Kandidat Maßmann sämtliche Turnfreunde ein, darunter der Hauptmann von Schmeling, Prof. Franz Passow, Bergrat und Prof. K. v. Raumer, Prof. Schneider, Prof. Linge, Prof. Schaub u. a. Auf gegnerischer Seite standen Prof. Menzel, Prof. Steffens, Fr. v. Raumer u. a. Am 17. Oktober 1818 mußte Harnisch die Turnanstalt schließen; aber der Federkrieg dauerte noch ein Jahr lang fort und brachte neben vielen gereizten auch einige ruhig gehaltene Schriftchen hervor. Dazu gehört nun Harnischs im Jahre 1819 erschienene Schrift: „Das Turnen in seinen allseitigen Verhältnissen" (Breslau, Graß, Barth & Co.). Zunächst war das Buch allerdings bestimmt, Angriffe zurückzuweisen und Aufklärung in den Breslauer Turnstreitigkeiten zu geben, hat aber durch seine trefflichen Urteile bleibenden Wert. Harnisch beantwortet die Fragen: „Sind besondere Anstalten für die leibliche Ausbildung der Jugend wünschenswert? Welchen Einfluß können Anstalten für die leibliche Ausbildung der Jugend auf die ganze Erziehung haben? Wenn können die vorhandenen Turnanstalten fernerhin bestehen und neu eingerichtet werden?" Aus dem letzten Abschnitte haben wir in unserer Sammlung Seite 562 das Wichtigste wiedergegeben. Noch im Jahre 1857, wo Harnisch seinen „Lebensmorgen" schrieb*), bekannte er sich zu jenem Buche, das wir zu dem Besten zählen müssen, was bisher und speziell in der Zeit der Turnfehde über die Turnsache geschrieben worden ist. Im Jahre 1822 wurde Harnisch Direktor des Schullehrerseminars zu Weißenfels, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1842 verblieb und eine für die Hebung des Volksschulwesens ausgezeichnete Thätigkeit entfaltete. Doch ging hier äußerlich eine Wandlung mit ihm vor; er verpuppte sich, wie Jahn sagte, mehr und mehr in seine Frömmigkeit. Im Jahre 1842 gab er seine pädagogische Thätigkeit ganz auf und wurde Pfarrer in Elbei. Er starb als Doktor der Theologie und emeritierter Superintendent, 13 Tage vor Vollendung seines 77. Lebensjahres, am 15. August 1864 in Berlin. — Harnisch war einer der bedeutendsten Pädagogen der neueren Zeit und der Mitbegründer unseres heutigen Volksschulwesens. Er schrieb u. a.: „Deutsche Volksschulen, mit besonderer Rücksicht auf die Pestalozzischen Grundsätze", 1812; „Vollständiger Unterricht in der deutschen Sprache", 1813—1818; „Der Schulrat an der Oder" (Zeitschrift), 1814 bis 1820; „Das Leben des 50 jährigen Hauslehrers Felix Kaskorbi", 1817 und 1838; „Handbuch für das deutsche Volksschulwesen", 1820, 1829 und 1839; „Der Volksschullehrer", 1824—1828; „Die deutsche Bürgerschule", 1830; „Frisches und Firnes zu Rat und That", 1835 und 1836; „Das Weißenfelser Schullehrerseminar", 1838; außerdem eine Raumlehre, Reisebeschreibungen, religiöse Betrachtungen, Andachtsbücher u. s. w.

*) Harnisch, „Mein Lebensmorgen". Zur Geschichte der Jahre 1787 bis 1822. Herausgegeben von C. H. Schmieder. Berlin, W. Hertz, 1865.

Um die Verhältnisse, in denen die Turnanstalten fortbestehen sollen, klarer aufzufassen, beantworten wir uns folgende vier Fragen nacheinander:

1) Was sollen die Turnanstalten an sich sein?

2) In welchem Verhältnisse stehen sie mit den Geistesschulen?

3) Wie sind sie mit der Gemeinde verbunden?

4) Welche Beziehungen haben sie auf den Staat?

Unsere erste Frage ist dem Wesen nach hinlänglich früherhin beantwortet: Turnanstalten dürfen und sollen nichts anderes sein, als Anstalten zur Ausbildung des Leibes, und wenn sie irgend einen anderen Zweck sich setzen, so greifen sie über und treten in ein Mißverhältnis, erreichen ihren eigentlichen Zweck nicht, weil sie ihn nicht erreichen wollen, erreichen einen fremden Zweck nicht, weil sie nicht die Mittel dazu haben. Aber eine Turnanstalt darf darum keine Abrichtungsanstalt, und der Turnlehrer kein Leibmann sein. Die Turnanstalt soll erziehend einwirken, gleich Schule und Hausstand. Nur Turnanstalten, die zum Zwecke haben, erziehend den Leib auszubilden, und deren sämtliche Nebenzwecke in diesem einen Hauptzweck aufgehen, kann man dulden.

Es ist aber wünschenswert, daß solche Anstalten, solche erziehende Leibesschulen überall im deutschen Lande angetroffen werden. Jeder beträchtliche Ort, und mehrere kleine Orte zusammen, sollten einen Turnplatz haben, und wie jedes Kind in deutschen Landen der Regel nach in die Schule geschickt wird, sollte es auch auf den Turnplatz geschickt werden, so daß das Turnen nichts Besonderes wäre. Eine solche Turnanstalt für die Jugend einer Gemeinde muß, wie jede Schule, ihren Platz, ihre Geräte, ihre bestimmten Übungszeiten, ihren Lehrer, ihre Rechte, ihre Pflichten haben; denn jede Anstalt, die bürgerlich etwas sein soll, muß auch bürgerlich bestehen. Sie darf ihre Fortdauer nicht der Güte verdanken, ihre Beförderung nicht als eine Gnade betrachten, sie ist nur, weil das Wohl der Jugend sie verlangt. Wie keine Schule mit einer anderen in einer amtlichen Verbindung steht, so auch keine Turnanstalt mit der anderen; alle sollen aber in einer herzlichen und brüderlichen Vereinigung miteinander leben. Wenn mehrere etwas Gemeinsames betreiben, so können sie sich leichtlich gemeinsam helfen und raten, aber alles dies darf nie Sache des Rechtes und der bürgerlichen Pflicht werden,

es muß stets Sache der Liebe und Freundschaft bleiben. Wie nicht überall die Schulen gleich sind, so können auch nicht überall die Turnanstalten gleich sein. Örtlichkeiten müssen auch hier ihr Recht behaupten. Die Verschiedenheiten in dieser Hinsicht beziehen sich teils auf die Zeit, teils auf die Masse der Übungen, teils auf ihre Beschaffenheit. Auf dem Lande sind diese Übungen mehr als Spiel, in den großen Städten mehr als Ernst zu betreiben. Auf dem Lande ist mehr auf Geschicklichkeit, in den großen Städten vorzüglich auf Derbheit zu sehen. Auf dem Lande braucht diesen Übungen weniger Zeit gewidmet werden, als in den großen Städten. Da, wo mehrere Dörfer einen gemeinsamen Turnplatz haben, ist es gut, wenn die Jugend aus allen Dörfern mit einem Male zusammenkommt. Zweckmäßig würde es sein, jeden Turnplatz so einzurichten, daß auch die Jugend wohl im Winter bisweilen sich dort versammeln könnte. Jeder Platz bedarf eines Hauses, teils zu Aufbewahrung der Geräte und Zeuge, teils zur Wohnung für einen Wärter, teils als Zufluchtsort, wenn auch nicht für die Leiber, wenigstens für die Kleider, teils als Übungsstätte für den Winter, damit wenigstens Vorturner und Anmänner sich weiter ausbilden können. Wenn alle diese Zwecke durch das Haus erreicht werden sollen, so muß es schon geräumig sein. Man kann aber auch sich mit einem kleineren Gebäude begnügen. In großen Städten möchte es zweckmäßiger sein, den Übungssaal für den Winter in der Stadt selber zu haben. Sie können am wenigsten eines solchen Saales entbehren. Überall ist dahin zu sehen, daß keiner in der Regel über zwei Stunden den Leib übt, und ist deshalb die Zeit besser einzuteilen, als dies jetzt auf den vorhandenen Turnplätzen möglich war. Zugleich ist auch darauf zu achten, daß durch gute Zeiteinteilung es den Erwachsenen möglich werde, bisweilen den Turnplatz zu besuchen. Der Sonntag Nachmittag, nach der Gottesverehrung, eignet sich gut dazu. Für die Schulwelt reicht er aber nicht hin. Für sie sind nach Umständen täglich eine Stunde oder dreimal zwei Stunden anzuordnen. Die Turnfahrten machen einen wesentlichen Bestandteil des Turnens aus und haben zugleich einen großen Wert für die ganze Bildung, wenn sie den Sinn für gemütliche Betrachtung der Schöpfung befördern. Ebenso wichtig als sie ist der Gesang, welcher durchaus einer wohleingerichteten Turnanstalt nicht fehlen darf. Ich möchte sagen, Leibesübungen und Gesang bringen „Herz, Seele

und Leib" so recht innig zusammen. Die Übungen, wie sie auf den vorhandenen Turnplätzen sind, lassen sich teils noch weiter ausbilden, teils noch mehr in Übereinstimmung bringen mit dem Schönheitssinne, und sind sie für die ländlichen Verhältnisse mehr zu vereinfachen, um ihnen angemessen zu sein. Die Einteilung von Turnkür und Turnschule ist wesentlich und darf daher nirgends fehlen. Für die Kleineren über 9 Jahre paßt sich mehr die Turnschule, die Größern brauchen sich fast gar nicht um diese zu bekümmern, wenn sie als Knaben auf die Turnplätze kommen.

Unsere zweite Frage lautet: „In welchem Verhältnisse soll die Turnanstalt zur Schule stehen?" Die Turnanstalten den Schulanstalten überordnen, hieße das Unterste zu oberst kehren, und dies hat auch nie ein Beförderer des Turnwesens gewünscht. Im Gegenteil aber haben manche Schulanstalten gemeint, daß ihnen die Turnanstalt untergeordnet sein möchte, und scheint diese Anforderung im ganzen dadurch begründet zu sein, daß der Geist Herr des Leibes ist. Es möchte aber zunächst nicht anzuraten sein, den Schulen Turnanstalten unterzuordnen, welche sich nicht mit Liebe um dieselbe kümmerten, sondern wohl gar feindlich dagegen gestanden haben. Doch wäre dies nur etwas Örtliches und Zeitliches, wovon hier nicht die Rede sein kann, indem wir im allgemeinen das Verhältnis zwischen beiden Anstalten festzusetzen haben. Widerstrebend und widerstreitend dürfen durchaus Leibes- und Geistesschulen nicht zu einander stehen, beider lebendige Wirsamkeit würde dadurch gelähmt werden. Eingeordnet kann die Turnanstalt zur Not an kleinen Orten der Schule sein; aber in größeren Orten, wo mehrere Schulen sind, kann sie doch nicht allen eingeordnet sein, d. h. einen Bestandteil von allen bilden. Dies wäre ein Widerspruch in sich selbst, wenn man nicht so viele Turnplätze als Schulen haben wollte, wodurch man weiter nichts erreichen würde, als eine Ertötung des Turnens selbst, die Kostspieligkeit nicht einmal gerechnet. Da, wo eine Schule, ein Lehrer und ein Turnplatz ist, wird dieser Lehrer auch die Turnanstalt leiten; aber wie ist es in größeren Städten? Welche Schule soll die Turnanstalt bevormunden? welche ihr Gesetze und Regeln geben? — Würde nicht dadurch gerade Zwiespalt zwischen den verschiedenen Schulanstalten entstehen, wenn die eine die Gebieterin der Turnanstalt wäre? Und erinnern wir uns an das Verhältnis der Schule zum Hause, um das der

Turnanstalt zur Schule zu bestimmen! Das Haus ist weder der Schule, noch diese dem Hause überordnet, beide stehen nebeneinander. Unsere vorhandenen Schulen haben ja keineswegs die Gesamterziehung zu besorgen, sondern nur die Ausbildung des Geistes vorzugsweise zu erstreben; können sie sich aber nicht der Häuslichkeit unterordnen, weil sie öffentliche Anstalten sind, so können die Turnanstalten sich ihnen auch nicht unterordnen, weil sie noch mehr öffentlich und allgemeiner sind, als jene. Jene müssen mehr auf besondere Verhältnisse sehen als diese, und sich daher mehr zerspalten. Jede einzelne Schule stellt nur einen Teil der Schule überhaupt dar, und kann als ein Teil nicht über etwas Gemeinsames herrschen. Darum muß die Turnanstalt den anderen Schulanstalten nebengeordnet werden, so daß sie beide verschiedene Arten der öffentlichen Erziehung sind. In dieser Stellung steht die Turnanstalt gleich der Schule in unmittelbarer Verbindung mit den Häuslichkeiten und ist unmittelbar abhängig von denselben Behörden, wovon die Schulen abhängig sind. Damit sie aber in dieser Nebenordnung stets den erziehlichen Zweck im Auge behalte, so darf keiner Vorsteher oder Leiter einer Turnanstalt werden, der nicht zugleich Lehrer an einer öffentlichen Schule ist. Auf dem Lande wird also in der Regel der Schullehrer auch Turnlehrer sein; sind zwei Lehrer an einer Schule, so wählt man den geschicktesten. Treten mehrere Dörfer zu einer gemeinsamen Turnanstalt zusammen, so wählen sie aus sämtlichen Schullehrern dieser Dörfer einen Turnlehrer. Nur ist bei dieser Wahl stets dahin zu sehen, daß kein Liebhaber von leiblichen Kunststücken gewählt, und so das Turnwesen verunstaltet wird. So ein recht ehrbarer Mann eignet sich oft besser zu dieser Stelle, wenn er nur die innere Fröhlichkeit besitzt, als eine gewandte, feine Drehpuppe. In kleinen Städten, wo schon drei, vier und mehrere Lehrer sind, hat man noch eine größere Wahl. Wo möglich nehme man den ersten Lehrer, weil durch ihn Leibes- und Geistesschulen am besten vereint sind; doch giebt es Fälle, wo er nicht gewählt werden darf, weil man sonst ein Großes fallen ließe, um ein Kleines zu gewinnen. In den großen Städten, wo viele Schulanstalten sind, fällt die Wahl am besten auf einen der ersten Lehrer an den größten Anstalten. Zweckmäßig ist es, ihm einige Gehilfen von den übrigen Lehrern beizugeben. Ich glaube, solche werden sich allmählich auch von selbst finden; denn wer

da vom 9. Jahre an turnte, der geht auch noch als Lehrer*) öfter hin. Bei jeder großen Turnanstalt muß der Turnvorsteher, welcher am besten zugleich Turnlehrer**), also eigentlicher Turnwart ist, mehrere Gehilfen haben als Vorturner oder Führer der einzelnen Abteilungen. Gut ist es, wenn von jeder Schule ein Lehrer auch auf dem Turnplatze mit thätig ist. Ja, wenn eine Schule neben dem Schulgebäude einen kleinen Platz hat, so ist es nicht unzweckmäßig, wenn auf demselben das Schulturnen täglich eine oder eine halbe Stunde getrieben wird; auch ist es gar nicht notwendig, daß zur Turnschule müssen alle Turner mit einem Male auf den Turnplatz kommen, sondern es können verschiedene Stunden für verschiedene Abteilungen festgesetzt werden, nur die Turnkür ist von allen zu gleicher Zeit zu besuchen, damit das gemeinsame Leben nicht verloren gehe. Am besten fielen die Stunden für die Turnschulen von 4—7 Uhr täglich im Sommer, für jede Abteilung nur eine Stunde, für die Turnkür Mittwochs und Sonnabends von 4—6 Uhr. Des Sonntags von 4—6 Uhr muß noch eine besondere Turnkür stattfinden, damit auch die, welche an den Werktagen den Turnplatz nicht besuchen können, dennoch nicht von ihm ausgeschlossen sind. Wenn das Turnen erst allgemein ist, werden die Erwachsenen, wenn sie nicht Gehilfen sind, in der Regel nur die Turnkür besuchen. Vieles bei den Zeitfestsetzungen hängt auch ab von der geringeren oder weiteren Entfernung des Turnplatzes. Sind bei den einzelnen Schulen Nebenturnplätze, so stehen diese als solche unter der Oberaufsicht des Vorstehers von der allgemeinen Turnanstalt.

Der Vorsteher der Turnanstalt steht als solcher mit den Vorstehern sämtlicher Schulanstalten in Verbindung; in der Schule, wo er sonst als Lehrer amtet, hat er als Vorsteher der

*) Jedes Kind ist bis zur Einsegnung (confirmatio) schulpflichtig; jeder Knabe und Jüngling sollte, jedoch in verschiedenem Grade, nach Alter und Verhältnis, bis zum Eintritte in die Kriegsschule (ein- oder dreijährigen Dienst) turnpflichtig sein. Unter dieser Pflichtigkeit verstehe ich keinen Zwang, sondern ich möchte lieber, daß sie Sitte würde. Wer als Mann den Turnplatz besucht, der ist weiter von ihr nicht abhängig, er ist dort sein eigner Herr, nur darf er nirgends die Ordnung stören. Sein Verhältnis zu den Turnern ist durch seine Würde von selbst bestimmt.

**) Jetzt (1819) muß Turnlehrer und Turnvorsteher, wie es in Breslau z. B. stattfindet, deshalb noch getrennt sein, weil der Vorsteher zu wenig Übung, der Lehrer aber noch nicht genug Erfahrung besitzt.

Turnanstalt keine Vorrechte. Zweckmäßig würde es sein, wenn er monatlich an die Vorsteher der Turnanstalten eine Liste von den Fehlenden schickte, und von den Schulanstalten eine ähnliche Liste empfinge. Es versteht sich von selbst, daß, wenn Vergehen sollten in der einen Anstalt vorgefallen sein, die sich auf die andere hingezogen hätten, oder wenn irgend etwas vorgefallen wäre in der einen Anstalt, was nur den mindesten Bezug auf die andere hätte, die Vorsteher deshalb mündlich oder brieflich sich diesen Gegenstand mitteilten. Die Turnfahrten und die gemeinschaftlichen Freizeiten können ebenfalls auf diese Weise so festgesetzt werden, daß keine Anstalt mit der anderen im Widerspruche steht. In besonderer Berührung müssen noch die Gesanglehrer mit den Turnanstalten stehen, damit das Gesangwesen gedeihe in der Stube und im Freien.

Unsere dritte Frage betrifft das Verhältnis der Turnanstalten zu den Gemeinden. Die Turnanstalten sind Anstalten für die Jugend einer oder mehrerer Gemeinden, und stehen deshalb unter dem Gemeindevorstande, also unter dem Vorstande der Stadt und des Dorfes. Doch wie Schulvorstände gebildet sind, als besondere Zweige des Gemeindevorstandes, so können auch besondere Turnvorstände sich bilden, wenn sie nicht mit den Schulvorständen überhaupt zusammen fallen, wobei jedoch zu wünschen ist, daß sie mit mehr Liebe und mehr Thätigkeit ihr Amt verwalten, als bis jetzt bei unseren meisten örtlichen Schulvorständen der Fall gewesen ist. Sowie zu diesen Schulvorständen sollten alle Vorsteher öffentlicher Schulanstalten gezogen sein, so muß auch in dem Turnvorstande der Vorsteher der Turnanstalt seinen Sitz haben, damit er immer selbst auf das antragen könne, was not thut. Den Vorsitz in diesem besonderen Turnvorstande führt ein Mitglied des Ortsvorstandes (als Bürgermeister und Räte in den großen Städten, Gutsbesitzer, Schulzen und Geistliche auf dem Lande), unter dem Namen Obervorsteher. Da, wo die Turnanstalt für mehrere Dörfer ist, muß auch der Vorstand aus Mitgliedern von denselben zusammengesetzt sein. In großen Städten, wo nicht bloß örtliche, sondern landschaftliche und kreisliche Bildungsanstalten sind, als hohe Schulen, gelehrte Schulen, Berufsschulen u. s. w., muß der Turnvorstand auch Mitglieder aus höheren Behörden haben, welche sich gewöhnlich in solchen Städten befinden, als von Regierungen, Konsistorien u. s. w., damit jede einzelne Anstalt vertreten sei. Dieser Turnvorstand oder der

Schulvorstand, insofern er zugleich Turnvorstand ist, versammelt sich allmonatlich, um sich über das Gemeinsame der Jugendbildung zu beraten, Hindernisse zu beseitigen und Förderniſſe zu bewirken. Ihm ist der Turnvorsteher verantwortlich, von ihm ward er gewählt, und höheren Ortes auf diese Wahl bestätigt. Er stellt auch die Gehilfen an, wenn solche nötig sein sollten, und zwar auf Vorschläge des Vorstehers. Der Turnvorstand besorgt das ganze Kassenwesen, womit eines seiner Mitglieder noch besonders beauftragt werden kann. Dieser Beauftragte nimmt die Beiträge ein von den einzelnen, und erteilt nach darüber obwaltenden Bestimmungen Freikarten. Die Ausgaben macht er auf Anweisung des Turnvorstehers, nachdem eine gewisse Geldsumme zu den jährlichen Ausgaben von dem Vorstande bestimmt worden ist. Von ihm erhält auch der Turnvorsteher seinen Gehalt, der in keinem Verhältnisse sehr bedeutend sein darf, da jeder Turnvorsteher anderweitig als Lehrer angestellt ist. Es möchte dieser jährliche Gehalt 10 Thaler (z. B. auf dem Lande) bis 400 Thaler betragen, und dessen Ausmittelung nirgends großen Schwierigkeiten unterworfen sein, zumal die Beiträge der Turner wenigstens so viel leisten können, daß Geräte und Zeuge stets in Ordnung sind. Es versteht sich, daß das Übrige entweder durch freiwillige Beiträge oder aus der Gemeindekasse zu schaffen ist. In großen Städten müssen die Anstalten, welche nicht eigentlich örtlich sind, oder die Behörden für diese, besondere Zuschüsse geben nach Verhältnis der Anzahl ihrer Zöglinge. Der Turnvorstand wacht darüber, daß keiner ohne Gründe sich der öffentlichen Turnanstalt entzieht. Doch kann diese Pflicht erst eintreten, nachdem der allgemeine Wille einer Gemeinde sich für die Turnanstalt erklärt hat. Solange dies noch nicht der Fall ist, kann ein Zwangsgesetz nicht stattfinden. Der Turnvorsteher hat alljährlich dem Turnvorstande Rechnung abzulegen und einen Jahresbericht einzureichen, mit Vorschlägen für das nächste Jahr. Dieser Jahresbericht fällt am besten ans Ende der sommerlichen Übungen.

Solange die Gemeinden die Turnsache noch nicht zu der ihrigen gemacht haben, ist ein solches Rechnungslegen und Berichterstatten in den öffentlichen Blättern abzumachen, wie dies bisher stets von seiten der Breslauschen Turnanstalt geschehen ist. Die Mitglieder des Turnvorstandes besuchen nach Belieben die Turnanstalt, dürfen aber durchaus auf dem Platze keine

Anordnungen machen. Wenn sie etwas zu tadeln finden, so mögen sie dies in der monatlichen Versammlung thun, oder dem Turnvorsteher unter vier Augen ihre Bemerkungen machen.*) Wenn der Schulvorstand zugleich Turnvorstand ist, so vermittelt er auch alle Verhältnisse zwischen Turn- und Schulanstalten, und entscheidet bei Streitigkeiten. Es versteht sich von selbst, daß in diesen Fällen die streitenden Mitglieder nur Sitz, aber keine Stimme haben. Der Turnvorstand, oder wenigstens der Obervorsteher, unterschreibt die Zeugnisse, die ein jeder Turner bei seinem Übertritt in die Wehrschaft (Landwehr oder Kriegsheer) von dem Vorsteher der Turnanstalt erhält. Ich bin nämlich der Meinung, daß die Wehranstalt von jedem ein solches Zeugnis fordern soll, um daraus zu ersehen, ob sich der Überbringer wohl vorzugsweise zum Kriegsdienste eigne, und welche Waffen ihm die passendsten seien.**) Ob der Vorsteher einer Turnanstalt, wie jeder andere Lehrer, auch zeitlebens anzustellen, oder ob er, zumal in größern Städten, nur auf eine Anzahl von Jahren, gleichsam wie ein Beauftragter, zu wählen sei, darüber mag ich im allgemeinen nicht entscheiden. Jede Art hat ihr Gutes; ich möchte doch mehr für letztere sein, da sie auch die erstere zuläßt, wenn man sie in einzelnen Fällen will. Sind die Turngehilfen zugleich Lehrer, so ist auch auf ihre Stimme bei Anstellung des Turnvorstehers wohl zu achten.

Unsere vierte Frage, betreffend das Verhältnis der Turnanstalten zum Staate, ist leicht beantwortet. Die Turnanstalten stehen als Gemeindeanstalten, gleich allen übrigen, mit dem Staate in Verbindung, indem derselbe die oberste Aufsicht darüber führt. Die Turnanstalten dürfen ihm fast gar nichts kosten, denn nur in Hinsicht der höheren Schulanstalten hätte er Beiträge zu einigen Gemeinde-Turnkassen zu leisten. Die obere Aufsicht über die Turnanstalten übt er aus durch die landschaftlichen Schulbehörden, als Konsistorien und Regierungen. Die Kriegsbehörden haben mit den Turnanstalten

*) Daß es in großen Turnanstalten nötig sei, daß der Turnvorsteher mit den Gehilfen (Vorturnern) besondere Versammlungen hält, versteht sich von selbst. Man könnte diese Versammlungen Vorturner-Versammlungen und jene des Turnvorstandes Turnrat nennen, welche beiden Ausdrücke jetzt gemischt gebraucht sind.

**) Keiner sollte auch aus der Geistesschule ohne ein solches Zeugnis entlassen werden, und jeder, der einen Knecht, einen Lehrburschen u. s. w. annimmt, sollte nach seinem Schulzeugnisse fragen. In Bayern ist es so.

nichts zu thun, sie dürfen ihnen durchaus keine Befehle erteilen. Wünschen sie etwas von denselben, wollen sie z. B., daß diese oder jene Übung aufgenommen werde, weil sie für den Krieger wichtig sei; so haben sie sich an die Schulbehörden zu wenden, und nur diese ordnen es an, und nur dann, wenn sie diese Meinung teilen. Die beaufsichtigenden Staatsbehörden müssen sich, wie überall, so auch beim Turnen, aller kleinlichen Vorschriften enthalten. Nur die Grundgesetze des Turnwesens können von ihnen ausgehen. Auch die alljährlichen Berichte von jeder einzelnen Turnanstalt brauchen sie nicht zu erhalten. Nur wo etwas von ihnen zu thun ist, da muß an sie berichtet werden. Daß aber dies nicht versäumt werde, darüber mögen sie wachen! Anzuordnen sind von den Behörden für das Turnwesen die gemeinsamen Feste, die vielleicht auf diesem oder jenem großen Turnplatze gefeiert werden sollen; allgemeine Bestimmungen über Anfang und Ende der Turnübungen, über die Winterübungen, über Turnfahrten sind von ihnen zu machen, Preise bei Festlichkeiten auszusetzen, und vorzüglich dahin zu sehen, daß das Turnen sich nie verknöchere, sondern daß es überall lebendig bleibe. Da, wo es nur getrieben wird, damit es getrieben werde, da unterbleibe es lieber, denn es ist dann mehr schädlich als heilsam! Zu Anfang haben auch die Landesbehörden die Verbreitung des Turnwesens zu befördern, vorzüglich dadurch, daß sie einzelne Männer und Gemeinden unterstützen bei der Einrichtung.

So einfach sind, nach unserer Meinung, die Verhältnisse, in denen die Turnanstalten bestehen können.

39.

Über die Einrichtung einer allgemeinen öffentlichen Turnanstalt.

Von H. F. Maßmann.

(„Die öffentliche Turnanstalt zu München.“ Von Dr. H. F. Maßmann. München, 1838. Jos. Lindauer. S. 27—44.)

I.

Turnübungen.

1) Notwendigkeit derselben für die Jugend.

§ 1. Es gilt im Leben den ganzen Menschen: Bildung soll einen vollkommenen Mann schaffen.

Der Leib soll ein williger, fertiger Genoß der Seele, ein freudiger Diener des geistigen Lebens werden.

Solange wir hienieden im Leibe leben, sollen wir ihm sein gebührend Teil geben, daß das Auge und endlich der ganze Leib licht werde.

Dies ist aber nicht möglich durch frühreife Übergeisterung und Leibesertötung (das Fleisch rächt sich furchtbar), sondern allein durch Leibesheiligung.

Entwickelung der Muskelkraft, Entfaltung und Steigerung zu Gewandtheit und Sinnesschärfe ist nicht Roheit. Die auf Kraft gegründete Sinnenbildung führt nicht zur Sinnlichkeit zurück, sondern wird Vermittlerin zur Geistesfrische, Brücke zur Geistigkeit. Jene üppige Sinnlichkeit wuchert nur aus dem Schlamme des faulen Fleisches, das den Geist spielen, den Geist beherrschen will. Die gesunde, farbenfrische Sinnlichkeit ist die Wurzel der Sinnigkeit, aus welcher schöne Geistigkeit aufblüht.

§ 2. Dieses von Gott gesetzte Ebenmaß zwischen Leib und Seele muß bei der verführerischen Genußraffinierung des so-

genannten Kulturlebens für die Bildung des jungen Geschlechts mit Bewußtsein erstrebt und festgehalten werden. Der Leib verlangt demnach eine allseitige Ausbildung seiner Anlagen, Fähigkeiten, Fertigkeiten und Tugenden, sowohl durch mutiges und gemeinsames Leben in der Gottesschöpfung im allgemeinen, als insbesondere durch eigens vorgenommene regel- und folgerechte Übung von Jugend auf.

§ 3. Unserem Jugendleben soll und kann die Turnkunst demnach

1) zum erfrischenden und erholenden Gegengewichte dienen gegen das überwiegende, alle Kraftseiten des leiblichen Daseins und damit viele Seiten des geistigen Wesens tot lassende Sitzleben, wie es wissenschaftliche Bildung und bürgerliches Gewerbe jetzt erheischen.

2) Durch den Reichtum und die Mannigfaltigkeit ihrer Übungen, durch die Fülle ihrer alters- und kraftgemäßen Stufenfolgen bezweckt die Turnkunst eine vom Knabenspiele bis zum Männerernste sich ebenmäßig steigernde, soviel als möglich allseitige Ausbildung des ganzen Körpers.

3) Durch das Hinausführen in die freie Schöpfung, durch großartiges Anschauen ihrer offenkundigen Herrlichkeit, wie ihres Geheimlebens; durch Vertrautwerden mit ihr in ihrem milden Wehen, wie ihrem gewaltigen Brausen, in ihrer Lieblichkeit und bunten Fülle, wie in ihrem Schauer und ihrer ehernen Gesetzlichkeit; durch Ertragen und Überwinden ihres Wechsels und Widerstandes; durch Stählung gegen ihre Strenge; durch besondere Stärkung der Muskeln und Nerven, durch Wiedergewinnen einer allgemeinen gesunden und fröhlichen, den Geist nie störenden Leiblichkeit (dieser verlorenen Grundlage unserer übergeistigten Anforderungen an die Spannkraft des jugendlichen Geistes), durch Entwickeln von Wachheit, Schärfe und Wahrheit der Sinne, durch Anforderung an Ausdauer und Beharrlichkeit, Selbstanstrengung und Entsagung, Mangel und Entbehrung, Besonnenheit und Mut — wird das Turnen die schönste Schule zur Erweckung vieler schlummernder Seelenkräfte und Tugenden, vor allem der Willens- und Thatkraft.

4) Durch die innere Ordnung und Aufeinanderfolge der Übungen, durch die stete Anforderung an Beiderseitigkeit jeder Turnübung, durch die Unverbrüchlichkeit des Gesetzes, welcher das heiterste Turnspiel so gut, ja oft mehr, als die ernsteste, anstrengendste Übung erheischt; durch das fröhliche Gewimmel

Alter, durch das Zusammenleben vieler in Friede und Freundschaft, durch die Gleichheit des freudigen Strebens, durch das Wetturnen in jeder Übung und gleiches Erleben und Ertragen — entspringt der Jugend eine neue, lange versiechte, höhere Quelle des frischen Seelengenusses, des gesunden Wetteifers, des willigsten Ordnungssinnes und der kernhabenden Lebensfreudigkeit aus Befriedigung für die nur zu oft irregehende und irregreifende Sehnsucht ihrer Morgenträume und ihres Strebetriebes; eine Quelle somit für inneren Frieden und Beruhigung der durch so unendlich vieles Unjugendliche oft früh schon aufgereizten Gemüter; eine wahre, allen Schein ausschließende Kraft zum Dienste des geistigen, des sittlichen, des religiösen Lebens. Aus solcher Jugend erwächst allmählich dem Vaterlande ein Geschlecht, das nicht nur Begeisterung, sondern auch die Befähigung zur Ausdauer und Ausführung im Busen trägt, immer bereit zu Treue, Vaterlandsliebe, Gemeinsinn, Selbstverleugnung und Aufopferung.

§ 4. So wird jenes Jugendleben in werkthätiger, nie rastender, nie tändelnder Gemeinschaft dem Knaben ein Vorspiel und Spiegel des späteren Männerlebens; und die Turnkunst erscheint jedem, dem Jugend und Tugend am Herzen liegt, als ein wesentlicher und notwendiger Ergänzungsteil der öffentlichen Jugendbildung, welchen jeder Staat, der weise eine wehrliche Mannschaft, eine zufriedene Menschheit entwickeln will, in seine Obhut nehmen, in seinen Schulplan einfügen sollte.

§ 5. Was die Alten, die wir noch täglich lesen und bewundern, mit groß machte und unsterblich, sollen wir es nicht auch aus unserem Boden nach heimischen Gesetzen emporwachsen, in ihn unveräußerlich einwurzeln lassen? Die Kernwurzeln heißen Natur und Kraft; die Blüten Freudigkeit, Freiwilligkeit, Gemeinsinn, Hingebung. Ein solcher Lebensfrühling, ein solches Jugendstreben überhebt aller Künstlichkeit des Strafkodex, wie aller Stallfütterung der Geister; und dem Staate entspringen aus solchen Pflanzschulen neue und nie versiegende Hilfsquellen der Sittigung. Bei den Alten war Leibesveredelung darum ein Hauptstück ihrer Erziehung zur Menschheit.

2) Von den Turnberechtigten und Turnfähigen.

§ 6. Stärkung und Schmeidigung der Muskelkraft wird zwar aus all und jeder, zufälliger wie absichtlicher Beschäftigung (in Spiel, Arbeit und Hilfsleistung) schon viel gewonnen; aber

in jedem Stande (besonders im Bürger- und Bauernstande, in der Werkstatt und am Pfluge) durch die einseitige Wiederkehr derselben Stellungen, Richtungen und Bewegungen der Glieder nur mit Vernachlässigung aller übrigen Leibesanwendungen bis zur einseitigsten Versteifung; im Lehrstande und bei allen leiblich und geistig schaffenden Sitzarbeitern bis zur Erkrankung des Leibes, bis zur Abstumpfung und Entmutigung der Seelenkräfte.

Daher verlangt Stadt und Land gleichmäßig seine Turnübungen. Dort zum Gegengewichte der Verweichlichung, zur Erhaltung der Natürlichkeit; bei der Landjugend als Gegenmittel wider Versteifung des Leibes und Verrauhung des Gemütes.

§ 7. Es muß ferner arm und reich gleichmäßig dieses Gemeingutes teilhaftig werden können. Jeder Stand soll diese rein jugendliche und menschliche Freude, diesen Segen eines frischen Jugendlebens genießen.

Nur in der Gemeinschaft wird der Mensch Mensch, und die Jugend kennt, wie auf der Schulbank, so auf dem Turnplatze nur gleiche Genossen der Freude, gleiche Gespielen und Gefährten der Anstrengung. Nur wirkliche Kraft, wirkliche Ringfertigkeit gewinnt hier Wert und Würde, wie der redliche Wille auch der Schwäche Achtung, Anerkennung und liebevolle Duldsamkeit erringt.

§ 8. Die Übungen selber verlangen ferner Gemeinschaft aller Alter. Viele Übungen lassen sich nur vom geschmeidigen, allgelenkigen Knaben, andere nur vom kraftgesättigten Jünglinge erreichen, wieder andere nur in Gemeinschaft verschiedener, ja aller Alter sich ausführen. Ein Alter lernt ferner vom anderen, eins kettet sich an das andere, eins hebt das andere. Der Knabe wird dem Jünglinge Gelegenheit, in Liebe zu lehren und durch Lehren zu lernen; der Jüngling wird dem Knaben Vorbild und Sittenanwalt; der Erwachsene und Geübte wird dem Lehrer Gehilfe in Liebe und Ordnung (als Vorturner). Der Handwerker wird dem Studierenden Mahner zur Natursinnigkeit, Handgeschicklichkeit und Ausrichtigkeit, der Kopfwerker jenem ein Wecker für geistiges Leben. Siehe da eine volle reiche Welt der Thätigkeit, des Liebesdienstes, der Gemütsanregung, der Geistesentfaltung!

§ 9. Daher eine Turnanstalt für die ganze turnfähige Jugend eines Ortes, von der Elementarschule bis zur Hohenschule.

Ein Turnplatz bloß für Studenten würde bald wieder zum Tummelplatze leidenschaftlicher, landsmannschaftlicher, burschenschaftlicher, überhaupt unjugendlicher Einseitigkeit ausarten. Zu große Altersgleichheit weckt bei vielen Übungen bald Langeweile; das Ganze schläft ein, stirbt ab. Viele Studierende unserer Tage sind auch zu sehr edler Jugendlichkeit entraten; Bier, Tabak, Riegelhaube, Schläger — vertragen sich nicht mit dem frischen und harmlosen Jugendleben eines Turnplatzes. Der Student darf daher hier den Ton nicht angeben, bis durch eine schon früher edlere Jugendrichtung von den Gymnasien und sonstigen Schulen her ein auf würdigeren Jugendgenuß gerichtetes Geschlecht heranwächst.

Die eigentliche Knabenwelt muß immer der Wendepunkt, der Kern und Stamm einer Turnanstalt bleiben. Der nicht des Jugendsinnes entratene Student schließt sich gern an.*)

Aber nichts ist gerade dem Studentenleben, wie es ist, besser, als das Turnen. Auf dem Turnfelde hört alles bedeutungslose Heimlichkeits- und Verbindungsspiel auf, alle Fehde hat hier ein Ende; der Prahlfechter findet hier stets seinen

*) Dieselbe Ansicht hatte ich unterm 20. Oktober 1827 in einer Eingabe an das Königl. Staatsministerium des Innern in bezug auf eine frühere Reskriptsäußerung wegen Anstellung als Turnlehrer an der hohen Schule so angedeutet: „Nach einer langjährigen Erfahrung in der Sache der Leibesübungen wie des Universitätslebens würde entschieden von vorn herein jene ernste und in sich wieder so heitere Jugendangelegenheit eine gänzlich schiefe Stellung und Gestaltung gewinnen, sobald sie allein an die Studentenwelt sich anschlösse, oder von ihr ausginge. Teils gehört die Mehrzahl der jetzigen Universitätsjugend einer anderen, jenem frischen, entsagungslustigen, leiblichen Leben gänzlich fremden Jugendgewöhnung an, die vielfach verwachsen, versteift, ja verknöchert, und wiederum herrisch, selbst roh und unsittlich sich kundgiebt, teils sind die meisten nicht frei von landsmannschaftlichen oder politischen Formenspielen, welches beides, als einseitig und unjugendlich, durchaus um so entschiedener von der Sache der öffentlichen Turnübungen, die in den Studienplan des Staates eingereiht werden sollen, fernzuhalten ist, als beides, Roheit und jedwede Einseitigkeit der Gewohnheit und Sitte, des Brauches und der Form, jenes harmlose Jugendleben vergiften und verpesten würde, das im Knabenalter allein rein sich abspiegelt, oder dort noch gefaßt und gestaltet werden kann. An das den Kern bildende Knabenalter der Schulwelt, das obenein für die erkleckliche leibliche Ausbildung die rechte Bildsamkeit, Geschmeidigkeit und Fügsamkeit der Glieder wie des Geistes zu jenem Turnleben hinzubringt, mögen sich alsdann jung und rege gebliebene Jünglinge verschiedenen Standes (der Künstler und Kaufmann wie der Studierende) anschließen.“
Der Verfasser.

Mann und Übungen, die mehr Mut verlangen, als sich in Binden und Körben versteckt zu duellieren; das Fechten tritt wieder in seinen schönen Rang als eine Blüte der Turnkunst ein, nach Würdigung und Anwendung.

Der Versessene wird hiermit gemahnt seiner Versteifung oder Rohleibigkeit, welche gern scheinpranget (renommiert). Hier gilt nur Wesen, Wahrheit, Wirklichkeit; nicht Wort, sondern Werk; nicht Rede, sondern That; nicht Schein, sondern Sein. Hier lernt sich Liebe und Verträglichkeit. Leibliche Berührung im Wettkampfe bringt auch die Gemüter näher; das wirkt kein Kartell, kein Drohgesetz, denn gegen ein Verbot trotzt die fehlgreifende Jünglingskraft und wird dabei entsittlicht.*)

§ 10. Turnfähig wird der Knabe wenigstens vom achten Jahre. Das Kind spielt sich heiter hinauf zum ernsteren Versuche des Knaben, bis der Knabe durch Versuch, Gelingen und Ausdauer zur Jünglingskraft sich aufschwingt. Schon der Gang zum frohbewußten Ziele (dem ja nicht zu nahe liegenden Turnplatze!) ist dem kleinen Knaben treffliche Übung. Die Turnkunst hat aber bereits jetzt schon neben dem Ringkampfe des Jünglings Übungen genug für die Knabenwelt und Vorübungen und Turnspiele für die Kinder entwickelt.

3) Von Einrichtungen und Vorrichtungen.

§ 11. Was der Sommer gewonnen, darf im Winterschlafe nicht rasten und rosten. Die Kraft will unterhalten sein und fortgeübt werden. Der Sommer führt hinaus ins Freie, der Winter nötigt, wenn er nicht auf die Eisbahn und zum Schneeballen ruft, in geschlossenen Raum. Für den Sommer daher einen Turnplatz; für den Winter einen Turnsaal, oder besser Turnhaus mit freiem Hofraume für ein trockenes, klares Winterwetter zu Wettlauf und Turnspiel.

*) Unsere Studentenwelt hat seit Jahrhunderten alle möglichen Bahnen („Phasen" sagt man jetzt) unjunglicher Fehlgriffe durchlaufen, vom Depositionsübermute des 16. Jahrhunderts bis zum politischen Frankfurter Frevel des Jahres 1833; aber jeder wird gestehen, daß auch neueste Stutzerfadheit nicht frische Jugendlichkeit sei, ebensowenig wie das auch in neuester Zeit nur zu arg noch getriebene Heftablesen und Diktatschreiben keine wahre Wissenschaft ist. In bezug auf letzteres behält Diesterweg leider zu viel recht, so unrecht er mit den meisten seiner Selbstgespenster haben dürfte. Eine von mir seit Jahren vorbereitete Geschichte der deutschen hohen Schulen und ihrer Sitten seit ihrem Entstehen würde und wird dieses mit beweisen. Der Verfasser.

I.

A. Turnplatz.

§ 12. Ein Turnplatz darf nicht zu nahe bei der Stadt liegen.

Der Gang hinaus und heimwärts ist schon eine schöne und wichtige Übung für Kinder von acht bis neun Jahren, die man ohnehin nicht fortwährend mit Übungen beschäftigen kann; und für alle ist ein weiter Gang nach dem Essen dienlicher, als unmittelbar andere Übungen, und um so wesentlicher, als das eigentliche Gehen und Wandern nur in den Schulferien geübt werden kann, zu welchen größeren Fußreisen oder Fahrten (in größerer Gemeinschaft) jenes Gehen die Vorübung ist, wie die größeren Fußreisen von der Turnschule die lebendige Anwendung.

§ 13. Der Turnplatz muß auch darum nicht zu nahe an der Stadt liegen, damit alle Eitelkeiten der Stadt, besonders die mütterlichen, und alle weiblichen Fensterparaden von dieser Schule der werdenden Männlichkeit fern bleiben. Welcher Vater an der leib- und seelkräftigen Entfaltung seines Knaben wahren Anteil nimmt, scheut den weiteren Weg nicht.

§ 14. Ein Turnplatz darf aber auch wieder nicht allzu fern von einer Stadt, besonders einer größeren, liegen, damit die an einem Ende der Stadt wohnenden Knaben nicht zu lange zu gehen haben und, ehe sie zum Ziele neuer Anstrengung kommen, nicht ermüdet sind.*)

§ 15. Ein Turnplatz muß mit Schranken umgeben sein, damit der müßige Zuschauer nicht im Wege stehe, der vom Zusehen lernende Geschämige und still Prüfende freien Überblick habe, der teilnehmende Vater, froh, seinen Sohn in bester Gemeinschaft aufgehoben und freithätig zu wissen, den Knaben unvermerkt beobachten kann. So werden dem offenen, regen Leben der Jugend die Zuschauer Sittenanwalte und des Wetteifers, der Thatanstrengung Anreger.

§ 16. Ein Turnplatz, besonders in einer größeren Stadt, muß groß genug sein, um eine größere Anzahl zu gleicher Zeit in den verschiedensten Übungen zu beschäftigen, welche ihre gehörig breiten und langen und hinlänglich gesonderten Bahnen

*) Der Münchener Turnplatz grenzt dicht an die Stadt.

und Plätze erfordern. Er verlangt besonders eine bedeutend lange Rennbahn, einen guten Ringplatz und recht geräumigen Spielplatz.

§ 17. Ein Turnplatz muß die angemessenste Beschaffenheit in Betreff des Bodens, der Lage, der Umgebung haben.

Er muß eben sein, muß hoch liegen; er muß festen, mit kurzem Rasen bedeckten Boden haben und mit Bäumen (am besten Eichen, Linden, Ahorn) bestanden sein oder besetzt werden (zwischen den einzelnen Übungsstellen u. s. w.). An großen Bäumen läßt sich manches Kletterzeug anbringen und dadurch viel Geld ersparen. In jedem Falle aber geben sie zu gewissen Übungsspielen treffliche Wendepunkte, sowie gegen Sonne und Wind Schutz, der nie ganz zu entbehren ist. Besonders gern hält man den Ost- und Nordostwind (in München auch den bald überheißen, bald eiskalten Süd- oder Gebirgswind) von Turnplätzen ab, und darum ist es sehr gut, wenn dieselben in oder am Walde liegen oder wenigstens durch hohen Gartenanwuchs geschützt sind.

Ein Spielplatz zu Kampfspielen und eine Anhöhe (zum Stürmen und Tiefsprung) in der Nähe sind viel wert.

Jedes Turnfeld sollte Plan und Hain, Gebüsch, Gestäude und Dickicht haben. Bloßes Blachfeld taugt nicht, Wirrfeld ist besser. Das läßt sich ebnen, wo es nötig ist, und ist auch sonst turngerecht.

§ 18. Wenn drei oder mehrere Stunden zum Turnen angewendet werden, so muß trinkbares Wasser auf den Turnplatz gebracht werden können, besser ein Brunnen gegraben werden.

Eine feste verschließbare Hütte (ein Schuppen oder kleines Haus) zur Aufbewahrung des bewegliches Turnzeuges und Gerätes muß vorhanden sein.

Die Bahnen zum Springen, Schwingen u. s. w. müssen überall, wo kein fester Boden ist, von Lehm geschlagen und mit Sand überstreut werden u. s. w.

§ 19. Die Rennbahn giebt dem Turnplatze seine Grundgestalt, am besten ein Rechteck, das beinahe noch einmal so lang als breit ist. Da haben Übungen und Zuschauer gleiche Befriedigung. Die Größe des Turnplatzes richtet sich nach der Anzahl der Turnenden und des Turnzeuges, das man für sie braucht.

B. Vom Turnzeug und Turngerät.

§ 20. Ein Turnplatz ist nur dann vollständig eingerichtet, wenn er so viel Turnzeug und Vorrichtungen enthält, daß bei jeder beliebigen Einteilung alle Turner zu gleicher Zeit riegenweise beschäftigt werden können. Die Anzahl der Turner giebt den Maßstab für die Gerüste und Geräte. Eine kleinere Anzahl Turner bedarf aber im Durchschnitt fast ebenso viel Gerätschaften und Turnzeuge, als eine größere, weil z. B. bei 200 Knaben meist ebensoviele Alters-, Leibes- und Kraftverschiedenheiten sich vorfinden, als bei 400.

§ 21. Darnach würde zu einem Turnplatze für 400 Turner wenigstens ein Flächenraum von 465 Fuß Länge und 260 Fuß Breite gehören.

An Vorrichtungen, Gerüsten und Turnzeug:

1) Zum Laufen: a. 1 Rennbahn; b. 1 Schlängelbahn; [c. 1 Wunderkreis].

2) Zum Springen: a. 2 Freispringel (Springgestelle) b. 3 Stabspringel; c. 2 Springgräben; d. 1 Tiefspringel.

3) Zum Schwingen (Voltigieren): a. 9 Schwingel mit Pauschen; b. 3 Schwingel ohne Pauschen; c. 3 Schwingböcke.

4) Zu Reckübungen: a. 12 Recke von verschiedener Größe; b. ein Hangelreck (Sechseck).

5) Zu Barrenübungen: 9 Barren.

6) Zum Klettern: a. 1 Einbaum; b. 1 Zweibaum; c. 1 Vierbaum [a. b. c. mit Tauen, Seilen, Masten, Lehnstangen, Klimmleitern u. s. w.]; d. 1 Klimmel (Klimmgerüst); e. 3 Klettermaste.

7) Zum Schweben: a. 2 Schwebebäume; b. 1 Liegebaum.

8) Zum Werfen: a. 1 Gerwurfbahn; b. 1 Schockbahn; c. 1 Stoßbahn (mit Kugeln).

9) Zum Ringen: 1 Ringplatz.

10) Zu den Seilübungen: a. 1 Bahn; b. 2 lange, 30 kurze Seile; c. 30 Reifen.

11) Zum Ziehen: a. 1 Ziehbahn; b. 1 langes, c. 1 kurzes, d. 1 kürzeres Ziehtau; e 2 Nackenziehseile; f. Ziehstäbe.

12) Zu Vorübungen und zum Strecken, Heben, Tragen: a. 1 Bahn (oder Vorübungsplatz); b. Windestäbe u. s. w.

13) 1 Spielplatz 1 Wunderkreis (d. i. eine Laufbahn).

C. Betreibung der Turnübungen.

§ 22. Der Umfang der Turnübungen ist überaus bedeutend, ihrer Abwechselungen eine große Fülle. Viele nehmen einzelne Glieder insbesondere in Anspruch; andere obere und untere Gliedmaßen zugleich, wieder andere verlangen und bezwecken den ganzen Mann. — Viele lassen sich abgesondert betreiben, andere nur in Gemeinschaft; zu letzteren gehören die so wesentlichen Turnspiele, welche die Turnkunst nicht entbehren kann. Keine Sitz- und Witzspiele, sondern solche, wo alle Leibes- und Seelenkräfte zum regsten Wettkampfe in Bewegung gesetzt werden. In jedem Turnspiele regt sich eine reiche Welt; in jeder Turnübung liegt eine Schule.

§ 23. Es soll überhaupt in diesem Zusammenleben der Jugend auf dem Turnfelde Schule sein, und doch freie Entwickelung herrschen. Jede Kraft muß sich frei regen können und jede Eigentümlichkeit selbständig sich entwickeln; jedem muß daher eine Zeit frei gegeben sein, in der er nach Neigung die Leibesfertigkeiten entwickelt, die seinem Gliedbau am besten zusagen, oder mit selbständiger Besonnenheit und ernstem Willen auf die Übungen sich verlegt, in denen er sich gerade am meisten schwach und zurück fühlt, was ihm die Turnschule eröffnet hat. Diese, der die andere Hälfte der Zeit gewidmet wird, bildet soviel als möglich jeden einzelnen in sämtlichen Turnübungen durch, indem sie einen für jeden Tag bestimmten Kreislauf der Übungen durch die sich weiter schiebende Ablösung der Abteilungen befolgt.

§ 24. Zu diesem Behufe teilen sich sämtliche Turner in Abteilungen. Das Alter giebt den natürlichen Maßstab. Wer über sein Alter stark, unter seinem Alter schwach ist, tritt zur nächst höheren oder jüngeren Abteilung.

Die Abteilungen erhalten aus den Geübtesten, Ehrenfestesten, Sinnigsten, Lehrfertigsten und Liebevollsten ihre Vorturner, auf deren Wahl und Entwickelung der Lehrer einer Turnanstalt vor allem bedacht sein muß.

Die Abteilung teilt sich ferner in Unterreihen (Riegen), um die Übungen nach gehörigem Verhältnisse von Last (Anstrengung) und Rast (Ruhe) in regelmäßiger Reihenkehr durchüben zu können. Jede Riege hat ihren Anmann, der die Übung anhebt und vormacht, die Folgen beobachtet, Hilfen erteilt, Ordnung erhält.

Der Vorturner ist der Beleber seiner ganzen Abteilung; hilft aus, wo man seiner bedarf, erhält das Ganze in regem Gange, stößt an, wo es stockt, erteilt Belehrung und ermahnt; ermäßigt die Übungen, fordert auf zu raschem Wechsel u. s. w.

Der Turnlehrer wacht in der Turnschule über das Ganze, ist überall, greift ein, prüft die Gemüter. Vor allem aber in der Frei- und Spielzeit (in der Turnkür) ist für ihn und seine Vorturner die trefflichste Gelegenheit, unvermerkt den Einzelnen zu erkennen, der sich offen giebt in Eifer oder in Erschlaffung, in frischer Knabenhaftigkeit oder in träger Träumerei u. s. w. Da kann er dann jedem Anfeuerer und Steigerer der inneren Lebendigkeit werden.

Wahrlich eine schöne Schule des natürlichen und wahren wechselseitigen Unterrichtes, des regsten Wetteifers! Leben und Lehren, Rat und That sind eins: Lehren in Liebe. Jeder macht vor, was er kann; was er noch nicht vermag, ersieht er und wagt es nach. Hier ist kein Aufschub der Bequemlichkeit, kein Vorwand, keine Entschuldigung für Feigheit und Furcht. Die Genossen sind Mahner zum Mut, und immer ist über sich selber ein Sieg gewonnen. Jede Errungenschaft trägt den Lohn der Zufriedenheit zum Gewinne der Kraft, und alles ist hier Gemeingut geistiger Freudigkeit. Doch weiter! Beides ist Not: Schule und freie Regung; Gesetz und Freiheit. Beide werden so eins durch freudige Bereitwilligkeit des Gemütes zu allem edlen Thun und Tragen. Die Zuschauer an den Schranken sind die Sittenwächter der Jugend, die zu offenem Handeln und Wandeln sich heranlebt. Und an den Denktagen des Vaterlandes versammelt sich jung und alt zum wahren Volksfest, das auch seine geschichtliche und geistige, seine menschliche Erbauung hätte.

§ 25. Nach der Turnkür tritt die Turnrast ein. Hier ruhen die Turnenden, die Abteilungen werden geordnet.

Hier ist auf dem Versammlungsorte Gespräch, Verkehr, Gesang. Hier wird Brot genossen und Wasser getrunken. Wem da trocken Brot nicht schmeckt, ist nicht hungrig, wem Wasser nicht mundet, hat sich nicht durstig geturnt. Leckereien werden auf dem Turnplatze nicht gereicht; Schleckerbuden können durch die Turner an den Schranken des Turnplatzes nicht aufkommen und sind durchaus nicht zu dulden.

§ 26. In der Turnschule werden die Übungen nach innerer Aufeinanderfolge und nach Stufenfolgen zur leichteren

Durchübung für die verschiedenen Alter und Abteilungen schulgerecht betrieben; ebenso wird in der Hälfte der ihr bestimmten Zeit gehörig abwechselnder Gegensatz erstrebt, von solchen Übungen, welche mehr die oberen, und solchen, die mehr die unteren Gliedmaßen in Bewegung setzen. Nach dieser Hälfte der Zeit wechseln alsdann die Abteilungen, sich im Kreislauf ablösend und weiterschiebend. Dieses Vorschieben und Fortrücken erfolgt auch von einem Turntage zum anderen, so daß in einem bestimmten Zeitraum, der sich nach Menge der Teilnehmer und der Übungen richtet, sämtliche Übungen ihren Umkreis vollendet haben und eingeübt sein können.

§ 27. Dieser sich selbst gliedernden Ordnung wird es möglich, eine bedeutende Anzahl von Knaben verschiedenster Alter und Kräfte gleichzeitig gehörig zu beschäftigen und zu überschauen.

Der Übungen selber sind überaus viele: von dem Turnspiele und Vorübungen (besonders zum Springen) bis zum Schwimmen, Fechten (auf Hieb und Stoß), Schwingen (Voltigieren) und Reiten des Jünglings.

Gehen (Wandern) in abgemessenen Schritten, mit angemessenen Lasten, auf schwebenden Gegenständen (Schweben); Laufen (auf Schnelle und Dauer, in die Wette, in sinnigen Reigen); Springen (in Weite und Höhe; frei und mit dem Stabe) — nehmen besonders die unteren Gliedmaßen (Zehen, Ballen, Beine) in Anspruch. Die Kraft der Arme wird zunächst ausgebildet durch Heben, Tragen, Stemmen, Stützen, Schieben, Ziehen, Schwingen u. s. w. mit, an und auf dazu wohleingerichteten Geräten und Gerüsten (am Reck, Kraftmesser, Hanteln [ἁλτῆρες] u. s. w.); durch Werfen mit dem Ger (Wurfstange), Schocken und Stoßen (von Kugeln), Ballwerfen, Schleudern (nicht auf dem Turnplatze) u. s. w. Arme und Beine zugleich werden kräftigst gestärkt durch Schwingen (Voltigieren) auf dem Schwingpferde [früheres Alter treibt bloß die Vorübungen dazu; für stärkere Knaben und für Jünglinge ist das Schwingen eine der trefflichsten Übungen, giebt Kraft, Gelenkigkeit, Schönheit der Haltung und nimmt die Gegenwärtigkeit der Sinne, kurz den ganzen Leib in lebhaften Anspruch]; — durch Klettern und Klimmen (an Tau, Mast, Stange, Leiter u. s. w.); durch Ringen, fast die edelste Blüte aller Leibesübungen; durch Schwimmen, Fechten u. s. w.

Noch mannigfaltig andere Übungen kommen zu diesen, und

alle im Ebenmaße betrieben, steigern, stärken und stählen allmählich die schwache Kraft in lückenlosem Fortgange zu allseitiger Ausbildung.

II.

D. Vom Winterturnen.

§ 28. Der Winter schließt in engeren (bedeckten) Raum ein, schließt darum die größere Menge, wenigstens zu gleichzeitiger Gemeinschaftlichkeit, auch aus. Aber Schneeballen und Eislauf ist nicht genug, ist auch nicht auf Bestellung, wie Konditoreis, immer zu haben, und doch darf die den Sommer über in Bewegung gesetzte Kraft nicht rasten. Es muß daher ermöglicht werden, daß jeder entwickelte Knabe und Jüngling wenigstens zweimal die Woche in zwei gleichverteilten Stunden sich austurnen kann.

Und die mehr den ausgebildeten Knaben und den Jüngling betreffenden Übungen des Schwingens (Voltigierens) und Fechtens, die übrigens auch den Sommer hindurch, im geschlossenen Raume, für sich besonders (in abendlichen und auch frühmorgentlichen Stunden) geübt sein wollen, müssen vor allem im Winter (an den Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittagen das Fechten, in den Abendstunden das Schwingen) betrieben werden.

§ 29. Dazu gilt es einen Turnsaal, der bei einer oben angenommenen Anzahl von 400 Turnern wenigstens 120 Fuß Länge (mit 16 Fenstern zu 4 Fuß Breite und 14 Pfeilern zu 3½ Fuß Breite, einer Thür zu 4 Fuß Breite in der Mitte der einen kurzen Wand), 30 Fuß Breite und 16 Fuß Höhe haben muß, so daß in einer Stunde zum mindesten 2 Reihen (an 2 Pferden) schwingen und andere daneben anders turnen können.

§ 30. Ein solcher neu eingerichteter Turnsaal muß im ersten Stockwerke und, kann es sein, gegen Mitternacht liegen, daß die Sonne nicht sticht und blendet, oder muß dichte Vorhänge haben.

In einer großen Stadt muß er soviel als möglich in der Mitte derselben liegen.

§ 31. Der Fußboden muß, um den schädlichen Staub zu meiden, wie eine Scheunentenne zubereitet und dann erst gedielt werden u. s. w.

Der Saal muß (von 2 Öfen) bei strenger Kälte heizbar sein; sonst ist Erkältung und Verletzung der Glieder leicht möglich.

Der Saal muß erleuchtet werden können (durch ruhige Lampenflammen) für die Abendübungen.

Der Saal muß gehörige Anzahl Kleiderriegel, Schuh- und Hutbehälter, Wandschränke oder Nebenkammern für Turngeräte u. s. w. haben.

§ 32. Die wesentlichen Turngeräte des freien Turnplatzes müssen im verjüngten Maßstabe durch künstliche Ineinanderfügung, durch Wegnehmbarkeit und Höherstellbarkeit auch dem Winterturnen gewonnen werden.

Dazu kommen das Schwingpferd und mehrere Schwingböcke von verschiedener Gestalt und Größe.

§ 33. Regelmäßige und besonnene Einteilung eines solchen Saales und der Zeit, weise Benutzung vorhandener Räume verstatten, eine immer bedeutende Anzahl auch im engen Winterraume zu beschäftigen. Der Turnlehrer wird besonders solche Turner wählen, die er für den Sommer wieder zu Vorturnern und Anmännern gebrauchen kann.

§ 34. Soll aber ein Turnplatz im Winter soviel als möglich ersetzt werden, so gehören dazu 1) ein oder mehrere Turnsäle, 2) eine große Turnbahn zu Spielen und Massenübungen bei trockenem Wetter, 3) womöglich ein kleiner Turnhof.

Ein solches Turnhaus erhielt also eine, wie eine Reitbahn überdeckte Turnbahn, wenigstens 100 Fuß lang, 50 Fuß breit, 16 Fuß hoch, nicht gedielt, sondern mit weichem Erdboden (Lohegrund, der bei gehöriger Befeuchtung nicht stäubt).

Diese Turnbahn dient besonders für die kleinen Turner zu Vorübungen, Laufen, Ringen, Spielen u. s. w. Aber auch die Übungen außer dem Turnsaale müssen in ihr getrieben werden können (Schweben, Weitspringen, Stabspringen, Gerwerfen u. s. w.), um mit ganzen Riegen im Turnhause eine weite Schule durchmachen zu können.

In einer solchen Turnbahn und solchem Turnsaale könnten auch im Winter 1000 Turner beschäftigt werden, jeder in wöchentlich zweien Stunden, wenn der Turnlehrer wenigstens 30 Vorturner hat, die 6—8 Stunden auf Selbstübung und Unterweisung verwenden können.

40.

Verteidigung des Turnwesens.

Von Ernst Moritz Arndt.

(Aus Arndts Aufsatz: „Das Turnwesen nebst einem Anhang“ in den „Schriften für und an seine lieben Deutschen“, Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung, 1845, 3. Teil.)

Ernst Moritz Arndt, geboren am 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen, studierte 1791—1794 Theologie in Greifswald und Jena, machte dann Reisen in Ungarn, Italien, Frankreich und Schweden und wurde 1805 Professor in Greifswald. Während der Eroberung Deutschlands durch Napoleon trat er gegen die Franzosen auf und mußte zuerst nach Schweden, dann, nachdem er kurze Zeit in Greifswald sich unter dem Namen „Allmann“ aufgehalten, 1812 nach Rußland flüchten, von wo aus er durch zahlreiche Schriften bedeutend auf die Erhebung des deutschen Volkes einwirkte. Im Jahre 1818 wurde er Professor der Geschichte in Bonn, bald aber mit seinem Kollegen Welcker in die Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe verwickelt, die mit seiner Amtsentsetzung endigte. Erst im Jahre 1840, mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV., wurde er rehabilitiert. Das Jahr 1848 sah ihn als Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt a. M., aus der er aber 1849 mit der Gagernschen Partei ausschied. Im Jahre 1854 trat er in den Ruhestand. Arndt starb im hohen Alter von 91 Jahren, hochgeehrt von der deutschen Nation am 31. Januar 1860. Eine „Vollständige Sammlung“ seiner Gedichte ist in demselben Jahre in Berlin erschienen. E. M. Arndt war in den Jahren von 1816—1819 einer der bedeutendsten Fürsprecher des Turnens. Im Jahre 1818 schrieb er seine Schutzschrift für das Turnwesen, in ihrer Art das Beste und Kernigste, was wir aus jener Zeit haben: bei der Wiedereinführung des Turnens gab er sie von neuem heraus unter dem Titel „Das Turnwesen, nebst einem Anhange“, Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung.

Für diese gute Sache habe ich zuweilen einige gute Worte gesagt; man hat sie mir erwidert. Das ist ein ehrlicher und offener deutscher Tausch der Liebe gewesen, dessen sich keiner zu schämen hat. Einige Gewisse werden sagen, wenn ich für das

Turnwesen spreche: „Du bist ein verwerflicher Zeuge, du bist parteiisch, du bist und schreibst für deine eigene Sache.“ Und ich antworte diesen Gewissen: „Ihr sagt ganz recht, ich bin parteiisch, ich spreche in eigener Sache, ich kann gar keine andere Partei nehmen, als die Partei der Verteidiger dieser tüchtigen Übungen. Seit einem halben Jahre, wo der Vorsteher des Turnwesens in Berlin die Gewissen gereizt hatte, sind eine Menge schreiender Anklagen und Beschuldigungen gegen das Turnwesen laut geworden, einige offen und ehrlich, die den Charakter des innigsten Hasses der Sache und Person nicht hehlhatten — insoweit zu loben, als der ehrlich eingestandene Haß selbst des Löblichen und Guten noch etwas Tüchtiges hat im Vergleiche mit Schleicherei, die mit ihren Giften und Verhetzungen im leisen Fuchs- und Katzentritte hin und her trippelt — andere unter allen Verkappungen und Verlarvungen mit allerlei seufzenden Warnungen, lispelndem Achselzucken und frömmelnden Gebärdungen, scheußlich wie der Satan, wenn er sich in einen Engel des Lichtes verkleidet. In diesem finsteren Schmutze der Feigheit und Bosheit zu rühren, ist gleich langweilig und unerfreulich. Ich hebe lieber den Hauptinhalt der Beschuldigungen heraus und sage darüber und über das Turnwesen, wie ich es kenne und mit Augen gesehen und mit Ohren gehört habe, einige Worte. Das Gericht dieser Welt ist nicht immer das Gericht Gottes; aber ich hoffe, Gott und der König und die Fürsten werden das Turnwesen bestehen lassen, allerdings, wie klein und verächtlich jene Gewissen es auch machen möchten, eine erfreuliche Erscheinung der Zeit, woraus, wenn es in würdigen Händen bleibt und sich vor den Augen alles Volkes immer einer würdigen Öffentlichkeit befleißigt, immer etwas Tüchtiges hervorgehen muß.

Die Ankläger sagen 1) das Turnen schadet den Leibern mehr, als es sie stärkt, es schwächt die Gesundheit; 2) es schadet den guten Sitten; 3) es ist unchristlich; es bildet ein freches, wildes, aufrührerisches Geschlecht, das dem Staate gefährlich ist; die Turnplätze sind die Katheder, wo Lehren ausgesäet werden, die einmal alles umkehren müssen.

Über die erste Anklage, daß das Turnen eine Art Seiltänzerei und Gauklerkunst sei, eine halsbrechende, beinbrechende, herz- und magenumkehrende, gehirnerschütternde Kunst, wodurch Leib und Seele verrenkt und verspannt und überspannt werden, haben solche sich schon ausgesprochen, welche den Bau des

menschlichen Leibes, und was Kopfoben und Kopfunten bedeutet, und wessen ein Knabe und Jüngling vom achten bis achtzehnten Lebensjahre fähig ist, gründlich kennen. Zu zarte Kinder und zu gebrechliche und kranke Leiber werden ja auch zu den Übungen nicht gezogen und, wenn man sie zuzieht, ganz allmählich mit hineingebracht, so daß die Schwäche sich durch die Übung stärkt und erholt, wenn sie anders überhaupt zu überwinden war. Es gehen diese Übungen ja alle ihren ruhigen Gang Schritt vor Schritt und von Stufe zu Stufe, wie der Gang der Natur ist, und der Anblick der Turnplätze und der Turner und das Urteil und die Sicherheit, welche in der öffentlichen Schau liegt, die jedem frei steht und die immer gleichsam ein offenes Turngericht unter freiem Himmel bildet, weist alle aus dunklen Hinterhalten kommenden Verleumdungen der edlen Anstalt zurück. Freilich, das könnte sich wohl begeben, daß ein einzelner jämmerlicher Leib, der doch früh verwelkt wäre, das Schwindsüchtige und Gebrechliche, was in ihm sitzt, durch diese Übungen eher hervortriebe und entwickelte; die verdüsterte und verblödete Schwäche und Kränklichkeit aber, die in einem bestimmten Organe noch keinen festen Sitz gewonnen hat, wird durch das frische und frohe Leben und Weben und sowohl durch geistigen als leiblichen Reiz nach und nach schon der Stärke und Gesundheit Platz machen müssen. Freilich, Halsbrüche, Beinbrüche, Verrenkungen, ja Tote könnten bei einer so großen Schar allerdings ebenso häufig erfolgen, als z. B. bei den Übungen der Regimenter zu Fuße und zu Pferde und mit dem Geschütz. Es ist ein Glück, daß dergleichen nicht oft geschehen ist, ja bis jetzt fast gar nicht. Durch einen Schwindel, eine Ohnmacht, ja durch einen Schlagfuß, die sich ja hier im Freien so gut begeben könnten, als auf dem Stuhle oder im Bette, hätten schon einige von dem Mastbaume und anderen Klimmgerüsten herunterstürzen und den Hals brechen können; Arm- und Beinbrüche und andere Beschädigungen, wie viele hätten bei den Übungen, wie viele selbst auf dem Heimgange durch den Mutwillen der Knaben und Jünglinge vorfallen könnte! Gott hat die Anstalt gegen ihre Feinde schützen wollen und solche Zufälle verhütet. Nun will man hier geradezu tückisch zählen und rechnen, was anderswo nie gezählt und gerechnet wird. Geh' nach dem ersten Dorfe und Flecken, wo in allem nur dreißig oder fünfzig Knaben und Jünglinge leben, und der eine fällt von einem Apfelbaume und bricht den Hals, der andere stürzt

in einen Teich und ersäuft, der dritte balgt und ringt sich mit des Nachbars Sohn und bricht Arm und Bein entzwei, der vierte läuft Schlittschuh, fällt durchs Eis und ertrinkt; so daß man in einem so kleinen Nest in einem Jahre oft drei, vier unglückliche Tote und Beschädigungen zählt. Und wenn nun hier auf den Turnplätzen der Zufall einmal wirklich sein trauriges Recht behauptete, könnte man das der Anstalt und den Männern, die sie leiten, zurechnen? Man sagt: wo Bäume gehauen werden, da fallen Spähne — nun gut! so scheltet nicht wie über etwas Greuliches und Ungeheures, wenn Menschen untergehen, wo Menschen im frischesten Leben lebendig sind. Denn würden einige durch solche Übungen selbst früh aufgerieben (allerdings immer solche einige, die in einem siechlichen und kümmerlichen Leben ihnen selbst und der Welt späterhin doch nur zur Last gewesen wären), so wird die Mehrzahl dadurch noch frischer, kühner, gewandter, gesunder und lebenslustiger, als sie bei dem kümmerlichen Ofenhucken, trüblichen Stubensitzen oder dämmernden Herumtreiben geworden wären.

Das Turnwesen schadet den guten Sitten? Bei diesem Wörtlein gute Sitten muß man billig, ehe man antworten kann, fragen, was die Leutlein meinen, die es im Munde führen. Es ist ungefähr ein so weitschichtiges und vieldeutiges Wort, als die Wörtlein Gott und Religion und Staat, unter deren weiter Nebelkappe die Herren Zensoren, wenn sie wollen, eine gewaltige Tyrannei über die Geister üben können. Hier läuft das Geschrei darauf hinaus, daß die Buben wild, rauh, trotzig, unfleißig werden, daß viele auch wohl bei der Heimkehr von dem Turnplatze im Dunkeln durch Gassen gehen, wo unheimliches Gesindel lauert und sie verlocken kann. Es giebt allerdings sehr zahme, schwächliche, stille und schweigsame Büblein und Jünglinge, die man artige Kinder zu nennen beliebt, die sich von einem Stuhl auf den anderen setzen, die von einem Zimmer ins andere schleichen, die von einem Buche auf das andere fallen und dem Vater und Lehrer auch kein Blumenbeet und keinen Apfelbaum stören. Will man solche, will man diese Unglücklichen, deren fröhlicher Lebens- und Freiheitstrieb von Kind auf zerknickt ward, und die nachher als Jünglinge mit der Bleichsucht und dem Blödsinne durchs Leben schleichen, so liefert der Turnplatz von dieser Art freilich nichts. Denn eben dies zahme, sitzende, grübelnde, grämelnde und dämmernde Leben zu vertreiben und die jungen Menschenpflanzen an Licht und

Luft, zum Bewußtsein des Lebens und zum Gefühle der Gesundheit und Freude zu bringen, ward er eröffnet. Daß fröhliche Buben wohl 'mal Mutwillen und einen Trotz mitlaufen lassen, und um so mehr, in je größeren Schwärmen sie miteinander sind, ist das natürlichste aller Dinge, und dafür, wenn es zu schlimm wird, giebt es Zucht und Strafe. Dies Übel lassen sich verständige Männer aber gefallen, weil sie es sich gefallen lassen müssen. Wie der Wind wehen und das Feuer brennen muß, so muß die junge Kraft sausen und brausen; und über diejenigen muß man am meisten kopfschütteln, in welchen nichts sausen und brausen will. Übrigens will die zahlreiche Schar von Zuschauern, die sich in Berlin und anderswo immer bei den Turnplätzen versammelt, nnd von welchen gar viele mit den Jünglingen und Knaben zugleich nach Hause wallen, von frechem und sittenlosem Übermut und einem wilden Wesen, das die Ruhe rechtlicher und stiller Leute stört, nichts bemerkt haben. Man kann sich auch wohl soweit auf die Polizei verlassen, daß sie solchen Unfug, wenn er wäre, zur gesetzlichen Rüge und Strafe bringen würde. — Über den Unfleiß haben die berufenen Stimmen meistens verneinend geantwortet. Es wäre auch ganz unnatürlich, denn der gekräftigte und geschmeidigte Leib muß immer wohlthätig auf die Seele rückwirken, er muß auch dem Geiste geschwinderen Flug und kühneren Atem geben, zumal da ja die Turnübungen nicht bloß leibliche Übungen sind, sondern dort auch geistig geturnt wird mit Ideen und Gefühlen, welche den Anklägern freilich ein solches Rätsel sind, daß sie Gott weiß welche verbotene und verborgene Schrecken dahinter wittern. Das haben wenigstens alle Besseren bemerkt, daß seit dem großen Jahre, in welchem wir von dem wälschen Joche befreit wurden, und seit den freien Übungen der Leiber und Geister, die nun, gottlob! wieder erwacht sind, mehr Ernst, Fleiß und Sittlichkeit in der Jugend ist, als vor fünfzehn und zwanzig Jahren war. Die Gefahr des späteren Heimkehrens durch die Wüsten des Lasters mitten in der großen Stadt ist freilich eine Gefahr. Aber wenn der Jüngling dagegen zu Hause keinen Schild bekommt, wenn die Lehrer und Meister des Turnplatzes und der anderen öffentlichen Schulen solche Wüsten nicht in der Abscheulichkeit und Verdammlichkeit schildern, die in ihnen sind, wie magst du sie dann bewahren, daß die feilen Sünden sie nicht einmal fassen bei Tage oder bei Nacht? Und wie viele Eltern und Lehrer sind in der

Lage, daß sie jedem erwachsenen Buben, wenn er ausgeht, einen Aufseher und Leiter mitgeben können? — Wenn man soviel Kleines und Großes, Ernstes und Erbärmliches untereinander mischt, verrät man wahrlich mehr die Absicht, zu verleumden, als den Trieb, die Sittlichkeit und Wahrheit zu fördern. Das müssen wir freilich eingestehen, daß die zierlichen Knaben und Jünglinge, wie sie in meinen Tagen waren, die armen geplagten Jungen mit steifem Rücken, festgeschnallten Beinkleidern, gepuderten Haaren und Locken und einer ganzen Ladung Salben, Talg, Haarnadeln, daß jene armen, verzierten und versteiften Dinger, die weder Gott noch Menschen gefallen konnten, jetzt weder auf den Turnplätzen, noch sonst irgendwo gefunden werden, es sei denn, daß hier und da ein alter Professor oder Kanzleidirektor noch eine solche Seltenheit als Muster der guten, alten, feinen, artigen, gehorsamen, zierlichen und manierlichen Zeit erzöge, die man uns immer aus vollen Backen lobt, und die uns doch mit aller ihrer Zierlichkeit, Weichlichkeit, Faulheit und Lügenhaftigkeit in den erbärmlichen Zustand hineingefaselt und hineingetrödelt hat, aus welchem diese wilde, ungehorsame, rauhe und trotzige Zeit uns wieder hat herausreißen müssen.

Das Turnwesen ist ein unchristliches Ding? Sie klagen, das Turnwesen habe nichts anderes im Auge, als jene rohen, wilden und trotzigen Helden, welche das Heidentum loben konnte, welche aber der christlichen Milde und Demut völlig fremd sind und ewig fremd bleiben müssen. Ein leiblicher Stolz. eine übermütige Frechheit auf äußere Dinge und äußere Vorzüge, ein Trotz auf Leibesstärke, die doch etwas so Nichtiges und Vergängliches, das sei die Wirkung und das Ziel des Turnwesens. Das möge sich einst für die Rennbahn bei Pisa und Korinth und für die gräßlichen Spiele in Rom geschickt haben, aber unsere Zeit könne solche Gladiatoren und Gaukler nicht gebrauchen. Wenn das bei solchen einreiße, die einst Professoren, Priester, Richter und Beamte werden sollen, was werde dann aus dem künftigen Geschlechte werden? Werde nicht eitel Rohheit, Frechheit, Frevel und Übermut endlich in die Deutschheit fahren, welche die Turnmeister immer im Munde führen? Ich leugne nicht, es wäre sehr schlimm, wenn an diesen Beschuldigungen etwas wäre, wenn Eitelkeit, Hochmut, Trotz, Frechheit und ein wildes und rohes Wesen, kurz wenn etwas Gladiatorisches aus diesen Ringschulen hervorgehen könnte. Denn der jetzige Mensch, je ringfertiger und schlagfertiger er ist, desto mehr muß er der

Stille und Bescheidenheit und der christlichen Freundlichkeit und Demut ermahnt werden. Denn nichts ist widerlicher, als der Anblick eines Jünglings und Mannes, der eine ausgezeichnete Leibesstärke, Gewandtheit und Ringfertigkeit besitzt und damit prahlet und trotzet. Je stärker, desto stiller, je waffengeübter, desto sanftmütiger — das ist das Bild des christlichen Jünglings und Mannes. Wer durch Sittlichkeit, Fleiß, Bescheidenheit, Züchtigkeit und Kenntnisse nicht ausgezeichnet ist, der darf damit nicht stolzieren, daß er ein geschickter Ringer, Fechter und Turner ist. Dies ist aber auch, soviel ich weiß, die Lehre der Turnplätze. Das ist gewiß, daß alle Anstalten, wo viele versammelt werden, besonders solche, wo das Leibliche und leibliche Fertigkeiten und Geschicklichkeiten gezeigt und geübt werden, leicht einen wilden, unbändigen Sinn, einen trotzigen und stolzen Fechter- und Gladiatorensinn erzeugen könnten, wenn die Vorsteher und Meister nicht ernste, strenge und christliche Männer wären. Aber mir deucht, wie die Sachen jetzt noch stehen, braucht man nicht zu zittern, daß die alten deutschen Hünen in den Tierhäuten und Leute, wie Milon, Maximinus, Thrax und Goliath einst waren, sobald wie die Pilze hervorschießen werden. Dafür ist durch anderes genug gesorgt, und mancherlei hindert die jungen Bäume, daß sie nicht in den Himmel wachsen. Und daß ich aufrichtig meine Meinung sage, wie unsere Sitten und unsere Art und Leben sind, immer ist eher zu fürchten, daß wir zu faul und zu weichlich werden, was wohl das allerschlechteste Christentum ist, als daß ein zu hartes, wildes und rauhes Menschengeschlecht aus der jetzigen Jugend erwachse.

Das Turnwesen bildet ein freches, wildes, aufrührisches Geschlecht, das dem Staate gefährlich ist; die Turnplätze sind die Lehrstühle, wo Lehren ausgesäet werden, die einmal alles umkehren müssen? Leichtgesagte Worte! Auch fehlen den Worten die Scheine nicht bei ängstlichen und dummen Menschen, die nach dem bloßen Scheine richten und jeden Menschen, der über einen Graben oder Zaun setzen und durch einen Strom schwimmen kann, einen verrückten Waghals und Halsbrecher nennen, nämlich einen solchen, der nicht bloß sich den Hals brechen kann, sondern bei Gelegenheit auch anderen. Die Lehre der Turnplätze ist eine offene, ja eine der öffentlichsten Lehren und keine geheime; derjenige, der dem Dinge den Namen und das eigentliche Leben gegeben hat, ist eine geradezu offene (seine Feinde sagen eine

plumpe und grobe) Natur, die ihr Wesen und ihre Lehre in That und Wort auf das Offenste aller Welt zur Schau trägt. Worin besteht seine Lehre? 1) Der deutsche Knabe und Jüngling soll wahr, ernst, redlich und männlich sein, frei von allem geckischen, zierischen und wälschen Wesen. 2) Er soll züchtig und keusch sein, wie seine Ahnen weiland gewesen. Ein liederlicher und unzüchtiger Bube wird auf dem Turnplatze nicht geduldet. 3) Er soll deutsch sein in Wort und That; wälsche Sprache, wälsches Wesen und alle Ausländerei ist bei den Turnern geächtet. 4) Er soll der großen Tugenden und Thaten der Väter und der herrlichen deutschen Vergangenheit immer erinnert werden; der Turnplatz soll eine lebendige deutsche Geschichte sein: die großen Namen, Thaten, Siege, Feste und Tugenden des Volkes gehören dem Knaben und Jünglinge am meisten, in dessen empfängliche Seele der Same der künftigen Zeit gestreut werden muß, wenn er zur Ehre und Freude des Volkes je aufgehen soll.

Also klingen hier allerdings Klänge, welche vielen Ohren wunderlich dünken und worin sie nichts sehen und deuten, als Umkehrungen, Verschwörungen, Aufruhr, Zerstörung des deutschen Reiches (wie? der Idee oder der Dinges, das weiland so hieß?), Bewilderung der deutschen Art, kurz, völlige Sittenlosigkeit und Verruchtheit. Die Namen: Deutschland, Vaterland, Volk, Freiheit, Deutschheit, Franzosentum, Wälschtum klingen hier allerdings bei mehr als einer Gelegenheit, und ohne diese Namen und ihre tiefe, innerliche Bedeutung möchten Scharen von Hunderten und Tausenden wohl nicht leicht zu regieren sein. Daß die Jugend diese Worte, wie ja die Leute von dreißig und vierzig Jahren in dieser Zeit wohl auch thun, zuweilen etwas wunderlich und abenteuerlich gebrauchen und sich wohl in Männer und Zeiten und Thaten und Tugenden hineinträumen und zuweilen auch hineinreden, die sie mit ihrem kleinen Inhalte nicht ausfüllen können — nun darüber soll man lächeln und nicht ergrimmen. O, die Zeit wird kommen, die schlimme Zeit, die der Student die Zeit des Philistertums nennt und die jeder einmal kennen muß, der auch nimmer Student gewesen, die Zeit, wo der freudige Mut, der mit Sonnenrossen durch die Himmelslüfte fuhr, sich mit tausend ehernen Schranken umstellt sieht; die Welt wird der Jugend einst noch eng genug werden, die stolzen Ideen werden schon die Flügel zur Erde sinken lassen müssen. Man sollte doch Träume und Ideale der Jugend,

deren Gefühle und Gedanken nie zu hoch fliegen können, nicht zu Verbrechen stempeln; man sollte Spiel Spiel sein lassen, und dünkt man sich darüber hinaus, möchte man es ja in Gottes Namen als Kinderspiel belächeln. Aber man will keine Menschen, man will Schöpse, die sich mit einem Stocke und einem einzigen bellenden Hündlein alle in einen Stall und, hat man erst einen ins Wasser geworfen, auch alle in ein Wasser und in einen Tod treiben lassen. Es ist doch schön, daß es dahin gekommen ist, daß selbst die Kinder und Knaben sich schon etwas darauf einbilden, daß sie Deutsche und nicht Wälsche geboren sind, daß sie deutsche Heldenthaten und Jahresnamen zu nennen und zu empfinden wissen. Mögen sie, für welche die Welt noch kein Maß hat, und welche, weil sie dem Himmel näher sind, als wir, sich und alles gleich in den höchsten Himmel des Ruhmes und der Idee hineinstellen, immer das Ungeheuerste träumen und aussprechen, wir wollen sie darum noch nicht Empörer und Aufrührer gegen die Regierung und gegen die ewige Ordnung Gottes auf Erden schelten. O, diese Ordnung, die nicht immer eine Ordnung Gottes ist, wird ihnen zu seiner Zeit schon Maß und Schranke und, ach! eine zu große Enge dieser armen bedrängten Welt zeigen. Mögen sie dann nur nie vergessen, daß die Idee auch der Traum des vierzigjährigen und sechzigjährigen Mannes sein muß, wenn er mit seiner Tugend und Kraft in dem dürftigen Leben nicht verwelken will!

Es ist bei dem blinden Hasse, womit man seit einem halben Jahrhundert gegen das Turnwesen losgefahren, fast mehr noch auf die Person als auf die Sache gemünzt: der Stifter des deutschen Turnwesens, Friedrich Ludwig Jahn, ist dabei am meisten gemeint. Dies offenbart sich in den gegen das Turnwesen erschienenen Schriften auf jeder Seite. Ich will dem Manne hier keine Lobrede noch Verteidigungsrede halten. — Jeder Lebendige muß sich durch die Kraft und Tugend des Lebens bewähren und so die hämischen und boshaften Angriffe seiner Feinde zu Boden schlagen — aber einige Worte muß ich doch sagen, ganz aus der Sache heraus, die nicht mit seiner Persönlichkeit zusammenhangen. Man macht Jahn den Namen — Stifter des Turnwesens — streitig. Das könnte gleichgiltig sein: einem bescheidenen Manne kommt es bei seiner Wirksamkeit und Thätigkeit eben auf die äußere Ehre nicht an. Nie hat Jahn den thörichten Anspruch gemacht, daß er das Turnwesen überhaupt gestiftet habe. Er kennt ja die Geschichten der Griechen

und Römer und unserer Altvordern und selbst einzelne ähnliche Anstalten, die lange vor dem Jahre 1810 bei uns bestanden haben, zu gut, als daß ihm so Thörichtes einfallen sollte. Aber dieses Turnwesen, das sie angreifen und verlästern, dieses freie, öffentliche, volkliche, nicht in den Wänden eines Gymnasiums oder eines Reitstalles und Gartens einer Erziehungsanstalt eingeschlossene — dieses hat Jahn gestiftet, und kein anderer; die große Idee der Öffentlichkeit und Volkstümlichkeit und der Wiedererweckung und Belebung eines durch alle Klassen und Stände gehenden und durch diese Idee erfaßlichen Volksgeistes hat Jahn zuerst ins Leben gestellt. Ist das eine Tugend, so ehre man ihn; ist es ein Verbrechen, so strafe man ihn.

Das muß auch noch gesagt werden — denn es gehört wegen gewisser Beschuldigungen recht eigentlich hierher — daß dieser Mann, der vielen zu rauh und und zu herb erscheint, doch wohl den Bären und Wolf, den manche in ihm wittern, im Herzen nicht sitzen haben kann. Denn diesen Bären und Wolf fühlt niemand leichter heraus, als der zarte Sinn des Kindes und Knaben, die gleichsam einen angeborenen, geistigen Hauch des Erkennens haben, der sich nachher bei dem zu vielen Betasten und Befühlen der unempfindlichen Welt bei den meisten allmählich verliert, und den keine List und Erfahrung des Lebens ersetzen kann. Jahn ist von seinen Schülern ohne Ausnahme geliebt; denn er ist gerecht, streng, züchtig, enthaltsam, er hat sich, wie wenige, von jeher eines reinen, deutschen Lebens beflissen und gehungert und gedurstet für das Gute. Das fühlt sich von der Kindheit und Jugend auch heraus aus dem Menschen, noch besser als der Bär und Wolf. Und hat der Mann keinen Glauben und keine Liebe, ist in demjenigen Ehrgeiz, Prahlerei, Eigennutz, der, gleich Jahn, drei, vier Jahre die Anstalt ohne alle Unterstützung, bloß durch sein Gemüt und seine Geduld unterhalten, der, von Not bedrängt, Tag und Nacht gearbeitet hat um das tägliche Brot, und der hingegangen ist und jede Woche ganze und halbe Tage daran gesetzt hat, daß er das Werk förderte, das er für ein gutes Werk hielt? Und es ist ein gutes Werk!

Und würde das Turnwesen auch keine allgemeine Volksanstalt, fände man es endlich für die kleinen Städtchen, Flecken und Dörfer, wo die Jugend, sowie Arme und Füße nur zu gebrauchen sind, in Wald, Feld und Garten in mancherlei Arbeit und Thätigkeit genug umgeturnt wird, auch weniger notwendig

— für die größeren Städte und für die größeren Schulen und Gymnasien ist das Turnen eine der wohlthätigsten und notwendigsten Erziehungs- und Bildungsanstalten, die je haben erfunden werden können. Wir wissen, was den Griechen weiland ihre Gymnasien und ihre Rennbahnen waren, wie sie diese und die in gewissen bestimmten Zeiten immer wiederkehrenden öffentlichen Kampfspiele als Hauptbildungs- und Hauptreizmittel, ja selbst als ein großes Bindungsmittel ihres durch die mannigfaltigsten Regierungen in den verschiedensten Ländern, Küsten und Inseln zerstreuten und zerspalteten Volkes betrachteten und deswegen unter die unmittelbare Obhut der Götter gestellt hatten. Wir fürchten nicht, daß unsere Turnplätze Klopffechter und Raufer und Balger und rohe und übermütige Gladiatorenseelen bilden werden, wir hoffen vielmehr von dem guten und vaterländischen Geiste, welcher in allen Landen und Gauen Deutschlands mehr und mehr zu wirken und zu weben beginnt, daß die christliche Liebe und Milde auch diese Anstalt erfassen und durchdringen und die Übung des Leibes und der leiblichen Künste wohl als etwas Nützliches und Wackeres, keineswegs aber als eine große That und Tugend wird ansehen lassen; denn ein rechtes kräftiges Mittel zu Thaten und Tugenden könnte es wohl werden.

Für die großen Schulen und Gymnasien ist der Turnplatz zunächst das, was ihnen Jahrhunderte gefehlt hat, etwas, das diejenigen, die sich sonst versitzen und verträumen oder gar in der schlimmsten Faulheit und Weichlichkeit die ledigen Stunden hinbringen würden, in das mutige Gefühl und den fröhlichen Trieb und Sinn der Welt hinauslockt. Unsere Erziehung war noch nicht vorlängst eine kümmerliche Halbheit, alles auf den Geist und die Entwickelung und Bildung des Geistes, nichts auf den Leib und die Entwickelung und Bildung des Leibes berechnet. Von dem sechsten, achten bis zum sechzehnten, achtzehnten, zwanzigsten Lebensjahre war der Knabe und Jüngling an die Schulbank geschmiedet, dem frischen, blühenden Leben entfremdet, diejenigen am meisten, welche am fleißigsten waren. Sie konnten Griechisch und Latein, sie konnten die Großthaten, die Kämpfe, die Spiele und Tugenden der Griechen und Römer und ihrer großen Männer an den Fingern hersagen; daß aber aus den deutschen Menschen auch einmal ein Äschylus, Sophokles, Sokrates, Thukydides, Cäsar und Tacitus hervorgehen müsse, gleich geschickt mit der Feder und mit dem Schwert,

das sagte ihnen niemand, das hatte ein im Einzelnen verlorenes, vom Leben abgerissenes und verweichlichtes Geschlecht lange verlernt. Und hätten sie nur an das Nächste gedacht, an das Christliche, an den Spruch des Apostels, in welchem der Leib ein Tempel Gottes, das Haus einer unsterblichen Seele genannt wird, sie hätten den bleichsüchtigen, schwindsüchtigen, unbehilflichen, schwächlichen Knaben und Jünglingen, welche in Unkunde des Lebens und der Gefahren, die der Jugend drohen, vergingen, das lebendige Leben und die Welt draußen auch als eine Rennbahn angewiesen. Gerade in jenem gefährlichen Zeitraume zwischen dem zwölften und achtzehnten Lebensjahre, wo, wie der Saft im Frühling in den Baum tritt, der Trieb eines unentwickelten Lebens in den jungen Menschen tritt, dachte wohl einer daran, die armen Gesellen, die in öder Träumerei oder in wüster Sünde die Kraft der Jugend verloren und den künftigen Mann knickten, hinauszutreiben und den Leib in rüstigen Übungen und Spielen zu ermatten und zu zerarbeiten, damit die gefährlichen Triebe und die ebenso gefährlichen Träume und Phantastereien ein natürliches Gleichgewicht bekämen? — Hier ist das größte Verdienst des Turnplatzes, daß diese Jünglinge, die als das künftige Salz der Erde ausgestreut werden sollen, nicht lahm, blöde, matt, schwächlich und jämmerlich an Wort und That werden, daß sie, was sie mit Fleiß und Arbeit erlernt haben, einst mit Macht und Kraft darstellen und geltend machen können, daß sie nicht wie elende Halbmenschen, wie blöde Schattengestalten, die wohl jede Stelle aus dem Thukydides und Tacitus hersagen, aber keinen Männerlaut aus der Brust hauchen können, der in anderen Brüsten widerklänge, mit unsicherem und wankendem Schritte künftig im Leben auftreten; dafür sollen sie jetzt springen und schwingen und ringen und sich des schönen Gerätes bewußt werden, worin Gott ihre Seelen eingehäust hat. Die Gegner des Turnwesens haben bei diesen Übungen auch das Öffentliche gescholten. Sie sagen, es führe leicht zu Überspannung und Überanstrengung der Kräfte und nähre Eitelkeit und Prahlerei, indem jeder sich vor den Zuschauern zeigen und seine Gegner an Gewandtheit und Stärke überbieten wolle. Das wäre allerdings unvermeidlich, wenn keine höhere Zucht das Ganze zusammenhielte und die Jünglinge und Knaben durch Gehorsam zügelte. Aber das ist die erste Lehre des Turnplatzes, die jedem, sobald er ihn betritt, gegeben und während

aller Jahre, die er ihn besucht, ihm vorgehalten wird: daß diese Turnübungen keine Übungen der Eitelkeit und Gaukelei sind, sondern Übungen und Vorbereitungen für die Arbeiten des Mannes und die edelsten Forderungen des Lebens, damit ein gesunder, starker, tapferer und freudiger Mann werde, damit jeder den kräftigen und ausdauernden Leib gewinne, welcher den Beschwerden der Märsche und den Arbeiten des Lagers und Schlachtfeldes gewachsen sei; denn das sei wohl der Jammer aller Jammer, wenn ein Mann zu schwach sei, dem lieben Vaterlande die unerlaßliche Schuld zu bezahlen. Auch das bändigt die Eitelkeit und die leere Prahlerei, daß die Keuschheit als die erste und heiligste Pflicht des deutschen Mannes und des Christen gelehrt, daß auf jeden Weichling und Wüstling mit Abscheu hingewiesen wird, daß in der strengen und ehrenfesten Versammlung keiner geduldet wird, der etwas Schändliches und Liederliches gethan und gelitten hätte. Und ihr Hasser und Ankläger der Turnplätze, diesen hohen Preis werdet ihr ihnen nimmer nehmen, daß sie den deutschen Jünglingen den Stolz und die Würde tief in die Brust pflanzen, eine reine, keusche Jugend zu bewahren, so daß der eine immer der Erinnerer, Ermahner und Wächter des anderen ist. Vieles mögt ihr dem Jahn abstreiten, dieses Lob, daß er den heiligen Atem einer keuschen und strengen Jugend um sich her verbreitet, werden seine bittersten Feinde ihm wohl lassen müssen.

Nun wieder zu dem Öffentlichen. Die Turnplätze dürfen ihrer Natur nach nicht gesperrt noch geschlossen sein. Es wäre ja möglich, daß sie einmal durch schlechte Vorsteher — wie denn alles in der Welt einmal in schlechte Hände geraten kann — entweiht würden. Daher ist es recht, daß das Volk, daß die Eltern und Freunde der Knaben und Jünglinge als Zuschauer, Richter und Wächter, die Mitordner und Mitbehüter der Turnplätze bleiben. Auch ist es gut, daß die Jugend durch die Anwesenheit von Menschen jedes Alters, Standes und Geschlechtes sogleich an ein ganzes, volles Leben gewöhnt werde und eine lebendige Vorstellung von der Bühne bekomme, auf welcher sie künftig spielen soll. Auch bedürfen diese Übungen, die, bei aller ihrer Mannigfaltigkeit, durch die ewige Wiederholung doch etwas Einförmiges und Ermüdendes haben und keineswegs immer bloß ein lustiges Spiel, sondern oft eine recht strenge Arbeit sind, zu ihrer Belebung noch mehr, als der hohen Lehren von Deutschheit, Vaterland, Stärke, Männlichkeit und Keuschheit; sie

bedürfen, wie alles Menschliche, das gedeihen soll, eines menschlichen Wechselreizes, einer Ermunterung und Billigung aller: man möchte sagen, sie bedürfen der Augen, der Liebe des Volkes. Dies kann wohl kein Streben der Eitelkeit heißen, es ist nur ein billiges Streben nach innerer Anerkennung, die jedem lieb ist, der meint, daß er nicht bloß ein äffisches Kinderspiel treibt.

Und so wünschen wir denn, daß die edle Turnkunst bleibe und bestehe, daß sie wachse und blühe durch alle Orte und Gaue des geliebten Vaterlandes im ernsten, strengen, männlichen, deutschen Sinne, in christlicher Milde und Frömmigkeit, in warmer Liebe und Treue gegen alles Edle, Gute, Treue und Vaterländische; daß wir nicht in jene nichtige Weichlichkeit, Faulheit und Zierlichkeit versinken, wodurch vor uns so viele große Völker mit ihrer Freiheit und mit allen edlen und hohen Künsten und Tugenden vergangen sind. Selig ist, wer zu rechter Zeit das rechte Maß findet, wer den Geist nicht zu sehr für Künste des Leibes, noch den Leib zu sehr für Künste des Geistes übt! Denn allein aus dem Gleichgewichte der irdischen und himmlischen Kräfte geht der rechte, volle und fertige Mann und Mensch hervor, welcher, gleich gerüstet mit Leib und Seele, die Erde unten tüchtig und tapfer hält und verwaltet und doch nimmer seinen Himmel droben verliert. Vor allem aber wollen wir der Anstalt zu ihrem Gedeihen allenthalben feste, ernste, fromme, keusche und stille Männer als Vorsteher wünschen, damit diejenigen kein Recht bekommen, dagegen zu toben, welchen nur gefällt, was die Menschen für die Dummheit und Knechtschaft zahmer macht.

41.

Alaaf Preußen!

Von Adolf Diesterweg.

(„Alaaf Preußen!“ *) Ein Vortrag, in der Pädagogischen Gesellschaft in Berlin gehalten von Adolf Diesterweg. Berlin 1842. Enslin.)

Friedrich Adolf Wilhelm Diesterweg, hervorragender Schulmann, geboren am 29. Oktober 1790 in Siegen in Westfalen, studierte in Herborn und Tübingen, war dann an verschiedenen Orten Lehrer und wurde 1820 Direktor des Seminars in Mörs (Rheinprov.), 1832 Direktor der gleichen Anstalt für Stadtschulen in Berlin. Im Jahre 1847 pensioniert, starb er am 7. Juli 1866. Über seine erzieherische Thätigkeit vergleiche Langenberg, „Adolf Diesterweg, Leben und Schriften.“ Frankfurt a. M. 1868. 5. Aufl.

Der unten abgedruckte Vortrag wurde von Diesterweg gehalten „zur Begrüßung der neuen Epoche in dem preußischen, hoffentlich deutschen Erziehungswesen, eingeleitet durch die Kabinettsordre vom 6. Juni 1842, die allgemeine Einführung der gymnastischen Übungen betreffend.“ Andere turnerische Aufsätze von ihm befinden sich in den „Rheinischen Blättern“, im „Wegweiser“ und im „Jahrbuch für Lehrer“.

Die infolge der höchst preiswürdigen Kabinettsordre vom 6. Juni d. J. erlassene Verfügung der Königl. Schulkollegien bezeichnet mit bestimmten und klaren Worten sowohl den Zweck, als die Stellung und den Umfang, welche den gymnastischen Übungen fortan bei uns eingeräumt werden.

Sie sollen im Verein mit der geistigen Bildung eine harmonische Ausbildung der Jugend bewirken und dadurch dem Vaterlande tüchtige Söhne erziehen. Dies ist der Zweck. Er wird durch den einleitenden Gedanken motiviert, daß die größeren Ansprüche, welche nach dem Entwickelungsgange und dem jetzigen Standpunkte der Bildung an die geistige Ausbildung der Jugend gemacht werden müssen, eine besondere Sorgfalt für die Erhaltung und Kräftigung der körperlichen Gesundheit der Jugend fordern. Darum sollen von jetzt an die Leibesübungen als ein

*) Alaaf = wohlauf.

notwendiger und unentbehrlicher Bestandteil der männlichen Erziehung förmlich anerkannt und in den Kreis der Volkserziehungsmittel aufgenommen werden. Dies ist die Stellung der Gymnastik im Verhältnis zur Jugenderziehung überhaupt. Der ihr vorerst zugedachte Umfang wird dadurch bezeichnet, daß zunächst mit den Gymnasien, höheren Stadtschulen und Schullehrer-Seminarien gymnastische Anstalten verbunden werden sollen.

Nach dieser entscheidenden Erklärung, welche den Gesichtspunkt angiebt, aus welchem die oberste Unterrichtsbehörde und Se. Majestät der König selbst den wichtigen Gegenstand betrachten, ist es an uns, den Pädagogen, Vorstehern und Lehrern der Anstalten, die zunächst der ihnen zugedachten Wohlthat teilhaftig werden, die inneren Gesichtspunkte zu bezeichnen, aus welchen die Sache anzusehen ist. Nur dadurch wird der Zweck erreicht. Dem Gesetzgeber genügt es, den äußeren Zweck anzugeben; des Pädagogen Pflicht ist es, über die inneren Zwecke, Absichten und Tendenzen nachzudenken, damit nicht zum zweiten Male grobe Mißgriffe gemacht werden und wir nicht abermals Gefahr laufen, die Ausführung stille gestellt und ad Calendas graecas verschoben zu sehen. Für je wichtiger ein Erziehungsmittel gehalten wird, je leichter es schief aufgefaßt, schlecht angewandt und zum Schaden verkehrt werden kann, desto notwendiger ist ein solches Nachdenken darüber. Es ist hier meine Absicht, den pädagogischen Gesichtspunkt kurz zu bezeichnen, aus welchem die Gymnastik unter uns angesehen werden muß. Es ist, um dieses gleich zu Anfang zu erklären, ein dreifacher: der humanistische, der patriotische, der disziplinarische — wozu auch bei einer Wendung der Sache hinzukommt der wissenschaftlich-litterarische.

Die oben angezogene Verfügung deutet zuerst den humanistischen Gesichtspunkt an, indem sie von harmonischer Ausbildung redet. Dieses ist, wie wir alle wissen, der Zweck des Unterrichtssystems, welches bei uns unter dem Namen des Humanismus im Gegensatze gegen den Realismus und Pietismus (ich erinnere an Niemeyers verbreites Werk und an Niethammer) bekannt ist. Der Mensch wird von dieser großen, nie aufzugebenden Ansicht als Selbstzweck und nach den beiden Hauptteilen seiner Natur aufgefaßt. Er soll gebildet werden um seiner selbst, nicht um äußerer Zwecke willen, und zwar allseitig und harmonisch. Jede ihm von der Natur verliehene Gabe soll

zur Entwickelung gebracht, die niederen Anlagen und Vermögen sollen in den Dienst der höheren gestellt, der ganze Mensch soll als ein Kunstwerk betrachtet werden. In ihm soll sich lebendig darstellen der Inhalt alles Großen und Edlen, was die Menschheit hervorgebracht hat, leibliche wie geistige Vorzüge sollen ihm angeeignet werden, und als die Blüte des Lebens soll die Humanität ihn beherrschen. Denkend, fühlend und wollend, folglich auch handelnd, soll er dastehen als die Krone und der Preis der Schöpfung. Darum bedarf es der geistigen und körperlichen Erziehung und Bildung, wie sie in reinster und edelster Gestalt den Jünglingen des alten Griechenlands gewährt wurde, welche durch Musik und Gymnastik zu Menschen heranreiften, wie sie die Welt kaum zum zweiten Male gesehen. Man machte nicht eine künstliche Trennung zwischen Geist und Leib, es galt nur den einen, einheitlichen Menschen; die Griechen konnten sich Geistesbildung ohne Leibesbildung gar nicht denken, und wenn wir mit Recht dem Geist das Primat zuerkennen, so geben wir doch auch der äußeren Erscheinung des Menschen seinen Wert durch den Ausdruck, der Leib sei ein Tempel des heiligen Geistes oder des Herrn. Dieser Gesichtspunkt ist der humanistische. Er betrachtet den Menschen nicht als dienendes Glied eines größeren Ganzen, nicht als Mittel zu irgend einem Zwecke, sondern als Selbstzweck. Es ist die erste und oberste Ansicht, aus der wir die Leibesübungen auffassen. Der Mensch soll ausgebildet werden um seiner selbst willen; zuerst ist er Mensch, dann Bürger. —

Aber der zweite Gesichtspunkt ist ebenso notwendig als der erste. Die abstrakte Humanität führt allein und ausschließlich in das Unbestimmte und Leere. Der junge Mensch erscheint auf dem Schauplatze der Welt irgendwo und irgendwann, unter einem bestimmten Volk, in einer bestimmten Zeit. Er trägt die Eigentümlichkeit seiner Nation an sich, sie bildet sich ihm unbewußt an, wie sie in seiner Zeit zur Entwickelung gekommen; er soll unter gegebenen Verhältnissen wirken, nicht als Atom sich von der übrigen Welt isolieren, sondern als organisches Glied eines nationellen Ganzen, einer Volkseinheit auftreten und wirken. Zu jener kosmopolitischen oder humanistischen Ansicht gesellt sich die nationale oder patriotische. In dem Jünglinge soll dem Vaterlande ein tüchtiger Bürger, oder, wie die Verfügung der Behörde besagt, ein „tüchtiger Sohn“ erwachsen. Möge er nun nach der Verschiedenheit seiner Anlagen

eine Richtung einschlagen, welche er wolle, eines starken und geübten Körpers bedarf er in jeder Sphäre der Thätigkeit und des Berufes; mit dem bloßen Wollen richtet man auf der Welt nichts aus; soll sich dem Wollen das Vollbringen zugesellen, soll selbst der theoretische und spekulative Kopf seinen Gedanken energisch nachgehen können: er kann eines gesunden und robusten Körpers nimmer entbehren. Dazu kommt, daß bei der jetzigen Weltlage jeder befähigt werden muß, die Waffen zu tragen. Der Jüngling ist wehr- und mannhaft zu erziehen, damit er im Notfalle fähig und bereit sei, das Vaterland gegen den Feind desselben zu verteidigen. Der Mensch ist nicht bloß um seiner selbst, er ist um anderer, er ist um des Ganzen willen da.

Zu dem humanistischen Gesichtspunkte gesellt sich der vaterländische oder patriotische. Wenn jener nur als höchstes Ziel die sittliche oder ethische Gesinnung aufstellt, so verlangt dieser die patriotische, beide zu ihrer Ausführung die Thatkraft.

Diese Gesichtspunkte scheinen die ganze Sphäre der Zwecke zu erfüllen. Aber wenn wir bedenken, daß die Leibesübungen in den Kreis der öffentlichen Erziehungsmittel eingereiht, mit den öffentlichen Schulen und Bildungsanstalten verbunden werden sollen, so werden wir sogleich erkennen, daß ein dritter Gesichtspunkt hinzukommen muß; ich nenne ihn kurz den disziplinarischen. In der rechten Schule herrscht die Ordnung, die Zucht, der Gehorsam. Ich sehe in diesen Momenten nicht eine negative, sondern eine positive Richtung und Thätigkeit. Es soll nicht bloß nichts Verkehrtes und Tadelwertes, es soll das Rechte, das Lobenswerte geschehen. Der junge Mensch soll in die Zucht genommen, nicht bloß in die Zucht des Gedankens, sondern auch in die Zucht des Willens genommen werden. Er soll sich zügeln, sich beherrschen lernen, seine positive Kraft auf die Erstrebung edler Ziele richten. Wir wünschen eine freiere Gestaltung unseres Lebens, wir gehen ihr entgegen. Je größer aber die Freiheit ist, desto gesetzmäßiger, strenger und gebundener muß die Erziehung sein. Wo dem Erwachsenen Fesseln angelegt werden, da kann man die Jugend wild und ungeregelt aufwachsen lassen; wo aber der Bürger frei sich bestimmen soll, da muß er zu Gesetz und Freiheit erzogen werden. So verlangt es die Gegenwart, so wollen wir es in unseren Anstalten.

Darum muß auch auf dem Turnplatz die Disziplin herrschen. Nirgends leichter als hier gerät der junge Mensch in Auflösung und Zerflossenheit.

In der Schule wird er durch Sitz und Stellung, Umgebung und Beschäftigung, Lehrer und Lehre gebunden und gehalten, auf dem Turnplatz unter den Bäumen und unter dem freien Himmel wird er losgelassen, muß er losgelassen werden, damit sich seine Leibeskräfte entfesseln und üben. Aber auch hier muß eine innere Gebundenheit herrschen, damit der Geist über den Leib die rechte Zucht gewinne. Der Turner muß streng, unbedingt und willig gehorchen. Gerade darum betrachten wir die gymnastischen Übungen als einen durchaus notwendigen und unentbehrlichen Zweig der öffentlichen Erziehungsmittel, weil ohne sie auch der Geist nicht zur vollen Herrschaft über den ganzen Menschen gelangt. Wir wollen ihm Mut und Tapferkeit, Festigkeit und Mannhaftigkeit, Entschlossenheit und Raschheit aneignen — es ist unmöglich in äußerer Zuchtlosigkeit und Wildheit. An dieser Klippe könnten die öffentlichen Turnplätze von neuem scheitern. Die Schulmänner müssen diesen Gesichtspunkt festhalten. Kehren unsere Schüler aufgelöst, zerstreut und widerspenstig gegen Ordnung und Regel vom Turnplatz in das elterliche Haus und in die Schule zurück, so müssen wir den Turnplatz wieder schließen. Ein ungeregelter Schüler ist eine unangenehme, ein ungeregelter Turner ist eine ganz widerwärtige, unerträgliche Erscheinung; denn sie verhalten sich zu einander wie ein schlotteriger Zivilist zu einem schlotterigen, aufgelösten Militär. Wer erträgt diesen Anblick? — Auf dem Turnplatze, wie überall, soll der junge Mensch diszipliniert werden. In der Schule geschieht es zu oberst — und alles andere ist überflüssig, wenn in ihm die rechte Energie herrscht — durch den Gedanken, das strenge Denken, das angestrengte Lernen; die Doktrin ist Disziplin, das Unterrichtsprinzip ist auch das Schulerziehungsprinzip; auf dem Turnplatz geschieht es durch die Autorität des Lehrers und den Geist der Gemeinschaft. Darum kann ich mir von bloßen Turnmeistern das rechte Heil nicht recht versprechen. Der Turnlehrer braucht kein Gelehrter zu sein, wahrscheinlich darf er es nicht sein im vulgären Sinne des Wortes; aber ein gereifter, fester und tüchtiger Mann muß er gewiß sein, muß er ganz besonders sein. Darum ist es sehr heilsam, die gymnastischen Übungen mit den einzelnen Anstalten zu verbinden. Hier kennen die Knaben bereits ihre Stellung unter ihren Kameraden, sie sehen den bekannten Lehrer; hier kann ihnen eine besondere Sorgfalt gewidmet werden, welche besonders

kleine Knaben in Anspruch nehmen — für sie gerade sind die gymnastischen Übungen am nötigsten — Knaben von 6 bis 10 Jahren passen nicht auf den öffentlichen Turnplatz, auf dem sich Erwachsene versammeln mögen. Kurz, die Schulmänner müssen den disziplinarischen Gesichtspunkt streng festhalten. Sie trauen mir nicht zu, meine Herren, daß ich dabei an schulmeisterliche Enge denke. Der Knabe soll sich auch auf dem Turnplatze ausleben, meinetwegen austoben. Aber nur nicht, solange die strengen Übungen dauern. Sind die vorüber, dann gönne man ihm die freieste Bewegung nach eigenem Gefallen, in Lust und Spiel. Eine Stunde ist hinreichend zu jenen, eine zweite oder dritte Stunde werde ihm zum Spielen gegönnt. Das freie Spiel ist ein wesentlicher Bestandteil der Beschäftigung auf dem Turnplatz. Unter dem Lehrer herrschte die Gebundenheit, beim Spiele die Freiheit. Dort lernt er gesetzlich, hier sich frei führen. Hier zeigt sich, wie weit der junge Mensch in Zucht und Ordnung genommen, wie weit er geistig und leiblich gereift ist. Überall gilt es um die Erziehung zu Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit, folglich um die Erziehung zur Selbstbeherrschung und Kraft. Nicht bloß die Lerngegenstände sind, wie sie ehemals mit Recht hießen und wie sie stets angesehen werden müssen, Disziplinen, auch die Turnkunst ist eine Disziplin, jene des Geistes, diese des Körpers und des Geistes. Woraus denn von selbst folgt, daß die Gymnastik ein notwendiger und wesentlicher Bestandteil der öffentlichen Erziehung ist. Wir wollen nicht vergleichen; sonst könnten wir dahin kommen, sie für den wesentlichsten zu erklären. Aber es folgt, daß die neue Ordnung der Dinge unsere ganze Sorgfalt, unsere lebhafteste Teilnahme, unsere besonnenste Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Wir stehen an der Eröffnung einer neuen Epoche. Unsere theoretische, unpraktische Einseitigkeit ist am Verschwinden. Die Überschätzung des Wissens, der Theorie, der Gelehrsamkeit weicht. Unser Leben wird frischer, freier. Die quietistische, unselige Spekulation auf die Freuden des Himmels weicht der tüchtigen Wirksamkeit auf der Erde, dem Schauplatze des ganzen Menschenlebens. Dieses menschenwürdig zu gestalten, erkennen wir als unsere Aufgabe. Alle Glieder des Volkes zu bilden, den ganzen Menschen, in ihm den Bürger, den Erdensohn, also

den Leib wie den Geist, daran denken wir. Es ist ein wahrer Fortschritt. Ob Sie, meine Herren, auch die Mädchen für irdische, leibliche Wesen, d. h. für Menschen halten, ob auch ihnen die neue Richtung zugute kommen soll? Ist das im Ernst eine Frage? Ich habe von ihnen, diesen unglücklichen Geschöpfen, nicht gesprochen; nicht weil ich nicht an sie gedacht, nein weil ich mich nicht in einer Rede über die tapfere Turnkunst weh- und weichmütig und unmutig machen wollte. Ist das Erziehung, wenn man die Mädchen vom 6. bis 14. Lebensjahre, also in den einflußreichsten Jahren fürs ganze Leben, auf die Schulbank pfropft — 4 bis 6 Stunden täglich — dann sie mit häuslichen Arbeiten so belastet, daß sie zu Hause noch 2 bis 4 Stunden sitzen müssen, am Nachmittage sie mit Nähen, Stricken, Sticken und Tapisseriearbeit beschäftigt und so mißhandelt, daß jeder vernünftige Vater, jede einsichtsvolle Mutter schlaflose Nächte hat, weil sie nicht wissen, wie dem Unglück zu steuern ist? Ist das Erziehung, frage ich nochmals, ist das Erziehung unserer künftigen Hausfrauen und Mütter? Haben wir es doch bereits so weit gebracht, daß eine gesunde und frische Jungfrau zu den Seltenheiten, zu den eigentlichen Raritäten gehört — so weit gebracht, daß Mütter, welche 4 bis 6 Kinder genährt und erzogen haben und noch in leiblicher Frische dastehen, mit Ferngläsern gesucht werden können, und unter 10, ja unter 20 oder 30 kaum eine gefunden wird!

Also, wenn unseren Knaben Leibesübungen not thun, so sind sie für unsere Mädchen noch viel notwendiger. Wer das nicht einsieht, sieht gar nichts ein, kennt nichts und begreift nichts. Man muß ihn stehen lassen und — weiter gehen. Und wer dagegen Einspruch thut von seiten der Weiblichkeit, der zarten Sitte, der Vornehmheit und anderer Erfindungen verrückter Köpfe und blasierter Verbildung, den widerlegt man auch nicht, sondern — geht weiter. Doch darüber hier weiter kein Wort. Ohne Unmut läßt sich darüber gar nicht reden. Aber unsere Nachkommen werden, so Gott will, unsere Verkehrtheit gar nicht mehr begreifen. Ihnen wird eine frische Jungfrau, eine gesunde Mutter, eine lebensheitere Gattin lieber sein als — — — — doch genug.

Ich tröste mich über diese unsere Misèren im Augenblicke durch die notwendigen Folgen jener preiswürdigen Kabinettsordre. Die Verfügung der Schulkollegien deutet sie schon an: „Es sollen zunächst u. s. w.“ Also erst dieses, dann das andere.

Trage jeder dazu bei, daß jenes werde, und damit dieses nicht ausbleibe! —

Die in bezug auf die Leibesübungen der Jugend dürren und trocknen Jahre von 1819 an sind vorüber. Dank den wackeren Männern, die in dieser Zeit ausgehalten! Dank unserem Eiselen! Sage noch einer, daß Reden und Schreiben nichts hilft! Wären wir da, wo wir nun sind, ohne die Eiselen, ohne die Lorinser und die, die sie begriffen? Gewiß nicht. Wahre, d. h. lebendige Gesetze sind der Ausdruck der öffentlichen Meinung. Darum, wer zu jenen beitragen will, der fördere diese. Noch viel Verkehrtheit in Meinungen und Ansichten ist auszurotten. — Dank aber auch unserem Herrn Minister und seinen Räten, wie unserem Könige! Und zwar den rechten Dank — durch thätige Teilnahme und Förderung ihrer weisen Absichten! Daß von oben her der patriotische Gesichtspunkt festgehalten wird, ist natürlich. Im Jahre 1841 — um ein fremdes Beispiel zu wählen — waren im Königreich Sachsen unter 16000 Militärpflichtigen 11000 untüchtig, und zwar wegen körperlicher Gebrechen 7000, wegen zu geringen Maßes 4000. Zahlen entscheiden — wenigstens hier. Darum ist der nationale Gesichtspunkt ein Hauptgesichtspunkt. Wir Pädagogen halten auch die anderen fest. Wir fügen den disziplinarischen hinzu. Wir sind Schulmeister.

Von den Folgen der Einführung der Gymnastik in alle höheren Anstalten, nach und nach durch die Schullehrer-Seminarien in alles Volk, spreche ich nicht, nicht davon, wie die zum Teil maßlosen Anforderungen in betreff der zu lernenden Massen in den Schulen schwinden, die Lehrer frischer, freier, methodischer und, was eine Hauptsache ist, gesünder werden müssen; wie es dahin kommen kann und muß, daß die männliche Jugend vom 14. bis 20. Jahre am Sonntag Nachmittag auf dem Turnplatz ihre Erholung sucht, statt in den Branntweinschänken; wie wir Aussicht haben, die Militärpflichtigen so gewandt unter die Waffen treten zu sehen, daß sie in der Hälfte der Zeit den mechanischen Waffendienst erlernen (wenn das unsere Bauern und Bürger merken, nämlich erfahren, daß ihre Söhne schon nach einem Jahre wieder auf dem Acker und in den Werkstätten stehen, wenn sie nur turnen konnten, dann werden sie schon ihre Beutel öffnen, um an jede Schule einen Turnplatz zu fügen und einen Saal für den Winter — es bedarf nur eines Gesetzes — die das nicht können, dienen nach

wie vor drei Jahre — und was für Geldsummen werden durch die Hälfte oder das Drittel der Dienstzeit erspart, was für Geldmittel werden durch hunderttausend Arme mehr auf dem Acker produziert u. s. w.): aber von der Veredelung unserer Volksfeste muß ich als Lehrer ein Wort sagen. „Fisch-, Motten-, Fliegen- und Wurmfeste!“ Wie treffen diese Wörter euer Ohr? Und die anderen Feste? Vacat. Schämen wir uns nicht? — Ich habe mich jedesmal gefreut, auf einem unserer sogenannten Volksfeste wenigstens einen Gensdarmen zu sehen. Dann sieht man doch einen gesammelten Mann. Denn überall sonst nichts als Auflösung.

Die Gymnastik ermöglicht die Einführung edlerer Feste in Volksvergnügungen. Wer sorgt fürs Volk? Keine Kreatur auf Gottes Erdboden ist verlassener als unser Volk. Ohne Vereinigungspunkte, ohne korporative Zusammenscharung, ohne natürliche Gliederung nach der Verschiedenheit der Beschäftigung, kurz ohne Organisation — bekümmert man sich erst dann um ein Glied des Volkes, wenn es der Kommune zur Last fällt. — Natürlich fehlen auch eigentliche Volksfeste.

Ohne Leibesübungen (Schießübungen gehören dazu) giebt es kein ordentliches Volksfest. Sie allein thun es nicht; aber sie sind eine notwendige Bedingung dazu. Ich nenne den Anfang.

Drei Prinzipien: humanistisch, national, disziplinarisch. Darum drei Arten von Festen an den Schulen.

1) das humanistische, d. h. Darlegung des Grades der körperlichen Ausbildung, welchen die Schüler gewonnen, in Verbindung mit dem Geistesexamen, das nur anders eingerichtet werden muß — damit es eine Wahrheit werde — vor den Eltern;
2) das nationale oder patriotische an den Ehrentagen der Nation und dem Geburtstage ihres Fürsten mit Nationalgesängen — vor allem Volk;
3) das disziplinarische oder Schulfest, am Tage der Stiftung der Anstalt oder auch an dem Geburtstage eines Wohlthäters derselben. Die Jugend ist zur Pietät zu erziehen — vor den Lehrern und mit denselben.*)

*) Bei Diesterweg folgen nun litterarische Hinweisungen auf vorhandene Turnschriften.

„Daß alles Arge, Unrechte, Unwahre und darum Undeutsche fern von uns bleibe“;

daß der seit 1840 neu angefachte Geist, „der vor 29 Jahren unsere Ketten brach und die Schmach des Vaterlandes wandte, der Geist deutscher Einigkeit und Kraft in ungeschwächter Jugend“ uns verbleibe; daß der Geist, der einst den „Bau des Vaterlandes hemmte, niemals wieder bei uns einziehe“; daß wir uns erfreuen, nach den verheißungsvollen Worten unseres Königs, am Rhein gesprochen, „der Herrlichkeit des großen Vaterlandes und eines durch Gedeihen glücklichen Preußen“,

dazu werden die nun bei uns, hoffentlich bald in ganz Deutschland gesetzlich gewordenen gymnastischen Übungen, vorerst der männlichen Jugend in den höheren Anstalten, nach und nach der ganzen Jugend in allen Städten und Dörfern, wesentlich mitwirken. An uns, den Jugenderziehern, ist es, die neue Epoche freudig zu begrüßen und werkthätig einzugreifen!

Alaaf Preußen!

Alaaf Deutschland!



Eduard Dürre.

42.

Organisation des Turnwesens.

Winke und Wünsche an H. F. Maßmann in Berlin.

Von Eduard Dürre.

(Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ vom 1. Oktober 1843, Nr. 274. Vergl. Maßmann, „Altes und Neues vom Turnen“, Berlin 1849, 1. Heft, 51.)

Christ. Eduard Leop. Dürre wurde am 30. November 1796 zu Berlin geboren. Von Geburt an stark und kräftig, bildete er in Knabenspielen, hauptsächlich aber durch häusliche Arbeiten, seinen Körper so aus, daß er, wenn nicht zu den gewandtesten, doch zu den stärksten seiner Altersgenossen zählen konnte. Er besuchte vom Jahre 1806 an das Berlinische Gymnasium „zum grauen Kloster,“ war im Jahre 1810 einer der ersten Schüler Jahns und ging am 18. Februar mit 13 Genossen nach Breslau, wo er ins Lützowsche Corps eintrat. Während des Waffenstillstandes übte er in Schönhausen an der Elbe Freiwillige ein und nahm mit ihnen nachmittags Turnübungen vor. Im Jahre 1815 wurde er, schon Student in Berlin, von Jahn nach Friedland in Mecklenburg-Strelitz geschickt, um daselbst fünf Wochen lang Vorturner zu bilden helfen. Im Jahre 1816 ging er zur Einrichtung eines Turnplatzes nach Jena, wo er bis 1818 blieb und eine Zeitlang Sprecher der Burschenschaft war. Von Jena aus half er in Rudolstadt, wo Professor Göttling einen Turnplatz eingerichtet hatte, und in Gotha, wo gleichfalls eine Turngesellschaft aufblühte, durch Vormachen und sonstigen Rat. Nach Beendigung seiner theologischen Studien in Berlin ging er 1819 als Lehrer an eine Privatanstalt nach Frankfurt a. O. Der dortige Turnplatz, für welchen sich besonders der Geschichtsforscher Ranke und dessen Bruder Heinrich, gleichfalls Lehrer an jener Erziehungsanstalt, interessierten, wurde bald durch die gemeinschaftliche Maßregel der Regierungen gegen alle Turnplätze geschlossen, doch vereinigte am 18. Oktober Leopold Ranke noch am Abende eine kleine Anzahl Turnfreunde auf dem unweit dem Schlachtfelde von Kunersdorf gelegenen Turnplatze und hielt dort eine Art Trauerrede über diese eingegangene Stiftung. Im Juli desselben Jahres war Dürre mit Albert Baur nach Breslau gewandert, um nach einigen Tagen Aufenthalt bei Maßmann im K. v. Raumerschen Hause ins Riesengebirge zu gehen. Die Nachricht von der Gefangennahme Jahns und anderer

Turner veranlaßte die Turnfahrer zur Rückkehr. Auch D.'s Papiere waren durchsucht und einige Briefe von Sand und anderen mitgenommen. Durch diese Untersuchungen wurde der mit Harnisch verabredete Plan, D. nach einiger Vorbereitungszeit im Seminar zu Breslau, als Lehrer am Seminar anstellen zu lassen, vereitelt. Die Antworten des Ministeriums waren so bestimmt, daß an eine Anstellung nicht zu denken war. In zwei Hauslehrerstellen hatte D. Gelegenheit, mit seinen Schülern Leibesübungen zu treiben. Den Winter von 1826 zu 27 verlebte D. krank in Nürnberg, wo ein Turnplatz bestand. In einem Saale der Vorstadt Wörth wurde an einem Pferde geturnt unter Philipp Wackernagel. D. übernahm die Leitung eine Zeit lang. Im Jahre 1829 kam er durch Maßmanns Vermittelung und auf Antrieb des Dr. Lortet, des Übersetzers von Jahns Volkstum, an das königliche Kollegium nach Lyon, um dort den Unterricht in deutscher Sprache und im Turnen zu beginnen. Von dort aus sind seine „Winke und Wünsche an H. F. Maßmann" (vergl. dazu S. 480) gerichtet, welche unten abgedruckt sind. Gleichzeitig unterrichtete er in mehreren Pensionaten. Später leitete er die Leibesübungen in einem orthopädischen Institut und in mehreren Pensionsanstalten für Mädchen. Seit 1848 lebte er wieder in Deutschland, zuletzt in Weinheim. Sein Gesundheitszustand gestattete ihm nicht, praktisch fürs Turnen thätig zu sein; dagegen hat er sich oft zur Freude der Jüngeren in „Kloß' Jahrbüchern" und in der „Deutschen Turnzeitung" vernehmen lassen, in frischen und kräftigen Worten, die meist der Wehrbarmachung durch das Turnen gewidmet waren. Seine Hauptthätigkeit seit 1848 war dem Volksschulwesen, für das er ja schon seit seinen Universitätsjahren Interesse hatte, gewidmet. Er starb in Weinheim am 23. März 1879. Vergl. über sein Leben die Schrift von Dr. Ernst Friedrich Dürre „Dr. Chr. Eduard Leopold Dürre, Aufzeichnungen, Tagebücher und Briefe aus einem deutschen Turner- und Lehrerleben. Leipzig, E. Strauch.

Wir sind wohl darüber einig, daß von dem Geist und Zwecke des Turnens, wie ihn Jahn mit den großartigsten Zügen in seinem Turnbuche zeichnete, noch heute nichts abzumarkten sei. Da aber die Zeit eine ganz andere geworden, müssen auch der Mittel andere gebraucht werden. Rasch und mit Klarheit muß heute organisiert werden, was der durch die Leidenszeit des Vaterlandes ergriffene und zum Oppositionsmann gebildete Jahn als Naturalist begonnen. Wirkliche und Scheininteressen wurden damals durch das neue Werk und den damit verbundenen Sektengeist unangenehm berührt, vielleicht gefährdet. Heute fordern und fördern Schulmänner am meisten das Turnen, heute billigt man auf dem Throne und im Heere Jahns schroff ausgesprochene Ansichten über einseitiges Drillen und Abrichten. Hast du nicht im vorigen Jahre bei den Übungen der Chasseurs d'Orleans in Straßburg mit mir gestaunt, wie fruchtbar Jahns Idee im Auslande geworden? nicht mit einer gewissen Scham

die schnelle Entwickelung dieses Korps und unsere seit 34 Jahren in Deutschland erweckte und hinschleichende Turnkunst verglichen? Bedenke, daß du nur auf zwei Jahre dem preußischen Staate gelehnt bist, um allen Altern das zur Regierungs- und Volkssache gewordene Turnen zugänglich machen zu helfen und mit allen vor, in und nach den Freiheitskriegen in Preußen aufgewachsenen Einrichtungen, denen der Staat eine seltene moralische Kraft verdankt, lebendig zu erquicken.*) Gilt hier nun immer als erste allgemeine Aufgabe: „die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wiederherzustellen, der bloß einseitigen Vergeistigung die wahrhafte Leibhaftigkeit zuzuordnen, der Überverfeinerung ein notwendiges Gegengewicht zu geben“, so will diese Aufgabe an den Schulen, zunächst — übersieh das nicht — an den Warteschulen gelöst werden. Jahn ging schon, erinnere dich wohl, im Jahre 1815 mit dem Plane um, womöglich im Berliner Lustgarten oder in Monbijou eine „Spielschule“ zu bilden, wohin Mütter und Kindermädchen an schönen Tagen ihre Kinder bringen und unter sachverständiger Leitung singen, springen und spielen lassen sollten. Mir war dabei auch eine Rolle zugewiesen, aber die Sache unterblieb. Wilderspeen sandte uns später, schon vollständig zugeschnitten, seine Einrichtung von England herüber. Man griff sie möglichst einseitig auf, schuf aus Warteplätzen Elementarschulen, unterschob der natürlichen, hauptsächlich leiblichen Entwickelung eine frühe Vergeistigung.

Da aber Warteplätze gewöhnlich nur ärmeren Kindern gewidmet sind, da mehr noch als diese die verzogenen Kinder der Wohlhabenden des Zusammenlebens mit anderen Kindern bedürfen, so sollte vornehmlich in größeren Städten der Staat dergleichen sonnige und luftige Spiel- und Tummelplätze einrichten. Weniger dürften hier eigentliche Turnübungen als Vorübungen und Spiele der Kindeskonstitution entsprechen, daher Gerät und Gerüste unnötig sein. Eine auf physiologischen Erfahrungen ruhende Unterweisung über früheste Erziehung sollte dabei Müttern und erwachsenen Töchtern gegeben werden. Gestehen wir uns hierbei, daß selbst über dieses Alter, noch mehr aber über die Knabenjahre unser physiologisches Wissen der Entwickelung bedarf. So müssen wir also auch für Volksrealschulen und Gymnasien,

---

*) Maßmann wurde im Jahre 1841 auf unbestimmte Zeit zur Einrichtung des Turnwesens von München nach Berlin berufen, vgl. oben S. 480.

denkende Ärzte und wohlwollende Physiologen zu Rat und Beobachtung ansprechen. Der Turnplatz muß auch hier mit den Vorschriften über Bau und Lüftung der Schulzimmer, über Schüler- und Platzverteilung, Aufgabengrenzen, Lehrstoffverteilung und Strafarten (alles Dinge, die noch einer genaueren Prüfung und Feststellung bedürfen) für Gesundheit der Jugend zusammenwirken, sich selbst jedoch durch Übertreibung, wiederholte Übermüdung, unzeitige Bewegung u. s. w. den Gesetzen der Gesundheitslehre nicht entziehen.

Verliere inzwischen über diesen Vorsichtsmaßregeln bei allen Altersklassen nie aus dem Auge, daß die vorzügliche Wehrordnung des preußischen Staates, wo man Krieger und Bürger durchaus nicht trennt, auch von der Turnkunst als von „einer Schutz- und Schirmlehre einer Wehrhaftmachung" (Jahn) Unterstützung und ein Komplement der Heer- und Landwehrbildung erwartet. Niemand verkennt Preußens außerordentliche und für Deutschland, ja Europa wichtige Stellung. Russischen und französischen Tendenzen entgegentretend, ja selbst — warum sich's verhehlen? — noch nicht über alle deutschen Antipathien Herr, schlummert es seinen Frieden nur bewaffnet. Ein stehendes Heer raubt unzählige Summen, die, wäre es möglich, die Dienstzeit unbeschadet der Wehrhaftigkeit des Staates abzukürzen, dem Staate und seiner moralischen Kraft zu gute kämen. Zudem hat dies Heer nicht, wie Frankreich in Algier, wie Rußland im Kaukasus, wie England in Indien eine fortdauernde Schule der Kriegskunst. So muß es also künstlich den Mut steigern, künstliche Entbehrungen und Abhärtungen suchen. Der wohlgeführte Turnplatz kann und muß, so schwer auch das Werk scheine, hier heilend einwirken und, unbeschadet der militärischen Ausbildung, die eigentliche Dienstzeit abkürzen. Denn bedenke, in bezug auf die eigentlichen Waffenübungen, daß, würden sie auch nicht, wie es an einigen Orten bereits geschieht, in den Kreis der Turnübungen verflochten, ihre Erlernung geübten Turnern ein Leichtes wird. Wie das Sprachorgan jeden wiederzugebenden Ton und Laut zuerst innerlich empfindet, so zuckt in den Muskeln und Nerven des Geübten jede durch andere ausgeführte Übung als ein Ganzes wieder. Was seine Augen genau gesehen und seine Muskeln recht empfunden, das macht er leichter nach. Wie sollten ihm Waffenübungen, wo es auf Tempo, Griff, und Schick ankommt, besonders nach gemeinschaftlichen Vorübungen, wie sie Elias mit englischem und französischem Militär getrieben,

nicht leicht zu erlernen sein? Dann aber bleibt für Evolutionen noch etwas zu thun.

Obgleich ich für jetzt im pädagogischen Interesse, damit uns nicht eine mechanische Einseitigkeit und Strenge befalle, durchaus nicht wünschen darf, daß eigentliche Militärs Jugendturnplätze leiten, so scheinen mir doch die einfachsten Evolutionen sich leicht mit der „Turnschule" verbinden zu lassen. Ja ich fordere noch mehr. Alle einzelnen erlernten Übungen sollen massenartig gegliedert und maßzeitig (GutsMuths nennt dies ausschließlich Turnübungen) ausgeführt werden. Denn wiewohl bei allen, vornehmlich bei den Dauerübungen, der individuelle Wille sich allerdings merklich stärkt, so gelangt er doch in den eben bezeichneten Massenübungen zur höchsten geistigen Potenz als Gesamtwille. Da es nicht genügt, einzeln, sondern zur bestimmtesten Zeit zu können, so fühlt in dieser entschiedensten Thätigkeit jeder seine Portion Willen und Ausübung sich als Faktor mit anderen Faktoren vervielfachen und riesenhaft vergrößern. Wenn unsere Jungen aber reihen- und gliederweise laufen, springen, schwingen, klimmen lernen, sich aus dem dicksten Gewirr pfeilschnell zu paaren und zu schaaren wissen, dann werden auch die über dem Exerzierreglement zu erlernenden Evolutionen ihnen keine Hexerei sein. Freilich bedarf es für Reiter und Geschütz noch einer viel spezielleren Dressur; Fertigkeit in den allgemeinsten Übungen hilft aber auch hier, und wenn man, statt der jetzt abnehmenden Wettrennen zu Pferde, bei ländlichen Festen gut gerittenen und parierenden Pferden einen Preis zuteilt, so braucht man nicht die Hälfte der Reiterei auf den Beinen, zumal wenn man aufhört, wofür sich jetzt schon wichtige Stimmen erheben, diese Waffe falsch zu verwenden. Schon in dem Berichte des Colonel Koch über den Pariser Militärturnplatz, den ich dir 1829 für die „Münchener militärische Zeitschrift" übersetzte, sind den verschiedenen Waffen bestimmte Leibesübungen zugeteilt. Dies Schema muß aber mit Hilfe erfahrener und denkender Offiziere noch mehr detailliert und nach Ausschluß aller Künsteleien auf die sprechendsten Proben von Stärke und Gewandtheit beschränkt werden. Im allgemeinen werden beim Fußvolke neben Dauerlauf, Springen, Steigen und Klettern noch Stoßübungen mit der stumpfen Lanze, um das Bajonett zu vertreten, bei den Jägern aber noch Tragen und Schwingen und ein viel höherer Grad der vorgenannten Fertigkeiten gefordert. Pioniere und Pontoniere müssen sich doch noch

besonders in Schwebeübungen, im Schieben, Heben, Tragen auszeichnen. Der Reiterei sind Hebe- und Ziehübungen viel weniger nötig als der Artillerie, welche wiederum nicht im Springen und Laufen eine so große Ausbildung als der Fußjäger zu erhalten braucht. Eine Waffe, welche, wie die Chasseurs d'Orleans, die Fertigkeit aller anderen Waffen vereinigte, sollte, meine ich, auch in Deutschland, wo der General Scharnhorst 1813 schon daran dachte, ganz gut möglich sein.

Nach diesen angedeuteten Beziehungen des Kriegs- und Turnwesens versteht sich von selbst, daß die Turnplätze nicht einseitig den städtischen Gelehrtenschulen beigegeben, vielmehr über Stadt und Land verteilt werden müssen. Eine Ersparung wird hierbei erzielt, wenn man in allen größeren Städten, wo Besatzungen liegen, große Turnplätze eingerichtet, die zu verschiedenen Zeiten den Truppen und den Schülern dienen. Außerdem erhält jedes Gymnasium und jede bedeutendere Schule wenige nötige Gerüste in den Schulhof, woran zu verschiedenen Tageszeiten die verschiedenen Klassen halbstündlich und unter Aufsicht das auf dem allgemeinen Turnplatze Gesehene und Versuchte üben. Es ist gewiß, daß die militärischen Turnübungen, wie früher in Erfurt und in Ostpreußen, von Offizieren geleitet werden und einen bestimmteren Charakter annehmen müssen. Diese Offiziere sind es auch, welche die für die verkürzte Dienstzeit und die verschiedenen Waffengattungen im ganzen Staate gültigen Anforderungen an den sich Darstellenden prüfen und die nichtreifen in den geforderten Übungen mit dem übrigen Militär unterrichten. Damit aber alle jungen Staatsbürger so schnell als möglich den Anforderungen entsprechen können, sollten, wenn nicht anders, kräftige Seminaristen einen Kursus in Berlin durchmachen und in sechs Monaten, d. h. nächsten Frühling, an die verschiedenen Seminare des Landes verteilt werden. Dadurch würden in einem Jahre alle abgehenden Schullehrer zum vorläufigen Turnunterrichte befähigt, und bei den geringen Kosten fürs Land (Holz werden Gutsbesitzer und Amtleute gern verabreichen) und den überall befindlichen geeigneten Plätzen in drei bis vier Jahren alle Militärpflichtigen das nötige Geschick besitzen. Wo es die Umstände gestatten, mögen sich auf der Grenzmark mehrere Ortschaften auf einem größeren Turnplatze vereinigen. Beim Zusammentreten der Landwehr lese man aus jedem Bataillon die geschicktesten aus und lasse sie, um den älteren Personen in ihren Gemeinden als Vorturner zu dienen,

während der Exerzierzeit einen Kursus durchmachen, zu dem man wandernde Turnlehrer sendet. Dergleichen müssen überhaupt erfahrene Männer zur Beschleunigung des Werkes vorläufig in jedweder Provinz sein und sich mit den Zivil- und Militärbehörden, sowie mit dem Ministerium in Rapport setzen.

Für die Erwachsenen, besonders in den Städten, wird, wenigstens von Ostern bis Michaelis, eine Sonntagsturnschule eingerichtet. Unter ihnen werden sich gewiß Handwerker zur Anfertigung der Gerüste verstehen, wenn nicht eben (wie dies in dem französischen Städtchen Nantua geschah), die größeren Turnschüler, etwa die Eleven der polytechnischen Schule oder die Pioniere, mit dieser Arbeit beauftragt würden. Auf jeden Fall müssen alle auf dem Turnplatze nötigen Erdarbeiten als ein vortreffliches Mittel, sich im Tragen, Heben, Schieben, im allgemeinen an ausdauernden und schnellen Massenarbeiten zu üben, von den Zöglingen ausgeführt werden. Dir brauche ich wohl nicht zu bemerken, daß alles darauf ankommt, jeden Aufwand von Geld und Zeit durch den größtmöglichen Aufwand von Geist und Energie zu ersetzen. Du wirst beweisen — und ganz Deutschland erwartet's — was man in zwei Jahren thun kann. Jedenfalls ist bei den Turnübungen zwischen Stadt und Land ein wesentlicher Unterschied zu machen. Die Städter sind durch die notwendig zu durchlaufenden Entfernungen, durch Beispiele eilfertiger Thätigkeit in allen Gewerben viel gewandter als das Landvolk. Deshalb thun ihnen Kraftübungen not. Das Landvolk dagegen muß vornehmlich in gutem Gehen, im Laufen, Springen, Ringen und Recken unterrichtet werden. Denn schon mehrfach ist es von Schreibern und Verwaltern bemerkt, daß die vom Heerdienste zurückkehrenden Landleute sich bei den gemeinsamen Arbeiten, namentlich beim Mähen, durch leichte und bequeme Haltung auszeichnen. Da es Leitern, Seile, Bäume zu Kletterübungen überall giebt, so werden auch alle kostspieligen Gerüste entbehrlich. Nur einer Anleitung bedarf es zur Benutzung der gegebenen Lokalitäten.

Da von den Reitübungen schon oben die Rede gewesen, überhaupt mein Plan mehr das Fußvolk im Auge hat, so bleiben mir nur noch Schießen und Schwimmen zu berücksichtigen. Für das erste, wenn es nicht auf die Dienstzeit verschoben bleiben soll, weiß ich keinen anderen Rat, als Schützengilden oder öffentliche Schießstände, wo ein Forstbeamter gegen eine geringe Summe für jeden Schuß, wie das in Frankreich von Privat-

besitzern geschieht, ein geladenes und in gutem Stande gehaltenes Gewehr leiht. Bei mehreren Liebhabern schießt jeder nach der Reihe. Den Schwimmschulen dagegen muß da, wo sie an Flüssen, Seen, aufgestauten Bächen möglich sind, ihre bestimmte Zeit angewiesen werden, weil gewöhnlich die Turnplätze auf trockenen Höhen und damit immer in einiger Entfernung von den Schwimmschulen liegen. Am besten wäre es, wenn Gymnasien, wie es in Nürnberg geschieht, an heißen Nachmittagen des Julius und August, oder da, wo halbe Ferien in den Hundstagen eintreten, ihre Schüler zum Baden führen ließen. Empfehlenswert sind dabei allerlei einfache Turnübungen nach dem Bade, vielleicht auch Kahnfahren, Rudern und Schwebeübungen beim Schwimmen selbst. In Seestädten könnte man auch, wie ich dergleichen in Toulon gesehen, in dem Takelwerke der Schiffe Übungen anstellen. Bei dem Drängen nach einer deutschen Marine muß ich auf die Idee eines französischen Seemanns aufmerksam machen, der vor einigen Jahren auf einem Handelsschiffe mit einer schwimmenden Schule junger Leute eine Reise um die Welt unternahm. Neben Sprachen und Mathematik sollten Naturkunde, Erdkunde und Nautik getrieben und das Seewesen erlernt werden. Ohne große Kosten könnten mit solcher Gelegenheit christliche Sendboten und wissenschaftliche Reisende, welche unterwegs den Unterricht der jungen Leute übernähmen, an ihre Bestimmungsorte verschifft, Handelsverbindungen und Kolonisationen befördert werden. Doch dies beiläufig. In bezug auf die sogenannten Turnfahrten gestehe ich dir gern, daß mir die eintägigen die liebsten sind, solange nicht Mittel gefunden werden, um die Gefahr nächtlichen Zusammenkauerns einer Menge junger Leute auf Strohlager und Heuboden, selbst nach anstrengenden Märschen und oft gerade nach diesen, hinlänglich zu beseitigen. Größere Erziehungsanstalten, Waisenhäuser, Pensionen, Kasernen und Gefängnisse mit gemeinschaftlichen Schlafsälen können Erfahrungen mitteilen. Allein getraue ich mir dieses Problem nicht zu lösen, nur der Rat geachteter, erfahrener Erzieher ist gültig. In Frankreich, wo die Collèges Erziehungshäuser sind, ließen sich in den Ferien Rundwanderungen anstellen. Vielleicht werden die sonst ungemein bildenden größeren Turnfahrten durch Übereinkunft der Direktoren verschiedener Schulen zu gegenseitiger Beherbergung und Beaufsichtigung balder möglich, als mir's jetzt scheint. Hier schließe ich, Knecht des gedrängten Raumes, meine bescheidenen

Wünsche. Wenn aber diese Worte dem Greise Jahn zu Gesicht kommen, so mögen sie ihn, den vielfach Verkannten, nicht glauben machen, als wollte ich mich jemals über meinen zweiten Vater, wie manche andere thaten, überheben.

43.

Die Turnschule in ihrem Verhältnis zur Schule.

Von Ernst Wilhelm Kalisch.

(„Zur Pädagogik.“ Beiträge in zwanglosen Heften, herausgegeben von E. W. Kalisch. 1. Heft. Berlin 1845, Voß.)

Ernst Wilhelm Kalisch, geboren am 28. Januar 1793, starb als Realschulprofessor in Berlin am 13. September 1882. In erzieherischer Hinsicht stand er Pestalozzi, in turnerischer Eiselen nahe.

Unsere fragmentarischen Wünsche und Hoffnungen sind um ein bedeutendes ihrer Erfüllung näher gekommen. Da, wo der Baum des frischen, jugendkräftigen Turnlebens die erste Wurzel geschlagen und zuerst seinem Verhängnis gefallen, in der Hauptstadt, geräuschlos hinter Gartenmauern seitdem gepflegt von frommer Hand, ist es eben dieser Hand nun auch beschieden worden, ihn wieder offenkundig unter Gottes freien Himmel zu verpflanzen und aus der Enge der Gassen und Klassen die Jugend unter seinen Schatten zu versammeln. — Freilich ist es die Stätte noch nicht, wo er zuerst gestanden; er hat bis auf diesen Augenblick noch überhaupt keine bleibende Stätte gefunden, wo er wurzeln und wachsen könnte; noch wird der teilnehmenden Jugend von ihrer Schule, wie vom Staate, weder die Zeit, die sie sich's kosten läßt, noch die damit erworbene Kraft und Geschicklichkeit in Rechnung gebracht, damit auch die Familie sich dadurch veranlaßt sehe, Bedacht darauf zu nehmen. Aber es ist demnächst auch dieses zu erwarten, nachdem unseres

Königs Wille sich aufs bestimmteste dahin ausgesprochen hat, daß die Turnschule in den Bereich der öffentlichen Erziehung aufgenommen werde. — Die Berufung eines Sachverständigen zur Vorbereitung und Ausführung der geeigneten Maßregeln, vor allem aber die Vorschrift, daß diese in Übereinstimmung mit der Schule und auf deren Mitwirkung hin getroffen werden sollen, bürgt für den Erfolg.

Ist es nun an der Schule, zu warten, bis der Ruf zur Teilnahme an sie gelangen werde, so darf sie darum doch die Zeit indessen nicht versäumen, um sich darauf vorzubereiten, die Aufgabe, die ihr demnächst zu lösen bevorsteht, gründlich zu erwägen, und gerüstet mit ihren Erfahrungen der Ausführung entgegenzukommen. Diesen Zweck haben die nachfolgenden Zeilen. Sie bescheiden sich, aus einem, wenigstens seinem äußeren Umfange nach, nicht unbedeutenden Wirkungskreise ihren Beitrag dazu liefern — wenn auch nur gewollt zu haben.

Aber die Mitwirkung der Schule, auf die somit zur Begründung sowohl, als zur Leitung und Belebung der Turnschule gerechnet wird, also, daß ihr Verhältnis zueinander nicht bloß ein sich's gefallen lassendes Mit- und Neben-, sondern ein wechselseitiges Aus- und Durcheinanderbestehen sei; — gerade diese Mitwirkung könnte leicht statt der erwarteten die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen: eine Fehl- und Totgeburt! — wenn die Schule etwa der Meinung wäre, daß sie sich, so wie sie ist, nach ihrer Art und Weise auf dem Turnplatze nur noch einmal, ceteris paribus, zu wiederholen habe. Aus diesen ceteris paribus läßt sich bequem jedwedes Maß zuschneiden, nach welchem auch die ungleichartigsten Bedingungen, die verschiedenartigsten Mittel und Zwecke über denselben Leisten geschlagen werden können. Schon die Macht der Gewohnheit allein reicht hin, ohne daß man dieselbe in Schlendrian erstarrt oder zur Pedanterie verknöchert vorauszusetzen braucht, um diese Besorgnis zu rechtfertigen. Darum thut es vor allen Dingen not, den Unterschied hervorzuheben — denn das Gleiche findet sich auch ohnedies zusammen — und aus dem Gegensatze beider Schulen, wie im Folgenden versucht werden soll, die Momente ihrer gegenseitigen Ergänzung abzuleiten.

1) Die Schule nimmt die geistige Thätigkeit der Jugend in Anspruch, ohne ihre körperliche Ausbildung zu berücksichtigen, ja, wie bekannt, sogar auf Kosten derselben! — Selbst die körperlichen Fertigkeiten, die sie ausbildet, der Hand, des

Auges u. s. w., sind ihrem geistigen Zwecke als Mittel untergeordnet. So wenig kommt die Gesundheit dabei in Betracht, daß das Auge z. B. — es ist die ewige Klage! — seine Ausbildung im Dienste der Schule oft mit dem Verluste seiner Schärfe zu erkaufen hat. — Die geistige Arbeit der Schule erfordert zu ihrem Gedeihen durchaus Abgeschlossenheit des Raumes und Enthaltung von aller überflüssigen körperlichen Bewegung. —

Die Erläuterung dieses Satzes, von dem wir ausgehen, führt zu einigen pädagogischen Bemerkungen, die auch hier, wenn auch nur gelegentlich, nicht am unrechten Orte stehen dürften.

So zweckmäßig Unterrichtspausen sind im Übergange von einem zum anderen Gegenstand, und erwünscht, daß die Schüler, wo es Ort und Witterung erlaubt, die wenigen Zwischenminuten im Freien zubringen; so sehr ist dabei alles Getümmel zu vermeiden, alle gewaltsame Bewegung und Erhitzung, alles Spielen. — Schulen, die ihren Turn- und Tummelplatz beim Hause haben, mögen sich vorsehen, daß ihnen diese Nähe nicht an ihren wesentlichen Zwecken Abbruch thue!

Eltern und Angehörige, die Mütter vornehmlich, führen uns nicht selten ihre unruhigen und unstäten Kleinen, wie sie sagen, mit der ebenso bescheidenen, als naiven Absicht zu, daß sie in unserer Schule zunächst nur stillsitzen lernen sollen. Man mag darüber lächeln; aber es ist doch etwas Wahres daran. Stillsitzen allerdings und vor allen Dingen! — Wenn der geschickte Lehrer seine kleine Schar von Anfang an durch die geistige Spannung auch körperlich gleichsam zu fesseln weiß, so wird er dennoch nicht umhin können, das Stillsitzen auch unmittelbar zum Gegenstande der Zucht und Gewöhnung zu machen. — Und außerdem, daß es zweckmäßig ist, hat es auch seine tiefere sittliche Bedeutung. Der Knabe soll sich dadurch dem höheren Gesetze der geistigen Beschäftigung mit Fleisch und Blut unterordnen, und dieselbe, wie viel oder wenig er darin leiste, wenigstens durch seine körperliche Haltung achten und ehren lernen. — Auch ist es so leicht nicht zu erlangen, als man meinen möchte; Gewalt thut's nicht allein! Es ist ein Unterschied zwischen dem lässigen und brütenden Stillsitzen, das unter dem Banne der Furcht immer im Einschlafen ist, und dem positiven, das sich zusammennimmt, wobei der Körper sich trägt, von der geistigen Spannkraft mitergriffen.

Aber eine andere, auch für die Bestimmung unseres Gegensatzes höchst wichtige Frage ist es, ob sich denn ohne Benach-

teiligung der Gesundheit täglich die vielen Stunden lang, die es dauert, das Stillsitzen in so anstrengender Haltung, die das Körperliche dem Geistigen rücksichtslos unterordnet, mit strenger Konsequenz werde durchführen lassen. — Die Turnschule wird darauf die Antwort geben, wenn sie erst mit gleicher Konsequenz das Ihrige dagegen gethan haben wird. Nur hüte man sich bis dahin, etwa durch eine laxere Observanz, die beides, die Gesundheit des Körpers wie des Geistes, untergräbt, das Übel nur ärger zu machen! — Man verkürze die Zeit, wo sie der strengen Konsequenz zu lang ist, und beschränke sich auf wenigere Stunden! Es steht zu hoffen, daß der Turnschule bei ihrer bevorstehenden Einrichtung dadurch noch manche schöne Stunde zu gute kommen wird, an welcher die Schule, wie es jetzt steht, nur einen Verlust — an Energie zu verlieren hat.

Gehen wir zur Bestimmung des Gegensatzes über!

Wie die Schule zu ihrer geistigen Arbeit der ungestörten Ruhe und Abgeschlossenheit bedarf, so hat es die Turnschule dagegen mit der Bewegung zu thun; sie hat der jugendlichen Beweglichkeit den angemessenen Spielraum zu gewähren, ihr Form und Ziel zu geben, als einer freien Kunst, hier anzuregen, dort zu mäßigen, ohne anderen Zwang und Beschränkung, als die der Zweckmäßigkeit, und ohne andere Rücksicht, als die der sittlichen und leiblichen Gesundheit, des Anstandes und der naturgemäßen Kraftentwickelung.

Mit dieser Aufgabe ist die Turnschule eine Schule im gewöhnlichen Sinne des Wortes so wenig, daß sie vielmehr das gerade Gegenteil davon ist, und die Schulpädagogik, falls sie sich daran beteiligen will und soll, zunächst von ihrer gewohnten Verfahrungsweise gänzlich abzusehen hat, um sich für die Turnpädagogik geschickt zu machen. Sonst ergeht es ihr, wie der Henne in der Fabel, da sie Enten ausgebrütet, und nach vergeblichen Versuchen, sie auf dem Trockenen zurückzuhalten, ratlos vom Ufer aus die junge Brut in ihrem Elemente tauchen und schwimmen sieht. — Die Turnschule muß die Schule vor Einseitigkeit, vor Pedanterie und Schlendrian bewahren. Noch mehr; sie muß ihr zu ihrer ganzen Strenge verhelfen, dadurch, daß sie den Schulzwang in seinen Folgen unschädlich macht und dessen Rechtfertigung vor Gott und Menschen übernimmt. Keine Schule ohne Turnschule!

2) Damit ist zugleich auch die Bedeutung der Turnschule ausgesprochen: Ergänzung der Schuldisziplin! Was mehr, das

wäre sie der Schule, wie sich selbst, vom Übel. — Beide Schulen sind in ihrer Form und Verfahrungsweise noch gar nicht so verschieden, als in ihrem Wesen.

Der Zweck der Schule, Kunst und Wissenschaft, ist Lebenszweck, unendlich und unerschöpflich; das Ziel ihrer Übung wächst mit der wachsenden Kraft. Sie macht die mechanischen Fertigkeiten sogar, die körperlichen ihres Bereiches, zu Organen der fortschreitenden Bildung. — Dagegen hat die durch die Turnschule zu entwickelnde Kraft und Geschicklichkeit, wie ihre gemessene Zeit, so auch ihre bestimmte Grenze, über die sie hinaus zum Handwerke des Turners von Profession — des Turnlehrers etwa — oder, völlig zwecklos, zum Kunststücke des Virtuosen wird.

Was unter anderem dem Turnen der ersten Periode ein so schnelles Ende gemacht, was ihm schon während seiner nützlichsten Wirksamkeit auch unter seinen Beförderern Gegner erweckt hatte, war eben die Überschätzung seiner momentanen Wichtigkeit und die falsche Stellung, die es dadurch, auch als eine Schule mit den übrigen wetteifernd, gegen sie und über sie hinaus einzunehmen suchte. — Mochten die Gelehrten-Schulen — die Real- und höheren Bürgerschulen zählten damals noch nicht mit — mögen auch jetzt noch viele ihrer Leiter und Lehrer, pedantisch in der Profession befangen und des oft gesagten: non scholae, sed vitae! uneingedenk, immerhin mehr Gewicht, als billig, auf ihr Handwerk legen und das Handwerksmäßige, ja ihr Handwerkszeug selbst dabei zu hoch in Anschlag bringen: so gefährlich, als man den Schaden machen möchte, ist er denn doch nicht. Der Stoff, der dort behandelt wird, und die Bildung, die sich trotz seiner einseitigen Behandlung daraus hervorarbeitet, überwiegt. — Aber das Turnen, das von einer solchen geistigen Reserve nichts hinter sich hat, und vor sich kein solches Ziel der fortschreitenden Bildung, darf und durfte sich dagegen seines übrigen Einflusses nicht überheben, sich nicht zur allgemeinen Profession machen, und der ganzen Nation gleichsam das Gepräge seines Handwerks aufdrücken wollen. Je größeres Übergewicht in der Geneigtheit ihrer Zöglinge die Turnschule über die Schule erlangen kann, wenn sie, wie billig, alle Mittel, die ihr zu Gebote stehen, benutzt, um so mehr wird sie anderweitig, wenn sie sich auf ihren wahren Vorteil versteht, sich dieser gegenüber zu bescheiden wissen. Ohne Schule keine Turnschule!

3) Wir haben die Turnschule im Interesse des Staates, der Familie, der Schule betrachtet, das Interesse derer aber, die am nächsten dabei interessiert sind, der Turnschüler selbst, wenigstens nicht ausdrücklich berücksichtigt. — Und wenn diese auch nicht eben mitzusprechen haben, weil man sie, wie billig, nicht befragt, folgt daraus, daß sie auch nichts dazu zu sagen haben? — Im Gegenteil! Der Pädagog ist hier Regent; er muß, wie dieser, das feinste Gehör gerade für das Interesse derjenigen haben, die in ihren Angelegenheiten nicht mitreden können oder dürfen, wenn er ihnen gerecht werden soll; denn die übrigen wissen sich ihm schon vernehmbar zu machen, wenn sie etwas zu sagen haben, bald laut, bald leise, und, wo es not thut, ihres Vorteils wahrzunehmen.

Fragt sich: Wie und wo den Schülern selbst das Interesse an der Turnschule herkommen, und inwieweit dasselbe bei deren Anordnung berücksichtigt werden soll?

Der Erziehungsrigorismus wird uns diese Frage gerade durchzuschneiden suchen. — „Es wird eben ihre Pflicht sein, sich den Anordnungen, welche die Sache mit sich führt, zu unterwerfen, und damit gut!" — Aber wollen wir dem Knaben versagen, was wir dem Manne nachsehen? — Wenn sich dieser, so gewiß er der Mann danach ist, in seinem Thun und Lassen die Pflicht zur Richtschnur nimmt, und nichts als diese, so schließt dies dennoch nicht auch andere Motive aus, unzählige, was weiß ich, welche? — die den Grad seines Eifers und seiner Liebe bestimmen. Jeder, der in seinen eigenen Busen greifen will, wird immer einige, je nach Umständen bald dieselben, bald andere finden. Ein Thor, der sich darüber graue Haare wachsen ließe!

Hierin kommt uns von der anderen Seite nun die neuerdings beliebte liberale, räsonnierende Erziehungsmethode, die von der Einsicht zu erlangen sucht, was man sonst von dem Gehorsam forderte, auf halbem Wege entgegen. — „Wir werden nicht unterlassen, unseren Zöglingen den Nutzen des Turnens vorzustellen. Welche Bestimmung sie auch einmal ergreifen werden, er wird sich darin nachweisen lassen. Wir werden ihnen das Turnen besonders von seiten ihrer Gesundheit, als des allgemeinsten, unschätzbarsten Gutes, das sie sich dadurch erhalten können, an das Herz zu legen wissen." — Glück zu! Aber wenn nicht unter der Hand noch andere Motive mitwirken, der künftige Nutzen, den ihr euern Turnschülern vorhaltet, wird

eben keine besonders eifrige Teilnahme unter ihnen hervorbringen. Sind doch andere vor ihnen, auch ohne geturnschult zu werden, zu Brod und Ehre, zu Tugend und Tüchtigkeit gekommen! — Und was ihre Gesundheit betrifft — um Gotteswillen! so verschont die Jugend doch mit eurer Hypochondrie! Sie versteht euch nicht, oder wenn sie euch versteht, so ist das Unglück schon geschehen, und euer Turnen kommt zu spät. — Diese vorsorgende Betrachtung, die ihr mit ihnen anstellen wollt, kommt uns zu machen zu und ihren Vormündern, wie dieses denn im Namen des Staates, der Familie, der Schule des weiteren bereits geschehen ist, und unseren Schülern kommt es zu, den Einrichtungen und Gesetzen, die aus dieser Sorge hervorgehen, zu gehorchen. Dabei bleibt's!

Indessen sollte es mich nicht wundern, wenn dieser oder jener schon über die bloße Frage: woher unseren Schülern das Interesse am Turnen kommen solle, gelächelt hätte. — Gestehen wir uns nur! Aus der Befreiung von unserem Schulzwang und von den Schularbeiten wird es ihnen herkommen, aus dem höchst angenehmen Gefühl, uns los zu sein, oder wenn sie uns auf ihrem Turnplatze wiederfinden, daß wir ihnen dort andere, als in der Schule, sind. — Und dies Geständnis ist weder für sie, noch für uns beschämend, wenn nur alles übrige sonst gehörig in Pflicht und Ordnung ist. Aber es folgt daraus, daß wir, um dieses Interesse nicht zu schwächen, auf unseren Turnplätzen jede Beschränkung, die nach der Schule riecht, und jeden Zwang, der nicht durch die Gesetze des Anstandes, der Sicherheit und Zweckmäßigkeit geboten ist, zu beseitigen hätten, sogar bis auf den ominösen Namen der Turnschule, den wir in Ermangelung eines besseren einstweilen zur Überschrift gewählt haben. Es ist nur des Vorurteils wegen, das an dem Namen haften bleiben könnte, wie es wohl geschieht, um sich alles Protestierens ungeachtet hinterher, und ehe wir's uns versehen, in der Sache geltend zu machen.

Ist es hier auch noch zu früh am Orte, von der Ausführung zu sprechen, so kann doch aus anderen Gründen die nachfolgende Bemerkung nicht früh genug zur Sprache kommen. — Die nächste, größte Gefahr für die neue Turnschule ist von seiten derer zu befürchten, die davon nicht bloß Gutes, sondern sogleich auch das Beste erwarten, und sich in dieser Erwartung vielleicht sehr getäuscht finden möchten. Man wird vielmehr darauf gefaßt sein müssen, daß in der geforderten Freiheit und

Zwanglosigkeit des Turnplatzes vor aller Augen die heimlichen Sünden und Gebrechen des Jugendlebens, wie sie jetzt gäng und gäbe sind, fürs erste erst recht sichtbar zu tage kommen und zu bekämpfen sein werden. — Der Pädagog ist darauf gefaßt, und scheut den Kampf nicht; denn ihn zu kämpfen, ist er da. Aber zu scheuen ist der Kampf mit der unpädagogischen Kurzsichtigkeit, die den Schaden dem Heilmittel zuschreibt, das ihn sichtbar macht. Darum vorgesehen! — Schulen, die in ihren vier Pfählen noch nicht durchgängig die Disziplin in ihrer Gewalt haben, daß sie sich im Notfall auch draußen darauf verlassen können, würden entweder durch einen übereilten Versuch das ganze Institut von vornherein kompromittieren, oder, um dieser Gefahr zu entgehen, ihre Turnschule so verklausulieren müssen, daß darunter alle Frische und Freudigkeit und alle Freiwilligkeit der Teilnahme ersterben müßte. Beides vermeiden sie, wenn sie den ganzen Versuch einstweilen noch des allgemeinen Besten wegen — unterlassen. Und wenn die Turnschule nichts anderes als ein solcher Prüfstein der Schuldisziplin wäre, es wäre alles Dankes wert!

Weiter! Das bloße Gefühl der Befreiung vom Schulzwange giebt freilich nur ein negatives Interesse, das ebensowohl auch in Zügellosigkeit und Verwilderung ausarten und das ganze Gebäude, das wir darauf bauen, aus seinen Fugen reißen kann. Aber die Turnschule hat an der Bewegung, die sie behandelt, nicht nur auch ihren positiven Gehalt, der für alle als ein allgemeingültiges Motiv der Teilnahme zu betrachten ist, sondern darin auch ihr positives Gesetz, ihre bestimmte Zucht und Ordnung so und so, wodurch die Teilnahme geregelt, aber nicht aufgehoben wird; denn lähmend wirken nur die willkürlichen Gesetze, die zu anderen Zwecken und aus anderen Rücksichten, als in der Sache liegen, gegeben werden. Die Turnschule befreit den Trieb der Bewegung von den Fesseln des Schulzwanges, der ihn dem geistigen Zwecke unterwirft, um ihn zu seiner eigenen Genugthuung bei sich kunstgemäß in die Schule zu nehmen.

Noch mehr! Es ist hier der Ort, ein pädagogisches Motiv zur Sprache zu bringen, das noch keineswegs nach seiner Wichtigkeit gewürdigt ist: das erste, ursprünglichste, allgemeinste, das es überhaupt giebt, vorwaltend in jedem Alter vom ersten Erwachen des Bewußtseins bis zum letzten Atemzuge; das in allen besonderen Interessen, wie unendlich verschieden sie sind, immer

wiederkehrend dasselbe ist. Es ist dies der Trieb der Geselligkeit, ein Lebenselement, das man bekanntlich selbst dem Verbrecher, der sein Recht auf die bürgerliche Gesellschaft verscherzt hat, unbedingt zu entziehen, wie billig, Bedenken trägt. — Doch kann es nicht die Absicht sein, dieses Motiv von Grund aus oder auch nur in allen seinen pädagogischen Beziehungen zu erörtern. Worauf es hier ankommt, ist das Verhältnis, in welchem zu ihm Schule und Turnschule stehen, um daraus den spezifischen Unterschied beider Schulen in letzter Instanz abzuleiten.

Der Turnschule sind ihre Aufgaben und Übungen Vehikel einer der jugendlichen Muße angemessenen Geselligkeit.

Der Schule dagegen ist die Geselligkeit nur ein Vehikel ihrer Aufgaben und Übungen — ein wichtiges Reiz- und Anregungsmittel! Die Schule benutzt sie dazu, aber sie befördert sie nicht; im Gegenteil! sie hat sich beständig, wie bekannt, dagegen zu wehren und mit den Störungen und Zerstreuungen zu kämpfen, die ihrem Zwecke von daher geradezu entgegen wirken. Was einer lernen will, das muß er für sich allein, und wer es in Gesellschaft mit anderen will, der muß sich mit dem Lehrer von seinen Mitlernenden isolieren können. Wo die Schüler ohne den Lehrer unmittelbar miteinander verkehren, ist keine Schule mehr. Aber mittelbar durch den Lehrer ist dieser wechselseitige Verkehr von unendlichem Nutzen — nicht bloß der Wohlfeilheit wegen, wenn einer zu seinen besonderen Zwecken noch dieses oder jenes lernen will und die Mittel nicht für sich allein dazu hat, sondern pädagogisch für diejenigen, die von Gottes- und Rechtswegen nur im Interesse ihrer allgemeinen Bildung, der naturgemäßen Entwickelung ihrer geistigen und sittlichen Kräfte lernen sollen, für die Jugend.

Die Geselligkeit indessen, die auf diese Weise eine wohlorganisierte Schule gänzlich zu ihren Zwecken gefangen nimmt, diese ist es nicht, nach der die Jugend verlangt, und zu verlangen ein Recht hat. Das gemeinsame Lernen ist, um sie damit abzuspeisen, nicht im entferntesten auch nur ein Surrogat dafür. Schlimm genug, wenn man es erleben muß, daß unsere Schüler, in Ermangelung einer anderen Veranstaltung, ihre Schule zu einem solchen Surrogate machen und sich untereinander auf Kosten des Unterrichts gelegentlich auch zu amüsieren suchen. Aber es kommt daher! Triebe, die man ignoriert, die man, statt zu leiten, unterdrücken will, brechen, um sich

schadlos zu halten, am liebsten da hervor, wo man sie am wenigsten gebrauchen kann; das ist bekannt. Und wie man diesem und seinem unerlaubten Verkehre von seiten der Schule teils aus Ermüdung, weil des Erinnerns und Strafens und des Zeitverlustes sonst kein Ende ist, teils aus dem dunklen Gefühle der Billigkeit durch die Finger sieht, ist auch bekannt. — Die Turnschule wird dem Schulunterrichte zu der ihm nötigen disziplinarischen Konsequenz verhelfen und diese selbst im Bewußtsein der Schüler rechtfertigen, gerade dadurch, daß sie sich gegen die Schule ihres wahren und eigentümlichen Vorteils bedient, daß sie sich ihr gegenüber zu einer Anstalt des freieren, geselligen Verkehrs und ihre Übungen zum Vehikel desselben macht.

Die Turnschule kann der Geselligkeit zu ihren Übungen gar nicht entbehren. Der einsam Lernende ist nicht allein. Aber das einsame Turnen — was ist's? — was bedeutet's? — Dem Virtuosen ist es etwas, der sich im stillen auf sein Kunststück vorbereitet, mit dem er sich öffentlich sehen lassen wird — oder dem Kranken, der davon Genesung hofft. Die Turnschule aber soll für die Gesunden ein pädagogisches, kein orthopädisches Institut sein.

Hier ist es nun, wo unter den Momenten der gegenseitigen Ergänzung beider Schulen, auf die wir ausgingen, das bei weitem Wichtigste und Wesentlichste hervortritt. — Die Übungen der Turnschule lassen, als rein körperliche und mechanische, je geläufiger sie werden, bis sie zuletzt kaum noch die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, in demselben Grade auch die geistigen und Gemütskräfte und die Einbildungskraft müßig, so wie im Gegenteil die Schule bei ihren geistigen Übungen die körperliche Kraft stillestellt. Die Turnschule giebt ihren Zöglingen Raum und Gelegenheit zur geselligen Unterhaltung, aber nicht den Stoff dazu. Sie würde sich für sich allein unter anderem der Roheit nicht erwehren können, die sich nur allzuleicht mit dem Übergewichte der körperlichen Kraft verbindet, nicht des leeren, albernen Geschwätzes über nichtige, und des heimlichen Geredes über noch ganz andere Dinge, die näher nicht bezeichnet zu werden brauchen. — Was ihre Zöglinge auf dem Turnplatz an geistigen Stoffen untereinander verbrauchen sollen, das müssen sie mitbringen. Und woher? — Aus ihrer Schule. — Die Schule ist es, die der Turnschule und ihrer Unfruchtbarkeit hierin ergänzend zu Hilfe kommen muß, damit diese

nicht, was sie ihrer Bestimmung nach weder soll noch kann, durch außerordentliche Maßregeln die Freiheit des geselligen Verkehrs zu verkümmern und sich selbst in ihrer besten Wirksamkeit zu hemmen genötigt werde.

Es ist dies für die Schule eine neue Aufgabe, nicht sowohl insofern sie an dem bisherigen Inhalte ihrer Thätigkeit etwas Wesentliches verändern, als indem sie dieser, wenn nicht alles irrt, eine praktische Richtung geben wird, die von der bisher dafür gehaltenen und angestrebten vielleicht sehr weit entfernt sein möchte — oder auch nicht! denn dieses wollen wir den kommenden Geschlechtern überlassen.

Anstatt durch Einrichtungen und Reformen, für die sich das Bedürfnis erst im Laufe der Zeiten herausstellen muß, vorzugreifen, kommt es für die Gegenwart zunächst darauf an, die Sache nur erst auf den Weg der Erfahrung zu bringen, damit man Gelegenheit bekomme, zu lernen und die Gesichtspunkte festzuhalten, aus denen man zu beobachten habe. — Bisher hat die Schule diese Gelegenheit, sich über sich zu orientieren, nur innerhalb ihrer Mauern gehabt; sie hat das Resultat ihrer Bemühungen examinierend nur nach Zahl und Umfang der Kenntnisse ihrer Schüler und nach dem Grade ihrer Geläufigkeit kennen gelernt; außerhalb und an ihren Früchten nur zufällig hier und da, und viel zu undeutlich, als daß sich ein sicheres Urteil daraus entnehmen ließe. — Auf dem Turnplatze wird sie dagegen täglich die Gelegenheit haben, sich in ihrer Wirkung zu beobachten und ihre Maßregeln danach zu ergreifen. Sie wird aus der in freier, unbewachter Bewegung des Umganges sich aussprechenden Bildung ihrer Schüler thatsächlich entnehmen können, wie weit es ihr gelungen ist, ihren Unterricht zu Fleisch und Blut und ihre Lehren zu Organen des Lebens zu machen. Auf der That des unbefangenen Turnlebens wird sie ihre Schüler im ganzen wie im einzelnen ganz anders beurteilen lernen, als in der abgemessenen Haltung auf den Schulbänken. Da wird sie erfahren, wes Geistes Kinder sie sind.

44.

Das Turnen als eine Kunst.

Von H. Timm.

(„Das Turnen mit besonderer Beziehung auf Mecklenburg" von H. Timm. Neustrelitz, G. Barnewitz 1848. S. 53—58.)

Dr. phil. Hans Christian Ludwig Theodor Timm, geboren im Mai 1814 in Groß-Giewitz in Mecklenburg, war Lehrer am Friedrich Franz-Gymnasium in Parchim, wo er das Turnen einrichtete, und starb als Pastor in Kiewe bei Wredenhagen am 26. Juli 1868. Neben seiner turnerisch-litterarischen Thätigkeit schrieb er Abhandlungen für deutsche Sprache und Geschichte. („Hermann und Dorothea", Stuttgart, 1856, Cotta.)

Daß das Turnen eine Wissenschaft ist, fängt erst jetzt an, einzuleuchten; und doch ist ein gebildetes Turnen schon einige tausend Jahre in der Welt vorhanden. Die Römer trieben dasselbe ohne weiteres Nachdenken zum Zwecke der Aneignung kriegerischer Tüchtigkeit; die Griechen, hier wie überall durch die Erfüllung des nächsten Bedürfnisses nicht befriedigt, behandelten sie zugleich als eine fröhliche Kunst, mit jenem spielenden Sinne, welchen sie selbst auf den ernsten Gebieten des Lebens nicht verleugneten. Das deutsche Turnen trat mit dem Namen und dem Charakter einer Kunst ins Leben; und jeder spricht noch jetzt von einer Turnkunst, aber nicht von einer Turnwissenschaft; ja den Anhängern der orthodoxen Schule ist es eigen, gegen Versuche wissenschaftlicher Auffassung als gegen den Eintritt tötender Papierweisheit mit heftiger Polemik aufzutreten. So wenig wir nun geneigt sind, uns auf die Seite dieser Ereiferer zu stellen, und wie sehr überzeugt, daß der Begriff der Wissenschaft eine wesentliche und notwendige, bisher übersehende Seite des Turnens ist; so gewiß scheint es uns, daß der Begriff der Wissenschaft diese innere Zweckgemäßheit, nur eine Seite, aber nicht den

ganzen Begriff des Turnens ausmacht. Aus der Darstellung des wissenschaftlichen Charakters des Turnens selbst wird dies einleuchten: Die Turnkunst ist ein Gegenstand praktischer Art; sie will die körperlichen Anlagen zur Fertigkeit in den natürlichen Verrichtungen ausbilden, welche das Leben erfordert. Das fühlte Jahn, wenn er die Pestalozzische Auffassung als bloße Rührkunst abwies und nichts von leeren Lufthieben wissen wollte. Alle Turnwissenschaft kann nur die Entwickelung einer praktischen Kunst sein. Es kann demnach nicht bloß gefragt werden: wie ist der menschliche Organismus beschaffen; welche Bewegungen sind möglich, und welches ist die natürliche Folge dieser Bewegungen? Die Beweglichkeit des menschlichen Organismus ist eine so unendliche, daß die Möglichkeit aller Bewegungen gar nicht erschöpft werden kann. Spieß hat einige tausende verfolgt; es möchte nicht schwer sein, noch einige tausende hinzuzufügen; aber was wäre damit gewonnen, wenn wir mit jedem neuen Anwachse dieselbe Unendlichkeit vor uns sehen? Die Hauptfrage in der Turnwissenschaft als dem Wissen von einer praktischen Kunst bleibt: welche Fertigkeiten braucht der Mensch und wie sind diese zu gewinnen? Von hier aus erst ergiebt sich die Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Auffassung, das Zurückgehen auf die Natur und Bestandteile des menschlichen Organismus, von dessen Grundbewegungen jede natürliche Verrichtung nur eine besondere Anwendung ist. Die menschliche Bewegung als solche hat gar kein Interesse, weil weder einen geistigen Inhalt, noch eine notwendige Form; nur im Dienste des Lebens gewinnt sie eine Bedeutung. Eine Turnwissenschaft, welche die abstrakte Bewegung in allen ihren Möglichkeiten am menschlichen Organismus verfolgen wollte, wäre das Unerquicklichste von der Welt; und es ist nicht zu leugnen, daß sowohl Spieß als Ling in diesen Fehler verfallen sind. Wir sagen dies unbeschadet der höchsten Anerkennung; denn die Irrtümer der neuen Turnschüler sind bei weitem lehrreicher und fruchtbarer, als die empirischen Richtigkeiten und die unwissenschaftlichen Fehlgriffe der alten. Der wissenschaftliche Bearbeiter eines praktischen Gegenstandes kann aber eigentlich nicht wie Spieß in die Verlegenheit kommen, erst eine wissenschaftliche Lehre von der Sache und dann eine Anleitung zum praktischen Gebrauche zu schreiben; die Wissenschaft eines praktischen Gegenstandes ist unmittelbar praktische Anleitung, oder sie ist eine Abstraktion von der konkreten Natur des Gegenstandes. Selbst

wenn die Gymnastik ihren Zweck auf das geistigste auffaßt und etwa sich vorsetzt, die Einheit unter den Teilen des menschlichen Organismus herzustellen, bleibt sie doch stets in der praktischen Beziehung stehen, insofern, wie Ling richtig gesagt hat, alle wahre Kraft und Gesundheit, die Möglichkeit der richtigen leiblichen Bewegung, erst aus der Eutarie des menschlichen Organismus hervorgeht. Wirkliche Turnbewegungen sind daher nur solche, welche entweder zu der Fertigkeit einer natürlichen Verrichtung hinleiten oder selbst die Ausübung solcher Verrichtungen sind. Alle Bewegungen, welche indifferent dazwischen oder darüber hinausliegen, sind unnütz, sofern in ihnen nicht noch irgend eine vorbereitende oder nachhelfende Kraft nachgewiesen werden kann. Was nützte es z. B., wenn jemand lernte, seinen Kopf auf den Rücken zu legen, oder durch die Beine zu stecken? Jeder fühlt die Notwendigkeit einer praktischen Beziehung in den Übungen; und alle Wissenschaft arbeitet auf die Praxis hin. Alles reine Wissen von einem beziehungslosen Turnen und alle Anwendung dieses reinen Wissens ist eine Abstraktion, jenes von der Sache, diese von dem Leben. Leben und Lehren bildet keinen Gegensatz, sagte Jahn. Die Griechen, bei aller Freiheit des Kunsttriebes, blieben auch hier auf dem Boden der Natur stehen; ihre ganze Turnkunst war eine Brauchkunst für Leben und Staat; selbst in ihren Tänzen verfolgten sie noch praktische Beziehungen.

Das Turnen ist also praktisch durch und durch; und alle Turnwissenschaft führt vom Wissen notwendig zum Können. Ein Turner, ja selbst ein Turnlehrer, ohne Können, ist gar nicht zu denken; und das Turnen am Studiertisch ist ein Unding. Insofern der unabweisliche Drang des Könnens in dem Turnen liegt, und alle Wissenschaft nur eine Vermittelung des Könnens sein will, ist sie hervortretend eine Kunst, und zwar zunächst eine Kunst von unmittelbarer praktischer Beziehung. Sie bleibt aber freilich nicht auf dem Boden des Bedürfnisses stehen; die energische Verfolgung ihres Zweckes selbst treibt sie über sich selbst hinaus in das Gebiet der Freiheit. Die Fertigkeit einer natürlichen Bewegung ist erst dann zur hinreichenden Sicherheit gebracht, wenn sie mit Willkür hervorgerufen und selbst über das Maß der gewöhnlichen Anforderung geleistet werden kann. Die natürlichen Verrichtungen des Leibes müssen im Drange zufälliger Ereignisse überdies oft mit Blitzesschnelle ausgeführt werden; das Maß der Ansprüche an leibliche Bethätigung ist ein

so unbegrenztes, wie die physischen Nötigungen, welche eintreten können. Wollte man daher beim Turnen nach der Befriedigung des nächsten leiblichen Zweckes einhalten, so würde man dem ganzen Leben, ja diesen nächsten Zwecken selbst nicht recht genügen. Wenn auf diese Weise nun der Begriff der Willkür mit Notwendigkeit in die Turnkunst eindringt, so sehen wir auch von hier aus die Unmöglichkeit, das Turnen als eine streng logische Bewegungslehre zu halten. Der menschliche Organismus mit seinen Grundbestandteilen und Grundbewegungen kann nur die allgemeine Basis, und die Rücksicht auf den praktischen Zweck nur die allgemeine Peripherie der Bewegungen abgeben. Jede Übertreibung in der Folgerichtigkeit der Bewegung und jedes kurzsichtige Haften an einzelnen praktischen Zwecken wird die Lust ebenso sehr töten, als den Erfolg lähmen. Das Turnen ist weder bloß aus dem Denken, noch bloß aus dem Bedürfnisse entsprungen, sondern ebensosehr aus einem natürlichen Drange nach freier Bewegung, welche in der Natur des Organismus und in den natürlichen Verrichtungen zwar Maß und Richtung, aber keine absolute Schranke findet. Schon das Kind zeigt den Trieb nach unaufhörlicher Bewegung; es muß sitzen lernen. Auch in dem leiblichen Leben des Menschen giebt sich der Drang nach einer Freithätigkeit zu erkennen, welche zur Erfüllung des Bedürfnisses ebensosehr hinan, als darüber hinausführt. Das Turnen ist weder bloß eine abstrakte Bewegungslehre, noch eine bloße Brauchkunst, sondern zugleich eine freie Kunst. Bedürfnis und Freiheit heben sich nicht auf, wie wir gesehen; ja das Bedürfnis selbst führt mit Notwendigkeit zu freien, wenn auch keineswegs beziehungslosen Übung. Wenn Ling die sogenannten Jongleurstücke, welche für die Jugend doch stets anziehend bleiben, als „Narrenspiel" abfertigt, so zeigt sich in dieser Äußerung ein wissenschaftlicher Rigorismus, welcher dem Wesen der Sache nicht ganz angemessen ist. Vernünftiger sagt GutsMuths: „Sollte sich etwas Künstliches eindrängen, so suchen wir es nicht, setzen nichts darauf, doch stoßen wir es nicht zurück, wenn es nichts Naturwidriges enthält." Vergebens würde es auch sein, wollte man die turnerischen Kunststücke mit einem Bannfluche belegen; der jugendliche Sinn wird sie stets wieder herbeiführen. Allerdings aber wird es die Aufgabe einer richtigen Turnleitung sein, der Freiheit ein Gesetz zu geben, und die Willkür nicht zur Zügellosigkeit werden zu lassen. Dies Gesetz liegt in der Sache selbst. Das Turnen soll den Leib zu allerlei Brauchfertigkeit

harmonisch ausbilden; soweit also die bildende Kraft wahrnehmbar ist, darf die Freiheit gehen; wo die Zerstörung des leiblichen Lebens beginnt, ist es Pflicht für den Turnlehrer, Einhalt zu gebieten. Das Einfachste aber, das Nützliche, das Schöne muß vorherrschen; bis jetzt dominierte auf deutschen Turnplätzen das Komplizierte, das Unnütze und das Häßliche; und wenn die Wissenschaft vermißt wurde, so trat die Kunst keineswegs als Ersatz auf. Es wird Zeit, daß beide Seiten der Sache gründlicher erfaßt werden; und je tiefer die Wissenschaft des Turnens wird, desto deutlicher wird auch der ästhetische Charakter desselben hervortreten. Die Wissenschaft wird vom Theoretisieren und Experimentieren mit dem abstrakten Bewegungsvermögen des menschlichen Organismus den Rückweg zur Anwendung auf die Erfordernisse der Wirklichkeit und zur innigen Beziehung auf das gesamte gegenwärtige Leben wiederfinden, und von da die Notwendigkeit einer schönen Gestaltung dieser Brauch- und Lebenskunst gewahren; ja in den Trägern des abstrakten wissenschaftlichen Elementes selbst, namentlich auch in unserem trefflichen Spieß, zeigt sich schon die energische Anstrengung dazu.

Die Gymnastik ist eine Kunst; nicht bloß, weil sie ein zum Können dringendes Erkennen, und die freie Übung dieses Könnens ist, sondern auch, weil sie Trieb und Gesetz einer harmonischen Darstellung hat. Daß ein einziges mit Sicherheit und vollkommener Selbstbeherrschung durchgeführtes Stück mehr wert ist, als tausend halsbrechende, unter Zittern und Verzerrung des Leibes überstandene Fährlichkeiten, erkennt jeder an; wenn auch in Jahns „Turnbuch“ nichts davon steht. Wir fühlen es ohne weiteres, daß in jeder Übung die gewonnene Gleichkraft des ganzen Organismus zu Tage kommen muß. Sehen wir z. B. jemanden die Kreuzbiege machen, der nur in den Armen, aber weder im Genicke, noch in Brust und Kreuz die erforderliche Kraft zeigt, so fühlen wir uns angewidert; und nicht Freude, sondern Mitleiden ergreift uns, wenn der Übende nach überstandener Fährlichkeit die Kraft des ruhig Stehens verloren hat. Eben derselbe aber kann uns durch eine andere, leichtere Übung einen befriedigenden Genuß geben. Die Griechen erkannten schon am Gange, ob jemand Gymnastik getrieben habe; sie forderten, wie Ling in seiner „ästhetischen Gymnastik“, volle Harmonie jeder Bewegung. Die deutsche Turnkunst, in der Polemik gegen Verweichlichung und Ziererei geboren, blieb bis jetzt mehr bei der Entwickelung der rohen und einseitigen Kraft sowohl des Leibes

als des Geistes stehen, und es ist ihr so notwendig, wie jenem morösen Xenokrates, den Grazien fleißig zu opfern, wenn sie der verwerfenden Kritik eines Sokrates entgehen will. Das Gesetz der harmonischen Darstellung muß das gesamte Turnwesen durchdringen. Nicht bloß in jeder einzelnen Übung, in jedem methodischen Cyklus von Übungen, in jedem täglichen Turnpensum, in jedem Turnjahre, muß ein harmonisch abgeschlossenes Ganze vor das Auge treten; in jeder Bewegung der Turngesellschaft muß die Einheit des Organismus als der allbeherrschende Gedanke zur Erscheinung kommen; und selbst die äußere Umgebung, der Turnplatz, muß durch Reinlichkeit, Ebenheit, Absonderung, durch Zusammenstimmung in sich selbst und zum Zwecke der Sache einen künstlerischen Eindruck gewähren. Jeder einzelne Turner vor allem muß nicht denken, wie bisher, daß er das Privilegium hat, die Gesetze der Schönheit nicht zu achten und durch Einseitigkeit, Schroffheit und tölpisches Wesen der gebildeten Welt Hohn sprechen zu können; er muß den Beruf in sich fühlen, in jeder Weise, sowohl in leiblicher als geistiger Beziehung, die Harmonie, die gebildete Totalität aller menschlichen Kräfte zu repräsentieren und an sich darzustellen. Wenn die deutsche Turnkunst — und es wird Zeit — sich so endlich als Kunst im höheren Sinne des Wortes begreift, dann werden ihr von allen Seiten Stützen, Ermunterungen und Triebfedern zufließen, an die sie bisher noch nicht gedacht hat. Zunächst wird sie fähig, mit den anderen Künsten einen Bund einzugehen; denn so wie alle Wissenschaften, so sind auch alle Künste durch ein unsichtbares Band, durch einen gemeinsamen Grundzug verbunden. Von der griechischen Turnkunst, sowie von der ritterlichen wissen wir, daß sie sich mit der Tanzkunst, Musik und Dichtkunst einigte; auch die neuere deutsche Turnkunst wird dies können. Was die Tanzkunst anbelangt, so ergiebt sie sich aus einer mit Geschmack getriebenen Turnkunst fast von selbst. Schon Spieß hat die richtige Bemerkung gemacht, daß aus Gründen, die der Zweck der Turnkunst selbst fordert, die Tanzfertigkeit mit dem Geiste der Gymnastik durchdrungen und im Verein mit anderen Leibeskünsten getrieben werden müsse. Tänze, wie jene kriegerische Pyrrhiche, welche zu Sparta und Kreta schon von fünfjährigen Knaben geübt wurde, sind ganz geeignet, für den Turnzweck mitzuwirken, inden sie ebenso sehr die schnelle Beweglichkeit, als die sichere Beherrschung und das anstandsvolle Tragen des Leibes entwickeln. Die Musik, als die

leiblich durch das Medium der Nerven wirkende Kunst, welche selbst einen rohen Neger zu unwillkürlichen gymnastischen Bewegungen treibt, mit ihrer ebenso anregenden als besänftigenden Kraft, giebt eine natürliche Verbündete der Gymnastik ab. „Die beste Gymnastik" sagt Plato, „ist die Schwester der reinen und einfachen Musik. Indem jene dem Leibe Gesundheit, diese der Seele Selbstbeherrschung giebt, so machen sie beide eine vollständige Bildung aus. Die bloß Gymnastik treiben, werden zu rauh; die bloß Musik treiben, zu weich." (rep. 3.) Jahn, wenn anders diese Nachricht gegründet ist, fand einmal schon den vierstimmigen Gesang unturnerisch. Wir sind der Meinung, daß auch der Turnergesang nicht ein gemeinsames Gebrüll, sondern eine tönende Harmonie sein muß. Die Knaben müssen aber nicht allein in den Ruhestunden singen; sie können, wie Spieß vorgeschlagen hat, die Freiübungen nach dem Takte der Musik passend verrichten. Bei den Gemeinübungen erscheint der Gesang als ein besonders wirksames Mittel der Belebung. Es ist auch gar kein Grund vorhanden, warum nicht etwa bei festlichen Gelegenheiten Instrumentalmusik gebraucht werden sollte, besonders, wenn sie von Turnern selbst ausgeübt würde. Wenn das Turnen sich diese Kunstgestalt giebt, welche sich in seiner Geschichte als die Entwickelung seines eigensten und innersten Wesens kund gegeben hat; dann kann man ihm in vollem Maße versprechen, was ihm bis jetzt so sehr fehlt, und, was doch keiner Kunst fehlen darf, das Interesse des Publikums und die Anregung durch die Gegenwart seiner Gönner. Schon Jahn wünschte dies. Er wollte aus Gründen einer öffentlichen Erziehung dem Publikum die Mitaufsicht übertragen. Allein die Verwirklichung dieses Wunsches ist nicht zu hoffen, wenn, in Ermangelung eines volkstümlichen Erziehungssystemes, wie bei den Griechen, dem neugierigen Besucher eine finstere Stirne und Geschmacklosigkeit entgegengehalten wird.



Albert Baur.

45.

Turnen oder Gymnastik?

Von A. Baur.

(„Altes und Neues vom Turnen“ von Maßmann. I. Heft, Berlin 1849.)

Ernst Friedrich Albert Baur, geboren am 12. November 1803 in Berlin, turnte als Knabe und Jüngling unter Jahn, den er 1817 nach Rügen begleitete. Er leitete die Turnspiele bis zur Aufhebung des Turnplatzes 1819, bezog Ostern 1823 die Tübinger Hochschule, wo er das Turnen der Burschenschaft eine Zeitlang beförderte, und ging dann nach Bonn, um 1825 über Göttingen und Freiburg nach Berlin zurückzukehren. Dort hörte er mit Begeisterung Schleiermachers Vorlesungen, bis er 1831 in Büssow bei Prenzlau als Prediger angestellt wurde. Von 1836 bis 1882 war er Pfarrer in Belzig, dann lebte er in Berlin, wo ihn am 30. Oktober 1886 der Tod ereilte.

Baur, der besonders mit Maßmann und Dürre befreundet war, förderte bis ins hohe Alter das Turnen durch Schrift und Wort (vergl. seine Rede bei der Grundsteinlegung des Jahndenkmals, Teil IV, S. 70). Aufsätze von ihm finden sich im Dresdener „Turner“, in Maßmanns „Altem und Neuem“ und in der „Deutschen Turnzeitung“. Vergl. seine Biographie in der „Deutschen Turnzeitung“ 1887. S. 2, von H. Brendicke.

Die allgemeine Einführung des Turnens ist für Preußens Jugend bereits im Werke. Hier drängt sich denen, die mit der Sache bekannter sind, sogleich die Frage auf: Ist die Benennung Turnen eine gleichgültige Verdeutschung des Wortes Gymnastik, oder darf man sie für einen Ausdruck eines eigentümlich bestimmten Begriffes nehmen?

Als im Jahre 1811 zu Berlin durch Professor Jahn die Turnübungen eingeführt wurden, entstand durch ihn mit der Sache auch dieser Namen unter dem Zusammenwirken so eigentümlicher großer Gedanken, Bedürfnisse und Bestrebungen jener Zeit, daß er sich von allem ihm Verwandten durch sein besonderes, bestimmtes Gepräge deutlich unterscheidet, und daß

fortan der Begriff ein historischer ist, den man durch jede Umschreibung in sinnverwandten Ausdrücken abschwächt.

So erscheint demnach die Frage als berechtigt, inwieweit man, mit dem Ursprung und dem Namen der Sache einverstanden, bei der angekündigten Einführung des Turnens das volle Wesen desselben, natürlich ohne die zufälligen Mängel seiner damaligen Erscheinung, wirklich beabsichtige, oder ob etwa doch nur, mit Übergehung jenes eigentümlichen Gepräges, das eine wesentliche Moment desselben — die Gymnastik, die Leibesübungen.

Und zwar soll hierüber keine müßige, kleinliche Untersuchung aus pedantischer Freude an der Begriffsbestimmtheit geführt werden, sondern aus der lebhaftesten Teilnahme an der Sache und für das rasche Gelingen ihrer Einführung ist die Frage und die folgende Beantwortung entsprungen, indem sie Hindernissen auszubeugen strebt, die nur aus der Auffassung des Begriffes hervorgehen.

Denn in jedem Falle müssen ja für die beabsichtigte Einführung nicht unbedeutende Kosten aufgewendet, viel Mühe und guter Wille in Anspruch genommen, bedeutende Schwierigkeiten überwunden werden. Wie nun, wenn erst der Erfolg zeigen würde, daß man nicht das Erwartete getroffen? Oder wie, wenn sich zeigen ließe, daß man das Richtige, das eigentlich Wichtige und Nötige mit geringeren Mitteln ausführen könnte, dafür überall mehr guten Willen und halb so viel Schwierigkeiten fände?

Diese Gründe ermutigen zur Darlegung einer Ansicht der Sache, die dem Scheine nach nahe an eine seit lange verdächtigte streift, und eben deshalb vielleicht bisher mehr als billig mit Schweigen übergangen worden ist, nun aber vor nüchternster Prüfung als die praktischste hofft gerechtfertigt dazustehen und Eingang zu gewinnen, d. h. wir erklären uns gegen die Einführung der bloßen oder reinen Gymnastik und für die Einführung des Turnens im bestimmteren Sinne des Wortes, der aus dem Folgenden erhellen muß.

Wir dürfen davon ausgehen, daß man einverstanden sei über das Bedürfnis der einzuführenden Leibesübungen überhaupt; man denkt dann zunächst an Gymnastik, d. h. den methodischen Unterricht in Leibesübungen, die sich als bisher versäumter Unterrichts- und Schulzweig neben die bisher einseitig kultivierten zu möglichster Allseitigkeit der Schulbildung ordnen soll,

und niemand wird auch jetzt noch gegen die endliche Herstellung dieser Allseitigkeit etwas einzuwenden haben. Allgemein unter den Verständigen fordert man diese Ergänzung, und erwartet von ihr Beseitigung mancher aus der früheren Vernachlässigung herzuleitende Übelstände.

Man hofft, dieser Unterrichtszweig werde als Abwechselung und Gegengewicht gegen die übrigen zum gleichmäßigeren Gedeihen des *ganzen* Menschen in seinem geistig leiblichen Organismus wirken. Die nähere Bestimmung ergiebt, daß man dabei wenig Wert darauf legt, daß etwa, wie jede Kraft der Seele, so nun auch jedes Gelenk und Glied es verdiene, seine mögliche Ausbildung zu aller Geschicklichkeit und Fertigkeit zu gewinnen (von dem schaulustigen Interesse an den Kunststücken selbst zu schweigen), sondern zweierlei, wenn auch nicht immer in ihrer Einheit verstandene, Gesichtspunkte sind es, von denen man dabei ausgeht. Man erstrebt 1) *leibliche Gesundheit* als dauerhaftere Unterlage aller geistigen Funktionen des Menschenlebens, und dann hat man auch wohl 2) die *unentbehrliche* körperliche Tüchtigkeit und Wehrhaftigkeit zu erzielen im Sinne, sei es mit Rücksicht für den Krieg und Preußens Wehrverfassung, oder sei es in gesunderer Würdigung der leiblichen Tüchtigkeit, Gewandtheit, Kraft und Ausdauer an sich.

Für diese Zwecke will man die Gymnastick allgemein als Unterrichtszweig aufgenommen wissen. Beiläufig sei erwähnt, daß aus dem *ersten* Gesichtspunkte die Einführung doch wohl nur als Bedürfnis für die größeren Städte, und da wieder hauptsächlich nur für die höheren Stände und höheren Schulen erscheint; aus dem letzten allerdings mehr für alle, insofern man der staunenswerten Plumpheit auch der handarbeitenden Stände gedenkt, dann aber wieder nicht als ein so dringendes.

Doch für jetzt noch *diese Gesichtspunkte* als Maßstab festgehalten, fragen wir, ob denn in der That die Einführung der Gymnastik das ganz und zunächst entsprechende Mittel zum Ziele sei? Insofern nun doch Gymnastik an sich, als methodische Gliederausbildung, nichts davon besagt*), daß sie wolle im Freien und frischer Luft betrieben sein, und man wohl daran denken könnte, wegen engster Anschließung an die Schule, Zeitersparnis und größerer Bequemlichkeit, im Saale oder auf

*) Man müßte denn scherzhafter Weise die griechische Etymologie urgieren wollen.

engem Schulhofe mitten in der Stadt die Übungen einzurichten, so antworten wir im Sinne der erzielten Gesundheit durchaus nein; ja insofern diese Anlagen den Knaben und Jüngling noch mehr abhielten vom Genusse der freien Luft, außerhalb der Thore, vom Ballspiele, vom Schwimmen und Baden, vom Eislaufe, so hielten wir aus beiden Gesichtspunkten eine solche Einführung der Gymnastik geradezu für Schaden.

Namens der erzielten Gesundheit also hoffen wir, auch ohne weitläufigere Erörterung, Einstimmigkeit in der Anerkenntnis, daß in jedem Falle, wie beim ehemaligen Turnen unter Jahn, der Übungsplatz entfernt außerhalb der Stadt liegen müsse, insofern der Genuß der freien Luft unerläßlich und wesentlich ist, ja der weite Weg selbst, gleich nützlich, niemals als Zeitversäumnis in Rechnung kommen darf. Darf man doch auch so von zwei Nachmittagen noch keine glänzenden Erwartungen für die Umwandlung des Gesundheitszustandes hegen.

Und was den zweiten Zielpunkt betrifft, die unentbehrliche körperliche Tüchtigkeit, Gewandtheit, Kraft und Ausdauer, die Wehrhaftigkeit, so ist die Forderung desselben, so gefaßt, in bezug auf die Gymnastik nicht recht klar; namentlich, wenn man ihr die obengenannten freien Spiele gegenüberstellt, müßte man schwanken, welche Seite den Vorzug verdiene.

Und nun ist es Zeit, von der Mangelhaftigkeit der aufgestellten vereinzelten Gesichtspunkte selbst zum Besseren fortzuschreiten. Ist der der Gymnastik innewohnende eigentliche und nächste Zweck allerdings die Ausbildung der Glieder zur Kraft und Gewandtheit, so trifft derselbe nur mittelbar mit dem oben anerkannten Doppelbedürfnisse unserer Schuljugend zusammen, das wir glauben in einem Worte zusammfassen zu können. Männliche Rüstigkeit ist das Bedürfnis, das nächst erzielte Gut, d. h. die Eigenschaft von Leib und Seele des Menschen, kraft welcher er alle Scheu, Angst und Furcht vor dem Befassen mit leiblicher Anstrengung überwunden, und dagegen guten Mut und frische Lust zu allem Angreifen solcher Mühen, Ausdauer und Unverdrossenheit, Tüchtigkeit zum Ertragen der Anstrengungen, der Schmerzen, Entbehrungen und aller Unbill der Witterung gewonnen hat.

Von hier aus ergiebt sich dann eine bestimmtere Würdigung der zu erwählenden Mittel zu diesem Ziele, und wie die strenge Kunst der Gymnastik ihren ausgesprochenen Zweck hat, so sei es nun gestattet, mit dem Namen Turnen für jetzt dasjenige

zu benennen, was die geflissentliche Bildung der Jugend zu dieser Rüstigkeit umfaßt. Werden hierunter manche jener freien Spiele und Bewegungen, für jetzt noch ohne genauere Abgrenzung, als sehr wertvoll mitbegriffen sein, so fällt auch von hier aus ein neues Licht auf das ernste Mühen um Erlangung auch der künstlichsten Geschicklichkeiten, d. h. auch die Gymnastik hat ihre turnerische Seite, ist ein Moment im Turnen, aber sie ist nicht ein und alles für sie. Darf das Kunstinteresse der Gymnastik, das auf eigentliche Leistungen methodisch ausgeht, den kürzesten und nächsten Weg zu diesen suchen, wenn auch in dumpfer Stadtluft und im staubigen Saale, so fordert der angegebene Zweck, erzielte Rüstigkeit, für das Turnen von selbst die Anlegung der Turnplätze im Freien, außerhalb und fern von der Stadt; denn für sie ist der Aufenthalt im Freien je länger, je besser, das Abziehen von der sitzenden Kopfarbeit auf zwei halbe Tage der Woche, der weite Marsch — alles offenbarer Gewinn.

Dem Turnen kommt aber auch eine andere Stellung zur Schule zu, als der Gymnastik. Was uns not und Bedürfnis sei, wurde eingangs nur bezeichnet als eine Ergänzung des Schulunterrichtes zur Allseitigkeit durch Aufnahme der Gymnastik. Indes ist auch diese Allseitigkeit nur eine größere Vereinseitigung. Wir haben schon zu viel Schule, sie darf nicht noch weiter ausgedehnt werden, sondern wir bedürfen des Gegengewichtes gegen dieselbe, und müssen in der Art das Turnen wünschen, daß es nur die Anregung und Leitung des frischen, wähligen Knabenspieles werde, daß der Knabe aus sich herauslebe, während die Schule fast nur einprägt und einfüllt, vorzugsweise zieht und treibt und beherrscht.

So wurde das Turnen von Jahn aufgefaßt, und geschult wurde anfangs gar nicht, später nicht mehr, als durchaus notwendig war. Es zeigte sich auch in der That weniger nötig, weil der Eifer von selbst auch zur Erfindung immer neuer Künstlichkeiten und ihrer Überwindung führte, und die gemeinschaftliche Übung für eine Art freien gegenseitigen Unterrichtes gelten konnte. Nur die Schlaffheit und Trägheit bedurfte des Spornes und, wo die Lust nicht spornte, des Zwanges der Turnschule im Gegensatze des frei erwählten Übens; jene aber blieb gegen das letzte stets trockener und reizloser. Wie beim Eislaufe Tausende sich erfreuen an der freien Bewegung, wenige aber begabt genug sind, um Lust zur Lösung schwierigerer und

künstlicherer Aufgaben zu haben, und man ihnen die Lust verleiden würde, wollte man sie zu letzterer anhalten; so darf man sich beim Turnen überhaupt nicht täuschen über den Reiz strengerer methodischer Übung und die letzte nur höchst vorsichtig zulassen.

Könnte man uns hiernach etwa die Meinung unterlegen, als bedürfte es ja nicht weitläufiger Einführung des Turnens, als hätten wir genug an den von uns gerühmten Spielen und schon vorhandenen Übungen, so machen wir zunächst geltend, daß das Turnen zwar einige unter den genannten durchaus aufnehmen, und z. B. im Namen des Turnens auf Schwimmvorrichtungen und Schwimmübungen und Eislauf, wo diese möglich sind, dringen muß, jedoch schon dadurch etwas Anderes ist, daß der Turnplatz 1) je nach dem Werte für die erzielte Rüstigkeit unter diesen Spielen und Übungen wählt, und eine Anzahl besserer an die Stelle unbedeutenderer, oft schädlicher setzt; 2) daß er dadurch, sowie durch andere innewohnende Reize, die Jugend wieder dafür gewinnt, und 3) daß er Aufsicht über die Jugend gewährt, die höchstens bei Schwimmanstalten und dem Eislaufe durch die Öffentlichkeit und Gemeinschaft einigermaßen ersetzt wird.

An diesen letzten Punkt aber reiht sich erst nun das für uns Wichtigste in dieser ganzen Sache an. So wie das Turnen aus Gründen der Erziehung gewollt ist, so muß es sich aus eben diesen Gründen geradezu als Erziehungsanstalt einrichten. Dies erst halten wir für den einzig richtigen Gesichtspunkt, über den wir uns weiter auslassen müssen in der Überzeugung, daß ihm nicht so, wie dem bisherigen, allgemeine Anerkennung entgegenkommen dürfte.

Die Schule beabsichtigt anerkanntermaßen nicht bloß die Ausbildung des Menschen in diesem oder jenem vereinzelten Gegenstand, sondern sie will den Menschen zu höherem Selbst- und Welt-Bewußtsein überhaupt erheben, seine Seele durch Einpflanzung des christlichen Lebensprinzipes auf die wahren Güter hin richten. Aber das Mittel des Unterrichtes reicht nicht aus, den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Die Schule umfaßt nicht hinreichend das Leben ihrer Zöglinge, der Zeit nach, und erfaßt nicht hinreichend dieselben nach dem ganzen Umfange ihrer jugendlichen Strebungen. Es gilt, die Freiheit der Jugend, und zwar vorzugsweise der zur Mannbarkeit reifenden Jugend, etwa vom 13. bis 18. Lebensjahre, zu ergreifen, in ihrer

Mußebeschäftigung und Erholung, in ihrer Gemeinschaft und Genossenschaft.

Was Schule und Haus und selbst die Kirche durch den Zwang zu kirchlichen Katechisationen nicht leisten können, das ist die auszufüllende Lücke, und dieser Mangel unserer bisherigen Erziehung greift tiefer ein, als die Vernachlässigung allein der Gymnastik. Die ungezogene und verwildernde Pubertät, der Drang nach männlicher Selbständigkeit entartet hier zu pedantischer Frühgelehrsamkeit und philosophischem Brüten, dort zu burschikoser Roheit, zur Lüderlichkeit, oder zu philiströsem Egoismus, zur Überfeinheit weichlicher Galanterie und eitler Geckenhaftigkeit. Glaubt man, diese Verirrungen durch eine Anzahl Privat- oder öffentlicher Stunden in der methodischen Gymnastik beschwören zu können? Oder hätte man, wenn diese Mängel blieben, an der Rüstigkeit und gymnastischen Gewandtheit einen großen Gewinn?

Diese Bedürfnisse erkannte Jahn, er wurde aus Liebe und Lust ein öffentlicher Erzieher derer, die sich seinen Turnspielen anschließen mochten, er widmete der Jugend seinen Umgang, während er sich herbeiließ zur Anregung und Leitung ihrer gymnastischen Spiele und Übungen, und für dieses Bedürfnis die Übungen vervielfältigte und vervollständigte. Hatten diese Übungen damals den Charakter des freien Spiels, so waren sie andererseits nur das Mittel, die Jugend erziehend zu handhaben, die Entwickelung zum männlichen Alter zu leiten. Und dies bewirkte er, abgesehen von dem Eindrucke seiner anregenden, schaffenden Persönlichkeit, womit er die Anhänglichkeit der Jugend gewann, hauptsächlich dadurch, daß er es verstand, um diese Spiele eine Jugendgemeine zu sammeln, in derselben einen Gemeingeist zu erwecken, sie für Ideen zu begeistern und damit zu durchdringen und dieselben sogleich zu guten Sitten der Genossenschaft einzuleben.

So trug und hielt der Geist des Ganzen den Einzelnen, so leitete er durch die Gesamterziehung die Selbsterziehung des Einzelnen ein, steckte dem voreiligen und verirrten Streben nach männlicher Selbständigkeit ein höheres und angemessieneres Ziel, indem er der Freiheit und dem eigenen Bildungstriebe der Jugend einen vollkommen geeigneten Gegenstand an der Ausbildung, Einübung, Selbstleitung und dem gegenseitigen Unterrichte der gymnastischen Spiele darbot.

Man erkenne hier, zunächst nach den Bedürfnissen unserer

Jugendbildung, die Macht des Hebels an, und versäume nicht oder scheue nicht, diese Macht zu gebrauchen. Eine nur negative polizeiliche Beaufsichtigung der Jugend kann nichts fruchten, man muß den positiven Einfluß des Erziehers für die öffentliche Erziehung ergreifen, man darf ihn bei Einführung des Turnens sich nicht entgehen lassen.

Aber es sei auch noch gestattet, die Ideen näher auszusprechen, die den Turngemeingeist charakterisieren, bevor wir die diesem Gesichtspunkte entsprechende Gestalt entwerfen, in welcher das Turnen eingeführt werden soll.

Wir nennen zuerst die Liebe zum deutschen Vaterlande, das lebendigste Mitgefühl für seine Schmach und seine Ehren, seine Verherrlichung in Geschichte, Sprache, Kunst, Sitte und Natur des deutschen Landes. Früh tief eingetaucht zu werden mit dem ganzen Mitgefühle in diese großen Interessen, das hielt Jahn für das wahre Gegengift egoistischer Engherzigkeit. — Was nun die Ereignisse jener Zeit 1813 selbst predigten, das erhielt Jahn auf dem Turnplatze lebendig, teils durch unmittelbare Teilnahme der zurückgekehrten Krieger, teils durch vaterländische Feste, durch Helden- und Siegeslieder, durch Wanderungen nach anderen deutschen Landschaften, Besuch der wichtigsten Schlachtfelder alter und neuer Zeit, und dadurch angeknüpften freundschaftlichem Verkehr der einzelnen Turngemeinden, Städte und Landschaften untereinander.

Im innigsten Zusammenhange damit stand das zweite, der Gemeinsinn, der sich unmittelbar in dem Jugendleben bethätigen mußte; teils in dem Verbannen engherziger, feindlicher Absonderungen der einzelnen Klassen oder Schulen oder Stände gegeneinander, teils in dem Heranbilden der niederen Stände durch und zum anständigen Umgange mit der höher gebildeten Jugend; teils in dem gegenseitigen Unterrichte in den Übungen, teils durch die eigentümlichen großen Turnspiele in Massen, bei denen unparteilicher Rechtssinn und Wahrheitsliebe, Lauterkeit, Offenheit und ein brüderliches, herzliches, hilfreiches Wesen gefordert und gefördert wurden. So entstand dort ein brüderlicher Sinn, ein inniges Band, das wohl verdient, der treuesten Kriegskameradschaft an die Seite gestellt zu werden. Wem fallen hier nicht die Schilderungen Xenophons über persische Jugend- und Volkserziehung ein! Die Turnplätze können und sollen solche Stätten öffentlicher Erziehung zum Gemeinsinn werden.

Nächst diesen Beziehungen zum Ganzen stellte die turne-

rische Gesinnung für den Einzelnen die Forderung der Tüchtigkeit überhaupt und in allen Stücken, auch in denen, worauf sie nicht geradehin einwirken konnte: Frömmigkeit, strengste Sittlichkeit, Fleiß und Tüchtigkeit in der Schule oder in eines jeden Fach und Gewerbe, Streben nach allgemeiner Bildung galt auch dort als erste Aufgabe. — Doch die einzelnen Tugenden, welche sie geradezu zum Gegenstande ihrer Bildung durch Übung, Sitte und Gesetzgebung machen und daher ganz besonders darauf dringen konnte, und was wir schon vorher unter dem Namen männlicher Rüstigkeit bezeichnet haben, das sei hier noch einmal klar ausgesprochen.

Der Turnplatz drang auf Männlichkeit in Bekämpfung jeder Weichlichkeit, Üppigkeit oder Roheit des Genusses und der Genußsucht und Verwöhnung in Speise und Trank, in Verbannung aller weiblichen Eitelkeit in der Kleidung, Entsagung alles Branntweintrinkens und Tabakrauchens, Abhärtung und Selbstbeherrschung auch im Ertragen von Hunger und Durst, wo auf Wanderungen von selbst solche kleine Entbehrungen aufgenötigt waren; Rüstigkeit, Frische, Ausdauer und unverdrossenen Mut bei Ermüdung, Schmerz, Anstrengung, Hitze, Frost und Nässe der Witterung; Anstelligkeit und Selbstbehilflichkeit, Kraft und Gewandtheit, Geistesgegenwart, besonnenes Selbstbewußtsein über das Maß der eigenen Kräfte, Verbannung aller Ostentation, dagegen Willenskraft und Herrschaft über Leib und Glieder.

Es leuchtet ein, wie der Turnplatz sich darbietet zur Stätte christlicher Sittenzucht und kriegerischer Manneszucht, zu erziehen zur Unabhängigkeit der Seele von des Leibes Bedürftigkeit und Gebrechlichkeit, zur Herrschaft des Geistes über ihn, zur Unabhängigkeit der Person von äußeren Umständen und von der Welt; wie zu gewinnen ist, was Schule, Kirche und Haus — aber auch Schwimmschule und bloße Gymnastik nimmermehr vermögen.

Und wenn man sich dieses Ziel einmal vorgestellt hat, könnte man noch daran denken, Turnplätze oder Turnhöfe bei jeder Schule mit großem Aufwande von Gerüsten und Geräten einzurichten, damit der Geist und das freie Ausleben der Jugend durch immer mehr Stunden noch mehr überladen und erdrückt werde?

Darum keine bloße Gymnastik, keine uniforme methodische Schule im Interesse der Kunsthöhe und Vollständigkeit, keine bloß orthopädische Anstalt, sondern das Turnen im historischen

Sinne des Wortes, ein Turnplatz als Stätte der öffentlichen Jugend- und Volks-Erziehung; keine Abrichter, sondern durchgebildete Erzieher, wobei sich womöglich die Hochgebildetsten beteiligen, nicht bloß Lehrer, Geistliche und Professoren, sondern würdige Väter aus der Bürgerschaft unter Teilnahmebezeichnung der Höchstgestellten.

Es bleibt uns noch übrig, in wenigen Worten wenigstens anzudeuten, wie wir uns die Einführung demgemäß denken, und worin die Erleichterung derselben gefunden werden soll.

Man versichere sich zuerst in den mittleren und größeren Städten solcher Männer, die in dem angegebenen Sinne öffentliche Erzieher sein können und wollen; man wende sich an die Städte, daß aus ihren Räten sogleich von Anfang und für immer die geneigtesten zur Vorsteherschaft hinzutreten, so daß von Anfang der Trieb eigener Gesinnung in Anspruch genommen werde.

Man bestimme den schulfreien Nachmittag am Mittwoch (und Sonnabend) gleich jetzt zu Spielen unter der Leitung des Vorstehers oder der Vorsteher vor den Thoren, als Ballspiel, Schwarzer-Mann, Barlaufen, Jagd, Marschieren, Laufübungen, Werfen, Ziehen und Ringen, Übungen, die ohne alle Vorrichtungen und bestimmten Platz, selbst ohne technische Kenntnisse vorgenommen werden können in Wald und Flur. — Für diese Spiele und Übungen lasse man eine leicht zu gebende Anweisung drucken, bis auf die Zeit, wo ein Platz gefunden ist, der an sich, oder mit seinen Umgebungen, vor allem groß und weit genug ist zum Auslaufen und Austummeln, und nicht gleich mit allen möglichen Gerüsten ausgebaut und eingeengt werden darf, sondern zuerst nach abermals gedruckter Anweisung die leichtest herzustellenden Vorrichtungen zu Spring- und Seilübungen, Stangenklettern rc. aufnimmt.

Inzwischen benütze man die Ferien, um von überall her die Lehrer zusammenzuziehen und in den künstlicheren Übungen, so wie überhaupt in dem Methodischen in der Turnanstalt Eiselens zu Berlin einzuschulen und in den Sinn einzuleben, bis es gelungen sein wird, in jeder Provinzial-Hauptstadt eine ähnliche Turn-Pflanzschule unter technisch gebildeten Lehrern herzustellen. — So wenig diese eigentlichen Schulen der Gymnastik fehlen dürfen, so wenig bedarf man doch ihrer überall. Sie haben die Aufgabe, die Kunst zu erweitern und zu sichten, um das allgemein Brauchbare aus Altem und Neuem in Gang zu bringen; denn keineswegs glauben wir, daß die ererbten ritter-

lichen Übungen, oder alle neueren Erfindungen zu allgemeiner Einführung sämtlich taugen.

Zur Erreichung des angegebenen Zieles müssen Wanderungen in die Nähe und Ferne an halben und ganzen Sonntagen, auf kürzere oder längere Feiertage, sich durchaus an diese Übungen anschließen und besonders da Ersatz bieten, wo etwa auf eine halbe Stunde weit zu den größeren Turnspielen das Terrain am Turnplatze fehlt. — Hier aber gilt es nun erst recht, die überall ausbrechende Roheit zu zügeln und zu bilden. Wohlauszubildender allgemeiner Gesang, ein eigener wohlgebildeter Sängerchor, ein sorgfältig nach Stoff und Melodie gewähltes Liederbuch, womöglich für die Turnplätze ganz Deutschlands abgefaßt, wohlgeleitete Unterhaltung für Rasttage und bei gezwungenem Aufenthalte in den Zimmern an Schachspiel u. s. w.

Turnfeste, sei es auch nur als Anfang, Mitte und Ende des Sommers, wie die Schulen ihre Schulfeste und Prüfungen feiern, noch lieber an vaterländischen Freuden- und Ehrentagen, dürfen nicht fehlen. Gerade sie sind dazu geeignet, den Sinn der Bevölkerung für die Sache zu gewinnen, und darum sind wir sogar der Meinung, wie der Kölner Dombau mit Festen begonnen, so müssen hier die Feste vorangehen; die Übungen, gleich als Vorbereitungen zu diesen Festen und Wettspielen angesehen, sind dann von Anfang begriffen und williger ergriffen. Man rege überall diese Feste an, der kommende Frühling beginne, und das Turnen wird mit einem Schlage eingeführt sein.

Was thäte es, wenn auch anfangs diese Übungszeiten da, wo nicht vollständige Turnplätze mit eigenen Lehrern eingerichtet werden können, wo die Leitung den Schullehrern gegen einen längst erwünschten Gehaltszuschuß zufallen müßte, was thäte es, wenn diese Zeiten auch nur kürzer gehalten würden; hätte man doch überall einen raschen, fröhlichen Anfang aus gutem Willen, im richtigen Tone, woraus von selbst die vollkommenere Gestalt hervorwachsen könnte. Was thäte es, wenn auch die Gleichmäßigkeit sich anfangs durch ein größeres Anschließen an schon hier und da beliebte Knabenspiele, als Armbrustschießen 2c., verbürge; solche Feste sind schon an vielen Orten jährlich gefeiert, leicht sind sie durch ein aufmunterndes Wort überall hervorzurufen, leicht immer mehr in Turnfeste umzuwandeln, leicht daran die fortgesetzten Übungen zu knüpfen, während man durch die kostspielige Einrichtung von gymnastischem Unterrichte in

bester Form mit vollständigstem Apparate weder bei der Jugend, noch beim Alter leicht Eingang finden, vielmehr die Opposition dagegen wecken wird.

Darum keine erzwungene, pedantische, lahm getriebene Gymnastik, sondern das freie Turnen im Freien, daß Leib und Seele zugleich gesunden an und in der Natur, die da draußen uns umgiebt in Wald und Flur, in Wind und Wetter, so wie an und in der eigenen Natur des Knabenalters, der Jugendgemeine, geweckt zu vaterländischen Gefühlen und Interessen, unter dem Sonnenscheine hoher und höchster Teilnahme und Leitung dieser großen Staats- und Volksangelegenheit.

46.

F. Schleiermacher.

Betrachtungen über die Turnkunst.

Von J. C. Lion.

(Vortrag für die 7. deutsche Turnlehrerversammlung in Salzburg, den 31. Juli 1874, abgedruckt „Deutsche Turnzeitung" 1874, Beilage.)

Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, berühmter Philosoph, geboren den 21. November 1768 zu Breslau, studierte in Halle, wo er später (1804) Professor wurde. Seit 1806 war er Pastor an der Dreifaltigkeitskirche, seit 1810 Professor an der Hochschule in Berlin. Er starb am 12. Februar 1834.

Es gab eine Zeit, in der man sehr viel, vielleicht mehr als gut war, vom Geiste des Turnens sprach; jetzt spricht man meines Erachtens weniger davon als recht ist. Ihren Zeitgenossen raubten erst in der Blütezeit der althellenischen Gymnastik die Sophisten mit der Frage: Warum? die Unbefangenheit im Genießen und Handeln, unserer modernen Turnkunst sang die Philosophie geradezu das Wiegenlied. Die Bedeutung der Kantischen Imperative für das turnerische Streben hat Virchow schon vor mehr als zehn Jahren einer Versammlung, der unseren verwandt, ins Gedächtnis gerufen. Es ist etwas ganz Bekanntes, daß Fichte von der Neuordnung der Erziehung durch die Wissenschaftslehre die Wiedergeburt des Volkes erwartete. Die Turnsperre in Preußen wurde durch den theoretischen Hader der Breslauer Kayßler, Steffens eingeleitet. — Nun, die großen Verkünder des Idealismus werden doch auch für uns

gedacht, geredet, geschrieben haben; und, wenn wir glauben, in manchem, z. B. in der äußeren Gestaltung unserer Lebensverhältnisse und in der Mannigfaltigkeit des Wissens, über sie und ihre Zeit hinaus zu sein, so bleibt doch zuversichtlich etwas in ihren Lehren, an welches jeder von uns sich mit dauerndem Dank, dauernder Achtung anzulehnen hat. Daß wir alle mittelbar in ihrer Schuld stehen, wird niemand leugnen, aber hier bekenne ich, in jüngeren Jahren unmittelbar mächtigste Anregung auch als Turner von ihnen erfahren zu haben.

Die Stürme des Jahres 1848 zwangen die Jugend fast allzuzeitig, gegenüber einer Reihe von Aufgaben des öffentlichen Lebens vor allem innerlich Stellung zu nehmen und, da viel Hergebrachtes in Schwankung und Wanken geriet, sich festen Boden zu suchen unter den Füßen. Kein idealistischer Theoretiker hatte aber dem Begriffe der Gymnastik einen so großen Spielraum in seinem Systeme eingeräumt, keiner das Wort so offen und so nachdrücklich wiederholt, wie Friedrich Schleiermacher. Es lag nahe, sich gleichsam fragend an ihn zu wenden.

Wohl durfte man hoffen, vor allem in seinem „System der Ethik“ (herausgegeben von A. Schweizer, 1835), Aufschlüssen über das Wesen und die Bedeutung der Turnkunst für Gegenwart und Zukunft zu begegnen. Allein nur zu sehr läßt es über alles Einzelne im Dunkeln. Die Arbeit, sich in dem verwickelten Gebäude von Paragraphen zurechtzufinden, gewährt durchaus nicht die volle Befriedigung und läßt Entschließungen lange nicht zur Reife kommen, die doch oft schnell gefaßt werden wollen. Während die wesentlich beschreibende Form, in welcher das System die Gesetze der sittlichen Welt zu fassen sucht, es allerdings geeignet macht, alle Ergebnisse der Erfahrung in sich aufzunehmen und mit dem wachsenden Reichtum an Beobachtungen sich selbst fortzubilden und umzugestalten, macht es andererseits von dem Rechte der Wissenschaft, sich unbekümmert um die Anwendung zu entfalten, bis zum Übermaße Gebrauch. Der Naturwissenschaft ist es gleichgültig, wenn einer die Schießbaumwolle erfindet, ob sie dereinst benützt wird, Klippen zu sprengen, Schienenwege zu führen für den friedlichen Verkehr der Nachbarn oder Geschosse zu füllen, welche den Tod in feindliche Reihen schleudern, aber die ethische Wissenschaft geht doch unmittelbar auf die Bestimmung des guten und bösen Willens. Wohl liegt der Schleiermacherschen Darstellung der Gedanke zu Grunde, daß, wer da erkannt habe, was sittlich sei, auch klar darüber sein müsse, welche Gebote er zu verwirklichen habe, so daß sie nicht bloß gute Ratschläge enthalten, sondern ganz und gar guter Rat sein will, allein was hilft es schließlich, wenn einer auch weiß, wohin er gehen soll, und weiß nicht, wie?

Sozusagen im Unmut wiederholt sich die Frage: Wenn doch die Sittlichkeit eine Geschichte hat, wenn Schleiermacher die Entwickelung des Jahnschen Turnens in Berlin von Anfang bis Ende selbst erlebt hat und sie mit seinem Denken begleitet haben muß, warum legt er nicht Zeugnis ab für den sittlichen Inhalt des Geschehenen?

Da that der Verstorbene den Mund auf: In der That, so idealistisch seine philosophische Richtung war, dieser Mann stand doch viel zu sehr mitten im Leben, und die Anschauung des Wirklichen war viel zu mächtig in ihm, als daß seine Spekulationen ihn hätten verhindern können, etwas nicht zu sehen, was vor seinen Augen sich zutrug; und dazu war seine Gesinnung viel zu geläutert, als daß er es hätte über sich gewinnen

können, erworbene Überzeugungen zu verbergen. Die „Vorlesungen über Pädagogik," welche C. Platz im Jahre 1849 herausgab, gaben den gesuchten Aufschluß. Ein reines Bild von dem, was die erhabensten Geister des dahingegangenen Geschlechts über den Geist der Turnkunst gedacht, welche Gestaltung sie ihm gewünscht haben! So mag es mir gestattet sein, eine Erläuterung des Ausspruches, von dessen zweifelhafter Aufnahme ich eingangs redete, in einer Betrachtung dieses Bildes darzulegen.

Der Herausgeber der Schleiermacherschen „Erziehungslehre" schließt die Vorrede (am 13. Juli 1848) mit den Worten: „Nur dann, wenn die Familie und die Vergesellschaftung zur Erziehung und mit ihr zur Schule in das richtige Verhältnis wird getreten und alle dies Verhältnis störenden Schranken werden aufgehoben sein, wenn jede sittliche Sphäre als lebendige, geistige, selbständige Organisation auf die Erziehung einwirkt: nur dann wird die Schule sein, was sie sein soll — die Stätte, wo das jüngere Geschlecht, von einem Gemeingeist getragen, seine Kräfte übte, um an die Stelle der älteren Generation treten zu können, aber so, daß es in allem Bestehenden das Gute von dem Schlechten mit klarer Einsicht scheide, infolge freier Selbstbestimmung freudig eingehe in die wahrhaft sittlich gewordenen und geordneten Lebensgestaltungen und diese mit Kraft und Mut schütze, aber auch ohne Furcht mit Besonnenheit und Beharrlichkeit auflöse, was nicht mehr gebunden sein, und aufhebe, was nicht mehr bestehen soll."

Diese Worte, bedeutenden Stellen der „Erziehungslehre" selbst entnommen, sind ebenso bezeichnend, wie verheißungsvoll. Da ist von den rätselhaften Spekulationen über Einheit der Vernunft mit der Natur, in denen sich das „System der Sittenlehre" ent- und verwickelt, nicht mehr die Rede, die Aufgabe, welche die Kunst der Erziehung zu lösen hat, ist dem Inhalte nach deutlich umschrieben; es wird durch den Hinweis auf den erhebenden Einfluß eines gemeinsamen Lebens auch für die Form der Erziehung eine Handhabe geboten.

Das Turnen ist an sich ein sittliches Stück der Ausbildung.

In der That gesteht Schleiermacher: die Systeme der Sittenlehre gehen noch weit auseinander, wir halten uns an unser innerstes Bewußtsein von der Wahrheit der menschlichen Natur, wir glauben an diese; auch hier ist unser Glaube nichts anderes als das lebendige innere Bewußtsein von der Wahrheit des Strebens, die sittlichen Gemeinschaften zu gestalten der Idee des Guten gemäß. — Wir sehen es ja, daß alle Völker sich gesammelt haben in dem Gedanken, es sei eine sittliche Aufgabe des gewordenen Geschlechtes, das werdende zu sich heraufzuziehen und aus dem Stande der Unmündigkeit innerhalb der Familie

gereift abzuliefern an jene vier großen Lebensgestaltungen, in denen erschöpfend alle Sittlichkeit sich uns darstellt: Staat, Kirche, Wissenschaft und geselligen Verkehr. Gleichviel wie sich diese Lebenskreise gebildet haben, woher der Staat kommt, woher das Wissen, sie sind da, sie stehen als sittliche Mächte gleichsam mit Händen zu greifen vor uns; wozu noch zweifeln, wenn wir sie greifbar schauen?

Was von der Erziehung überhaupt gilt, gilt doch auch von der leiblichen. Die Wahrnehmung, daß zu allen Zeiten bei allen Völkern irgend eine leibliche Erziehung stattgefunden hat und für eine Pflicht der berufenen Erzieher gehalten ist, überhebt uns sogleich auf willkommene Weise der Mühe, anderweit auf verschlungenen Wegen der Dialektik zu suchen, welche umfassende Formel wir für das Verhältnis zwischen Leib und Seele etwa ausmitteln können. In der Ethik beschreibt Schleiermacher den eigenen Leib als das engste Gebiet zur Verwirklichung der Sittlichkeit, während die ganze Erdrinde mit allem, was darauf und daran ist, das weiteste genannt wird und darüber hinaus sogar die Ahnung einer Pluralität der Welten auftaucht. Für das Verständnis unserer Erziehungsgeschäfte genügt die Erkenntnis, daß Leib und Seele eine thatsächlich untrennbare Einheit bilden.

Wie ist das gemeint? Es ist nicht damit gesagt, daß beide gar nicht gesondert werden könnten; wir wissen vielmehr sehr wohl, daß die Stoffe, aus denen der Leib zusammengesetzt ist, mit den inwohnenden Kräften für sich noch in Ewigkeit bestehen, wenn die letzte Kundgebung der Lebensgeister in ihnen verstummt ist; ebensogut wäre es nun denkbar, daß auch diese ein eigenartiges Dasein zu führen vermöchten. Ja, eine Möglichkeit ist das, aber nicht ein Gegenstand der Wahrnehmung; alle Einwirkungen, welche wir auf die Seele ausüben können, sind zu Ende, wenn ihre Verbindung mit dem Leibe gelöst ist, dieser ist nicht ein zufälliger Aufenthalt, weder ein Lusthaus noch ein Kerker, sondern die einzige nachweisliche Erscheinungsform der Seele; der Erzieher braucht über den Grund der Verbindung mithin nichts weiter zu wissen, um für die Vollkommenheit des Leibes zu thun, was seines Amtes ist; die Ausbildung aller Sinne und Anlagen (Talente) zu schneidigen Werkzeugen des Willens, sei es an und für sich, d. h. in der Sprache Schleiermachers die gymnastische Ausbildung, oder sei es in ihrer Richtung auf die äußere (anorganische) Natur, d. h. die mechanische Ausbildung, ist ohne weiteres sittlich, wenn sie den sitt-

lichen Lebensordnungen in der Überstimmung von Staat und Kirche u. s. w. nicht widerspricht.

Die eben hinzugefügte Bedingung führt uns sofort mitten in die Aufgabe der praktischen Erziehung hinein, an eine Stelle, bei welcher zwar Bedenken, Einwendungen, Fragen von verschiedenen Seiten auf uns eindringen; aber sie werden sich auch erledigen lassen. Ist es denn der Erziehung möglich, alle in die Natur des Menschen gelegten Anlagen auszubilden, und alle in gleichem Maße? Müssen nicht bei dem einen diese, bei dem andern jene mehr oder wenig unentwickelt bleiben, haben sie alle unter sich gleichen Wert, ist z. B. die Kunst des Uhrmachers der des Orgelbauers gleich zu achten, ist der Redner so gut wie der Sänger? Bringen denn alle Menschen überhaupt alle Anlagen mit, so daß man jeden zu einem vorzüglichen Techniker, einem Redner, einem Sänger machen könnte, wenn man es nur darnach anfinge? Die Antwort lautet: Allmächtig ist die Erziehung nicht; vor allem steht die ursprünglich anthropologische Verschiedenheit der Einzelnen für sie fest; die Differenz der Geschlechter, der Rassen, der Nationen, eine Fülle persönlicher Eigentümlichkeiten sind dem Menschen angeboren, und so wenig man die physische Gleichheit des Zöglings annimmt, ebenso wenig darf man auch die geistigen Verschiedenheiten leugnen.

Ja selbst in den Dingen, welche vollständig dem Gebiete der Freiheit anzugehören scheinen, ist der Mensch von den bestimmten Zuständen, unter denen er das Licht der Welt erblickt, abhängig. Eine allgemeine Religion, einen allgemeinen Staat, eine Sitte ohne volkstümliche Grundlage, eine allgemeine Weltsprache giebt es nicht: jeder Einzelne gehört, sobald der erste Schrei von seinen Lippen tönt, ganz bestimmten Gemeinschaften an. So überraschend es klingt, so sicher ist es: Auch diese Gemeinschaften sind dem Menschen angeboren. Hat doch sogar, wer im späteren Leben Kraft seiner Selbstbestimmung das religiöse und staatliche Bekenntnis wechselt, sich der väterlichen Sitten entäußert, die Muttersprache aufgiebt, das Vorurteil aller gegen sich. Also die Erziehung hat mit zahllosen angeborenen und angestammten Verschiedenheiten zu rechnen, persönliche Voraussetzungen, äußere Thatsachen schränken sie ein, bestimmen ihren Gang und ihr Ziel. Sie beruht auf der Einsicht vom Sittlichen, wie diese in einem bestimmten Gesamtleben, in welchem sie waltet, im einzelnen und großen gerade ist. Wenn in

einem gesellschaftlichen Ganzen manches für gut gehalten wird, was in einem anderen nicht dafür gilt, so können wir, wenn das jüngere Geschlecht nach dieser Einsicht erzogen wird, und sie sich auf diese Weise in der Masse fortbildet, dies nicht für einen Fehler der Erziehung halten, und derselben keinen Vorwurf machen, wenn sie dabei beharrt; sie ist sittlich, wenn sie dem jedesmaligen sittlichen Standpunkt der Gesellschaft entspricht. Und da es feststeht, daß der Glaube an die natürliche Verschiedenheit der Einzelnen unser Zeitalter beherrscht, haben wir allerdings nicht für alle die gleiche Entwickelung aller ihrer Anlagen anzustreben.

Wir gewinnen denselben Aufschluß auch noch aus einer anderen, nicht minder auf die Erfahrung gegründeten Betrachtung. Schlagen wir den entgegengesetzten Weg ein und schließen von den vorhandenen Gemeinschaften, also z. B. den gegebenen Staaten auf die Einzelnen zurück, welche Bürger oder Unterthanen des Staates sind, so finden wir, daß der Staat überall eine Mannigfaltigkeit von Kräften, eine Verschiedenartigkeit der Leistungen für das gemeine Wohl, eine gegenseitige Ergänzung fordert; ja ein Staat steht uns um so höher, je reicher die Mannigfaltigkeit entwickelt, je weiter die Fertigkeit der Bürger für alle Zweige des Ackerbaues, der Gewerbe, der Künste und Wissenschaften gegliedert, je lebhafter der Sinn für das Zusammenwirken erregt ist: die Triumphe unserer modernen Kultur stützen sich auf den großen Grundsatz der Arbeitsteilung.

Also: es kommt wirklich nicht darauf an, daß jeder zu allen Dingen geschickt gemacht werde, wenn ihn die Erziehung nur dazu leitet, einerseits sich mit seiner Eigentümlichkeit dem Ganzen der menschlichen Verhältnisse einzuordnen, in seinen allgemeinen Willen das Streben nach Erhaltung guter und nach Beseitigung mangelhafter Zustände aufzunehmen, andererseits aber auch seinen Teil Beiträge zu der Erzeugung des Guten zu liefern. Beides zusammen verleiht ihm, das eine, die Gesinnung, den inneren, das andere, die Fertigkeit, den äußeren, vollen Menschenwert.

Das Turnen ist an sich ein für alle notwendiges Stück der Ausbildung.

Offenbar wurzelt die Berechtigung jeder gymnastischen Zucht vornehmlich auf dem letzteren Gebiete, dem Gebiete der Fertig-

keit, dem Gebiete des äußeren Wertes, dem Gebiete der Arbeitsteilung.

Wie? Demnach wäre unsere Turnkunst nicht eine Sache für jedermann, wäre nicht für alle Schichten des Volkes, sondern für besonders Begabte, für Auserwählte?

Allerdings, es gab Jahrhunderte, wo die Gymnastik ein Vorrecht war und nichts weiter als ein Privilegium. Sie war's in den gepriesenen Tagen hellenischer Herrlichkeit. Im Altertume bildeten die gymnastischen Übungen eine Hauptbeschäftigung der Jugendgemeinschaft unter ordentlicher Aufsicht und Leitung; diejenigen, welche die Übungen zu leiten hatten, standen in der Reihe der Erzieher, sie wurden als Künstler angesehen. Aber man war davon weit entfernt, diese Sorgfalt der gesamten Volksjugend zu widmen; die Gymnastik war nur für die Jugend der höheren, der herrschenden Stände Erziehungsmittel, während die niederen zum Teil selbst durch Verbote ausgeschlossen waren. Diejenigen, welche uns empfehlen, die Gymnastik der Alten nachzuahmen, könnten deshalb vielleicht zu dem Schlusse kommen, daß auch unter uns zwar die Kinder der Vornehmeren den gymnastischen Übungen obliegen müßten, nicht aber die Jugend des Volkes. Mir ist indessen nicht bekannt, daß jemals das Beispiel der Alten zur Erhärtung dieser Ansicht herangezogen wäre; man hat sich von jeher desselben nur bedient, um das Gewicht der Gründe zu vermehren, welche für die Gymnastik sprechen; um dieser in immer ausgedehnteren Kreisen Gehör zu schaffen. Es kam wohl vor, daß man z. B. der Landjugend im Vergleich mit den Bewohnern der Städte das Turnen bestritt, weil sie sich ohnehin hinreichend in freier Luft bewege, aber der Gegensatz von arm und reich wurde niemals in die Streitfrage hineingezogen. Die politischen Ursachen, um deren willen man einem großen Teil der Jugend in den hellenischen Freistaaten die Turnübungen versagte, sind in dem Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht, in einem Zeitalter, in welchem auch die mechanische Arbeit niemand mehr schändet, nicht mehr vorhanden, das Bedürfnis der Abhärtung, der Gegenwirkung gegen die Nachteile, welche aus dem Berufsleben erwachsen, das Begehren nach einem würdigen und ungefährlichen Mittel zur Ausfüllung freier Stunden sind geblieben. Alles spricht jetzt dafür, daß bezüglich der Anwendung der Gymnastik kein Unterschied zwischen höheren und niederen Ständen gemacht werde. Gerade das alle einende und beherrschende Prinzip der Arbeitsteilung, welches der Ver-

allgemeinerung des Turnwesens bedrohlich scheint, verlangt sie. Denn es fordert, wenn man es richtig versteht, daß jeder für sich das erwirbt, was ihm andere von ihrem Reichtume nicht abgeben können, während er das für andere erzeugt, was er auf sie übertragen kann. Aber in leiblicher Gymnastik giebt es keinen Umtausch der Güter. Ich kann, wenn ich ein guter Springer bin, zwar meine Schnellkraft verlieren, aber nur die Sage erlaubt es, daß ich sie wie ein Pfand zur Aufbewahrung weggebe, sie einem guten Freunde für Notfälle borge oder verschenke. Und wenn ich mich auszeichne durch ungewöhnliche Stärke, ein anderer aber im Sprunge, so kann ich diesem meine Tragkraft nicht hintragen, er mir die Sohlen nicht beflügeln. Alles, was ich hier bin und habe, muß ich durch eigene Arbeit erkämpfen. Dies ist so sehr das unterscheidende Merkmal leiblich gymnastischer Vorzüge, daß selbst wissenschaftliche Fertigkeiten, als solche auch nicht übertragbar, sich doch von ihnen wesentlich unterscheiden, denn innerhalb der Wissenschaft ist es immerhin zulässig, daß man sich die gleichartigen Arbeiten der Fachgenossen unmittelbar zu nutze macht, wie denn z. B. der erste den Lauf der Gestirne beobachten und der zweite ihn mit Hilfe von Tafeln berechnen kann, welche wiederum ein dritter entworfen hat. Im Bereiche der leiblichen Gymnastik dagegen kann der zweite im äußersten Falle, um durch Nachahmung zu lernen, nur zusehen, wie es der erste macht, wenn ihm der dritte dabei zu Hilfe steht; die vollendete Leistung aber ist ausschließlich sein eigenes Werk. Die ganze Erwägung läuft darauf hinaus: Je mehr die leibliche Gymnastik in das Gebiet der Fertigkeit gehört, desto ausnahmsloser ist jeder berechtigt, sich durch eigene Teilnahme seinen besonderen Anteil an ihr zu sichern.

Leibliche und geistige Erziehung können nur eine Einheit bilden.

Hiernach ist es wohl einleuchtend, daß die turnerische Übung nicht bloß als ein sittlich gerechtfertigter, sondern auch als ein notwendiger Bestandteil der Ausbildung aller Volksgenossen Anerkennung zu fordern hat. Aber wie kommt es, daß unsere Überzeugung nicht sofort in das allgemeine Bewußtsein des Jahrhunderts eingedrungen ist, als die von Jahn aufgebrachten pädagogischen Neuerungen die Aufmerksamkeit des

Volkes auf sich zogen? Wie kommt es, daß diese Überzeugung immer noch nicht überall geteilt wird?

Auf den ersten Blick will es uns bedünken, als ständen wir hier vor einem unerklärlichen Rätsel geschichtlichen Unrechts. Denn an der Turnkunst selbst, soweit sie leibliche Fertigkeit ist, an ihren Mitteln, an ihren nächsten Wirkungen, kann es unbedingt nicht liegen; so aufgefaßt, kann sie unmöglich leidenschaftliche Abneigung hervorrufen. Dächte auch jemand sehr geringschätzig von ihr, er würde deshalb noch nicht als Feind der Sache auftreten. Wer da sagt: Ich für meine Person brauche weder die Kraft noch die Gewandtheit, die das Turnen erzeugt, ich brauche nicht schwimmen zu lernen, denn ich gehe nicht ins Wasser, nicht zu reiten, denn ich besteige kein Pferd, der mißgönnt seinem Bruder sicher am wenigsten die Reitkunst und die Schwimmkunst, die dieser besitzt. Wie mit diesen, so ist es mit allen Fertigkeiten. Jener Mann, der mit kunstfertiger Hand Linsen durch ein Öhr warf, erhielt zur Belohnung bekanntlich einen Sack voll Linsen; diese Belohnung sollte den untergeordneten Wert seiner Leistung bezeichnen, unter Umständen aber ist doch auch ein Linsengericht durchaus nicht zu verachten. Die Ursachen des Widerstandes, welchen die Verbreitung der Turnkunst gefunden hat und noch findet, müssen also auf einem anderen Gebiete liegen, als dem der Fertigkeit: auf dem der Gesinnung, auf dem des Geistes. —

So kommen wir denn wieder auf den Geist der Turnkunst zu sprechen, von dem früher soviel die Rede war und jetzt soviel weniger gesprochen wird.

Wir haben uns bisher so verhalten, als ob die Ausbildung der leiblichen Fertigkeit ohne Einfluß auf die der Gesinnung wäre; dies ist aber nur mit einer gewissen Beschränkung richtig. Freilich erlangt man durch die reine Übung unmittelbar nur Fertigkeit und zwar zunächst nur für diejenige Art und Weise der Anwendung, für welche man sich übt. Wer das Springen betreibt, lernt dadurch nicht schwimmen, auch nicht klettern und reiten; die Einseitigkeit ist nur insofern gemildert, als die turnerischen Fertigkeiten, weil sie mit Rücksicht auf eine Fülle möglicher Anwendungen gewonnen werden, viel weniger gespalten und vereinzelt sind als die Geschäfte.

Ebenso wird auch die Entstehung einzelner Willensakte, weil die Leichtigkeit und Ausführung vermehrt wird, selbst erleichtert; es wird die Kraft zu wollen gesteigert. Dies ist

eine Wirkung, welche erfahrungsmäßig bei Turnern nicht ausbleibt, wenn sie nicht durch Gegenwirkungen, welche hier stattfinden können, in Schatten gestellt wird; allein, da die einzelnen Willensakte, welche beim Turnen fort und fort gezogen werden, meistenteils den Kern des sittlichen Lebens nicht berühren, so ist allerdings eine unmittelbare Einwirkung des Turnens auf den Charakter (die Gesinnung) nicht vorhanden. Der allgemeine Wille des guten Turners kann sehr gut, aber auch sehr schlecht sein, je nachdem andere Einwirkungen auf ihn seine Gesinnung veredelt oder verderbt haben; und beides ist in der That häufig der Fall. Darüber besteht keine Meinungsverschiedenheit, daß die Übung nur die Vollkommenheit des Handelns berührt, nicht aber die des Willens: für sich vermag sie es nicht, den unvollkommenen Willen in einen vollkommenen zu verwandeln.

Aber der Widerstand gegen die Einführung des Turnens wird sofort verständlicher, sobald wir das, was wir Gesinnung genannt haben, und das, was wir als Fertigkeit bezeichneten, nicht mehr als Extreme — theoretisch — gegenüberstellen, sondern die Wirklichkeit des Lebens ins Auge fassen. Da giebt es vorweg weder eine Wahrnehmung der Gesinnung ohne Äußerung, sei diese Rede als Zeugnis, oder That als Beweis der Gesinnung, weder ein Auffassen, das nicht zugleich sinnlich ist, noch ein Leibliches, welches nicht auch auf die geistige Seite des Menschen von Einfluß wäre; alle unsere Lebensäußerungen sind eine Mischung von Leiblichem und Geistigem. Es ist unnötig, dies weiter auszuführen.

Die Möglichkeit der Erziehung aber verflüchtigt sich vollends unter unseren Händen, sobald wir den Gegensatz der geistigen und der physischen Erziehung nicht in eine höhere Einheit aufzulösen verstehen. Wir würden uns ein für allemal der Hoffnung begeben müssen, überhaupt auf das Geistige, sowohl durch unterstützende als durch gegenwirkende pädagogische Thätigkeit, Einfluß gewinnen, wenn wir das Verhältnis von Gesinnung und Fertigkeit in schroffer Gegenüberstellung von Leib und Geist als ein Verhältnis der Ausschließung und nicht der gegenseitigen Ergänzung auffassen wollten. Wie sehr der Gedanke falsch ist, daß fein geistig gebildete Menschen kränklich sein dürften oder müßten, und daß man körperlich stark entwickelten Menschen die geistige Stumpfheit zu verzeihen habe, daß also das eine in dem Maße zurückstehen müsse, als das andere ausgebildet werde, erkennen wir in ganz populärer Weise schon

daraus, daß wir den Mangel an Einsicht und gutem Willen am lebhaftesten da empfinden, wo ein Überschuß der Körperkraft seiner Verwendung harrt, und daß wir andererseits die Kraft der Gesinnung um so stärker in Anspruch nehmen, je mehr körperliche Leiden, Verkürzung der Ernährung, Entziehung des Schlafes die natürliche Spannkraft der Muskeln schmälern. Die ganze Erziehung ist immerdar ein beständiges Ineinander von möglichst vollständigen, im Zusammenhange geordneten, bewußten Einwirkungen auf Fertigkeit und Gesinnung zugleich. Und nun schließen wir mit vollem Rechte: Da die Ausbildung der Fertigkeit von der der Gesinnung gar nicht zu trennen ist, so muß sie auch in den Dienst der höchsten Gesinnung gestellt werden. Wenn Staat und Kirche, Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Kirche miteinander im Streite liegen, so sollen auch unsere Fertigkeiten Teil haben an dem Kriege; und fragt man unsere Erziehungskunst, ob sie in der Aufgabe, den dereinstigen Frieden dieser Gemeinschaften vorzubereiten, zu bewirken gedenke eine hilflose Gesinnung und eine sinnlose Fertigkeit, so sollen wir keine Antwort haben auf diese Frage in ihr. Ist es da zu verwundern, wenn bei den Gegnern der Vorwurf laut wird: dies Verstummen sei vom Übel? „Ja vom Übel“, so schrieb der Vorredner der Schleiermacherschen Erziehungslehre im Jahre 1847, „für das Bevormundungssystem, welches, weil zum Gehorsam der Mensch zu erziehen sei, dies eine nur anstrebt, darüber aber das andere, daß er zur Freiheit zu erziehen sei, vergißt. Vom Übel für jeden Despotismus, der, weil der Mensch für die Gemeinschaft, für die Kirche, für den Staat zu erziehen sei, nur das Gemeinsame ausbilden will und sich anmaßt, der eigentümlichen Natur des Menschen ihr Recht zu entziehen. Vom Übel auch für diejenigen, welche bei der Zersplitterung Deutschlands das Bestehen der einzelnen Staaten davon abhängig machen, daß des einen Vaterlandes Söhne für die Zersplitterung erzogen werden. Vom Übel für diejenigen, welche bei der bestehenden nnd immer wieder entstehenden Differenz der Stände in freventlichem Übermut jede, auch die sittlichste Ausgleichung dieser Differenz für Anmaßung und Unverstand halten. Vom Übel endlich für diejenigen, welche, weil das Heiligste und Höchste im Menschen, die Religion, jetzt noch allein in der Verschiedenheit der Konfessionen zu Tage tritt, den konfessionellen Unterschied noch geschärft der jüngeren Generation einprägen wollen und das ausgleichende Prinzip der Erziehung als das

umstürzende und religiöses Leben abschwächende brandmarken." Noch einmal frage ich, wenn der Geist in uns lebt, daß wir auch bei unserer turnerischen Arbeit von dem allen und denen allen nichts wissen wollen, ist es da zu verwundern, daß einstmals der Ruf ertönte und bis heute vernehmlich nachhallt: Feinde ringsum?

Fürchten Sie nicht, daß ich — in dieser schönen und gastlichen Stadt — in diesem Tone fortfahre. Wohl hatte Schleiermacher scharfe Worte für kriechendes Wesen, Willkür, Gewaltsamkeit und Heuchelei, aber der Grundzug seines Gemütes war die versöhnende Milde. Dem prophetischen Bürger einer besseren Zeit, wie er sich nennt, gebührt der Zorn des Propheten, aber dem Prediger christlicher Sittenzucht ist daneben die Wahrheit aufgegangen, daß „das Leben bestehe aus zugleich gegebenen konzentrischen Kreisen von Liebe". So mag ich denn in beruhigter Rede kürzlich — das Einzelne müssen Sie selbst nachlesen — weiter erzählen, wie er bemüht war, dem Geiste der Turnkunst in dem gegebenen Systeme unserer modernen Erziehung Stätte und Form zu verschaffen. Wie lautete seine Antwort auf unsere Frage: Wo und wie soll im Dienste der höchsten Gesinnung die turnerische Ausbildung, welche sittlich gefordert und allen notwendig ist, besorgt werden?

Die gymnastische Gemeinschaft ist das Gebiet, auf welchem die Jugend in freier Thätigkeit sich für die politische Gemeinschaft vorbildet.

Der Anfang aller Erziehung fällt bei uns der Familie zu, dem engsten jener eben erwähnten konzentrischen Kreise der Liebe, folglich auch der Anfang dessen, was Beziehung auf die Turnkunst hat. Solange die Erziehung in diesem engsten Kreise verweilt, ist naturgemäß der bestimmte Unterricht, der sich nach den verschiedenen Gegenständen in verschiedene Zweige teilt, ausgeschlossen; auch die Leibesübungen knüpfen sich weder an bestimmte strenge Einteilung der Zeit, noch einen streng abgemessenen Gang, sondern bleiben der freien Wechselwirkung des Lebens unterworfen. Sie lösen sich insbesondere von den Erweiterungen des Wahrnehmungs- und Anschauungskreises, von den Lustäußerungen an der mechanischen Gestaltung der gegebenen Dinge nicht ab, bleiben vielmehr mit alle dem in dem Rahmen des Spiels eingeschlossen, in welchem das Kind seines

eigentümlichen Daseins gewiß wird. Da indes ein gesundes Hauswesen niemals ohne eigene Ordnung besteht und es diese Ordnung mit der allgemeinen Naturordnung in Übereinstimmung gebracht hat, so wird jene freie Einwirkung selbst des Zuges zur Ordnung nicht entbehren, ein Wechsel der verschiedenen Thätigkeiten wird stattfinden, und das Kind wird allmählich, während es ganz in dem Genuß der Gegenwart schwimmt und nichts, was es unternimmt oder wozu es angehalten und gewöhnt wird, als ernste Übung ansieht, zu seiner eigenen Befriedigung für die kommende Zeit vorbereitet, in welcher Spiel und Ernst sich scheiden und die notwendige Ausbildung seiner Kenntnisse und seiner Fertigkeiten getrennte Übungen zweckmäßig macht. Für das frühere Alter sind Spielleben und Übungsleben ganz eins, später vollzieht sich eine Scheidung, aber diese selbst führt sich in das Hauswesen durchaus nur unmerklich ein: etwa in demselben Maße, wie sich in den Kindern das Gefühl der Hilflosigkeit und der unbedingten Abhängigkeit verliert, und es erreicht wird, daß sie gehorsam sind, weil sie es sein können und sein wollen. Denn hiermit fängt die Vorstellung der Gesetzlichkeit an, in ihr Inneres einzutreten; ein Begriff, der dem Hauswesen, so stark auch Regel und Richtung in ihm sein mögen, doch an sich fremd ist. Nichts anderes als dies, die Einigung des freien Willens mit dem Gesetze, ist es, was sie aus dem Hause ins öffentliche Leben hinausreißt; nichts anderes als dieses, von dem wir demnächst Vorschriften für die äußere Gestaltung des Turnlebens reiferer Jugend zu erwarten haben.

Der Gehorsam des Kindes ist von Haus aus blind, das Übergewicht und das Ansehen der Eltern sind so groß, daß für eine eigenwillige Thätigkeit der Kinder anfangs fast gar kein Spielraum bleibt, aber das Interesse der Eltern selbst ist darauf gerichtet, die Kinder von der Abhängigkeit frei zu machen und sie so zeitig wie möglich den großen Lebensgemeinschaften zuzuführen, in denen der blinde Gehorsam rein gar nichts mehr und die persönliche Autorität des Einzelnen nur soweit etwas gilt, als sie von der Autorität des Ganzen getragen wird. Wenn aber am Ende der Erziehung der Zögling von aller persönlichen Autorität frei sein soll, so muß an deren Stelle etwas anderes treten; sein Gefühl und Urteil soll dann mit dem Gesamtgefühl und Gesamturteil übereinstimmen, sonst tritt er nicht als mitwirkendes Glied in die Gemeinschaft ein, sondern als gegen-

wirkendes; die Gemeinschaften müssen es verlangen, daß das ursprüngliche Gefühl der Abhängigkeit später durch ein ebenso lebendiges Gemeingefühl ersetzt sei. Da es zunächst gar nicht in den Gesichtskreis der Jugend fällt, die Familie selbst als ein Glied jener Gemeinschaften anzusehen, da innerhalb der Familie nur die persönliche Autorität, nicht aber das Gemeingefühl aufkommt, so werden wir schon durch diese Betrachtung von Vorgängen, welche sich im Innern des Zöglings vollziehen sollen, zu der Notwendigkeit geführt, wenigstens einen Teil der Erziehung außerhalb des Hauses zu verlegen.

Die Betrachtung äußerer Umstände führt zu demselben Ergebnis. Sobald die Jugend heranwächst, bedarf sie sogar für ihre Spiele, aber noch viel mehr für ihr Übungsleben einen weiteren Raum und reichere Mittel, als ein einzelner Hausstand — mit seltenen Ausnahmen — zu beschaffen vermag; geschweige derer Familien, welche in sich selbst zerrüttet und pflichtvergessen, nicht einmal für die Pflege einer guten Gesinnung die mindeste Gewähr bieten.

In jeder Rücksicht, muß daher die Jugend einem weiteren, von den großen Gemeinschaften eingerichteten gemeinsamen Leben zugeführt werden, in welchem die häuslichen Einwirkungen teils zu ergänzen und zu vervollständigen, teils aber auch, sofern sie nicht auf das Gute abzielen, zu verbessern Vorsorge getroffen ist.

Lang ist die Reihe der Männer, von Plato bis auf Fourier, welche, erfüllt von selbstgeschaffenen Scheinbildern eines allervollkommensten Staates, über diese Notwendigkeit, dem Hause einen Teil des Geschäftes abzunehmen, mit ihren Ansprüchen weit hinausschießend, die Botschaft der alleinigen Staatserziehung verkündigt haben, ohne recht zu beachten, daß sie mit der elterlichen Liebe und der Verantwortlichkeit alsogleich den stärksten Beweggrund einer redlichen Erziehung überhaupt zerstören. Uns wird die Thatsache genügen, daß die Geschichte kein Beispiel einer Verwirklichung solcher Utopien kennt, und wir stehen nur vor der Aufgabe, das gemeinschaftliche Jugendleben in öffentlichen Anstalten so zu ordnen, daß die Zöglinge bei ihrer Entlassung im stande und gesonnen sind, das Gemeingut stets vollständig und ordentlich zu verwalten — gleichviel welcher Teil dieses Gutes ihrer besonderen Obhut zufällt.

Es muß ja im Verlauf der Zeit, welche sie in den öffentlichen Erziehungsanstalten zubringt, ein Punkt kommen, bei dem der Einzelne in Übereinstimmung mit den Erziehern und dem

jedesmaligen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft sich entscheidet, welchem Beruf er sich in Zukunft widmen will; an dieser Stelle findet ein zweiter Abschnitt der Erziehung statt, welcher dem des Eintritts in die öffentlichen Anstalten ungefähr gleich zu achten ist.

Es ist klar, und die wirkliche Einrichtung unserer niederen Schulanstalten entspricht dem auch ziemlich genau, daß bis zu diesem zweiten Wendepunkte des Lebens die Erziehung sich mehr an das Allgemeine halten muß, so daß der Jugend die verschiedenen Verhältnisse, in die der Einzelne eingehen kann, möglichst vollständig zum Bewußtsein kommen, und sie nicht einseitig bloß gewisse Fertigkeiten und Kenntnisse empfangen, die nur für einen bestimmten Beruf Wert haben.

Daß die turnerischen Übungen zu denen von allgemeinster Anwendbarkeit gehören, wissen wir; daraus folgt, daß sie in dieser „zweiten Periode" der Erziehung eine wichtige Rolle spielen. In der ersten Periode fielen sie, wie wir gesehen haben, ganz mit dem häuslichen Spiel zusammen, in der zweiten müssen sie sich davon ablösen. Soweit sie bloß Übung der Kräfte bezwecken, können sie mit schulmäßiger Strenge betrieben werden; aber als Darstellungen des jugendlichen Körpers in der Mannigfaltigkeit der Bewegung gehören sie zugleich in das Bereich der freien Tätigkeit, so daß es wünschenswert erscheint, die Jugend dabei in einen Mittelzustand zu versetzen, der den Gegensatz zwischen Ernst und Spiel ausgleicht.

> Heutzutage suchen wir die Vermittelung darin, daß wir verschiedene Arten und Zeiten der Übung unterscheiden, kürzere, welche die Schule selber innerhalb der ihr zugemessenen Zeit gewährt, andere größere, welche in die schulfreie Zeit fallen. Wir kämpfen mit Bewußtsein zunächst für allgemeine Einrichtung der ersteren, weil wir meinen, daß dann die anderen von selbst kommen.

Schleiermacher erfaßte die Aufgabe, eingedenkt dessen, was er erlebt hatte, am entgegengesetzten Ende. „Es gilt", sagt er, „die Jugend zu den gymnastischen Übungen in größeren Massen zu vereinigen, sie aber dann nicht sich selbst zu überlassen; die Möglichkeit ist unleugbar, die Tradition ist oft schon in der Jugend selbst vorhanden, sie tritt auf die leichteste Weise in Masse zusammen und ordnet sich willig; es bedarf nur der Aufsicht, der Aufsichtführende mag ein Lehrer der Schule sein, oder ein anderer."

Je mehr die Schule die Sache in die Hand nimmt, desto sorgfältiger ist es zu beachten, daß die strenge Regelmäßigkeit, durch welche vorzugsweise, im Gegensatz zur Familie, sie ihren Einfluß auf die Gesinnung ausübt, mit einer gewissen Milde verbunden sein muß, da der Knechtssinn ebenso schlecht und nachteilig für das öffentliche Leben ist, wie die Zügellosigkeit. Dagegen giebt es keine vorteilhaftere Entwickelung der Gesinnung in Beziehung auf den Übergang aus dem Zustande der Unselbständigkeit in die bürgerliche Thätigkeit, als die Wirkung einer strengen, aber mit Milde gehandhabten Regelmäßigkeit. Eine solche muß die Freude an dem gesetzlichen Zustande hervorbringen, die Grundlage des vollkommenen Selbstbewußtseins in Beziehung auf das Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen.

Je selbständiger dagegen die gymnastische Gemeinschaft geordnet wird, desto strenger ist darauf zu halten, daß der in ihr entwickelte Gemeingeist nicht mit dem der bürgerlichen Gesellschaft und mit der herrschenden Sitte in Widerspruch gerate, denn sei auch diese der Verbesserung fähig und bedürftig, so darf man doch nicht vergessen, daß alle Verbesserungen derselben nur aus dem allgemeinen Gefühl der Mangelhaftigkeit hervorgehen können: „Naseweisheit heilt nicht!“ Wie zu Jahns Zeit die turnerischen Übungen schnell Anklang fanden, wie schnell aber auch die Unternehmer von der erreichten Höhe wieder zum Anfang zurückgeworfen wurden, sei warnendes Beispiel.

Je mehr aber in der Schule die Milde, in der freien Gemeinschaft das Gesetz waltet, desto sicherer stärkt sich in den Äußerungen des frohen Bewegungstriebes und des natürlichen Wetteifers der Jugend ihr geselliger und gesellschaftlicher Sinn, sie reift heran — mit einem Worte: — zu politischer Tugend.

Wenn sich dann nach getroffener Wahl des Berufs die Wege der Jugendgespielen und Schulgenossen scheiden, so giebt es kein besseres Mittel, sie zu selbständiger Teilnahme am bürgerlichen Leben zu befähigen, als die Fortdauer der Turngemeinschaft.

Es ist aber ein solches Mittel sehr notwendig.

Sehen wir nämlich auf die abgeschlossene Erziehungsperiode zurück, so hört für die ganze Masse der Jugend mit der Wahl des Berufes jede Gemeinschaft des Unterrichts in den mannigfaltigen Zweigen des Wissens und der mechanischen Fertigkeit

auf. Zum kleineren Teile geht sie in Spezialanstalten über. Wir haben besondere Schulen für Landwirte, Handwerker, Kaufleute, Künstler, Gelehrte, und unter diesen Schulen wieder eine Menge von Abarten oder Spielarten. Alle diese Namen deuten eine gewisse Einseitigkeit an; es ist deshalb, obgleich noch ein gemeinsames Leben fortbesteht, schwer zu verhüten, daß sich aus ihm statt des rechten Gemeingeistes ein anmaßlicher und hochmütiger Zunft- und Korpsgeist entwickelt. Zum größeren Teile aber wird die Jugend dem Geschäftsleben unmittelbar zugeführt, und ihre Teilnahme an demselben ist dann eine so abhängige und untergeordnete, daß der in der Schule geweckte Sinn für Gemeinsamkeit vorerst gar keine Nahrung mehr findet. Ohne Abhilfe wäre also das Leben in der gemeinsamen Schule für den einen Teil der Grund für eine falsche Entwickelung, dem anderen wäre es ein unfruchtbarer Zwischenzustand gewesen.

Sehen wir gegenseits über die anfangende dritte Periode der Erziehung hinaus, so sollen beide Teile doch am Ende im stande sein, miteinander und aufeinander zu wirken, im ganzen das, was sie sind, was sie wissen und für recht halten, mit Kraft und Geschicklichkeit geltend zu machen. Vorerst aber, solange sie sich in den besonderen Geschäftskreis noch nicht eingelebt haben, darf ihrer vollkommenen Überzeugung ein selbständiger Einfluß auf das Gesamtleben noch nicht zugestanden werden. Sie sollen sich somit in diesem Gesamtleben plötzlich einmal heimisch fühlen, wie vordem im Elternhause, während ihnen doch das Gebiet der Ausübung freier Thätigkeit in bürgerlichem Sinne vorläufig auf längere Zeit verschlossen bleibt. So fordert auch der Ausblick in die Zukunft eben wie der Rückblick eine Abhilfe.

Die Turngemeinschaft, in welcher Schleiermacher diese Abhilfe gesucht hat, hebt in der That die Trennungen, die sich auf das Geschäftsleben beziehen, wenigstens vorübergehend auf, sie macht ein Vergessen des besonderen Berufs und Standes in der Zeit der gemeinsamen freien Thätigkeit möglich; sie schwächt dadurch den nachteiligen Einfluß, den die Gemeinschaft des Gewerbes auf den Gemeingeist hat. Sie erlaubt es ferner, ohne Nachteil allmählich der Jugend einen immer größeren Einfluß in dem gemeinsamen Leben zu gewähren, so daß sie sich gewöhnt, zu verwalten und zu regieren nach Sitte und Gesetz.

Für die unmittelbare Leitung dieses Lebens hat Schleiermacher nur allgemeine Regeln. Es wird sich dasselbe am

leichtesten gestalten, je größer die Richtung auf das öffentliche Leben überhaupt ist, denn in dem Maße zeigt sich ein freiwilliger Anteil der Jugend; es wird am ruhigsten verlaufen, je mehr die Schule bereits dem Geiste leerer Anmaßung in der Jugend durch Arbeit und gemeinsame Zucht entgegengetreten ist, je mehr aber auch in dem älteren leitenden Geschlecht das Bewußtsein der steten Bewegung und Fortschreitung der menschlichen Dinge fest geworden ist.

Am Ende meiner Betrachtung widme ich das Bild, welches ich, zur Erläuterung eines eigenen Ausspruches, vor Ihnen aufgerollt habe, dem Andenken desjenigen, der es mir zu seiner Zeit in jüngeren Tagen vorgehalten hat. — Die Luftschlösser, welche wir damals, Knaben und Jünglinge, gesammelt in wenigen freien Turngemeinschaften, als Wohnungen für den Geist der Turnkunst bauten, den er uns in dieses Bild gebannt hat, sie sind verraucht nnd verweht im natürlichen Verlaufe der Dinge. Doch denke ich, der Geist ist uns nicht mit ihnen entrückt. Ich lade ihn ein, mir dahin zu folgen, wo wir als Männer im strengen Dienste auf heimischer Erde unser Haus zu erstellen bemüht sind. Ich weiß es, auch dieses Haus ist nicht für die Ewigkeit gegründet. Da getröste ich mich mit dem guten Spruch, der nun drei Generationen die Turner erbauet hat: **Der Geist lebt in uns allen, das Haus mag zerfallen, was hat's denn für Not!**



Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.